

Zweiter Preis

aus dem allgemeinen Fortgange
zuerkannt dem

Bleicher, Joseph,
Schüler der IV Claſse A der Lateinschule.

Augsburg am 6. August 1868.

Das Koenigl. Rectorat der kath. Studienanstalt.

[illegible]

K. B. RECT. D. KATH. GYMNASIUMS IN AUGSBURG

P. Otto Ziereis
Klaßlehrer.

Charakterbilder

der

neueren Geschichte.

Nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung
alter und neuer Zeit.

Den Studirenden höherer Lehranstalten, sowie den Gebildeten
aller Stände gewidmet.

Von

Dr. A. Schöppner.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Schaffhausen.
Verlag der Friedrich Hurter'schen Buchhandlung.
1866.

Charakterbilder

der

allgemeinen Geschichte.

Nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung
alter und neuer Zeit.

Den Studirenden höherer Lehranstalten, sowie den Gebildeten
aller Stände gewidmet.

Von

Dr. A. Schöppner.

Dritter Theil:

Die neuere Geschichte.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Schaffhausen.

Verlag der Friedrich Hurter'schen Buchhandlung.

1866.

Vorrede.

Nur derjenige Historiker, welcher sich bei seiner Forschung und Darstellung von seiner eigenen Individualität lossagen und aus dem gewöhnlichen ihn umgebenden Gedankenkreis heraustreten kann, wird jenen Grad von Objectivität erreichen, der eine sichere Basis für historische Wahrheit und Treue bildet. Zu dieser Stufe wissenschaftlicher Vollkommenheit gelangen freilich bei weitem nicht alle, die Geschichte schreiben, so daß wir oft genug selbst in der Behandlung des Alterthums und des Mittelalters nicht allein unberechtigte individuelle Auffassungen, sondern auch Ideen der herrschenden Zeitrichtung Platz greifen sehen. In noch viel höherem Grade ist dieß bei Darstellungen der neueren Geschichte der Fall, welche natürlich eine größere Menge von Anhaltspunkten bietet, an die sich Anschauungen unserer Tage anknüpfen lassen. Alle die Faktoren, welche den Geschichtschreiber so leicht von der Fährte der Thatsachen ablenken und der Würde seines Berufes Abbruch thun können, treten bei der Darstellung der neueren und neuesten Geschichte mit verstärkter Wucht der Verführung auf. Daher kommt es denn, daß unverschuldete oder böswillige Entstellungen, von Parteisucht und Sonderinteressen eingegeben, von Haß und Fanatismus gepflegt, so vielfach in der neueren Geschichte der Wahrheit die Thüre verschließen und in der Weise von Schmarotzerpflanzen ihr unsittliches Dasein fristen.

Doch die Zeit übt Gerechtigkeit und wir sind der Wissenschaft unserer Tage bereits zu Dank dafür verpflichtet, daß sie eine ansehnliche Reihe von Grundirrthümern, mit denen sich die Geschichte schleppte, beseitigt, daß sie hergebrachte Entstellungen in dem rechten Lichte gezeigt und tiefgewurzelte Unwahrheiten ausgerodet hat. Wer die neueste Geschichtsliteratur überblickt, kann sich leicht von den Fortschritten überzeugen, welche in der Erforschung der historischen Wahrheit täglich gemacht werden, kann ohne Schwierigkeit gewahren, wie groß der Umschwung ist, den die Auffassung der wichtigsten Ereignisse, der hervorragendsten Persönlichkeiten machen mußte, da sich Thatsachen constatiren ließen, welche landläufige Reflexionen und Behauptungen ohne Halt gänzlich umwarfen. Doch hier dürfen wir keineswegs zu

stolz sein auf die jüngsten Erfolge der Wissenschaft und den Sinn für historische Wahrheit in unseren Tagen nicht überschätzen, denn wir begegnen auch heute noch Beispielen genug, welche beweisen, daß alle Schwere handgreiflicher Thatsachen oft das Vorurtheil oder die Verstocktheit unehrlicher Verführer der leichtgläubigen Massen nicht niederzudrücken im Stande ist. Es ist nicht unsere Sache, über den Mangel an historischem Gewissen zu klagen, auf Mittel zu sinnen, wie demselben abzuhelfen sei, die schlimmen Folgen der aus der Geschichte gezogenen falschen Lehren zu betrauern, sondern wir haben den Beruf, die Resultate einer gesunden, vorurtheilsfreien, ehrlichen Forschung, wie dieselben in größeren, meist streng wissenschaftlichen Werken niedergelegt sind, dem größeren Publikum der Gebildeten zugänglich zu machen und dadurch den Schäden der Unwissenheit oder des schlau angelegten Betrugs entgegen zu wirken. Demgemäß mußten wir das im letzten Vierteljahrhundert durch Eröffnung zahlreicher Archive unendlich erweiterte Gebiet der der Neuzeit angehörigen Geschichtsliteratur durchwandern, um eine Lese der reifsten Früchte zu halten; ein mühevoller, aber lohnender Gang!

Um das Werk auf dem Niveau des neuesten Standes der Wissenschaft zu erhalten, wurden also auch diesem Bande mehrere neue Artikel einverleibt, mehrere der vorhandenen waren einer stellenweisen Umarbeitung oder Erweiterung bedürftig. Das Letztere war der Fall bei: Las Casas; Johann Calvin; Abfall der Niederlande; Philipp II., König von Spanien; Maria Stuart; Der Aufstand in Böhmen; Die Häupter des dreißigjährigen Krieges; Wallenstein; Gustav Adolph und der Protestantismus in Deutschland; Tilly und Magdeburg; Richelieu; Der Papst und Napoleon; Die Katholikenemancipation in England. — Die neuhinzugekommenen Artikel sind: 1.) Ulrich von Hutten. 2.) John Fisher. 3.) Streiflichter auf die Reformation in England. 4.) Versuche zur Protestantisirung der griechischen Kirche. 5.) Shakespeare. 6.) Schillers dreißigjähriger Krieg. 7.) Leibnitz. 8.) Friedrich's II. religiöse und sittliche Principien. 9.) Polens erste Theilung. 10.) Die deutsche Kaiserkrönung. 11.) Graf Friedrich Leopold Stolberg. 12.) Aeußerer Ursprung und Verlauf des Irvingianismus.

Durch diese Zusätze ist der Band, obgleich neun Artikel weggelassen wurden, um 7 Bogen stärker als die erste Auflage desselben geworden. Möge dieses Buch, das schon bei seinem ersten Hervortreten so viele Freunde fand, auch in seiner neuen Erscheinung sich des Beifalls derjenigen erfreuen, die in ihm Belehrung und Unterhaltung suchen.

Inhalt.

I. Zeitalter der Kirchentrennung.

II. Zeitalter Ludwig's XIV.

III. Zeitalter Friedrich's des Großen.

IV. Zeitalter der Revolution.

Charakterbilder

der

Neueren Geschichte.

I. Zeitalter der Kirchentrennung.

1.

Martin Luther.

Martin Luther, der Sohn eines Bergmannes, geboren zu Eisleben den 10. November 1483, hatte 1501 die Universität Erfurt bezogen, war 1505 Magister geworden, und sollte sich nach dem Willen seiner Eltern der Rechtswissenschaft widmen. In einem Momente heftigen Schreckens — ein Freund soll an seiner Seite vom Blitz erschlagen worden sein — verband er sich durch ein Gelübde, Mönch zu werden. Nicht leicht mochte Jemand weniger zu diesem Stande geeignet sein, als er, gleichwohl trat er in das Augustinerkloster zu Erfurt. Im Beginn seines Prüfungsjahres mußte er sich nach Klostersitte lästigen Hausarbeiten und demüthigenden Verrichtungen unterziehen, wurde jedoch bald als Magister durch den Provinzial Staupitz davon befreit. Nach fleißigem Studium der scholastischen Theologie ward er an der neuerrichteten Universität Wittenberg Lehrer der Dialektik und Ethik, ging aber schon im folgenden Jahre zu dem ihm mehr zusagenden Vortrage der Theologie über. Ehe noch der Ablaßstreit begann, hatte Luther sich von der Lehre der Kirche in einem Punkte entfernt, der neben dem Dogma von der Person Christi, der wichtigste im ganzen kirchlichen Lehrgebäude ist — im Dogma von der Rechtfertigung des Menschen. Seine neue Ansicht war das Ergebniß eines peinigenden und trostlosen Zustandes, in welchem er sich lange befunden hatte. Wenn auch nach seiner Lossagung von der Kirche eine große Veränderung in seinem sittlichen Charakter vor sich ging, so ist doch nicht zu verkennen, daß jenes Feuer des Zornes,

das später in helle Flammen aufschlug, damals schon, wenn auch niedergehalten durch seine ascetischen Anstrengungen, in ihm glühte, und daß er überhaupt gegen sein mit edlen, wie mit schlimmen Anlagen reich ausgestattetes Temperament einen Kampf führte, der oft mit Niederlagen endete. Er sagte es selbst, daß es außer den Versuchungen der Wollust vorzüglich Regungen des Zornes, des Hasses und Neides gewesen, die er nicht zu überwinden vermocht habe. Dabei fehlte es ihm, seinem Geständnisse nach, an der Liebe Gottes; er habe, schrieb er nachher an Staupitz, vor Gott geheuchelt, wenn er Buße zu thun versucht, und eine erdichtete und gezwungene Liebe in Worte gefaßt. Im Kloster, erzählt er ferner, sei er Christo so feind gewesen, daß er, wenn er sein Gemälde oder Bildniß gesehen, wie er am Kreuze hing, erschrocken sei, die Augen niedergeschlagen und lieber den Teufel gesehen hätte. Das Gebet konnte ihm nicht helfen, weil er, wie er sagt, in dem Wahne befangen war, man müsse, um zu beten und erhört zu werden, bereits ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen des Himmels, sein. Alles dieses versetzte ihn in einen Zustand düsterer Entmuthigung und trostlosen Verzagens, der aber wieder mit trotziger Vermessenheit und selbstgefälliger Einbildung wechselte. In solchen Momenten war er dann nach seinem Ausdrucke noch ein höchst anmaßlicher Selbstgerechter und sah nichts von dem Schalk in seinem Innern. Die Pein dieses Zustandes ward immer unerträglicher, und Luther forschte und grübelte mit ängstlichem Bemühen, wie er den Stachel, der die Wunde seiner Seele offen hielt, aus der Brust reißen könne. In dieser Stimmung las und suchte er in der Bibel, besonders in den Briefen Pauli an die Römer und Galater, und sein Suchen ließ ihn auch finden, was er bedurfte. Luther's Entdeckung bestand wesentlich aus Folgendem: Der Mensch ist in diese Welt des herrschenden Bösen, eine Welt, die nicht in der Finsterniß, sondern die Finsterniß selbst ist, versetzt. Er selbst ist in Folge der Erbsünde durch und durch böse, das Streben nach innerer Heiligung und Reinigung von Sünde, in der Meinung, daß dieß vor Gott etwas gelte, ist verkehrt und vergeblich; Gott bietet vielmehr dem Menschen, der es zu keiner eigenen, wirklichen, inneren Gerechtigkeit zu bringen vermag, eine schon fertige, fremde an, die er sich nur zuzurechnen braucht, und die durch diese gläubige Zurechnung sein Eigenthum wird. Das, was Christus auf Erden gethan und gelitten hat, das hat er Alles gethan und geduldet, damit ich selber dieser für mich unlösbaren Aufgabe, wahrhaft gerecht, gottgefällig zu werden, überhoben wäre; mir aber liegt nur ob, diese

Leistung nunmehr durch den Act des Glaubens zu meinem Eigenthum zu machen, und mich im Vertrauen auf diese zwar fremde, aber mein gewordene Gerechtigkeit, vor Gott, der mich sofort als Gerechten anerkennt, darzustellen. — Hier war also eine Art Rechtfertigung für den Menschen gefunden. Das große, bisher unbekannte Prinzip war verkündigt. Das war der Sinn der von Luther so kräftig vertretenen Abschaffung des Gesetzes, das dem Menschen zumuthet, nicht zu sündigen, fromm zu sein, dieß und jenes zu thun, während doch Christus zum Menschen spricht: du bist nicht fromm, ich habe aber Alles für dich gethan, du brauchst es dir nur zuzurechnen; daher die so oft wiederholte Zumuthung, dem Gesetze durchaus keinen Einfluß auf das Gewissen zu gestatten, das Gewissen freudig einschlafen zu lassen in Christo, ohne alle Empfindung des Gesetzes und der Sünde. Dieß war die große Entdeckung Luther's, mit der ihm die Lösung aller Räthsel des religiösen Lebens vollständig gelungen zu sein schien.

Zu der neuen trostvollen Lehre bot sich sofort auch der rechte Name von selbst dar — er nannte sie das „Evangelium," denn welche fröhlichere Botschaft, meinte er, kann es geben, als daß der Mensch nicht durch Anstrengung, Buße und Besserung, sondern auf so leichte und bequeme Weise, durch bloßen Glauben gerecht und selig werde? Und diese fröhliche Botschaft, sie war seit vielen Jahrhunderten verloren gegangen. Es war offenbar, so schloß Luther weiter, Gottes specielle Wahl und Berufung, die ihn zum Verkündiger und Wiederhersteller dieser verschollenen Freudenbotschaft auserkoren, und ihm selber war diese Einsicht nur durch höhere Inspiration zu Theil geworden. Das Ablaßwesen Tezel's und der Streit, in den Luther darüber verwickelt ward, war nicht die erste Veranlassung für ihn, die kirchliche Lehre anzugreifen, sondern schon vor diesem Zwiste hatte Luther bereits eine Doctrin sich angeeignet, welche natürlich auch die Verwerfung der Lehre von der Buße und Genugthuung, und somit vom Ablasse als nothwendige Folge nach sich zog. Sobald aber Luther einmal gegen die kirchliche Lehre argwöhnisch geworden war, lag es sehr nahe, auch in den Erscheinungen des kirchlichen Lebens nur die schlechten Früchte einer schlechten Lehre zu entdecken. Luther's erste Schritte wurden mit Muth und Vertrauen auf die Güte seiner Sache, und in dem Bewußtsein, daß er viel Gleichgesinnte habe, unternommen. Seine Gegner gehörten dem zwar mächtigen, aber durch eigene Schuld in der öffentlichen Meinung sehr gesunkenen Dominikaner-Orden an, während Luther Mitglied eines in

Deutschland durch seine sittliche Haltung und Gelehrsamkeit geachteten Ordens war. Er selbst führte einige Monate hindurch die Sprache demüthiger Unterwerfung unter das Urtheil der kirchlichen Obern, und versicherte den Papst, daß er unbedingt über seine Person und Lehre verfügen könne; um so leichter gestattete dieser, daß Luther, statt der Anfangs August erlassenen Vorladung gemäß sich persönlich in Rom zu stellen, seine Sache vor dem Cardinal Thomas de Vio in Augsburg führen durfte. Jetzt mischte sich aber das alte Mißtrauen der Deutschen gegen die schlauen Italiener in's Spiel. Luther erschien nur mit einem Geleitsbriefe, und weigerte sich, den Widerruf, den der Cardinal von ihm forderte, zu leisten, appellirte an den besser zu unterrichtenden Papst, und dann, als eine päpstliche Bulle die Ablaßlehre bestätigte, an ein allgemeines Konzil. Die Verhandlungen mit dem päpstlichen Kammerherrn Miltiz blieben ohne wesentliches Ergebniß; Luther versprach zu schweigen, aber nur, wenn auch alle seine Gegner schweigen würden. Wenn sein Ruf und der seiner Gehilfen Carlstadt und Melanchthon 1520 bereits 500 Studirende nach Wittenberg gezogen hatte, wenn ihm beistimmende und bewundernde Zuschriften von allen Seiten zukamen, Sickingen und andere Edelleute Schutz und Asyl anboten, so wußte Luther wohl, daß er unbesorgt noch weiter gehen dürfe, und daß er schon an dem in Deutschland damals weit verbreiteten Widerwillen gegen Rom einen mächtigen Bundesgenossen habe. Die von Eck betriebene päpstliche Bulle, welche 41 Sätze Luther's verdammte, und ihm wenn er nicht widerrufe, die Exkommunikation ankündigte, bekräftigte ihn in dem Entschlusse, den Bruch zu vollenden, besonders, nachdem ihm Zusicherungen eines mächtigen Schutzes zugekommen waren. Er, der am 15. Januar 1520 noch in einem Schreiben an den neuerwählten Kaiser Karl erklärt hatte, er wolle als ein treuer und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche sterben, und sich das Urtheil aller nicht verdächtigen Universitäten gefallen lassen, hatte im Juni desselben Jahres die Schrift: „An den deutschen Adel von des christlichen Standes Besserung" herausgegeben, und ließ im Oktober das Buch „von der babylonischen Gefangenschaft" folgen. In beiden Büchern war neben der Rüge vieler wirklicher und schwer genug gefühlter Mißbräuche eine so vollständige Lossagung von der Kirche, ihrer Lehre, ihrem Gottesdienste und ihrer Verfassung enthalten, daß Luther später nicht viel mehr hinzuzusetzen hatte. Insbesonders hatte er die Lehre vom allgemeinen Priesterthum aller Christen in der Art verkündet, daß dadurch das ganze Gebäude

der Kirchenverfassung von Grund aus umgestürzt wurde. Nicht ein geistlicher Stand sollte mehr existiren, sondern nur von den Gemeinden aufgestellte Beamte, die das verrichteten, wozu Alle gleiche Gewalt hätten. Dabei schmeichelte Luther mit kluger Berechnung den Fürsten, dem Adel und den städtischen Gewalten, denn diesen vorzüglich mußte, wenn nach seiner Absicht der Bau der Kirche in Trümmer fiel, die reiche Beute zufallen; der hundertste Theil des gegenwärtigen Kirchengutes, meinte er, sei hinreichend zur Erhaltung der Kirche. Ausdrücklich behielt er zu Gunsten des Adels vor, daß die Domstifte als Versorgungsanstalten für die jüngeren Söhne des Adels fortbestehen sollten; auch dem Kaiser hatte er eine Lockspeise hingeworfen: Einziehung des Kirchenstaats und Zerreißung des Lehensverhältnisses von Neapel. Dazu kam dann die alles bisher in der Christenheit Vernommene überbietende Schrift: „Wider die Bulle des Antichrists," und am 10. Dezember die feierliche Verbrennung der Bulle und der canonischen Rechtsbücher vor dem Thore von Wittenberg. Nach Worms zum Reichstag folgte Luther dem Rufe des Kaisers gerne; er freute sich, vor den Fürsten und dem Adel des Reiches, unter dem er bereits so viele Gönner zählte, als Bekenner seiner Lehre auftreten zu können; seine Reise dahin glich einem Triumphzug; im Bewußtsein persönlicher Sicherheit und gewaltiger Popularität bewegte er sich auf der Versammlung mit einer Zuversicht, die Vielen als ein neuer Beweis für die Güte seiner Sache galt; den Versuchen, ihn zum Widerruf oder zu einer beruhigenden Erklärung zu bewegen, stellte er die Berufung auf die Bibel und sein Gewissen entgegen; selbst einem Konzil wollte er die Entscheidung nur dann überlassen, wenn dasselbe nach Bibelstellen (natürlich nach seiner Auslegung dieser Stellen) den Ausspruch thue. Auf seiner Rückreise wurde er auf Anordnung seines Churfürsten und mit seiner Zustimmung aufgehoben, und als Ritter verkleidet nach der Wartburg gebracht, während in Worms der Kaiser die Reichsacht über ihn verhängte. Der Fortgang der neuen Lehre wurde dadurch, daß ihr Urheber auf kurze Zeit den Augen der Menschen sich entzog, nicht gehemmt; der Feuerbrand war einmal in das dürre Gestrüppe, dessen es allenthalben genug gab, hineingeworfen, und bald da, bald dort schlugen die Flammen auf. Es war auch ein Schauspiel, das billig Alles in Spannung erhielt. Da stand auf der einen Seite eine ganze Schaar von Prälaten, die mit irdischen Gütern überreich ausgestattet, sorglos dahinlebten, sich wenig um die Noth und den Verfall der Kirche kümmerten und auch jetzt den stürmischen Angriffen auf die Kirche in ruhiger Träg-

heit zuschauten; auf der andern Seite stand ein einfacher Augustiner-Mönch, der Alles das, was jene in Fülle hatten, weder besaß, noch suchte, dafür aber mit Waffen stritt, wie sie jenen nicht zu Gebote standen, mit Geist, mit populärer Beredsamkeit, mit theologischem Wissen, mit festem Muthe und unerschütterlichem Selbstvertrauen. Fragen von höherem Interesse, welche die Geister anderweitig beschäftigt hätten, lagen damals nicht vor; um so größer war daher die Empfänglichkeit für religiöse Aufregung, um so größer die Bereitwilligkeit, einem Manne, der als Priester und Lehrer der Theologie an einer Hochschule die furchtbarsten Anklagen gegen die Kirche erhob, Alles auf's Wort zu glauben. Die Schriften, die jetzt zum erstenmale das Kirchenwesen und seine Gebrechen besprachen, waren einerseits mit biblischen Sprüchen durchwebt, andererseits derb und volksmäßig abgefaßt, und ebenso gut geeignet, in Wirthshäusern und auf öffentlichen Plätzen als von den Kanzeln vorgelesen zu werden. Mächtiger noch wirkten die inneren, in der Lehre selbst gelegenen Motive. Es waren süße, trostvolle, gern vernommene Worte, wie sie jetzt von so vielen Kanzeln, in Liedern, in zahllosen Schriften dem Volke beigebracht wurden, von der Rechtfertigung durch bloße Zurechnung der Verdienste Christi, und daß die guten Werke von allem Einflusse auf die Gerechtigkeit und Seligkeit der Menschen ausgeschlossen seien, daß aber jeder Christ schon im Besitze einer mühelos durch bloßen Glauben erworbenen Heiligkeit sei, wobei er allerdings sündhaft bleiben solle und müsse. Und dazu kam die neue christliche Freiheit, wie sie Luther so nachdrücklich verkündigte, die Freiheit, sich über die Satzungen der Kirche wegzusetzen, nicht zu beichten, nicht zu fasten u. s. f., oder dieß und Aehnliches nur nach eigenem Gutdünken zu thun. „O eine feine Predigt war das," schrieb Wicel später, „nicht mehr fasten, nicht mehr beten, nicht mehr beichten, nicht mehr opfern und geben u. s. f. Solltet ihr wohl doch zwei deutsche Lande, nicht eines allein damit geködert und in euer Netz gerücket haben! Denn wenn man einem erst seinen Willen läßt, so ist er wohl zu gewinnen." — Das neue Evangelium verhieß aber nicht nur viel leichteren Erwerb der geistigen Güter, es eröffnete auch, besonders für die Fürsten, den Adel und die städtischen Gewalthaber lockende Aussichten auf irdische Güter; gar Viele unter ihnen waren tief verschuldet, und erblickten im Kirchengute die geöffnete Schatzkammer, aus der sie ihre Schulden bezahlen konnten; zugleich bot die Einziehung der Bisthümer sich den Größeren als erwünschtes Mittel dar, ihre Staaten abzurunden und

ihre Territorialmacht fest zu begründen. Endlich hatte Luther in dem Kampfe, den er gegen die Kirche führte, zwei mächtige Menschenklassen zu Bundesgenossen; die eine bestand aus den Humanisten, Philologen und gelehrten Schulmännern, die dem mächtigen, im Besitze einträglicher Stellen befindlichen Klerus, dem sie sich meistens an Kenntnissen überlegen wußten, von Herzen gram waren, und begierig mithalfen, die Neigung und das Mißtrauen des Volkes gegen diesen Stand zu schüren. Die andere Klasse war noch weit zahlreicher, sie umfaßte die eben heranwachsende Generation, die studirende Jugend; alle diese bewunderten und verehrten in Luther den Helden des Tages, die imponirendste Persönlichkeit, die Deutschland damals aufzuweisen hatte, den Mann, der ein Schwert im Munde führte, dem keiner seiner Gegner ebenbürtig war, der überhaupt das Neue, den Fortschritt und die Aufklärung repräsentirte.

Inzwischen hatte Luther auf der Wartburg, seinem „Pathmos,“ sich mit mancherlei Schriften, besonders gegen das Meßopfer, beschäftigt. In der letztern Schrift versicherte er, erst nach schwerem Kampfe mit seinem Gewissen sei er endlich dahin gekommen, den Papst für den Antichrist, die Bischöfe für seine Apostel, die hohen Schulen für seine Hurenhäuser zu halten, sein Herz habe gar oft gezappelt und ihm vorgeworfen: „Wie, wenn du irrtest und so viele Leute in Irrthum verführtest, die alle ewiglich verdammt würden!“ Diese Besorgniß und Ungewißheit kehrte auch später oft wieder, doch nie mit solcher Stärke, daß sie ihn auf der betretenen Bahn umzukehren vermocht hätte. Vielmehr entschied er sich nun auch, den Cölibat der Geistlichen und die Gelübde des klösterlichen Lebens mit aller Energie zu bestreiten, und „zur Freiheit des christlichen Glaubens zurückzukehren,“ d. h. die von ihm abgelegten Gelübde selber zu brechen, und Andere aufzufordern, das Gleiche zu thun. Damit verstärkte er seine Partei unermeßlich, denn jetzt fiel ihm eine Schaar von Geistlichen zu, die bisher im Concubinat gelebt hatten, und eine Lehre begierig ergriffen, die Gelegenheit bot, den Makel durch Eingehung einer förmlichen Ehe zu tilgen; ihm fielen ferner Tausende von Mönchen zu, die der klösterlichen Zucht überdrüssig waren. Inzwischen drohte aber zu seinem Verdrusse die von ihm hervorgerufene Bewegung ihm selber über den Kopf zu wachsen. Die ersten W i e d e r t ä u f e r erhoben sich, und zwar in der Nähe von Wittenberg. Ganz mit denselben Gründen und mit dem gleichen Rechte, mit dem Luther die Sakramente und Institutionen der Kirche angegriffen hatte, bestritten sie die Kindertaufe. Zugleich begann Carlstadt mit seinem

Anhang die Bilder in den Kirchen zu zertrümmern, die Altäre umzustürzen, die Beichtstühle wegzuschaffen u. s. f. Da eilte Luther von der Wartburg nach Wittenberg (1522), Carlstadt mußte Wittenberg verlassen, Luther veranstaltete, daß ihm auch das Predigen verboten und der Druck seiner Schriften untersagt wurde und nun wurde derselbe Mann, der bisher Luther's vornehmster Gehilfe gewesen, in den Schriften des Reformators als ein schändlicher, mit allen Lastern gebrandmarkter Mensch geschildert, und Luther betheuerte: Wenn Carlstadt glaube, daß ein Gott im Himmel sei, so solle ihm (Luther) Christus nimmermehr gnädig sein.

Luther pflegte von Anfang sich wenig auf die alte Kirche zu berufen. Bei seiner geringen Kenntniß der altkirchlichen Literatur, hatte er doch so viel gesehen, daß der ganze Geist und die Praxis derselben seinem Systeme entgegen sei; er hielt sich also nur an das neue Testament, welches über die Zustände, Einrichtungen und das religiöse Leben der ersten Kirche so Weniges enthält, daß er um so freieren Spielraum für sein System zu haben wähnte. Was ihm das Zeugniß des kirchlichen Alterthums gelte, zeigte er recht augenfällig, als er nunmehr die bittersten Ausfälle gegen dasjenige Document der Kirche richtete, welches gerade das älteste und in seiner unverändert gebliebenen Gestalt und Allgemeinheit ehrwürdigste ist, gegen den Canon der Messe. Es ist Thatsache, daß dieser Canon schon am Anfang des 5. Jahrhunderts (ein Paar kurze nachher hinzugekommene Formeln abgerechnet) wörtlich so lautete, wie wir ihn jetzt haben. Diesen Canon gab jetzt Luther in einer deutschen Uebersetzung und mit seinen Anmerkungen heraus, „damit jeder sich davor entsetze und segne, wie vor dem Teufel selbst." Fast jeder Satz des Textes ward für einen Gräuel, eine Gotteslästerung, eine Lüge, für ein heilloses und verfluchtes, von ungelehrten, tollen Pfaffen zusammengerafftes Werk erklärt. — Um diese Zeit sorgte Luther auch für die Prediger seiner Lehre und das Volk durch die Herausgabe seiner Postille (1523); und brachte kurz darauf seine Uebersetzung der Bibel zu Stande, ein Meisterwerk in sprachlicher Hinsicht, aber seinem Lehrbegriffe gemäß eingerichtet, daher in vielen wichtigen Stellen sinnentstellt. Der Streit mit Erasmus über den menschlichen Willen und dessen Freiheit, oder Knechtschaft, der Luthern in den beiden nächsten Jahren beschäftigte, offenbarte wieder die Eigenthümlichkeiten des Mannes. Die einfachsten klarsten Stellen der heiligen Schrift in ihr Gegentheil zu verkehren, war nie einem Menschen so leicht geworden wie ihm; wenn

die Bibel voll von Ermahnungen ist, daß der Mensch selber etwas thun, Sünde meiden, sich reinigen solle, so sei, behauptet er, der Sinn: thut es, wenn ihr könnt, aber freilich ihr könnt es nicht; oder Gott will damit nur der Ohnmacht der Menschen spotten, als ob er sagte: laßt doch einmal sehen, ob ihr es thun könnt. Bei dieser, so wie bei andern Gelegenheiten pflegte er gegen den Unglauben der menschlichen Vernunft zu eifern; der Teufel sei es, der die römischen Pfaffen verführe, Gottes Willen zu messen mit der Vernunft, denn, daß zwei und fünf sieben sind, kann ich fassen mit der Vernunft; wenn es aber von oben herab heißt: „nein es sind acht, so soll ich's glauben, wider meine Vernunft." Deßhalb müsse man, verlangte er, als Christ der Vernunft den Hals umdrehen, ihr die Augen ausstechen und die Bestie erwürgen. Seinen Gegner Erasmus, dem früher auch er, wie das ganze Zeitalter, seine Huldigung und Bewunderung dargebracht hatte, behandelte er in diesem Schriftwechsel mit jener wegwerfenden Geringschätzung und Schmähsucht, die ihm nun schon zur Natur geworden war; schilderte ihn als Epicuräer, Skeptiker und Atheisten, schrieb ihm dann aber einen entschuldigenden Brief, indem er ihn mit Berufung auf die Heftigkeit seines Temperamentes, das er nun einmal nicht in seiner Gewalt habe, zu versöhnen suchte; Erasmus aber hielt ihm in seiner Antwort einen Spiegel vor, und schilderte mit einigen treffenden Zügen sein ganzes Treiben. Seit diesem Briefe war Erasmus für Luther einer jener Menschen, deren er nie anders als mit dem Ingrimme brennenden Hasses gedachte, eine giftige Schlange, ein Feind Christi und aller Religion, ein vollkommenes Ebenbild und Abdruck des Epicur und Lucian. Noch bedeutender war der Streit, welchen Luther mit Zwingli und den Schweizern über das Sakrament der Eucharistie zu führen hatte. Beinahe mit dem Anfange dieses Streites fiel seine Verheirathung zusammen; sie kam so plötzlich, sie wurde mit solcher Eile vollzogen, daß Jedermann, auch seine nächsten Freunde überrascht waren. Er selber scheint eine Art von Triumph dareinzusetzen, daß sie beide, er und seine Braut, ihre früheren Gelübde gebrochen und eine Ehe geknüpft hatten, die seit mehr als tausend Jahren durch die Kirche verpönt war. Aber hinter dieser scheinbaren Freude verbarg sich das Gefühl einer schweren, seinem Ansehen geschlagenen Wunde, und selbst seine Bewunderer fanden wenigstens die Wahl des Zeitpunktes zur Hochzeit, mitten in Stürmen und Blutvergießen des Bauernkriegs — unerklärlich. Dieses Ereigniß des Bauernaufruhrs griff erschütternd in Luther's Leben ein. Daß er mit Absicht und Bewußtsein

die Bauern aufgestachelt habe, ist historisch nicht ausgemittelt. Daß aber in seinen für das Volk verfaßten Schriften manche Stellen vorkommen, die in eine schon gährende Masse wie Zündstoff fielen, kann nur parteiische Befangenheit läugnen.

Inzwischen war es Zeit geworden, dem Kirchenwesen zunächst in Sachsen, eine dem Systeme Luther's entsprechende feste Gestaltung zu geben, und an die Stelle der abgeschafften bischöflichen Verwaltung eine neue Ordnung zu setzen. Nach einer frühern Ansicht Luther's war er für eine absolut demokratische Kirchenverfassung, so daß die Prediger von den einzelnen Gemeinden auf Ruf und Widerruf, durch Stimmenmehrheit gewählt und nach Gefallen abgesetzt worden wären. Eine solche Einrichtung würden indeß die protestantischen Fürsten nicht geduldet haben und Luther selber drang nicht weiter darauf, sondern gewöhnte sich, je häufiger die Fürsten und die städtischen Machthaber seiner Lehre zufielen, immer mehr an die Vorstellung, daß diese an die Stelle der Bischöfe treten sollten. Zufrieden, wenn nur das alte Kirchengebäude in Trümmer zerschlagen wäre, war er für jetzt damit einverstanden, daß sein Kirchenwesen der Vormundschaft der Fürstenhöfe und der Herrschaft der Juristen unterworfen würde.

Als sich das Bedürfniß einstellte, eine allgemeine bindende Kirchenordnung einzuführen, zu welcher Pfarrer und Gemeinden verpflichtet wurden, schrieb Luther, um den grellen Widerspruch mit seiner christlichen Freiheit zu beschönigen, eine Vorrede zu dem Pfarrunterrichte Melanchthons, worin er erklärte, nicht als strenge Gebote könnten sie diese Verordnung ausgehen lassen, damit sie nicht neue päpstliche Dekretales aufwürfen, sondern als eine Historie und Geschichte und als ein Zeugniß ihres Glaubens. Sofort werden nun aber die Pfarrer und Gemeinden darüber verständigt, daß diese „Historie" und dieses „Zeugniß" allerdings für sie Gesetz sei, so lange nicht der heilige Geist durch die Wittenberger Theologen etwas ändere; denn der Churfürst müsse als christliche Obrigkeit darüber halten, daß nicht durch Ungleichheit der Gebräuche und der Lehre, Zwietracht und Aufruhr sich erhebe, wie denn auch Kaiser Constantin die Christen zu einträchtiger Lehre und Glauben gehalten habe. Dieß war die Form, in welcher sich jetzt die „christliche Freiheit" in den Ländern lutherischen Bekenntnisses entwickelte. Bald folgte der Reichstag zu Augsburg (1530), die Vorlesung und Uebergabe der von Melanchthon verfaßten Augsburgischen Confession, während Luther, auf dem noch die Reichsacht lastete, zu Coburg weilte, um dem Schauplatz der Ereignisse

näher zu sein. Daß Melanchthon in der Confession den neuen Lehrbegriff in so milder Form darstellte, duldete Luther, aber um so schärfer wurden seine Briefe, als er von den Vergleichshandlungen vernahm. In den nächsten Jahren (1531—36) trat für Luther der Streit gegen die alte Kirche hinter den praktisch wichtigeren Abendmahlsstreit mit den Zwinglianern zurück. Die Nachricht vom Falle Zwingli's in der Schlacht bei Kappel und von dem kurz darauf erfolgten Tode des Oecolampadius, hatte er mit Wohlgefallen vernommen, nur eines bedauerte er, daß die katholischen Eidgenossen ihren Sieg nicht zur Unterdrückung der Zwinglischen Lehre benutzt hätten. Doch fand er es rathsam, sich den so verabscheuten Zwinglianern wieder zu nähern, und ein Abkommen mit ihnen zu treffen, welches sie im Besitz ihrer Lehre ließ. Es war dieß die Zeit, wo der Kaiser die Protestanten drängte, ihre Sache der Entscheidung des allgemeinen Konzil's zu übergeben. Gränzenlos war jetzt Luther's Erbitterung über den Papst, der nun wirklich ein Konzilium haben wollte. Der Satan schien ihm mit dem Papste Eins geworden und noch beim Herausfahren aus Schmalkalden rief er den ihn begleitenden Predigern zu: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst!" In dieser Stimmung waren denn auch die schmalkaldischen Artikel (1537) abgefaßt; wenn die Augsburger Confession Melanchthons Sinnesweise verrieth, so zeigte dieses neue Bekenntniß, das im Namen der deutschen Protestanten auf dem etwa zu haltenden Konzil übergeben werden sollte, deutlich, daß es Luther's Werk sei. Aeußerlich ging indeß in diesem und den nächsten Jahren Alles nach Wunsch, selbst weit über die Erwartung des Reformators. Schweden und Dänemark nahmen seine Lehre an, fast jede Woche brachte Kunde von neuen Uebertritten; der Adel, die Fürsten, die Städte — Alles schien ihm in Deutschland zufallen zu wollen, und dem Untergang der katholischen Kirche, wenigstens in Deutschland, konnten er und seine Freunde mit Zuversicht entgegensehen. Die Freude an den äußern Eroberungen wurde aber durch die Wahrnehmung so vieler innerer Schäden verbittert. Der Landgraf Philipp von Hessen, der Vorkämpfer des Protestantismus, forderte 1540 ein Gutachten zur Rechtfertigung der von ihm beabsichtigten Bigamie und Luther hatte nicht den Muth, es zu verweigern. Melanchthon selbst wohnte der Vermählung bei und Luther, der wenigstens auf Geheimhaltung der Geschichte gerechnet hatte, mußte zu seinem Verdrusse bemerken, daß sie ruchbar werde. Um diese Zeit erschien Luther's Schmähschrift: „Das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet." War Luther bei Abfassung dieses Buches

wirklich nüchtern, so verstand er es, sich bis zu jener Stufe des Ingrimmes zu erhitzen, wo der Geist der Verrücktheit zu verfallen beginnt. Gleich als ob es ihm an Objekten des Grolles fehle, schrieb er in jenen letzten Jahren seines Lebens auch gegen die Juden. Schon früher forderte er förmlich die Christen auf, die Synagogen mit Feuer zu verbrennen, und jeder solle Schwefel und Pech zuwerfen; dann solle man ihnen alle ihre Bücher, auch die Bibel nehmen, ihnen allen Gottesdienst bei Strafe verbieten, mit ihnen nach aller Unbarmherzigkeit verfahren und sie zuletzt aus dem Lande jagen. Die zweite Schrift von Schem-Hamphoras, begann mit der Erklärung, die Juden seien junge, zur Hölle verdammte Teufel; im Verlauf aber ergeht er sich mit so widerwärtigen gemeinen Bildern und Schilderungen, daß selbst seine Anhänger später dieser Schrift mit Scham gedachten. Ueberhaupt brachte Luther die letzten Jahre seines Lebens in einer düstern Stimmung, in fortwährender Bitterkeit und in dem stets wiederkehrenden Wunsche zu, recht bald durch den Tod dem Anblicke so vieler unerträglichen Dinge entrückt zu werden. Die katholische Kirche hatte seine Hoffnung eines baldigen Zerfalles getäuscht und ihr Fortbestand drückte seiner Genossenschaft das Brandmal einer Secte auf; die Schweizer Kirchenpartei breitete sich weiter aus, die Versöhnung zwischen den beiden großen protestantischen Körpern war mißlungen, die Spaltung vollendet, Fürsten, Adel, Bürger und Bauern bereicherten sich mit der Beute des Kirchengutes, ließen Prediger darben, oder mißhandelten sie, trösteten sich fleißig mit dem neuen Evangelium und führten dabei ein Leben, das den Charakter der neuen Lehre in ein höchst ungünstiges Licht stellte. Die Prediger aber haderten allenthalben untereinander und brachten ihre Streithändel auf die Kanzel. In Wittenberg war die Zuchtlosigkeit so arg geworden, daß Luther, wie er seiner Frau schrieb, eher umherschweifend das Bettelbrod essen wollte, als in diesem Sodoma leben. In solchen Stimmungen ereilte ihn der Tod am 22. Februar 1546 zu Eisleben, wohin er zur Schlichtung eines Streites des Grafen von Mansfeld gekommen war.

Wenn man den mit Recht einen großen Mann nennt, der mit gewaltigen Kräften und Gaben ausgerüstet, Großes vollbringt, der als ein kühner Gesetzgeber im Reiche der Geister Millionen sich und seinem Systeme dienstbar macht — dann muß der Sohn des Bauern von Möhra den großen, ja den größten Männern beigezählt werden. Auch das ist richtig, daß er ein theilnehmender Freund, frei von Habsucht und Geldgier und Andern zu helfen bereit war. Aber wir müssen ihn als

öffentlichen Charakter, als Reformator und Stifter einer neuen Kirche betrachten. Die Sprache der zweifellosesten Zuversicht, der unfehlbarsten Gewißheit in allen Behauptungen wußte Luther mit der größten Leichtigkeit zu führen; er versicherte in den mannigfaltigsten Wendungen, er habe seine Lehre vom Himmel und durch göttliche Eingebung, er sei ganz gewiß, daß sein Wort nicht sein, sondern Christi Wort, sein Mund also auch Christi Mund sei; Christus selber habe ihn zu einem Evangelisten berufen, mit seiner Lehre sei er Richter nicht nur der Menschen, sondern auch aller Engel, und wer sie nicht annehme, der sei unfehlbar verdammt. Mit solchen Aeußerungen war er stets zur Hand; und es kostete ihm keine Ueberwindung, sich alles Ernstes für den größten und begabtesten Lehrer zu halten, der seit der Apostel Zeiten unter den Christen aufgestanden. Bei solchem Glauben vermochte er leicht sich und Andere zu überreden, Gott wirke fort und fort Wunder zu seinen Gunsten, und hier kam ihm seine angeborne Neigung zum Argwohn und die Lieblingsidee, daß der größte Theil der Menschen eigentlich unter der Herrschaft des Teufels stehe, sehr gut zu statten. Er bildete sich nun wirklich ein, seine Gegner seien nicht nur seiner Lehre abhold, sondern auch gegen sein Leben verschworen, und hätten viele Menschen in Sold genommen, um ihn zu vergiften, diese Vergiftungsversuche aber würden immer durch Eingreifen Gottes wunderbarlich vereitelt. Indeß eigneten sich dergleichen Wunder nicht zum Beweise seiner göttlichen Sendung und der Wahrheit seiner Lehre und Luther sah sich daher nach Ereignissen um, die als solche außerordentliche Wirkungen der unmittelbar eingreifenden Allmacht Gottes gelten konnten. Er wußte jedoch nichts anzuführen, als daß es einzelnen Nonnen gelungen sei, aus ihren wohlverwahrten Klöstern zu entkommen. Indeß behauptete er auch wieder, es sei nicht mehr Noth, Wunder zu thun, und berief sich dann lieber auf die schnelle Ausbreitung seiner Lehre und auf die Uneinigkeit, die sie in der Welt angerichtet habe; dieß sei das stärkste Argument und Wunderzeichen, daß er die Sachen in Gottes Namen angefangen und das rechte Wort Gottes lehre. Er vergaß nur dabei, daß dieß bei so vielen älteren und neueren Irrlehren auch der Fall gewesen, oder wie er selbst einmal schrieb, „daß die Welt fast allen Ketzereien anfänglich mit ausgebreiteten Armen entgegengelaufen sei.“ — Aber jene Zuversicht und jener Ton einer unerschütterlichen Festigkeit war bei Luther zum großen Theil nur das Erzeugniß der polemischen Erhitzung, sowie des Bewußtseins seiner natürlichen Ueberlegenheit, seiner dialektischen Stärke und

rhetorischen Gewandtheit. Es findet sich in dieser Beziehung die charakteristische Aeußerung von ihm: „Die äußeren Anfechtungen machen mich nur stolz und hoffärtig, wie ihr das in meinen Büchern seht, wie ich die Widersacher verachte; ich halte sie stracks für Narren." War er aber sich selbst überlassen, und im einsamen Verkehre mit seinem Gewissen, dann wollte diese Zuversicht nicht Stich halten. Oft schlug die Qual der Reue und Gewissensangst ihren scharfen Zahn in seine häuslichen Freuden und öffentlichen Triumphe. Diese mahnenden Stimmen des Gewissens nahmen verschiedene Formen an, und immer suchte Luther sich mit der Vorstellung zu beruhigen, daß es satanische Versuchungen, Einflüsterungen des Erzfeindes seien, der ihm vor allen Menschen auffätzig sei, weil Niemand noch dem Reiche Satans so großen Abbruch gethan. Hauptsächlich war es der Zweifel an der Wahrheit seiner eigenen Lehre, was ihn peinigte; er gestand oft, er könne selber nicht glauben, was er Andere lehre; als der Prediger Anton Musa von Rochlitz einmal Luthern klagte, er könne nicht glauben, was er predige, erwiderte dieser: Gott sei Dank, daß es Andern auch so geht, ich meinte mir wäre allein so. Dazwischen war es dann wieder das sich aufdrängende Bewußtsein, daß er ohne Beruf und göttliche Sendung sich zum Gründer einer neuen Lehre und Kirche aufgeworfen habe, und die kläglichen Trostmittel, an denen er sich, wie ein Versinkender an einen Strohhalm, zu halten suchte, beweisen, wie niederbeugend dieses Bewußtsein für ihn war. Dazu kam noch das von ihm mehrfach ausgesprochene niederschlagende Bewußtsein, daß er selber seit seiner Trennung von der Kirche sittlich herabgekommen und erkaltet sei. So gestand er z. B.: „Ich bekenne für mich selbst und ohne Zweifel auch Andere müssen bekennen, daß mir's mangelt an solchem Fleiß und Ernst, den ich jetzt viel mehr denn zuvor haben soll und viel nachlässiger bin, denn zuvor unter dem Papstthum, und ist jetzt nirgends ein solcher Ernst beim Evangelium, wie man zuvor hat gesehen bei Mönchen und Pfaffen. Alle diese Vorwürfe und Gedanken suchte er nur mit äußerster Anstrengung durch die Vorstellung zu entkräften und sich aus dem Sinn zu schlagen, daß es der Teufel sei, der sie ihm eingebe, um ihn damit irre zu machen und zur Verzweiflung zu treiben. Darum ist in seinen Schriften und besonders in seinen Briefen und vertrauten Aeußerungen so viel die Rede davon, daß er in der Hand des Teufels sei, daß der Satan sich in Christus selbst umgestalte und er, Luther, mit seiner Kenntniß der heiligen Schrift gegen ihn nicht ausreiche, daß er ganze Nächte hindurch mit dem Satan kämpfen müsse und

der es ihm oft mit seinem Disputiren so nahe bringe, daß ihm der Angstschweiß darüber ausgehe" u. s. f. — Als Polemiker und Verfasser theologischer und besonders populärer Streitschriften verband Luther mit einem unläugbaren großen dialektisch-rhetorischen Talente eine Gewissenslosigkeit, wie sie auf diesem Gebiete wohl nur selten im gleichen Grade vorkommt. Es ist einer seiner gewöhnlichsten Kunstgriffe, eine Lehre und Institution erst bis zur absurdesten Fratze zu verunstalten, und sich dann vergessend, daß das, was er bekämpft, in solcher Gestalt nur ein Phantom seiner Einbildung sei, mit behaglichem Tadel darüber zu verbreiten. Nur allzu oft sinkt er zum Tone eines geistlichen Marktschreiers herab, und bläht sich mit hohlen Phrasen und Uebertreibungen auf. Sowie er eine theologische Frage anfaßt, verwirrt er sie auch, oft mit berechnender Absichtlichkeit und die Gründe der Gegner werden bis zum Unkenntlichen verstümmelt und verzerrt. Aber bei allen diesen Gebrechen, welche das Lesen seiner Schriften jetzt zu einer so ermüdenden und widerwärtigen Beschäftigung machen, fühlt man doch, daß er eine wunderbare Gabe hinreißender Popularität besaß und daß seine Demagogie auf die genaueste Kenntniß und Berechnung aller Schwächen des deutschen Nationalcharakters gebaut ist. Die Art, wie er in diesen Streitschriften die Personen seiner Gegner behandelt, ist wirklich beispiellos. Nie ist es die trauernde Liebe, die, nur den Irrthum hassend, den Irrenden zu gewinnen sucht, sondern es ist schmähender Groll, trotziger wegwerfender Hohn und eine massenhafte Anhäufung von Schimpfwörtern oft der persönlichsten, oft zugleich der pöbelhaftesten Art, die wie ein Strom aus unversiegbarer Quelle sich ergießen. Es ist durchaus unwahr, daß Luther in dieser Beziehung nur einer in jener Zeit überhaupt herrschenden Unsitte gefröhnt habe, das Gegentheil weiß jeder Kenner der gleichzeitigen und unmittelbar vorausgegangenen Literatur; Luther's Schriften erregten gerade durch diesen Charakter allgemeines Erstaunen.

In keinem andern Schriftsteller findet sich ferner Begeisterung für den unerschöpflichen Reichthum und göttlichen Charakter der heiligen Schrift mit der gewaltsamsten Mißhandlung derselben so dicht beisammen wie bei Luther. Sein Versuch, den Brief Jacobi aus dem biblischen Canon zu werfen, die verächtliche Sprache, in der er sich über diesen Bestandtheil der heiligen Schrift ausdrückt, ist bekannt; die neuerdings vorgebrachte Behauptung, daß er später von dieser Verirrung zurückgekommen sei, ist grundlos; noch in seinem letzten größeren Werke (seiner zweiten Auslegung des 1. Buch Mosis) äußerte er sich über den Brief

und dessen Verfasser in der alten tadelnd wegwerfenden Weise. Er hatte freilich nur die Wahl, entweder den Brief ganz zu verwerfen, oder den schroffen Widerspruch, in welchem die Erklärung dieser heiligen Urkunde über Rechtfertigung mit seinem Systeme steht, in der Weise, wie es die späteren protestantischen Theologen gethan, durch gewaltsame Interpretation zu entfernen. Zum Schlusse nur noch die Erwähnung, daß zwischen Luther's lateinischen und seinen deutschen Schriften ein großer Unterschied ist. In den letztern liegt seine Stärke und theilweise das Geheimniß seiner außerordentlichen Erfolge, während die Theologen in Frankreich, England, Italien, Spanien, welche bloß seine lateinischen Schriften lasen, und in denselben weder besondere Beredsamkeit, noch glänzenden Scharfsinn oder imponirende Gelehrsamkeit fanden, vielfach ihre Verwunderung darüber äußerten, daß dieser Mann in Deutschland so vergöttert werde und selbst unter den Gelehrten so viele Anhänger und Verehrer habe.

2.

Der Bauernkrieg.

Bereits in der letzten Hälfte des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts hatten sich die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands, als in Flandern, Schwaben, Oesterreich, gegen ihre Obrigkeit empört, um Linderung ihrer Lasten zu erhalten, waren aber nach kurzem Widerstande überall auf's Neue unterworfen und hart gezüchtigt worden. An die Abstellung ihrer zum Theil gerechten Beschwerden und an eine Verbesserung ihres Zustandes dachte Niemand, und so blieb der Stoff zu neuen Unruhen vorhanden. Er wurde aufgerührt, als Luther's Sache eine unerhörte Gährung der Gemüther hervorbrachte, und er selbst den weltlichen Obrigkeiten wegen ihres harten Regimentes manch derbes Wort sagte. Das weltliche Regiment der Prälaten aber erschütterte er völlig, indem er ihr geistliches Amt verwarf, behufs dessen sie das weltliche überkommen hatten. Wer mochte es nun den gedrückten Bauern verargen, sich vom Wahne bethören zu lassen, als bringe ihnen das freie Evangelium auch die Freiheit von Knechtschaft und Unterdrückung?*)

*) Es war weniger das Mißverständniß der evangelischen Freiheit, was den Bauernkrieg zum Ausbruch brachte, als das gegebene Beispiel des Umsturzes. Die Menge ahnte nur dunkel, um was es sich bei dem Streite der Theologen eigentlich handle, sie begriff nur so viel, daß die Losung zum Umsturze gegeben sei. Nicht eine

Dazu kam, daß Prädikanten die Provinzen durchzogen und sie in diesem Irrthume bestärkten; so Carlstadt und Thomas Münzer. Jeder davon gelaufene Mönch, jeder beweibte Geistliche hielt sich schon darum für einen evangelischen Prediger, weil er dem Papste und seinem Bischofe oder Abte den Gehorsam aufgekündigt hatte. Je mehr diese Leute von den Obrigkeiten verfolgt und vertrieben wurden, desto unwilliger wurde der Bauer, weil er glaubte, man wolle ihm das reine Evangelium vorenthalten, damit er nicht zur Erkenntniß seiner Rechte gelange. Dieß erhellt klar aus den zwölf Artikeln, welche zu Anfang des Aufstandes von Schwaben aus über ganz Deutschland verbreitet wurden, und die Bauern zum Bewußtsein brachten, was sie fordern könnten.

---

mißverständliche Uebertragung der von Luther geforderten evangelischen Freiheit auf die geselligen Verhältnisse war es, die dem Bauer die Waffen in die Hand gab, sondern die vergröberte Nachahmung des Angriffs auf bestehende Ordnung bildet das Wesen des Bauernaufstandes. Kiesel. Neuere Geschichtschreiber heben mit Vorliebe den Kampf wider die Kirche hervor. Es waren aber noch ganz andere Motive im Spiel, was sich besonders in dem Verhalten der Städte und des Adels zum Bauernkriege zeigt. Die Beweise liefert Jörg in dem Werke: Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—26. Wir wollen nur eine einzige Stelle daraus mittheilen. „Konrad Mutianus, Kanonikus in Gotha, der als hochgeachteter Humanist in brieflichem Verkehre mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit stand, und wie fast alle seine Bildungsgenossen dem Unternehmen Luther's anfänglich nichts weniger als abhold war, schrieb den 25. April 1525 mitten unter den Gräueln des Bauernkriegs, die ihn selbst zum Bettler gemacht hatten, an seinen Gönner, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen: er habe aus schriftlichen und mündlichen Aeußerungen der einsichtsvollsten Männer erfahren, daß die Reichsstädte durch geheime Umtriebe und Ränke die Bauern unter dem Scheine des Evangeliums aufhetzten, und durch ihre Wühlerkünste, mit Hülfe der Juden, die Sache bis zur Vernichtung der fürstlichen und hochadeligen Häuser zu treiben versuchten; es sei ihnen nicht etwa nur um die Abschaffung der geistlichen Fürstenthümer und der Bischöfe, sondern um Beseitigung der fürstlichen Würde allein zu thun, denn ihre Absicht sei, der republikanischen Staatsform und demokratischen Herrschaft nach Art der Venetianer und der alten Griechen das Uebergewicht zu verschaffen. Volksherrschaft aber und fürstliches Regiment hätten sich noch nie vertragen, und man erkläre den Glauben, die aufständigen Bauern wollten bloß den Klerus vernichten, nicht umsonst für einen großen Irrthum; die tückischen Reichsstädter hätten es nicht weniger auf das Verderben der ganzen Reichsverfassung wie der Reichsfürsten gemünzt, die sie in ihrem Uebermuthe schlechtweg als Tyrannen titulirten." Dieser einzige Ausspruch, welches Licht wirft er auf ein tieferes Verständniß jener Revolutionskrisis? Wahrlich, hier war mehr als bloßes Mißverständniß evangelischer Freiheitspredigt.

In der Vorrede zu diesen Artikeln heißt es, daß viele Widerchristen das neue Evangelium schmähten, als sei es Schuld an aller Zusammenrottung. Allein gerade, weil sie das Evangelium hören und darnach leben wollten, hätten sie diese Artikel verfaßt. Darin fordern sie folgende Punkte: Das Recht, daß jede Gemeinde ihre christlichen Lehrer selbst bestellen und absetzen dürfe, denn sie wollten das Evangelium rein und lauter, ohne menschliche Zusätze, gepredigt haben; sie verlangten die Abschaffung des Viehzehnten und die Anwendung des Getreidezehnten zur Besoldung der Neuangestellten, sie wollten nicht ferner als Sklaven und Leibeigene gehalten sein, da Christus sie alle durch sein theures Blut frei erlöset habe; sie fordern Theil an Jagd, Fischfang und Benutzung der Gehölze zum Brennen und Bauen; die Abstellung alles Schadens, der ihren Feldern durch die Jagd zugefügt werde. Ueber dieses Alles aber solle gütlich gehandelt werden, ohne Jemanden sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum zu schmälern. Abgaben, Frohnen und Pachtgelder wollen sie auf den alten Fuß zurückgeführt wissen, da diese vielmehr täglich gegen alles rechtliche Herkommen gemehrt würden; es sollten die Strafen und der Gang der Justiz nicht stets von Neuem geändert werden und die Urtheile nicht, wie bisher geschehen, nach Gunst und Ungunst gesprochen werden; sie fordern die Güter zurück, welche ehemals ganzen Gemeinden angehört und die theils durch Ungerechtigkeit, theils durch Kauf und Vertrag in Anderer Hände übergegangen waren; im letzteren Falle solle mit dem Inhaber ein christliches Abkommen getroffen werden; endlich fordern sie die gänzliche Abschaffung des Todesfalls, denn Wittwen und Waisen zu berauben, sei gegen die Gesetze der Schrift und Natur; zuletzt erbieten sie sich, daß, wenn man aus der heiligen Schrift ihnen beweise, daß diese Punkte im Einzelnen oder im Ganzen unrecht wären, sie sich bereit fänden, dieselben aufzugeben; ja selbst, wenn man ihnen einige Punkte zugestehen werde, die hernach als in der Schrift ungegründet befunden würden, so sollten diese nichtsdestoweniger todt und ab sein; im Gegentheil aber wollten sie auch alle und jede Punkte sich ferner vorbehalten, die mit der Schrift nicht harmonirten, die gegen Gott und des Nächsten Liebe anstießen und deren keine Erwähnung in diesen Artikeln geschehen sei. So sehen wir die heilige Schrift auf einmal als Staatsrecht in Vorschlag gebracht.

Luther erhielt diese Artikel zugeschickt, mit der Anforderung, einen Spruch darüber zu thun. Diese Zumuthung setzte ihn in Verlegenheit; denn billigte er sie auch nur zum Theil, — und einige davon konnte er

nicht verwerfen, — wie z. B. die freie Predigt des Evangeliums, — so bestärkte er die Bauern, welche bereits zum Schwerte gegriffen hatten, in ihrer Widersetzlichkeit und brachte den Adel und die Fürsten gegen sich auf; verwies er aber die Bauern unbedingt zu Ruhe, so kam sein Ansehen beim Volke in Gefahr. In dieser gefährlichen Lage muß man Luther's Muth bewundern, wenn man gleich seiner politischen Klugheit das Wort nicht reden kann. Er erließ zwei Schriften, eine an die Fürsten und Herren, die andere an die Bauern. In einer spricht er mit strafendem Ernste und klagt die Fürsten und Herren als Verursacher des Aufruhrs an und weissagt ihnen den Untergang, wenn sie nicht aufhören würden zu schinden und zu schatzen. „Denn das sollt ihr wissen," spricht er, „liebe Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wütherei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihr's thun, durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's die Bauern nicht, so müssen's Andere thun. Und ob ihr sie alle schlüget, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird Andere erwecken. Denn er will euch schlagen und wird euch schlagen." Viel sanfter ist die Schrift gegen die Bauern. Er mißbilligt zwar ihre gewaltsame Art, sich Recht zu verschaffen, tadelt sie, daß sie ihre Verbindung eine christliche nennten, weist einige ihrer Artikel ganz zurück, macht sie auf die Gefahr aufmerksam, in die ihr Gewissen komme, aber er nennt sie doch liebe Herren und Brüder und geht so sanft mit ihnen um, wie mit guten Kindern, die etwa einmal einen Fehler begangen haben. Endlich schließt er mit einer Vermahnung an Beide und sagt ihnen, daß auf beiden Seiten nichts Christliches an der Sache sei, daß beide Theile Unrecht hätten, und wenn sie sich nicht im Guten vertrügen, so würde Gott einen Buben mit dem andern stäupen. Daher wäre sein treuer Rath, daß man auf beiden Seiten Schiedsrichter auswähle und sie die Sache schlichten lasse. Uebrigens muß man bekennen, daß damals das Schicksal von Deutschland in Luther's Händen zu liegen schien; er durfte sich nur an die Spitze der Bauern stellen, und es wäre wahrscheinlich um Fürsten, Adel und katholische Geistlichkeit geschehen gewesen. Indessen, hätte er das gethan, so wäre es auch um ihn und seine Lehre im Fall, daß er besiegt worden, geschehen gewesen.

Schon im Spätherbste des Jahres 1524 waren die ersten Unruhen in Schwaben ausgebrochen, in der Grafschaft Stuhlingen und in der Abtei Reichenau, in jener wegen schwerer Abgaben, in dieser, weil der

Abt die neuen Prädikanten fortgejagt hatte. Durch Unterhandlungen wurde die Sache noch beigelegt; die Anführer verloren das Leben, die Entwichenen aber wurden für vogelfrei erklärt und die Zurückgebliebenen mußten Schadenersatz leisten und noch obendrein Strafe entrichten. Auch die Glocken wurden ihnen aus den Thürmen genommen, damit sie nicht mehr Sturm läuten könnten, und die Thürme selbst niedergerissen. Damit, glaubte man, sei es gethan. Doch gleich in den ersten Tagen des nächsten Jahres empörten sich die Bauern des Abtes von Kempten, und mit ihnen vereinigten sich die Stadtbewohner. Sein ganzes Kloster wurde ausgeplündert und Alles bis auf die Mauern zerstört. Er selbst wurde in der Veste Liebenthau belagert und endlich zur Uebergabe genöthigt. Das Glück dieser Aufwiegler reizte ihre Nachbarn im Hegau, im Allgäu und am Bodensee zu gleichem Unternehmen. Der schwäbische Bund suchte die Sache abermals durch Unterhandlungen beizulegen. Aber die Bauern trauten nicht mehr, um so weniger, da sich derselbe zum Kriege rüstete. Sie gaben den Abgeordneten zur Antwort: „Sie wollten Niemand beleidigen, sie hätten sich nur versammelt, das heilige Evangelium zu handhaben und den göttlichen Rechten Beistand zu leisten.“ Im April kam es zum Kriege. Der Bundesfeldherr Georg von Truchseß schlug einige Haufen, worauf die Bauern eine friedliche Beilegung ihrer Beschwerden eingingen; dadurch wurde die Ruhe nochmals hergestellt. Hierauf erschienen obige Artikel. Sie bliesen das Feuer auf's Neue an. Schon zu Anfange des Monats Mai verbreitete sich der Aufruhr über ganz Schwaben, Franken, Elsaß, die Rheinpfalz bis Thüringen. Mehrere Städte traten bei. Haufen von 10- bis 20,000 zogen in den Provinzen umher, plünderten und verbrannten alle Burgen und Klöster, deren Besitzer nicht die zwölf Artikel unterschreiben und sich zu ihnen schlagen wollten. Das schwäbische Bundesheer konnte Anfangs nicht einmal in Schwaben etwas unternehmen, weil es seinem eigenen Fußvolke nicht trauen durfte. Die Fürsten und Ritter waren allein zu schwach und wurden vereinzelt überfallen. Selbst der berüchtigte Götz von Berlichingen ließ sich nöthigen, das Commando eines Trupps zu übernehmen. Mitunter fielen schreckliche Grausamkeiten vor. In Weinsberg brachten die Bauern die ganze Besatzung von 70 Rittern auf die empörendste Art um. Sie schlossen sie auf freiem Felde in einen Kreis ein und nöthigten sie, in die ihnen vorgehaltenen Spieße zu rennen. Freilich gilt zu ihrer Entschuldigung, daß auch Georg Truchseß alle Bauern, die er mit den Waffen in der Hand gefangen nahm, hinrichten ließ.

Diese und ähnliche Barbareien enttäuschten Luther über die Gelehrigkeit der Bauern und zeigten ihm, daß sein Ansehen bei dem Volke nur unter gewissen Bedingungen Alles vermöge. Daher nun gleiche Heftigkeit gegen sie, wie gegen Alle, die ihm Widerstand leisteten. Er erließ eine Schrift, deren Titel schon genugsam auf Inhalt und Ton schließen läßt: „Schrift wider die räuberischen Bauern.“ Darin sagt er unter Anderem: „So soll nun die Obrigkeit sie getrost fortdringen, mit gutem Gewissen drein schlagen, so lang sie eine Ader regen kann. Denn hie ist der Vortheil, daß die Bauern böse Gewissen und unrechte Sachen haben, und welcher Bauer darüber erschlagen wird, mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels ist.“ Aber die darin vorwaltende Härte und Aufmunterung der Obrigkeit, der Rache freien Lauf zu lassen, als Gottes Dienerin, erregte selbst das Mißfallen und den Tadel der Katholischen. Denn solche Aufmunterungen, nur drein zu schlagen, bedurften die Fürsten und ihre Feldherren keineswegs, weder der Herzog Anton von Lothringen, noch Georg Truchseß, Feldherr des schwäbischen Bundes, noch der Bischof Konrad von Würzburg. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz soll noch am menschlichsten gehandelt haben. Herzog Anton von Lothringen unterdrückte den Aufstand im Elsaß, indem er 6000 Bauern in dem Dorfe Lüpfstein überfiel und zusammenhauen ließ und bald darauf (17. Mai 1525) das Hauptheer in Elsaß-Zabern zur Uebergabe nöthigte; dennoch wurden die ausmarschirenden entwaffneten Bauern gegen die Capitulation niedergemetzelt. Ihr Ausruf: „Es lebe Luther!“ und der Streit eines Lothringers mit einem Bauern, der seinen Geldbeutel hergeben sollte, werden als die Ursache der gebrochenen Capitulation angegeben. Endlich schlug er sie noch den 20. Mai auf seinem Rückwege bei Scheerweiler. Georg Truchseß aber überwand die schwäbischen Insurgenten den 2. Mai bei Bebelingen im Würtembergischen. Als ihm hierauf Weinsberg wieder in die Hände fiel, ließ er es niederbrennen. Dasselbe Schicksal traf noch viele Dörfer der Umgegend. Was den Kurfürsten von der Pfalz betrifft, so reinigte er zuerst das Bisthum Speier; hierauf verband er sich mit dem schwäbischen Heere und unterwarf Franken, besonders das Bisthum Würzburg. Auch unter ihm wurde gesengt, geplündert und geköpft.

In Thüringen hatte Münzer, der sich zu Mühlhausen förmlich zum Regenten aufgeworfen und das Wiedertaufen und die Gemeinschaft der Güter eingeführt hatte, die Bauern zur Empörung fortgerissen. Er wurde vom Landgrafen Philipp Georg von Sachsen und einigen

andern Fürsten bei Frankenhausen den 15. Mai 1525 geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Allein damit war die Sekte der Wiedertäufer nicht vernichtet; die Ueberreste zerstreuten sich nach allen Gegenden, nach Schlesien, Mähren, Polen, Schweden, der Schweiz und den Niederlanden. Da sie aber überall die Magistrate und Fürsten gegen sich hatten, konnten sie nirgends zur Aufrichtung ihres Gottesdienstes gelangen, bis sie endlich Münster in Westphalen in ihre Gewalt bekamen.

Die Zahl aller in Deutschland im Bauernkriege Getödteten schlägt man nicht zu hoch auf 50,000 an. Der angerichtete Schaden war unberechenbar. Uebrigens stand es mit der Fürstenherrschaft in Deutschland sehr bedenklich. Muth kann man den Bauern nicht absprechen, dabei waren sie zehnfach stärker als ihre Gegner. Sie unterlagen nur, weil es ihnen sowohl an guten Heerführern, als zum Theil an schwerem Geschütz und an guter Bedienung desselben fehlte. Mit ihrem Siege wäre auch der Sieg der lutherischen Lehre entschieden gewesen.

3.

Ulrich von Hutten.

Ulrichs von Hutten Lebensgang ist eigentlich recht darauf angelegt, aus ihm den Mann der Opposition gegen die ganzen vorhandenen Lebenszustände zu machen. Während die äußere Lage viele Humanisten hemmte, der revolutionären Tendenz ihres Denkens Folge zu geben, trieben die Lebensverhältnisse Hutten gerade dahin.

Er war geboren den 21. April 1488 auf der Steckelnburg nicht weit von den Quellen der Kinzig. Sein Vater war ein harter Herr, der außer seinem alten Adel und der Burg in waldigem Bergland, die ihm zu erhalten nicht eben leicht wurde, nicht viel besaß. Seinen ältesten Sohn, eben unsern Ulrich, schickte er im Jahre 1499 auf die Schule des benachbarten Klosters Fulda, damit er dort nicht blos lerne, sondern sich auf den Eintritt in's Klosterleben vorbereite. Der alte Herr mochte wohl fühlen, daß sein Erstgeborner nicht zu einem Ritter nach altem Schlage tauge. Als er 16 oder 17 Jahr alt war und sah, daß in seines Vaters Willen keine Aenderung zu erreichen war, auch wohl die klassischen Studien immer mehr Einfluß auf ihn gewannen, entfloh er dem Kloster mit Hülfe seines Freundes Crotus Rubianus, der damals in Erfurt studirte. So zerfiel er früh mit dem Vaterhause, und der

geistliche Stand, zu dem man ihn hatte zwingen wollen, wurde ihm verhaßt. In der nächsten Zeit finden wir Hutten auf den Universitäten von Köln, von Erfurt, von Frankfurt a. O., seinen Fleiß dem Studium der Alten widmend, überall das humanistische Handwerk ansprechend, dissolutem Leben nicht fremd. Es war eine Lebensweise, welche keine Zucht, keine Anhänglichkeit irgend welcher Art, keinen Frieden aufkommen ließ. Woher er die Mittel seiner Existenz genommen, vermögen die Lebensbeschreiber nicht nachzuweisen.

Den Gipfel schien all' dieses Elend zu erreichen, als Hutten im Spätsommer 1509 als „ein anderer Odysseus" bettelnd, zerlumpt, die kalten Nächte oft im Freien zubringend, von den eiternden Wunden und der äußersten Entkräftung der Lustseuche geplagt, sich an der pommerschen Küste hinschleppte. Da wurde ihm Hülfe, als er nach Greifswalde kam und der Professor der Rechte Henning Lötz und dessen Vater, der Bürgermeister und Kaufmann Wedeg Lötz, ihn in ihr Haus aufnahmen. Aber bald begann das Elend von Neuem, die Wohlthäter trieben ihn aus ihrem Hause, ja ließen ihm noch durch nachgesandte Reiter seine ganze Habe und die wärmenden Oberkleider abnehmen, ihn mitten im Winter dem äußersten Elende Preis geben. Auf wessen Seite bei diesen Geschichten die größte Schuld gewesen ist, läßt sich nicht mehr entscheiden, da wir die Erzählung dieser Vorgänge nur von Hutten selbst haben, der seinen Feinden gegenüber nicht eben scrupulös ist. Wie dem auch sein mag, Hutten erschien sich jedenfalls als der verfolgte Sohn der Musen, welchen der Hochmuth des zunftmäßigen Professors und die Härte des in seinem Reichthum selbstzufriedenen Bürgers auf's Schmählichste verfolgt habe. Die Erbitterung, in welche er gerathen war, trieb nun, als Hutten in Rostock wieder Ruhe fand, die ersten Früchte seiner Dichtkunst hervor. Im Sommer 1510 ließ er zwei Bücher Klagen gegen die Lötze ergehen. In der ersten Elegie wendet sich Hutten an die Götter und die Summe seines Gebets ist:

„Hartes Geschick erdulde, wer hartes bereitet und wüthet.
Alles was bitter und feindlich ihm ist, das möge ihn treffen,
Ihn mag plagen mein Fieber und meine erschrecklichen Wunden,
Keines der Leiden, die zahlreich mich trafen, verschone den Schlechten.
Nur dieß fleh' ich, obgleich das Verbrechen ganz Andres verdiente.
Alles befehl' ich dem Gottesgericht, das richtig bezahlet."

Weiter wird dann der mächtige Ludwig von Hutten, Ulrichs Vetter, aufgefordert, dem alten Wedeg Lötz, wenn er nach Frankfurt zur Messe

geht, aufzulauern, ihn niederzuwerfen, einzuthürmen und so lange festzuhalten, bis Ulrich seine Strafe bestimmt habe. Endlich, um für die Zukunft nicht minder als für die Gegenwart seine Feinde geistig wie leiblich zu ruiniren, fordert Hutten, die einzelnen Humanisten bei Namen aufführend, von ihnen, jenen Feind der schönen Studien auf ewig zu brandmarken.

Deutschland von Norden nach Süden durchziehend, kam Hutten Ende 1512 in Wien an. Zwei Gedichte, welche er in jenen Tagen verfertigte, führen uns hier in eine neue Phase seiner Entwicklung ein. Das eine, eine Aufmunterung für Kaiser Maximilian zum Kriege gegen die Venetier, zeigt, wie auch Hutten von der Idee des alten herrlichen Kaiserthums, wie sie Humanisten und Rittern vorschwebte, ergriffen war; daß es zur Herrschaft über die Welt bestimmt sei, hält er fest. Das andere Gedicht: „daß die Zeitgenossen noch nicht von der alten herrlichen Art der Deutschen entfremdet seien," ist der erste Beweis, wie sich Humanismus und Ritterthum in ihm auseinandersetzen und versöhnen. „Die ritterliche Art der Vorzeit — dieß ist das Raisonnement Huttens — ist doch einseitig gewesen, sie hat ihren Thaten das, was ihnen die Vollendung gibt, nicht beizufügen gewußt, sie hat nicht vermocht die That auch im Wort zu verewigen. Wollte sich Deutschland nun jetzt blos literarisch bethätigen, so würde das freilich eine neue, vielleicht schlimmere Einseitigkeit sein. Aber so ist es nicht, nach beiden Kronen ringt Germanien." Daß ihm eine Rolle in dieser Entwicklung Deutschlands bestimmt sei, ist ohne Zweifel dem jungen Manne von starkem Selbstgefühle gewiß gewesen. Mit diesen Gedanken ging nun Hutten nach Italien. Alles was er dort sah und hörte, war nur geeignet, solche Gedanken zu einer der gesunden Anschauung der Dinge gefährlichen Art zu steigern.

Voll Zorns über die bestehenden kirchlichen und politischen Verhältnisse kehrte Hutten wahrscheinlich im Jahre 1514 nach Deutschland zurück. Auch hier waren die nächsten persönlichen Beziehungen Huttens nicht geeignet ihn milder zu stimmen. Zwar hatte der Vater ein wenig seinen Zorn fahren lassen, als der Sohn allmälig einen Namen bekam; aber einen Literaten als Sohn anzuerkennen hatte er doch keine Lust; nur wenn sich der Sohn dem Rechtsstudium ergebe und so Hoffnung auf eine ordentliche Laufbahn im Staate mache, schien er ihn aufnehmen zu wollen. Darum hatte sich Ulrich auch in der letzten Zeit seines italienischen Aufenthalts etwas der Rechtsstudien beflissen, und die Un=

fruchtbarkeit dieser Arbeit hatte auch beigetragen, ihn gegen eine Seite des Bestehenden noch mehr aufzubringen. Als er nun aber ohne graduirt zu sein nach der Heimat zurückkehrte, war der Empfang der Seinen sehr kühl. Zwar vermittelten nun Frowin von Hutten und Ulrichs alter Beschützer, Eitelwolf von Stein, bei ihrem jungen Gebieter, dem eben erwählten Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, eine Unterstützung von 200 Goldgulden, aber eine Stellung am Hofe ließ man ihn doch nur hoffen, wenn er seine juristischen Studien in Italien zu einem Abschlusse gebracht hätte. Also selbst an einem so gebildeten Hofe wie dem Albrechts hing man an diesem elenden Titelkram, den Werth der Persönlichkeit wußte man nicht zu schätzen! Hutten war indignirt.

Gleichsam als sollte Alles zusammenkommen, Hutten zu einer revolutionären Opposition heranzuziehen, fiel in die Zeit nach seiner Rückkehr nach Deutschland die Ermordung Hanns von Huttens durch Ulrich von Würtemberg. Während da die übrigen Genossen der Familie und des Standes Roß und Mann rüsteten, griff Ulrich nach der Feder. Hutten bleibt in der Rede wider den Herzog Ulrich, mit welcher er den Vorbereitungen der Seinen zu Hülfe kam, nicht bei gerechten Anklagen stehen, es genügt ihm nicht in dem Echauffement, worin sich die Nachahmer der Antike so leicht versetzen, den Würtemberger mit den obligaten Ausdrücken wie hyrkanischer Tieger u. s. w. zu einem Scheusal auszumalen; die Abstraktionen eines revolutionären Denkens machen sich hier nothwendig geltend; der Redner fordert den Tod des Mörders ungeachtet er ein Fürst sei, denn gleichmäßiges Recht müsse allen gewährt werden, keine Prärogative dürfe dem Urtheil in den Weg treten; der Herzog von Würtemberg habe sein landesherrliches Recht durch seine Tyrannei schon längst verwirkt; zuerst habe er durch sein Verfahren einen Aufstand im Lande hervorgerufen, und dann habe er ihn blutig unterdrückt, das Volk müsse von ihm befreit werden. In der zweiten Rede wider Herzog Ulrich, welche Hutten nach Jahresfrist ausgehen ließ, ist er schon nicht mehr zweifelhaft, daß wenn Kaiser und Fürsten Schwabenland nicht von seinem Tyrannen befreiten, die Unterthanen sich zu rühren hätten.

Im Herbst 1515 hatte sich Hutten wieder aufgemacht, die unterbrochenen juristischen Studien in Italien fortzusetzen, allein ungraduirt kehrte er im Sommer 1517 nach Deutschland zurück.

Der Grundzug in Hutten, welcher all seinem Thun die eigenthümliche Färbung gibt, ist ein außerordentlich gesteigertes Selbstgefühl; aus diesem fließt ihm die Kraft wie die Schwäche in seinem Handeln.

die Stärke; denn als seine persönliche Aufgabe sieht er alles an, bei dem er sich betheiligt; er setzt etwas dran sie durchzuführen; durch ihn gewinnt jede Unternehmung einen Mittelpunkt, einen Führer. Auch würde sein Selbstgefühl nicht leiden, daß er sich selbst untreu würde, daß er bräche mit dem, was er früher ergriffen hatte. Diese Seite, welche allerdings einen ritterlichen Zug in ihm, gegenüber der Jämmerlichkeit eines Erasmus und Genossen bildet, ist von Huttens Feinden oft übersehen, aber seine Freunde überschätzen sie, indem sie ihn nun zu einem Helden machen, der er durchaus nicht ist. Hutten fehlt doch eine wahre Thatkraft; auch seine Schwäche beruht auf seinem krankhaft gesteigerten Selbstgefühl. Nichts Großes in der Welt geschieht ohne den festen Glauben des Handelnden an die höhere Bestimmung solches durchzuführen. Er macht die richtige Beobachtung, daß alle Zeichen einer neuen Zeit herannahen; aber daß er sich selbst als den Träger der neuen Zeitbewegungen ansieht, das kommt ihm nicht aus dem Glauben an eine höhere Bestimmung, sondern aus Selbstvertrauen. Die nothwendige Folge ist, daß in dem Moment, wo Hutten seine Kraft nicht ausreichen, wo er sie gebrochen sieht, der Glaube, welcher den Sieg gerade dann anticipirt, bricht, und er thatenlos zusammensinkt. In dem Moment, wo Hutten im Jahre 1521 merkt, daß er mit seinen hohen und kühnen Worten das eherne Rad der Weltgeschichte in nichts von seinem Wege abzubringen vermag, ist er ein geknickter Mann.

Aus der Incongruenz zwischen den hohen Tendenzen und den beschränkten Leistungen, zu welchen Hutten jenes abstrakte Selbstgefühl brachte, wirft sich aber ein noch anderer Schatten auf seine Persönlichkeit. Hutten schleppt sich fortwährend mit einem widerwärtigen Zuge von Großthuerei. Es ist das fast nothwendig. Während ein Luther immer auf Gott verweist, der seine Sache durchführt, auch wenn er Kinder und Thoren zu Werkzeugen hat, während Luther darum aus seinen Schwächen und Thorheiten kein Hehl zu machen braucht, denn es offenbart sich Gottes Stärke in der Schwäche seiner Werkzeuge; hat Hutten, welcher die Durchführung seiner Sache fortwährend auf sich selbst stellt, fortwährend das Bedürfniß, schon um dieser Sache willen sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben. Dieß geht bis auf die untergeordnetsten Dinge herab. Hutten renommirt bei passenden Gelegenheiten mit den väterlichen Reichthümern, welche bekanntlich nicht sehr groß waren; daß er einmal vier Franzosen bestanden hat, welche, wenn die Geschichte von Hutten nicht ausgeschmückt ist, gewaltige Hasenfüße

gewesen sein müssen, diese That muß bis zu den Ohren des Kaisers dringen. Nicht ein Tropfen von jenem alten schwäbischen Ritter, der seinen Schwabenstreich mitten durch einen Türken eben für eine selbstverständliche Sache hielt, fließt in unsrem Hutten. Man schämt sich fast in die Seele eines deutschen Edelmanns, wenn man sieht, wie begierig er ist, ja wie er sich persönlich erniedrigt, wenn nur sein Lob irgendwo an die große Glocke geschlagen wird.

Indeß jenes Bedürfniß, sich immer in einem gewissen Nimbus zu sehen, hat noch gefährlichere Seiten, als daß es den Ritter zu unedler Renommisterei und kleinlichstem Ehrgeiz verleitet; einmal steigert es ihn in seinen schon über seine Kräfte hinausgehenden Absichten, und dann bricht es ihn vollends. Hutten kann nicht leben ohne immer sein Thun unter dem Gesichtspunkt weltgeschichtlicher Bedeutung zu sehen; wenn er einen Erasmus zum Sokrates macht, so fällt ihm die Rolle eines Alcibiades zu, wenn er eine herausfordernde Flugschrift schreibt, so schwebt ihm Cäsars Entscheidung vor, und er schließt mit einem: jacta est alea, ich habs gewagt. Dieser gesuchte Nimbus drängt ihn aber natürlich, nun Erfolge schnell herbeiführen zu wollen; Hutten hat keine Zeit den Lauf der Dinge abzuwarten, er muß ihn beschleunigen, die Weltgeschichte, in der er sich eine Rolle zugedacht hat, muß sich beeilen um ihn zu rechtfertigen. Indem aber Hutten die Durchführung der schon an sich zu hohen Pläne noch gewaltsam weiter treibt, scheitert er um so früher. Da bleibt ihm nur ein Nimbus, nämlich der des Martyrers; dieser, der gefährlichste von allen, ist es aber nun gerade, welcher ihn zu allem kräftigen Handeln völlig untüchtig macht.

Die innere, Hutten selbst unbewußte Unwahrheit seines Wesens verführt ihn aber auch zu großer b e w u ß t e r U n w a h r h e i t in seinem Reden und Handeln, an der freilich auch die Widerwärtigkeiten der frühsten Jugend mit Schuld sind. Besonders wenn Hutten in der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit seines Gegners ein Recht sich alles zu erlauben findet, kommt oft eine widerlich gemeine Art der Lüge zum Vorschein. So versprach er den Mönchen zu Fulda, als er einst auf seinen Wanderungen durch Deutschland in großer Geldnoth war, er wolle wieder in ihr Kloster zurückkehren, wenn sie ihn jetzt werkthätig unterstützen wollten. — Daß die klugen Väter ihm sagen ließen, er möge erst kommen, dann wollten sie schon für seine Studien sorgen, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Indem Hutten seine Reden wider den Herzog Ulrich schreibt, malt er ihn nicht nur in einer Weise hier schwarz und

dort weiß, daß er selbst unmöglich von seiner Darstellung überzeugt gewesen sein kann, sondern er macht sich auch aus Entstellung des Thatbestandes kein Gewissen. In der Politik ergibt sich dann Hutten jene Art, welche den Gegner durch schöne Worte wirklich täuschen, oder es ihm doch unmöglich machen will, gegen seinen Lobredner energisch aufzutreten, welche unter dem Lärm von Phrasen der Verehrung der innern Bitterkeit vollen Lauf läßt. Solcher lügenhaften Finten bedient sich Hutten eine Zeit lang gegen Leo X., besonders in der Vorrede zu der Schrift des Laurentius Valla.

Weiter folgt aus dieser Art jene grobe Benutzung der menschlichen Schwächen, welche in spöttischer Weise auf sie speculirt, und das alles glaubt mit den hohen Intentionen, welche man selbst verfolgt, bedecken zu können. Diese gemeine Klugheit empfiehlt Hutten in einem Briefe an Pirkheimer, um die Fürsten für die Sache des Humanismus zu gewinnen. Da heißt es: „Diejenigen, welche beim Kaiser das größte Gewicht haben, sind unsrer Sache sehr zugethan. Eben dieß versprechen uns die Freunde der übrigen Fürsten und die Fürsten selbst. Dafür nennen wir auch die Fürsten Mäcene und Auguste, nicht als wenn sie diesen Ehrennamen schon verdienten, sondern um in ihnen eine heilsame Nacheiferung zu erwecken, und diese Hoffnung ist uns bisher nicht fehlgeschlagen. Einige haben wir durch Scham beinahe gezwungen für uns zu wirken. Andern haben wir wenigstens die Meinung beigebracht, daß es eines Fürsten würdig sei, die Wissenschaften zu beschützen. Eben daher ist mein Rath, die Gunst dieser Gattung von Menschen auf jede Art einzufangen, und, wo es irgend geht, Netze nach der Gunst der Fürsten auszustellen, deßhalb auch sich an sie zu hängen, und ohne Säumen öffentliche Aemter von ihnen anzunehmen, besonders da wir sehen, daß auch die Theologen und Juristen nur auf diesem Wege sich emporheben.“ Diese Politik auch in den persönlichsten Interessen, die für Hutten freilich immer mit denen der großen Sache identisch sind, zu befolgen, trägt unser Ritter kein Bedenken. Als ihm seine Stellung am Hofe zu Mainz lästig wird, und er doch das damit verbundene Gehalt nicht verlieren möchte, schreibt er an Erasmus: „Der Hof ist mir zuwider; ich passe nicht zu den in Purpur gekleideten Herren. Ich glaube es von dem Churfürsten erlangen zu können, daß er mir mein Gehalt, wo ich mich auch aufhalten möge, lasse; lobe ihn darauf hin; das wird zu unserm großen Vortheil gereichen.“

Daß solch ein Charakter wie Hutten nie der Vorkämpfer wahrer Freiheit sein kann, ist begreiflich; fühlt er sich, vielleicht nicht mit Unrecht,

beengt und bedrückt, so wird er zum Revolutionär. Wahrer Freiheitssinn ist ja nur da, wo man Wahrheiten, deren Gottgewolltheit man gewiß ist, in der Welt zu ihrem Recht kommen sehen möchte; nicht für sich und sein Gutdünken, sondern für jene sucht man die Freiheit. Hutten's Freiheitssinn ruht auf seinem Selbstgefühle, für das „Ich“ sucht er seine Freiheit unter allen Umständen. Nothwendig ist diese Freiheit abstrakt, schrankenlos, das egoistische Ich kommt am Ende mit allem Dasein in Conflikt. Während darum der wahre Freiheitssinn sich durch die Position charakterisirt, und nur negirt, wenn Bestehendes mit der gottgewollten Wahrheit in Conflikt kommt, weiß jenes Streben nach abstracter Freiheit nur zu negiren. Darum läßt sich auch nicht nur eine einzige großartige Idee nennen, welche Hutten bewegte. Man sage nicht, Hutten habe ja für die Sache der Ritter und der Humanisten, also doch für außer ihm liegende, reale Dinge gekämpft; die Freiheit, welche Ritter wie Humanisten suchen, ist doch wesentlich jene abstracte, negative. Die Ritter wollen nicht die Macht der Fürsten, der Städte u. s. w., die Humanisten wissen es in ihrem Staatsideal, in ihrer utopischen Republik auch zu keiner positiven Gestaltung zu bringen, ihr Staat hat nur Schlagbäume gegen Excesse. Selbst von der Idee der Kaisergewalt und des Vaterlandes läßt sich Hutten nicht beherrschen, sie sollen sein wie er will, wo nicht, so achtet er der Kaisergewalt nicht und verzweifelt am Vaterlande.

Zu einem bestimmten Ausdrucke seines religiösen Denkens hat es Hutten nicht gebracht. Er ist weder ein frommer Mensch, noch ein philosophischer Kopf, die innerliche Seite der Religion ist ihm völlig fremd, wie sollte er ihr daher ein ernsteres Nachdenken zugewandt haben! Wenn er, der ganz in der Spannung irdischer Beziehungen lebt, durch diese auf religiöse Fragen hingewiesen wird, so äußert er sich über dieselben, wie es gerade zufällige Meinung und momentane Situation mit sich bringt.

Von einer heiligen Scheu vor Gott ist nirgends eine Spur zu finden; unter den Göttern, welche ihn an den Lötzes rächen sollen, ruft er den leidenskundigen Christus an; und als man über den Verfasser der epistolae obscurorum virorum streitet, sagt er: Gott selbst ist es; mit Hoffnung auf die Fortuna scheidet er aus der Welt. Kommt Hutten in seiner frühern Periode, ehe er mit Luther in Beziehung tritt, auf religiöse Dinge zu reden, so äußert er sich mehr skeptisch; er spottet der Theologen, welche sehr elend über die göttliche Weltregierung raisonnirten;

gehe es dem Guten gut, so bewiesen sie damit, daß Gott nichts Gutes unbelohnt lasse, gehe es ihm übel, so strafe und züchtige Gott, weil er lieb habe. Gehe es dem Bösen gut, so redeten sie von Gottes Langmuth, welche zur Buße führen wolle, gehe es ihm übel, so treffe ihn die längst gedrohte Strafe. Im Gespräch Misaulus erscheinen die Hölle und ihre Schrecken ziemlich klar als die Ausgeburten der Zelle und der Einsamkeit der Mönche, welche ja jeden Flohstich, der sie ärgert, in eine sittliche Indignation über die Verderbnisse der Welt umzusetzen wissen.

Indeß hat Hutten keine Zeit seine Gedanken über religiöse Dinge auszudenken, zu einer ihrer selbst klaren Negation der kirchlichen Lehre kommt er auch nicht. Als eine positivere Stellung zu dem Christenthum sich natürlich in die ihm wichtigern Bestrebungen einreiht, nimmt er diese Stellung ein, ohne daß er sich eines Bruches mit früherem Denken bewußt zu werden braucht.

Indem Hutten so aller innern Schranken entbehrt, welche ein Sichbeugen unter höhere Wahrheiten in dem Menschen setzt, steigert sich jenes Selbstgefühl, das ihn von Anfang an charakterisirte, immer mehr zu einem blinden Haß gegen Alles, was ihm entgegensteht. In diesem Hasse kommt nie der Gedanke in ihm auf, daß doch der Gegner vielleicht ein Recht, wenigstens ein subjectives, auf seiner Seite haben könnte, geschweige, daß ihm die Ahnung von Schuld auf der eignen Seite käme; damit ist denn alle Selbstbesinnung, alle reinigende Buße ausgeschlossen, sein Thun wird immer heilloser. Wie er in seinen Reden gegen Herzog Ulrich diesen zu einem Scheusale macht, schlimmer als Phalaris, seinen Vetter aber, der doch Jahre lang jenes Wütherichs treuer Cumpan war, zu einem lichten Engel ausmalt, so geht das weiter. Wie stark malt er die Unzucht der Mönche und der Clerisei, wie bitter urtheilt er über sie, aber über sich selbst empfindet er keinen Unwillen, während er doch an der Lustseuche hinsiecht, und auch jetzt noch der Mahnung, sich seiner Gesundheit halber keusch zu halten, bedarf. Jene, geknechtet durch den Widerspruch der menschlichen Natur und des durch den Irrthum von Jahrhunderten geheiligten Gesetzes, sind ihm teuflische, die Humanisten, sich ungescheut einem poetisch aufgefaßten, sinnlichen Genusse hingebend, sind ihm die Reinen. Da drüben erblickt er die Grausamen, welche nach dem Blute der Gegner dürsten, hierüben wohnen ihm, scheint's, die Gerechten, welche doch so gern den Romanisten an den Leib möchten, denen es schon eine Wonne ist sich in der Phantasie die Qualen des

armen Schelmes, des Juden Pfefferkorn auszumalen, wenn er in ihre Hände geriethe. Da drüben wohnen die Schwelger, welche den Schweiß der Armen verprassen, hierüben die ehrlichen Leute, deren Straßenraub eine unschuldige Sache gegen Jener systematisches Blutsaugen ist. Da drüben leben die Verführer, welche die verderblichen Genüsse in Deutschland einführen, hierüben die noch einfältigen Rittersleute, welche durch Jener verderbliche Künste zur Genußsucht verführt werden.

So ist Hutten, indem er politisch und social das Leben der Nation umgestalten möchte und doch ohne alle Ahnung der Gesammtschuld ist, die Carikatur eines Reformators, ein Revolutionär der nur zerstörend zu wirken vermag.

4.

Karl V. und Franz I.

Zu weitläufig wär' es, hier die langwierigen Kriege zu erzählen, welche zwischen Karl V. und Franz I. geführt worden sind; interessanter mag es sein, die Portraits dieser beiden größten Monarchen ihrer Zeit, von der Hand eines Meisters gezeichnet, gegenüber zu stellen.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung so weit gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Nondum,“ (Noch nicht). Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua an's Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war Alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dieß bemerkte man zuerst an ihm; darauf wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören, er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht Weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dieß so oft zu thun, wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's Reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estanges suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dieß sind friedliche Bemühungen, öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence, er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken, dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei: Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er

ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter," hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen voll Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsam Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war.

Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet: zwischen Beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es: häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dieß wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire," entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit." Karl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III., Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es

dem Kaiser oft an Geld, die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

So war Karl V. beschaffen. Stellen wir seinem Bilde dasjenige seines großen Gegners zur Seite *).

Wenn man Franz I. sah, so nahm man vor Allem einen lebenskräftigen, schönen Mann in ihm wahr. Er war eine alles andere in Schatten stellende Erscheinung, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Hauptthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber Alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige Frankreichs keine feste Residenz, aber indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem zahlreichen und glänzenden Hofe umgeben; die Edelleute, die in dem König ihr besonderes Oberhaupt sahen, hielten für ihre Pflicht, wie für ihr Vorrecht, demselben so oft und so lange es ihre Umstände erlaubten, zu folgen. Aber auch die andern Stände und Beschäftigungen schlossen sich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo Alles dahin

*) Zur Ergänzung dieser Charakteristik Karl's ist jedoch die Schilderung: „Karl V. und Moriz von Sachsen“ zu vergleichen.

strömte, 12,000, ja zuweilen bis zu 18,000 Pferde. Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen guter Meinung und Gunst sich ein Jeder, auch in seinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, besonders, da er so viele Gnaden persönlich zu vertheilen hatte.

Der Hof war eine Vereinigung von Allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd, und immer derselbe Franz I. wachte darüber, daß es an Damen nicht fehlte, ohne welche der Hof ihm vorkomme, wie eine Wiese ohne Blumen. Das reizte ihn denn, auf sein äußeres Erscheinen noch besondere Sorgfalt zu wenden. Er wünschte persönlich Eindruck zu machen. Nicht Alles mag wahr sein, was man von seiner Sinnlichkeit erzählt, wenigstens ist es nur auf unzuverlässige Art berichtet; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab.

Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspiels in brennender Sonnenhitze pflegen. Er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an Einem Tag hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Wie der schönste, so hatte er den Ehrgeiz, auch als der stärkste und gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holze in den Schloßhof bringen, um seine Umgebung durch den Anblick der vergeblichen Wuth dieses Thieres zu ergötzen; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Thüre den Weg in das Schloß; Alles floh auseinander; der König ging dem heranstürzenden Thiere entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten am Schloßhof verblutete; er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist dabei mehr als einmal lebensgefährlich in Gefahr gerathen; ein Hirsch hatte ihn mit seinem Geweihe einst aus dem Sattel gehoben; doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen. Wie er älter und beleibter wurde, ritt er auf dem Maulthier zur Jagd. Ein venetianischer Gesandter hatte ihn einmal gewarnt, als er bei nicht vollkommenem Wohlsein in strenger Kälte auf die Jagd gegangen war. „Meiner Treu," antwortete er, „das hat mich gesund gemacht."

3*

Man weiß jedoch längst, und man rühmt es Franz I. nach, daß er auch noch andere Beschäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen und die Thätigkeit des Geistes einen leichten erweckten Sinn besaß. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem König stellte sich die mannigfaltige Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Cultur auf den Genius der Franzosen am lebendigsten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts, das Studium der klassischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit überhaupt zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen oder des römischen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm persönlich einen Gehalt und folgten seinem Hofe, Gelehrte, italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, er belohnte ihre Arbeiten. „Nirgends," sagt der ebenfalls in der Literatur bewanderte Begleiter eines deutschen Fürsten, der mit dem König die Seine hinunter nach Rouen fuhr, „kann man mehr lernen, als dort am Hofe von Frankreich; — selbst ein französischer Thucydides war zur Hand."

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner Bildung gewesen sein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse; er nahm ihn mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner künstlerischen Verdienste, sondern auch dieser persönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für seine universale Wißbegier, er wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche andere italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen Werkstätten, besuchte sie darin, und zeigte ihnen persönliche Gunst.

Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Art und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einfluß gewesen, als dieser Fürst.

Die Epoche hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz; ebenso aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über Alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt, der Begriff des allerchristlichsten König-

thums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen, die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Auf dieser Stelle ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Epoche ist König Franz I. selbst. Kommen wir auf seine Regierungsgeschäfte zurück. Wie die Gesandten in den ersten Zeiten bemerken, daß auch die unberathenen Antworten des jungen Königs zur Sache treffen, und seinen verständigen Sinn in den Geschäften rühmen, so versichern sie noch in den letzten, daß die großen, eigentlich wichtigen Entscheidungen immer von ihm selbst ausgehen. Also selbstständiger Regent.

Was sie an ihm vermißten, war, wie sie sich ausdrücken, Arbeitsamkeit des Geistes. Er war zufrieden anzuordnen, und bekümmerte sich nicht genug um die Ausführung im Einzelnen. Lange Zeit pflegten die Minister gleichsam freie Hand zu haben; sie schienen zuweilen allmächtig zu sein, als hätten sie Niemand über sich. Allein eben die Freiheit und Willkür, mit der sie sich bewegen durften, war ihnen gefährlich; bald wurde der eine, bald der andere gestürzt, ohne daß man immer im Stande wäre, die Motive genau anzugeben. Der Wechsel der höchsten Beamten, ihr Steigen, Fallen, Wiederemporkommen, hat etwas von den plötzlichen Veränderungen orientalischer Höfe. Der Grund war, daß der König, nachdem er einem ungebührlichen Treiben lange zugesehen, sich mit einemmal dagegen erhob; — die Einflüsterungen Dritter, denen er lange Widerstand geleistet, fanden dann plötzlich bei ihm Gehör; — überdieß war er eifersüchtig, daß Jemand sich zu einer Gewalt erheben möchte, die ihm hätte unbequem werden können. An bestimmten Personen lag ihm so viel nicht; er schloß sich mit Leichtigkeit an: eben so geschwind aber vergaß er wieder.

Hinter all' dem tumultuarischen Treiben, der Unachtsamkeit und den Liebhabereien, denen er sich hingab, konnte man doch immer einen Geist wahrnehmen, der sich nicht vergaß.

Die Ereignisse der Familie machten ihm, zusammentreffend mit den öffentlichen, oft trübe Tage. Welch ein Augenblick war es, als zur Zeit, wo Karl V. mit seiner Kriegsmacht in der Provence stand, der älteste Sohn des Königs, von dem sich das Beste hoffen ließ, durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde. „Mein Gott," rief der König aus, indem er an's Fenster trat und die Hände erhob, „schon hast du

mich geschlagen, indem du mir mein Ansehen schmälertest, jetzt nimmst du mir meinen Sohn; was bleibt übrig, als daß du mich ganz zu Grunde richtest!"

Es ist unerwartet, daß Franz I. Alles der göttlichen Fügung und seinem Gebete zuschreibt. „Ich, dein Knecht," heißt es in einem seiner Gedichte, „habe dich angerufen; du hast mich gehört nach meiner Zuversicht und mich nicht vergessen. Du hast mir Eroberung gegeben, Kinder, Vertheidigung und Macht."

Franz liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angebornen Würde, von dem Volk angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen, raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte; aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davon getragen, aber gegen den klugen, ruhigen, und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dieß anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte, wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, sowie seine guten Erfolge, waren die der Nation.

5.

Heinrich VIII. von England.

Die Reformation hat in keinem Lande einen so wenig ehrenhaften Ursprung, als in England, wo sie sich an der sündhaften Leidenschaft eines Wollüstlings entzündete, und an dessen blutdürstiger Tyrannei ihr Dasein fristete. Heinrich VIII. lebte mit Katharina von Aragonien bereits in 17jähriger Ehe, aus welcher drei Söhne und zwei Töchter entsprossen waren, als sündhafte Begierde ihn zum Ehebruch und Abfall von der alten Kirche führte. Das Hoffräulein Anna Boleyn, am Pariser Hofe in allen Künsten erzogen, welche hochstehende Liebhaber zu fesseln vermögen, flößte durch ihre Reize dem Könige mächtige Leidenschaft ein. Heinrich glaubte ohne ihren Besitz nicht leben zu können, aber die Königin stand im Wege. Da erhoben sich zum erstenmale — nach bereits 17jähriger Ehe — Bedenken über die Rechtmäßigkeit derselben! Katharina war früher an Arthur, des Königs älteren Bruder, vermählt gewesen,

das sollte jetzt als Grund zur Scheidung dienen, obwohl Papst Julius II. damals Dispens wegen des Verwandtschaftsgrades ertheilt hatte. Heinrich wandte sich indessen nach Rom. Doch zeigte sich bald, daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht hatte. Wenn der päpstliche Stuhl die Sache anfangs nicht ganz und gar abschnitt, sondern auf eine lange Untersuchung hinauszuschieben suchte, um die Leidenschaft Heinrich's abzukühlen, so läßt sich das daraus rechtfertigen, daß bei den damaligen politischen Verwicklungen in Europa alle mögliche schonende Rücksicht gegen den englischen König genommen werden mußte. Als Heinrich, der Widerspruch von Niemanden ertrug, seinen Willen nicht sogleich erfüllt sah, ward er von großem Ingrimm erfaßt. Zuerst traf sein Zorn den Kanzler Cardinal Wolsey, Erzbischof von York, der Hoffnung auf die Ehescheidung gemacht hatte. Der früher so mächtige Minister wurde des Hochverraths angeklagt (1529), und starb bald darauf, von Verdruß und Krankheit aufgerieben. Nun regten sich in des Königs Busen heftige Entwürfe, welche sich zunächst in ungemessenen Drohworten gegen Papst und Papstthum Luft machten. Bald aber bot sich der Mann dar, der ihnen Gestalt und Nachdruck gab.

Damals hatte die deutsche Reformation bereits ihre völlige Ausbildung erreicht. Viele Satzungen Luther's erinnerten die Engländer an John Wicliff, der im 14. Jahrhundert in England gegen Papst, Hierarchie und Transsubstantiation lehrte, predigte und schrieb, der wie Luther auf die Schrift allein seine Lehre gründete und eine neue Uebersetzung derselben anfertigte. Heinrich VIII. war nach dem ganzen Gange seiner Jugendbildung allen Neuerungen im Dogma feind. Als Martin Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche sogar die Siebenzahl der Sakramente antastete und so ein Heiligthum angriff, welches selbst Wicliff respectirt hatte, schrieb der König gegen ihn eine Vertheidigung der sieben Sakramente: Assertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum, edita ab invictissimo Angliae et Franciae rege et domino Hiberniae, Henrico eius nominis octavo. Lond. 1521. Das Werk ist bei des Königs Lebzeiten dreimal aufgelegt worden und gefiel dem Papste Leo X. so sehr, daß er dem Könige den Titel defensor fidei verlieh, welchen Clemens VII. bestätigte. Luther antwortete das Jahr darauf mit einem Contra Henricum Angliae Regem Martinus Lutherus in Ausdrücken von solcher Ungebundenheit gegen den König, daß ein heutiger Censor von ihrem bloßen Anblicke den Tod nehmen würde.

Auch jetzt hatte Heinrich, so entbrannt er war, keineswegs im Sinne, zu den Lehren Luther's, den er haßte, überzutreten. Er wollte sogar zu Anfang bloß drohen, und wäre durch eine günstige Erklärung Roms in der Scheidungssache damals wieder umzulenken gewesen. Allein als er weiter schritt, gingen ihm auf einmal die Augen auf, wie er selbst nur seines Landes Papst zu werden brauche, vor allen Dingen, um sich selbst zu dispensiren, dann aber um seine Schatzkammer zu füllen, um die Thronfolgeordnung wieder herzustellen, um eine nie gekannte Macht über das Parlament zu gewinnen und einen Nimbus des Königthums über ganz England auszugießen.

Der Mann, welcher dem Könige die Augen öffnete, seiner Schwankung zwischen dem Papste und seiner Geliebten ein Ziel setzte, war Sir Thomas Cromwell. Er war von geringer Geburt, und vom Cardinal Wolsey in die Staatsgeschäfte eingeweiht. Die Treue, welche er dem Gefallenen eine Zeit lang widmete, flößte den Männern, die jetzt am Ruder standen, Vertrauen ein. Man beförderte ihn auf's Neue. Jetzt erbat er sich geheim Gehör bei dem Könige, stellte ihm vor, wie er ohne Gefahr für seine Rechtgläubigkeit den deutschen Fürsten von Luther's Lehre insoweit nachahmen dürfe, daß er statt des Papstes sich selbst zum Oberhaupte der Kirche von England erkläre. Das geschehen, hänge die Ehescheidung von dem Könige selber ab, und die Krone sei fortan mit einer einheitlichen Macht ausgerüstet, welche ihr bisher abgegangen. Dieser Rath schmeichelte sowohl der Liebe des Königs zu Anna als seinem Hange zur Willkür. Cromwell ward als Mitglied des geheimen Raths sofort in Eid und Pflicht genommen. Darnach ward um ein Paar schöner Augen willen eine Schranke der weltlichen Gewalt durchbrochen, in welcher Jahrhunderte sich eingewohnt hatten, und Heinrich war nicht träge, die Frucht der neuen Macht zu pflücken. Katharina ward vom Hofe entfernt. Als der Papst hierauf den König ermahnte, seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich zu nehmen, und sich vor ihm als Richter in dieser Sache zu stellen, berief Heinrich das Parlament und bewirkte die Abschaffung des Peterpfennings, nicht minder der Annaten oder Einkünfte des ersten Jahres von allen Pfründen und geistlichen Würden, welche bisher für päpstliche Bestätigungen nach Rom flossen, entzog auch der Convocation (Synode) der Geistlichkeit das Recht, irgend Vorschriften in Kirchensachen, ohne vorherige königliche Genehmigung, zu erlassen. Dann ward zur Scheidung geschritten, nachdem vorher der unglücklichen Königin ihre letzte Zuflucht, die Appellation an den Papst, durch einen

Parlamentsbeschluß abgeschnitten war. Da Katharina nicht erschien, so erkannte das geistliche Gericht gegen sie als widerspenstig, erklärte ihre Ehe mit dem König für ungültig von Anfang her, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen sei. Vorsitzer des geistlichen Gerichts war der neue Erzbischof von Canterbury, Cranmer, welcher durch ein Buch für die Scheidung und durch seine Thätigkeit für denselben Zweck des Königs Gunst und diesen hohen Platz gewonnen hatte. Cranmer war von Haus aus ein Weltlicher, erst nach dem Tode seiner Frau nahm er die Weihe. Nichtsdestoweniger hatte er sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland zum zweitenmale mit der Nichte des Reformators Osiander verheirathet. Dieser Schritt zeigt schon, daß Cranmer im Herzen viel weiter wollte, als der König, welcher sein Lebenlang dem Cölibat der Geistlichkeit treu blieb. Darum blieb auch Cranmer's Frau in Deutschland zurück, und der König wußte entweder nichts davon oder betrachtete das Verhältniß wie ein Concubinat.

Der König hatte sich der ganzen Procedur des geistlichen Gerichtes nur gleichsam aus Gefälligkeit gegen den Erzbischof unterworfen. Er selbst betrachtete sich, seit er mit dem Papste gebrochen, als einen Souverän, der auf Erden keinen Obern hat, den Gesetzen keines Wesens auf Erden unterworfen ist. Aus diesem Gesichtspunkte konnte er auch, wie er that, die Ehe mit Annen schließen, ehe das geistliche Gericht seine Ehe mit Katharinen gelöst hatte; denn nach seinem Urtheil hatte er mit dieser nie in Ehe, nur in Blutschande gelebt. Er erklärte demnach, er habe die Sache vor dem Gerichte seines eigenen Gewissens untersucht, welches erleuchtet und geleitet worden sei durch den Geist Gottes, der die Herzen der Fürsten bewohne und leite. Vielleicht fand zuerst eine geheime Trauung statt. Im achten Monate, sei's nach der öffentlichen Erklärung, sei's nach Abschließung der Ehe, gebar Anna als schon gekrönte Königin eine Prinzessin, die nach der Meinung der Anhänger der alten Kirche vor der Ehe erzeugt und in keinem Falle ehelich war, weil Anna nur als ein Kebsweib des Königs zu betrachten. Diese Prinzessin war Elisabeth.

So war der König Vater von zwei Töchtern. Die eine hatte er selbst für unehelich erklärt, die andere war unehelich nach der Meinung der großen Mehrzahl der Engländer. Nichts ungewisser also als die Thronfolge.

Von den Drohungen des Papstes appellirte der König an ein allgemeines Konzilium, und erlangte vom Parlament die Bestätigung

alles dessen, was im Kirchenwesen bisher vorgenommen war. Die ganze Macht des Papstes in England ward nun förmlich aufgehoben. Nicht allein alle Beamte, alle Geistliche, auch Mönche und Nonnen mußten beschwören, daß der König ihr geistliches Oberhaupt sei, daß der Papst nicht mehr Rechte in England habe, als jeder auswärtige Bischof, und daß die Ehe des Königs mit Anna die allein rechtmäßige sei, und einzig auf ihr die Thronfolge sich gründe. Ein ungeheuerer Umschwung warf alle bisherige Ueberzeugungen um. Man hörte Cromwell bei jeder Gelegenheit die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen den König lehren. Sir Thomas Morus, ein allgepriesener gewissenhafter Mann, Wolsey's Nachfolger in der Kanzler-Würde, die er, ein Weltlicher, gegen das Herkommen bekleidete, wollte von Luther's Thun nichts wissen, und schlug jeden Versuch kirchlicher Neuerung, der von Unberufenen ausging, zu Boden, aber eine Reformation der Kirche von innen heraus und von oben geleitet, hätte er gerne gesehen. Als aufgeklärter Staatsmann und Freund des Erasmus war er unzeitigen Ansprüchen Roms abhold, aber dem Reiche der Willkür zu Hause widerstand er und gab sein hohes Amt auf. Allein man ließ ihm keine Ruhe. Nicht genug, daß er die neue Thronfolge anerkannte, er sollte auch beschwören, daß die Ehe mit Katharinen von Anfang her ungültig gewesen sei. Da zog er den Tower vor. Nach einem Jahr Gefängniß ging Morus auf das Schaffot, in seinem alltäglichen härenen Gewande und mit der ihm eigenen wolkenlosen Heiterkeit des Scherzes. Auch der Bischof Fisher von Rochester büßte im höchsten Greisenalter das Bekenntniß seiner Ueberzeugung, daß der neue Suprematseid den Lehren der Kirche zuwider sei, mit demselben Tode. Man sah die Köpfe Beider auf der London-Brücke aufgesteckt.

Zur Handhabung der gesammten geistlichen Gerichtsbarkeit an des Königs statt ward Cromwell bestellt, unter dem Titel eines General-Vicars. Er hatte schon die Annaten und Zehenten in die königliche Kasse geleitet. Dem Könige war es recht, auf diesem Wege munter fortzufahren, und auf einen Schlag wurden von den 500 Klöstern Englands etwa 380 aufgehoben. Der beste Theil der Beute fiel dem Könige zu. In den nächsten vier Jahren hob man auch die übrigen Klöster und die meisten kirchlichen Stiftungen, darunter über hundert Hospitäler, auf. So Vieles auch verschleudert und veruntreut ward, die Krone hatte ihr jährliches Einkommen um ein Großes vermehrt.

Um diese Zeit starb die arme verstoßene Katharina, und jetzt erst fühlte sich Anna vollkommen froh als Königin. Sie ist gerade zum

zweiten Male schwanger; da erblickt sie eines Tages ihr Kammerfräulein, die schöne Johanna Seymour, auf dem Schooße ihres Gemahls. Von Eifersucht durchdrungen, gebiert Anna zu früh einen todten Prinzen. Ein paar Monate darauf ward die Königin verhaftet, in den Tower gebracht. Sie ist ehebrecherischen Umgangs mit fünf Edelleuten angeklagt, und auf das Bekenntniß eines derselben, in der Hoffnung auf Begnadigung abgelegt, werden sie sämmtlich zum Tode verurtheilt. Anna ward, statt vom ganzen Oberhause, von einer Kommission von sechsundzwanzig Peers gerichtet und ebenfalls schuldig befunden. Sie ging auf das Schaffot unter Betheuerungen ihrer Unschuld, kein Beweis gegen sie liegt vor. Mit wie maßloser Willkür Heinrich alle Willen seinem Willen unterwarf, geht auch daraus hervor, daß er den Erzbischof Cranmer bewog, zwei Tage vor der Hinrichtung der Königin eine Urkunde auszustellen, welche die Ehe mit Annen als von jeher null und nichtig erklärt, und zwar vermöge eines Hindernisses, welches Anna ihm dem Erzbischof in ihren letzten Tagen bekannt haben soll, das aber der Welt verborgen bleibt. So war nun auch Elisabeth für unehlich und somit der Thronfolge unfähig erklärt. Heinrich hatte geweint bei der Botschaft von Katharinens Tode, den Morgen nach Annens Hinrichtung heirathete er Johanna Seymour. Er hoffte in den Kindern der neuen Königin würden ihm Thronfolger erwachsen; unterdessen ließ er sich vom Parlament bevollmächtigen auf den Fall, daß er von seiner gegenwärtigen oder einer künftigen Gemahlin kinderlos bliebe, sich seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Und mit der künftigen Gemahlin stand es nicht lange an. Johanna gebar dem König den längst ersehnten Prinzen, den nachherigen König Eduard, und starb in der zweiten Woche darauf. Alsbald ward die vierte Frau in Bedacht genommen. Es sollte Anna, die Schwester des Herzogs von Cleve sein. Heinrich hatte ihr Gemälde gesehen und vernahm gern den Bericht, sie sei vollkommen so hohen Wuchses, wie er es für die Majestät seiner Gemahlin nöthig hielt. Als er aber der Ankommenden zuerst verkleidet entgegenritt, um, wie er es nannte, seiner Sehnsucht Nahrung zu geben, war seine Bestürzung groß, da er sie freilich lange genug, aber entkleidet von jedem feineren Reize erblickte. Ganz niedergeschlagen berieth er sogleich mit seinem Vertrauten, Cromwell. „Muß ich denn den Kopf durchaus in diese Schlinge stecken?" Die Sache war indeß zu weit gediehen, und Heinrich ließ die Trauung über sich ergehen. Die neue Königin konnte weder englisch noch französisch, nur deutsch, konnte nicht spielen, nicht singen,

nur lesen, schreiben und nähen. Der König war in Verzweiflung, Cromwell sollte ihm das büßen. Schon seit länger stand dieser nicht in alter Gunst mehr; von nun an ward er gehaßt, denn er hatte die Heirath angestiftet, aber Heinrich fuhr fort, ihn mit Gütern und Ehren zu überhäufen, nur um seinen Untergang desto schmählicher zu machen. Cromwell hatte die willkommene Lehre aufgestellt, daß Hochverräther füglich auf die bloße Anklage hin ohne Prozeß und ohne Geständniß verurtheilt werden dürften. Jetzt mußte er den Kelch leeren, welchen er für Andere gefüllt hatte. An demselben Tage, an welchem Cromwell seinen Sitz im Oberhause als Graf von Essex einnahm, ward die Anklage wider ihn verlesen. Das Ende war Cromwell's Hinrichtung und die Scheidung von Anna von Cleve.

Der König erwählte seine fünfte Gemahlin wieder aus den Eingebornen des Landes, Katharina Howard. Nach Jahresfrist wurde diese hingerichtet wegen eines erwiesenen Falles der Unkeuschheit vor der Ehe, und ein Statut trat an's Licht, welches die Jungfräulichkeit künftiger Königinnen festsetzte. Die Verhehlung eines Fehltrittes vor der Ehe wird mit derselben Strafe belegt, wie Verhehlung von Verrath.

In die Strafe dieses Statuts nicht zu verfallen, war die sechste Königin sicher, weil sie notorisch schon Wittwe war, Katharina Parr. Dennoch kam sie ihrem Untergange nahe, als sie verbotene Bücher las und die Untrüglichkeit des Papstes von England, der zugleich ihr Gemahl war, zu bezweifeln anfing. Nur ihre Klugheit rettete sie.

So wenig erbaulich diese Ehestandsgeschichten sind, so charakteristisch sind sie für die von Heinrich ausgegangene, höchst willkürliche und gewaltsame Reformation der englischen Kirche. Was Leidenschaft begonnen, das wurde von der Leidenschaft fortgesetzt. Nicht geringen Antheil aber hatte die den König umgebende servile und gemeine Schaar von Schmeichlern, deren Geschäft es war, nicht nur die Maßregeln des Tyrannen zu billigen, sondern sogar als die besten und heiligsten lobzupreisen. Cromwell war unerschöpflich in Lehren des unbedingten Gehorsams, nannte den König, diesen König, Gottes Ebenbild, Ungehorsam gegen ihn Ungehorsam gegen Gott. Auch Cranmer, ein Mann, bei welchem die Gottesfurcht wenigstens dann auftauchte, wenn ihm die Menschenfurcht Ruhe ließ, entblödete sich nicht, das Gewissen des edlen Thomas Morus mit dem erklärten Willen des Königs zu bekämpfen. Der Pesthauch dieser Lehre vom unbedingten Gehorsam hatte die ganze Umgebung des Königs ergriffen. Bei jeder Eröffnung des Parlaments

floß Alles von Schmeicheleien über: Heinrich hörte sich einen „Salomon an Weisheit," einen „Simson an Stärke," einen „Absalon an Schönheit" nennen. War es ein Wunder, wenn der Tyrann zuletzt selber an die eigene Inspiration und Unfehlbarkeit glaubte?

Was übrigens seine Reformen im englischen Kirchenwesen selbst belangte, so war er, wie schon bemerkt, weit entfernt, den deutschen Vorgängern nachzufolgen, vielmehr blieb die Reform der englischen Kirche auf einen weit engeren Horizont beschränkt. Seine berühmten sechs Artikel von 1539, die sogenannten Blutartikel, lehren die Transsubstantiation, entziehen dem Laien den Kelch, lassen den Klerus im Cölibat, Mönche und Nonnen bei den Keuschheitsgelübden, behalten Seelenmessen und Ohrenbeicht bei. Auch das Bibellesen wurde den Laien auf eine Zeit lang erlaubt, bald für das Volk zurückgenommen und auf Leute von Stand beschränkt.

Das Charakteristische der königlichen Reformation lag also offenbar weniger in der Umgestaltung des Dogma, als vielmehr in der tyrannischen und willkürlichen Durchführung der von Heinrich beliebten Reformen. Vor Allem mußte sein Supremat respektirt werden. Ketzer in diesem Punkt wurden fleißig hingerichtet. Auch allen Uebertretern der sechs Artikel waren die schwersten Strafen, ja verstockten Sündern der Tod angedroht. Es heißt Alles sagen, wenn wir hinzusetzen, daß sich der König ausdrücklich jede beliebige Aenderung seiner Kirchensatzungen für die Zukunft vorbehielt.

Uebrigens lebte Heinrich in seiner letzten Zeit ganz den Freuden der Tafel. Das geistliche Oberhaupt gewann dadurch einen körperlichen Umfang von solcher Bedeutung, daß es sich nur durch Maschinerien von einem Zimmer in's andere schaffen ließ. Das Unterschreiben mußte er aufgeben. Dem blinden Eigensinne seines langen Lebens huldigt noch sein Testament, welches auf den Fall, daß seine Kinder Eduard, Maria und Elisabeth ohne Erben stürben, nicht die Nachkommenschaft der älteren Schwester des Königs, der Königin von Schottland, sondern die Nachkommenschaft der jüngeren, der Königin von Frankreich, nachherigen Herzogin von Suffolk, zur Thronfolge beruft. Der Tod des Tyrannen rettete den Herzog von Norfolk, dessen Hinrichtung an demselben Tag geschehen sollte, da Heinrich starb, am 28. Januar 1547.

6.

John Fisher.

Zu den verbreitetsten Irrthümern in der Geschichte gehört die Meinung, daß die Zeit vor der Reformation eine Periode der sittlichsten Verkommenheit und tiefer Geisteslethargie gewesen sei. Daß diese Ansicht von protestantischer Seite sorgsam gepflegt und mit confessionellem Haß ausgebeutet wird, ist eine directe Folge der in unsern Tagen mit so viel Eifer betriebenen Tendenzgeschichtsmacherei, der mit aller Macht offenkundiger Thatsachen entgegenzuwirken, die Aufgabe des auf Objectivität der Anschauung beruhenden historischen Bewußtseins ist. Höchst belehrend muß die nähere Bekanntschaft mit dem Streben und den Leistungen der großen Männer wirken, die am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts als Träger hoher Geistesbildung hervorragen und bereits den Grund zu einer frischen kirchlichen Entwickelung, zu einer Besserung der sittlichen Zustände, zur Kräftigung des geistigen Lebens gelegt haben. Zu der nicht kleinen Zahl derselben gehört vorzüglich John Fisher, Bischof von Rochester und Kanzler der Universität Cambridge. Er erscheint so recht als der Repräsentant alles Guten und Lebensfähigen seiner Zeit. Es war nicht erst das glorreiche Martyrium, welches die Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf ihn lenkte, sondern sein heiliges und tugendhaftes Leben hat ihm die Verehrung und Liebe aller Guten erworben, lange vor jener Katastrophe, in welcher sein Leben glorreich sich schloß. Erasmus findet keine Worte, um seine Bewunderung für die erhabenen Tugenden des Mannes auszudrücken. Er schreibt: „Entweder täusche ich mich ganz, oder das ist ein Mann, mit welchem kein anderer in dieser Zeit kann verglichen werden, sowohl was die Reinheit des Lebens, als Gelehrsamkeit und Seelengröße betrifft, den einzigen Erzbischof von Canterbury nehme ich aus.“ In derselben lobenden Weise spricht sich Erasmus in andern Briefen aus und diesem Urtheil schließen sich noch mehrere berühmte Zeitgenossen an, wie auch die Nachwelt, vorzüglich die seiner Landsleute und unter diesen selbst die Anhänger der Hochkirche, ihm alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Obschon Fisher mit aller Strenge an den Satzungen der Kirche festhielt, von ganzem Herzen Katholik und ein pflichtgetreuer Oberhirte war, so muß er doch in jeder Beziehung als ein Mann des Fortschritts gelten, ohne jedoch als ein Vorläufer der Reformation angesehen werden zu dürfen.

John Fisher war geboren im Jahre 1459 zu Beverley in Yorkshire und erhielt den ersten Unterricht von einem Priester an der Collegiatkirche seiner Vaterstadt. Da er große Talente bewies, ward er nach Cambridge geschickt, wo er den höhern philosophischen und theologischen Studien oblag. Im Jahre 1488 erhielt er den Grad eines Baccalaureus in der philosophischen oder — wie sie damals hieß — facultas artium, im Jahre 1491 wurde er Magister artium. Hierauf wandte er sich dem Studium der Gottesgelahrtheit zu und nachdem er auch die heiligen Weihen empfangen, deren erlauchter Vertheidiger gegen die Irrlehre Luthers er werden sollte, promovirte er im Jahre 1501 mit großer Auszeichnung zum Doktor in der Theologie. Noch im nämlichen Jahre übertrug ihm die Universität Cambridge die Würde eines Kanzlers und nachdem er sie bis zum Jahre 1514 ununterbrochen bekleidet hatte, ehrte man ihn damit, daß ihm dieselbe durch einen feierlichen Akt auf Lebenszeit bestätigt ward.

Der große Ruf von Fishers erhabenen Eigenschaften drang bald an den englischen Hof und seine Weisheit und Frömmigkeit erwarb ihm das Vertrauen der Mutter Heinrichs VII. in dem Maße, daß sie ihn zu ihrem Beichtvater wählte. Schon im Jahre 1504 wurde er auf den bischöflichen Stuhl von Rochester erhoben. Dieses Bisthum war sehr klein und nicht reich an Einkünften, aber es war durch hohes Alter und Ansehen ausgezeichnet, indem es zu den Stiftungen des hl. Augustinus, des Apostels von England, gehörte. Obgleich ihm mehrfach reichere Bisthümer angeboten wurden, so nahm er dieselben doch nicht an und blieb dreißig Jahre lang der sorgsame Oberhirte der Kirche von Rochester, von wo er sich nur selten entfernte und zwar meistens nur, um den Pflichten seines Kanzleramtes zu Cambridge nachzukommen.

Besondere Sorgfalt verwendete Fisher auf die Predigten, deren uns einige von ihm erhalten sind. Dieselben sind, wenn auch streng auf dogmatischem Grunde aufgebaut, dennoch ferne von aller eiteln Subtilität, im Gegentheile einfach, erbaulich, überall auf die Mitte, das praktische Christenthum dringend. Der reichliche Gebrauch, den er von der hl. Schrift macht, die gründliche und faßliche Auslegung derselben mögen Denjenigen eines Andern belehren, der sich von dem Wahne noch nicht frei gemacht hat, als sei das Wort Gottes damals vergraben gelegen und hätte einer Wiedererweckung bedurft. Die Heiligenlegende benützt der Bischof allerdings, da er als gläubiger Katholik überzeugt war, daß Christus in seinen Gliedern lebt: aber er benützt sie mit einer

diskreten Sparsamkeit und weisen Oekonomie, wovon diejenigen lernen mögen, welche wähnen, es hätte die erbauliche Predigtweise der Zeit sich auf nichts Anderes, als auf die Erzählung von Heiligenlegenden beschränkt.

Dem eifrigen Seelenhirten lag es am Herzen, daß dem christlichen Volke tüchtige Prediger gesandt würden; hiefür wirkte er nicht bloß als Bischof, sondern auch in seiner für diese Zwecke vielleicht einflußreicheren Stellung als Kanzler von Cambridge. Um den Predigern eine brauchbare, den Zeitbedürfnissen angemessene Unterweisung in die Hand geben zu können, veranlaßte er den Erasmus, daß er eine Schrift über die rechte Weise zu predigen verfaßte; dieser Aufforderung Fishers verdanken wir den Ecclesiastes der Rotterdamer Gelehrten, wie dieser selbst berichtet.

Aus derselben ernsten und gewissenhaften Erfüllung seiner bischöflichen Pflichten, welche ihn zum Eifer im Predigen antrieb, floß bei Fisher auch seine schriftstellerische Thätigkeit. Er fühlt sich berufen, nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich das Volk zu lehren. Aus diesem Grunde ergriff er die Feder gegen Luther. Denn Viele sieht er schon wanken unter den von allen Seiten eindringenden Angriffen auf den Glauben. Um dieser willen hauptsächlich glaubt er, daß die Bischöfe die Arbeit auf sich nehmen müssen, jene Irrlehrer zu widerlegen, da ihnen gerade St. Paulus zuruft: attendite vobis et universo gregi, in quo posuit vos Spiritus sanctus, regere ecclesiam Dei. „Wir müssen also endlich einmal erwachen — ruft er aus Opp. 273 — wir, denen die Obsorge über eine so kostbare Heerde anvertraut ist, damit wir sie vor der Wuth des Wolfes, der schon wüthet, beschützen, damit nicht, wenn sie durch unsre Nachlässigkeit zu Grunde geht, ihr Blut von unsrer Hand gefordert werde."

Einer der hell leuchtendsten Züge in dem Bilde des Bischofs war seine Liebe zu den Armen und seine stets bereite Opferwilligkeit für alle höheren, besonders wissenschaftlichen Zwecke. Oefters besuchte er die Spitäler und Gefängnisse, um sein Almosen persönlich auszutheilen und es mit tröstenden Worten zu begleiten. Sein Haus stand der edelsten Gastfreundschaft immer geöffnet: alle Pilger, insbesondere aber Gelehrte, fanden dort stets willkommene Aufnahme. Arme Studirende, vor Allem die von Cambridge, wurden niemals vergessen und wo es eine nützliche Unternehmung galt — sei es auch auf rein bürgerlichem Gebiete — da fehlte der Bischof nie mit seiner Beisteuer. Was Wunder, wenn alle

die edleren Zeitgenossen in ihm einen der großen heiligen Bischöfe aus den ersten und schönsten Zeiten der Kirche wieder erstanden glaubten!

Die vielseitige literarische Beschäftigung Fishers und seine Vorliebe für eine gewisse Seite der humanistischen oder eigentlich Sprachstudien konnten nicht, wie bei so manchen Geistlichen jener Zeit, das ascetische Element in ihm zurückdrängen. Er pflegte es mit Ernst und Eifer zu seiner und Anderer Heiligung. Wie alle höher strebenden Männer, wie namentlich auch Fishers berühmter Freund und Genosse im Martyrertode, Thomas Morus, hielt auch er seinen Leib in strenger Dienstbarkeit durch Fasten und Nachtwachen. Da er selbst ein eifriger Betrachter war, machte er es sich zum Grundsatze, auch Allen die Nothwendigkeit der Betrachtung einzuschärfen; insbesondere verweißt er auf die Betrachtung der sogenannten ewigen Wahrheiten, der Bestimmung des Menschen, des Todes, Gerichtes, der Hölle, des Himmels. Obwohl mit allen geistigen Zeitrichtungen in Verbindung stehend, und namentlich den neueren humanistischen Studien durchaus nicht abhold, hatte er sich doch entschieden vor der weltlichen Richtung und der Gefühlsreligion, welche beide ausgeprägte Erscheinungen des humanistischen Zeitalters waren, bewahrt. Seine Predigten und übrigen geistlichen Schriften sind von einem tiefen Ernst getragen. Immer und immer wieder dringt er auf die Betrachtung, namentlich auf diejenige über die letzten Dinge, welche ganz unentbehrlich sei zur Befestigung im geistigen Leben.

Fishers Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl hat in schlimmen Zeiten die höchste Probe bestanden, welche die Treue hier auf Erden bestehen kann: denn sie ging für ihre Liebe in den Tod. Seine Verehrung für die kirchliche Autorität, den Primat insbesondere, beruhte auf rein theologischem Grunde. Die göttliche Einsetzung ist es, die er bei jeder Gelegenheit energisch hervorhebt und es ist dieses kein gering anzuschlagendes Zeichen seiner geistigen Selbstständigkeit und Klarheit. Durch alle Wirren der Zeit, so namentlich auch durch die verhängnißvollen Streitigkeiten über die Gültigkeit der Ehe König Heinrichs VIII. war ihm sein Vertrauen auf die Endscheidungen des Oberhauptes der Kirche Leitstern, der ihm den sichern Weg durch die düstre Zeit wies.

Indessen bei aller entschiedenen Anhänglichkeit an den Primat und bei aller Ehrfurcht vor den apostolischen Entscheidungen verschloß sich doch Fisher, wie alle wahren Freunde der Kirche, niemals der Einsicht, daß vieles besser werden müsse in der Christenheit, namentlich auch in der Umgebung jenes höchsten Sitzes, ja bei den Trägern seiner erhabenen

Gewalt selbst. In seiner Schrift gegen Walmus klagt er, daß die Verderbnisse bis zur Spitze der Christenheit hinaufgestiegen seien. In warmen von tiefem Schmerz eingegebenen Worten ermahnt er zur Beseitigung der bestehenden Mißbräuche. Denn in Wahrheit sei zu fürchten, wenn die Oberhirten dieß nicht selbst thäten, würde die göttliche Strafe nicht lange auf sich warten lassen und der Kaiser oder die Laienfürsten würden jenes Geschäft übernehmen.

Nicht so freundlich, wie zum königlichen Hofe, gestaltete sich Fishers Verhältniß zu Wolsey, dem Cardinal-Erzbischof von York, Lordkanzler und allgewaltigem Günstling Heinrichs VIII. Als dessen finanzielle Verhältnisse in große Zerrüttung gerathen waren, suchte Wolsey zur Deckung des Ausfalls die Subsidien des Klerus in Anspruch zu nehmen und verlangte nicht weniger als die Hälfte des Ertrages jeder Pfründe. Um dieses Verlangen durchzusetzen, berief der Cardinal eine Legatensynode, als deren Aufgabe er zum Köder für Bessergesinnte die Durchführung einer allgemeinen Reform im Klerus und unter den Laien angab. Als es sich jedoch bald herausstellte, daß es nur auf die Erpressung der enormen Subsidie abgesehen sei, waren Fox und Fisher voll Entrüstung, welche durch den letzteren einen sehr entschiedenen Ausdruck erhielt. Nach heftigen Debatten kam eine Uebereinkunft zu Stande, in welcher die Geistlichkeit versprach, die verlangte Summe innerhalb fünf Jahren zu erlegen. Von dem Parlamente wurde freilich noch etwas ungleich Schwereres verlangt, daß es nämlich dem König die Rückzahlung seiner sämmtlichen Schulden erlasse. Auch diese, mit allen Rechtsbegriffen unvereinbare Forderung wurde der immer absolutistischer auftretenden Regierung gewährt. Ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft.

Die außerordentliche Gelehrsamkeit des Bischofs von Rochester erregte die Bewunderung aller Zeitgenossen und noch heute leuchtet sie aus seinen Schriften. Kein Zeitalter der christlichen Literatur blieb ihm unbekannt, und wenn er die Scholastiker hauptsächlich schon in seiner ersten Studienperiode kennen gelernt hatte, so war dagegen die zweite Periode seines Lebens hauptsächlich dem Studium der Kirchenväter und dabei auch der neueren theologischen Literatur gewidmet. Vor Allem jedoch waren es die Werke der Väter griechischer und lateinischer Zunge, deren gründliche und in jenen Tagen seltene Kenntniß sich Fisher durch seine Studien angeeignet hatte. Er wußte es recht wohl zu würdigen, welche Anforderungen die neue Gestaltung der Dinge auf theologischem Gebiete, die mehr und mehr sich verbreitende Aufnahme der Sprach-

studien und die sich erweiternde Bekanntschaft mit den Werken der griechischen Kirchenväter an den Theologen stelle. Es gehörte in der That mehr als ein gewöhnlicher Wissenstrieb dazu, der den eifrigen Gelehrten veranlaßte, noch als Bischof die griechische und hebräische Sprache zu erlernen!

Jedem verständigen Fortschritte hold, sprach Fisher auch der von den Humanisten gestellten Forderung, wornach die theologische Darstellungsweise sich einer reineren lateinischen Schreibart befleißen sollte, keineswegs jede Berechtigung ab. Seine eigene Schreibart, obwohl weit entfernt von dem abgeschmackten, ja spärlichen Purismus jener ciceronianischen Theologen, welche die heilige Wissenschaft in ein ganz profanes, sogar heidnisches Gewand kleideten, ist dennoch rein, klar, beredt, verständlich. Obschon Fisher durchaus nicht mit der abstoßenden Form zufrieden war, in welcher sich die Scholastik am Ende des Mittelalters bewegte, so mußte er doch als gründlicher Theologe und gewandter Dialectiker mit aller Macht gegen die wegwerfende Sprache sich erklären, welche damals fast alle Humanisten gegen die Scholastiker, die großen Theologen des Mittelalters nicht ausgenommen, sich erlaubten. Diesen gelten sie nur als Barbaren. Fisher dagegen erhebt ihren hohen Werth und zeigt die Berechtigung der Scholastik nicht blos den Neueren, sondern auch der patristischen Theologie gegenüber.

Es ist bekannt, daß in dem neuerwachten Eifer für die Sprache der Alten eine Fülle von Geist, Kraft und bewundernswerther Thätigkeit im Dienste des Kultus der schönen Form und des Antiken überhaupt verwendet wurde. In England schien der Gang des wiedererwachten Sprachstudiums gleich im Anfang bessere, christlichere Bahnen einzuschlagen; denn es waren entweder fromme, christlich gesinnte Laien oder gründlich theologisch gebildete Geistliche, welche dieselben pflegten und in Aufnahme brachten. Die hohen Prälaten des Reiches wirkten in demselben Geiste, wie diese Gelehrten. Ihnen war die hohe Bedeutung der Sprachkenntniß für den Anbau der theologischen Disciplinen nicht entgangen. Sie ließen deßwegen den Bemühungen jener Männer alle Unterstützung angedeihen, nicht blos, indem sie dieselben gegen die Anforderungen kurzsichtiger Gegner beschützten, sondern auch dadurch, daß sie durch reichliche Beisteuer die Mittel zur Pflege jener Studien hergaben. Die Bemühungen so trefflicher Männer krönt der vereinte Eifer zweier der glänzendsten Lichter der Kirche des 16. Jahrhunderts — zweier Märtyrer, nämlich des Bischofs Fisher und des nachmaligen Kanzlers

Thomas Morus. In dieser Erscheinung sehen wir den Beweis erbracht, daß sich die Pflege der klassischen Studien recht wohl mit dem Geist des Christenthums vereinbaren läßt und daß somit die Anfeindung der Kirche durch die Humanisten nur als ein unberechtigtes Ausschreiten zu betrachten ist.

Noch eher als Fisher selbst an die Erlernung der griechischen Sprache ging, berief er Erasmus als Lehrer derselben an die Hochschule Cambridge; er bewies ihm die größte Aufmerksamkeit, indem er ihn in seine Wohnung aufnahm und ihn mit allen zum Lebensunterhalt nöthigen Dingen versah. Als Erasmus Cambridge verließ, ward sein Nachfolger Richard Croke, der von Leipzig her berufen wurde. Derselbe erfreute sich eines großen Rufes als Gelehrter, zeigte aber keine Festigkeit des Charakters, indem er sich später von Heinrich VIII. bestechen ließ und für dessen Ehescheidung in Rom wirkte.

Die umsichtige Fürsorge, welche Fisher der Universität Cambridge angedeihen ließ, übte den günstigsten Einfluß auf dieselbe, worüber das Urtheil vieler berühmter Männer Zeugniß ablegt. Erasmus schreibt: „Vor ungefähr dreißig Jahren kannte man an der Universität von Cambridge Nichts, als die parva Logicalia Alexanders, die alten Axiome des Aristoteles und die Quästionen des Scotus. Im Verlaufe der Zeit aber fanden die schönen Wissenschaften daselbst Eingang; es fand Eingang das Studium der Mathematik, es kam ein ganz neuer oder wenigstens erneuerter Aristoteles; es erblühte die Kenntniß der griechischen Literatur; es verbreitete sich das Studium so vieler Schriftsteller, von denen kaum der Name vorher gekannt war.“ Und an einer andern Stelle schreibt er: „Die Universität Cambridge zeichnet sich durch jede Art von Blüthe aus unter Leitung des Bischofs Johannes von Rochester, der in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mann ist.“

Das äußere Mittel, an welches sich auf der britischen Insel die Verbreitung protestantischer Grundsätze und Lehren knüpfte, war die Einführung einer neuen im häretischen Sinne gefertigten Bibel-Uebersetzung, welche William Tyndal besorgte. Gegen die gefälschte Uebersetzung erschien i. J. 1526 das erste Mandat des Bischofs Tunstall von London und dem königlichen Rath wurde angezeigt, daß bereits 2000 Bücher gegen das hl. Altarsakrament in England eingeschmuggelt und unter das Volk vertheilt seien.

Die Colportage war schon damals ein vorzüglich beliebtes Mittel protestantischer Propaganda. Während die katholische Kirche immer und

überall das lebendige Apostolat aufgestellt hat, um durch das mündliche Wort und unter persönlicher Einwirkung die Lehre des Glaubens zu verbreiten, hat der Protestantismus, einem inneren Zuge seiner Natur folgend, von Anfang an vorzugsweise die Presse zum Träger seiner Principien gemacht, da er nicht sowohl eine wohlgegliederte, auf Einigkeit des Glaubens und Lebens gegründete Gemeinschaft zu stiften vermag, sondern vielmehr nur die Verbreitung von Ansichten und Bestrebungen, die Erzeugung einer auf ungebundene Schriftauslegung hinzielende Neigung im Auge hatte: dazu aber reichte das jeglicher Behandlung geduldig sich unterziehende schriftliche Wort aus.

Gleich die erste protestantische Gemeinde, welche sich in London gebildet hatte, war eigentlich nichts Anderes, als eine Bibel- und Tractatengesellschaft, welche sich zum gemeinsamen Lesen protestantischer Bücher, dann aber auch zum Zwecke einer massenhaften Colportage derselben vereinigt hatte. Der Cardinal Wolsey erließ deßhalb ein Edikt an alle Bischöfe, Pfarrer und Klostervorsteher des Inhalts, daß alsbald sämmtliche Lutherische Schriften unter Androhung des Bannes für die Säumigen von den Gläubigen einzufordern seien. In London verbrannte der Legat umgeben von vielen Prälaten des Königreiches und begleitet von den Botschaftern des Papstes und Kaisers vor dem Kreuze zu St. Paul auf einem eigens hiezu erbauten Gerüste im Angesicht des versammelten Volkes die Werke Luthers. Bei dieser Gelegenheit hielt der Bischof von Rochester eine durch Gründlichkeit und Ruhe ausgezeichnete Rede, welche ins Lateinische übersetzt herausgegeben wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Fisher auch Antheil an Heinrich VIII. Schrift „Assertatio septem Sacramentorum adversus Martinum Lutherum.“ (Gegen dessen Buch von der babylonischen Gefangenschaft.) So freudige Sensation indeß Heinrich VIII. literarisches Auftreten unter den Katholiken aller Länder erregte, so hat man doch vielen Grund, in demselben mehr ein für die katholische Sache bedenkliches, als glückliches Ereigniß zu sehen. Ein dogmatisirender Fürst ist überhaupt jederzeit für die Kirche eine zweideutige Bescheerung. Was insbesondere den dogmatisirenden Heinrich VIII. betrifft, so mußte die katholische Kirche, namentlich Englands, seine Hülfe theuer bezahlen.

Luther beantwortete alsbald den gegen ihn gerichteten Angriff Heinrich VIII., und Fisher trat dann für diesen in die Schranken. Die Schriften der ersten Vorkämpfer gegen Luther sind im Allgemeinen wenig gekannt, ja fast vergessen. Wie Viele kennen auch nur die Namen

eines Schatzgayer, Mansing, Dietenberg, Armicola, Köllin, Petrus Sylvius, Anspach, Kling, Usingen u. s. w.? Wie wenige haben selbst die Leistungen eines Eck, Cochläus, Fisher einer näheren Betrachtung gewürdigt? Bei den Protestanten darf es nicht gerade auffallen, daß sie die Gegner Luthers gern der Vergessenheit überliefern oder dieselben herabwürdigen, aber den Katholiken gereicht es zum größten Vorwurf, daß sie fast alle die geistvollen und muthigen Vertreter ihrer Sache Luthern gegenüber vergessen und nicht nach Verdienst schützen und würdigen.

In dem Kampfe gegen die Reformation stellte sich das Zurückgehen auf die Kirchenväter als Nothwendigkeit heraus, um den inneren Zusammenhang der mittelalterlichen Lehrentwickelung mit der altkirchlichen Tradition zu zeigen und die ersten eben dadurch zu rechtfertigen. Es war nothwendig geworden, schwerfällige, seit der humanistischen Richtung unverständlich gewordene Formen abzuthun, ohne jedoch der scharfen und distincten theologischen Begriffsbestimmung sich zu begeben, die als eine bleibende Errungenschaft aus der Scholastik herübergekommen war. Fisher verwahrt sich deßhalb entschieden gegen die geringschätzige Sprache, welche damals nur zu Viele auch über die größten Scholastiker zu führen pflegten, beruft sich aber zur Begründung seiner Sätze sehr selten auf dieselben, ja er erklärt sogar wiederholt, er wolle hier die Meinungen der Scholastiker bei Seite lassen. Das fast ausschließliche Hervorheben der patristischen Lehre hat Fisher mit den bedeutendsten Controversisten seiner Zeit gemein, und man kann nicht umhin, anzunehmen, daß eine Hebung der Väterschriften mit zu den glücklichen Wirkungen dieser Methode zu zählen sei. Daß die katholischen Theologen bereits in dieser ersten Periode der religiösen Controverse mit Erfolg daran arbeiteten, zu einer principiellen Auffassung der Lehrdifferenz durchzudringen, zeigen Fishers Schriften aufs Deutlichste. Seine „Assertionis Lutheranae confutatio“ ist zunächst gegen Luthers Schrift „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden,“ gerichtet und es behandelt dieselbe vorzüglich die Anthropologie und Justificationslehre. Fishers Buch „De veritate Corporis et Sanguinis Christi in Eucharistia“ gegen Oekolampadius ist die bedeutenste unter der in der ersten Periode über diesen Lehrpunkt erschienenen, namentlich auch durch den Reichthum der beigebrachten Väterzeugnisse. Von besonderem Interesse ist es aber, daß er anfing, auch die Zeugnisse der Liturgien des christlichen Alterthums herbeizuziehen, Zeugnisse, welche in

der Folge so große Bedeutung erhalten sollten. Man kann wohl sagen, wären alle diese Denkmale einer hl. Vorzeit schon zu Luthers Zeiten bekannt gewesen, so hätte jenes lächerliche Vorgeben des Reformators, als sei die Messe eine Erfindung des Papstes, unmöglich so vielen Glauben finden können unter den Zeitgenossen.

In der Schrift „sacri sacerdotii defensio contra Lutherum“ macht Fisher drei Gänge gegen Luthers Angriff wider das Priesterthum und wir finden durch dieselben den deutlichsten Beweis erbracht, daß die katholischen Theologen in der ersten Periode der Reformationszeit trotz der spärlichen literarischen Hilfsmittel vollkommen im Stande waren, über die historische Grundlage des katholischen Systems genügende Rechenschaft zu geben.

Gegen die kecke, der gesammten alt-christlichen Tradition widersprechenden Läugnung des Velenus, daß Petrus niemals in Rom gewesen sei, verfaßte Fisher die Schrift: „Convulsio calumniarum Ulrichi Veleni, quibus Petrum numquam Romae fuisse cavillatur“, in welcher die für den Aufenthalt Petri zu Rom sprechenden Zeugnisse der alten Väter und Kirchenschriftsteller, beinahe alle, getreu zusammengestellt und wiedergegeben werden. — Außer den genannten Schriften sind noch einige Abhandlungen theologischen und ascetischen Inhalts von Fisher vorhanden. —

Der eigentliche Hebel für die Reformation in England war bekanntlich die Ehescheidung Heinrichs VIII., an welcher sogar viele der vom besten kirchlichen Geist beseelten Bischöfe scheiterten. Die Frage, wie es kam, daß so gesunde Elemente des Katholicismus dem Auftreten des Königs gegen den Papst und die Kirche Beifall gaben, findet ihre Lösung nur in der Thatsache, daß der Klerus nur auf dem Wege der Demoralisation in das Schisma geführt ward. Heinrichs Gemahlin Katharina von Aragonien war vorher mit seinem Bruder verheirathet gewesen; dieser Umstand erregte in ihm Bedenken von der Zeit an, in welcher seine Leidenschaft für Anna Boleyn entbrannte. Seine Anwälte erklärten die Ehe mit Katharina vorzüglich aus canonistischen, aber auch aus formellen Gründen für ungesetzlich und nichtig. Die gefügigen Bischöfe und Geistliche mußten sich zu den schmählichsten Dingen hergeben. Bald mußten sie den Papst mit Bitten drängen, bald mit Klagen bestürmen oder mit Drohungen einschüchtern; zuletzt unterzeichneten sie sogar jenes drohende Schreiben des Parlaments an den Papst, worin ungestüm ein Urtheil desselben zu Gunsten Heinrichs VIII. be-

gehrt und im Weigerungsfalle gedroht wurde, in dieser Sache ohne den Papst vorzugehen. Was Wunder also, wenn Heinrich VIII. seiner Geistlichkeit und seinen Bischöfen mit der tiefsten Verachtung zu begegnen sich gewöhnte und von ihnen, seinen willenlosen Werkzeugen, zuletzt auch das Aeußerste, Unerhörte, die Zustimmung zur Apostasie, zu erlangen sich getraute? Seine Bemühungen, den hochangesehenen Bischof von Rochester für sein Interesse in der Ehescheidungsangelegenheit zu gewinnen, schlugen jedoch fehl. In einer Gallerie seines Schlosses zu Richmond theilte er dem Bischofe seine Bedenken über die Giltigkeit seiner Ehe mit. Fisher fiel auf das Knie nieder und beschwor den Souverain, doch von diesen Gedanken zu lassen und nicht auf das Gerede jener Menschen zu hören, welche für weiser gelten wollten, als alle Väter der Kirche u. s. w. Finsteren Blickes entfernte sich der König; er konnte fürder den Bischof mit keinem Auge mehr ansehen.

Da Papst Clemens VII. dem Andrängen Heinrichs, ein definitives Urtheil in der Ehestreitigkeit zu erhalten, nicht mehr ausweichen konnte, schickte er einen Legaten nach England und es versammelte sich ein Legatengericht, vor welchem der König und die Königin persönlich erschienen, letztere jedoch nur, um gegen die Competenz des Gerichts zu protestiren und ihre Appellation an den Papst einzulegen. In einer zweiten Sitzung sprach sie ergreifende Worte, die auch nicht ohne Eindruck blieben, aber der König erklärte, daß ihm die Gewissensbisse wegen der Giltigkeit seiner Ehe keine Ruhe ließen. Er berief sich auf das Zeugniß der Bischöfe, welche es durch Siegel und Unterschrift gegeben hätten. Da kam es zu einer peinlichen Scene zwischen dem Bischof Walram von Canterbury und Fisher, indem der letztere erklärte, daß in dem vorgezeigten Document sich weder sein Siegel noch seine Unterschrift befinde. In der dritten Sitzung überreichte der Bischof von Rochester den Legaten sein, zur Vertheidigung der Ehe Katharinens von Aragonien verfaßtes Buch, indem er die Gelegenheit benutzte, ernste Bemerkungen über das Verhängnißvolle des gegenwärtigen Augenblicks anzuknüpfen. Die folgenden Sitzungen waren ohne Bedeutung, da Berichte aus Rom kamen, die meldeten, daß die Appellation bei dem Papste angenommen sei und so kam es zu keinem Urtheilsspruche.

Wie Heinrich VIII. mehr und mehr die Hoffnung schwinden sah, auf gütlichem Wege vom Papste die Annullirung seiner Ehe zu erlangen, so befestigte sich in ihm der Gedanke, durch einen Gewaltstreich zum Ziel zu gelangen und es wurden zu diesem Zwecke weitgehende

Machinationen angelegt. Diesen gelang es, ein antikirchliches Parlament zusammenzubringen, welches in Form einer Adresse an den König eine „Bill of Accusation" gegen den Klerus erließ, bevor noch die Bischöfe auf die erhobenen Anklagen eine Erwiderung erlassen konnten, schritt das Parlament zur Beseitigung der angeblichen Mißstände. Die Bischöfe und Aebte des Oberhauses, vorzüglich Fisher, erhoben kräftige Einsprache und so geschah dem Vorgehen des Unterhauses Einhalt. Dennoch gingen Anträge durch, welche als Drohung gegen den hl. Stuhl angesehen werden müssen.

Das Recht der päpstlichen Reservationen (Verleihung von Benefizien) war gegen Ende des Mittelalters vielfach mißbraucht worden und hatte deßhalb zu Beschwerden von Seite der katholischen Völker geführt. Es wurden deßhalb i. J. 1444 unter Eduard II. diejenigen mit schweren Strafen bedroht, welche sich mit Umgehung des berechtigten Patrons oder Collators eine Provision von der römischen Curie verschafften. Später wurde dieses Statut gegen alle diejenigen ausgedehnt, welche irgend welche päpstliche Decrete ins Land einführten. Dieses Statut hieß von dem Anfangswort „Praemunire." Länger als hundert Jahre hatte man von demselben keinen Gebrauch gemacht, jetzt aber wendete man es zum Sturze Wolsey's an, indem man ihn auf Grund desselben aller Güter beraubte und verhaftete. Die Convocationen von York und Canterbury boten für Wolsey's Begnadigung eine große Summe, allein der König stellte sie nur in Aussicht, wenn er als das alleinige Haupt der Kirche von England anerkannt würde. Alles war bestürzt über diese Forderung; dennoch sahen selbst die Schwachen ein, daß hier mehr verlangt würde, als sie gewähren könnten. Der Bischof von Rochester hielt eine eindringliche Rede, durch welche die Forderungen des Königs für dießmal zurückgewiesen wurden. Jetzt gab derselbe beruhigende Zusicherungen und ließ durch seine Commissionäre erklären, daß er nicht anders das Haupt der Kirche sein wolle, als in so weit das Gesetz Gottes dieses verstatte. Um nicht alles zu verlieren, glaubte der Bischof von Rochester auf jene Erklärung hin den Forderungen des Königs nachgeben zu sollen und so wurde neben der Summe von 100,000 Pfund auch der neue Titel dem König votirt.

Wenige Tage nach dem denkwürdigen Beschlusse der Convocation i. J. 1531 ward auf Fisher ein gräßlicher Mordversuch durch Gift gemacht, dem er wie durch ein Wunder entging, da er wegen eines Unwohlseins gerade an dem verhängnißvollen Tage nicht mit seiner Diener-

schaft speiste; siebzehn Personen derselben starben und viele Arme, die aus des Bischofs Küche gespeist wurden, erkrankten. Als sein Leben auch durch eine Flintenkugel bedroht ward, die auf ihn abgefeuert wurde, während er am Fenster saß, verließ er Rochester.

Nachdem einmal die Stellung des Clerus wankend geworden war und der Nerv seiner Selbstständigkeit, die Verbindung mit dem römischen Stuhle gelockert, machte das kirchliche Regiment des Königs reißende Fortschritte. Derselbe setzte es durch, daß die Convocation auf selbstständige Aufstellung von Satzungen verzichtete und von den bereits gegebenen mehrere seiner Revision unterworfen wurden. Fisher blieb der ganzen Verhandlung fern und gab seine Unterschrift für diese neue Bewilligung nicht her.

Wie imposant und bewunderungswürdig muß einer so kläglichen Ohnmacht des englischen Clerus gegenüber, die Majestät der mittelalterlichen Kirche erscheinen, welche mit so großem Ernste, ja mit einer wahren Eifersucht über ihre Autonomie wachte! Unter wie vielen Kämpfen und Arbeiten hatte sie nicht die Grundlagen ihrer Selbstständigkeit gelegt, die für unerschütterlich gelten konnten. Und diese scheinbar unerschütterlichen Grundlagen waren jetzt bis auf wenige Reste innerhalb des englischen Reiches abgetragen, binnen wenigen Jahren, durch dienstfertige Beihilfe derjenigen, welche zu Wächtern bestellt waren, durch die Nachfolger eines hl. Augustin, eines Anselm, eines hl. Thomas Becket! Und wenn, wie gewiß nicht zu läugnen, die kirchliche Autonomie eine Schranke des fürstlichen Absolutismus ist, so muß dieser herabgesunkene Clerus von England selber, durch seine schwächliche Dienstfertigkeit bei Wegräumung jener Schranke, als Mitschuldiger angesehen werden an all den Maßregeln despotischer Willkür, welche Heinrich VIII. einen Platz unter den verabscheutesten Tyrannen der Weltgeschichte anweisen.

Im Januar 1533 verheirathete sich der König mit Anna Boleyn und für den Januar 1534 wurde die Berufung des Parlaments festgesetzt, welches die Trennung vom apostolischen Stuhle sanctioniren sollte. Fisher allein leistete Widerstand unter den Stimmberechtigten und die kirchlich-politische Diplomatie war eifrig bemüht, ihn zu gewinnen; doch vergebens.

Als eine Hellseherin den nahen Tod des Königs verkündigt hatte, wurde sie mit mehreren ihrer Anhänger zum Tode verurtheilt. Thomas Morus aber und Fisher, welche von jener Prophezeihung wußten, wurden wegen Verhehlung des Verrathes angeklagt und aller Vorstellungen ungeachtet, mußte der Bischof von Rochester 300 Pfund zahlen.

Unterdessen hatte das Parlament eine Anzahl verhängnißvoller Beschlüsse gefaßt. Den Bischöfen ward untersagt ihre Bestätigung in Rom einzuholen und dem Papste den Eid zu leisten. In gleicher Weise wurden alle Appellationen und Zahlungen an die römische Curie verboten. Die Ehe des Königs mit Katharina wurde für ungiltig, die mit Anna Boleyn für rechtmäßig erklärt. Es wurde der Satz ausgesprochen, daß von dem im Levitikus aufgestellten Ehehinderniß keine Macht auf Erden dispensiren könne. Diese Acte zu beschwören war jeder Unterthan verpflichtet bei Strafe des Hochverraths und auch Fisher und More wurden dazu aufgefordert. Als dieselben aber eine Aenderung der Eidesformel verlangten, wurde dieß verweigert und die Commissäre bestanden darauf, eine directe Antwort zu bekommen. Fisher entgegnete: „Da dieser Eid meinem Gewissen entgegen ist, so weigere ich mich absolut, ihn zu schwören.“ Auf dieses hin wurde er, wie Thomas Morus, dem Abt von Westmünster zur Bewachung übergeben und nach einigen Tagen in den Tower geführt, den er nicht mehr verlassen sollte, als zu seinem letzten Gange.

Auch jetzt noch versuchte man vielfach, die beiden großen Männer zu Gunsten der Eidesformel zu stimmen, allein sie ließen sich nur bereit finden, den Punkt wegen der Thronfolge beschwören zu wollen, da dem Parlamente das Recht zustehe, in dieser Beziehung Verordnungen zu treffen. Der König beharrte jedoch hartnäckig auf der Forderung der Eidesleistung und das Parlament erklärte die Gefangennahme Fisher's für gesetzlich und das Bisthum Rochester für erledigt. Hatte eine Zeit lang ein brieflicher Verkehr zwischen den beiden Gefangenen bestanden, so wurde derselbe nunmehr abgeschnitten und die Behandlung des 71jährigen Fisher ward eine unmenschliche. Der Bischof Lee, der ihn besuchte, berichtet an Cromwell: „sein Rücken könne die Kleider nicht mehr tragen, er sei dem Tode nahe und könne unmöglich länger leben, wenn nicht der König sich ihm gnädig erweise.“

Das Parlament setzte nun in das neue Gebäude der schismatischen Kirche den letzten Stein ein, indem es die formelle Declaration des obersten und ausschließlichen königlichen Supremats erließ.

Noch einmal ward der gefangene bischöfliche Greis um Anerkennung desselben angegangen, doch er verharrte bei seiner Weigerung, indem er sich fast der nämlichen Worte bediente wie Thomas More, aus welcher auffallenden Ueberzeugung man später einen Grund zur Anklage herbeileitete. Als der König die Vereitelung der Bemühungen

seiner Commissäre erfuhr, gerieth er in einen seiner gewöhnlichen Zornausbrüche und gebot jenen, ihre Anstrengungen zu verdoppeln. Man versuchte das treulose Spiel, Fisher sowohl als auch More zu sagen, daß je der andere von ihnen den Eid geleistet habe; doch beide Kämpfer blieben unbesiegt und die List mißlang.

In diese Zeit fällt die Erhebung Fisher's zum Cardinal der römischen Kirche; der Papst hoffte ihn dadurch zu retten, allein er beschleunigte nur das Herannahen der Katastrophe. Als der König erfuhr, daß der Bischof zur Annahme der ihm von Rom zugedachten Würde bereit sei, rief er: „Wahrhaftig, er hätte den Muth dazu! Aber der Papst mag ihm den Cardinalshut schicken, wenn er will, ich werde dafür sorgen, daß er keinen Kopf mehr hat, ihn aufzusetzen."

Der nächste Anhaltspunkt zur Anklage des Bischofs war die Erklärung desselben vor einem verrätherischen Menschen, „daß die Suprematie des Königs gänzlich ungesetzlich sei." Doch scheinen auch noch andere Punkte der Anklage aufgestellt worden zu sein. Der Bischof wurde theils zu Pferd, theils zu Wasser auf einer Barke, umgeben von bewaffneten Söldnern, in den Gerichtssaal gebracht. Alle Vorstellungen halfen nichts, er ward für schuldig erkannt. Das Urtheil lautete: „Der Bischof soll als Hochverräther auf einer Schleife von London nach Tyburn (dem Hinrichtungsplatze) gezogen, daselbst bis zum Halbtode gehangen, alsdann noch lebend herabgenommen, seine Schamtheile abgeschnitten, der Unterleib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, seine vier Viertheile auf den Thoren der Altstadt, der Kopf auf der Londonbrücke ausgesetzt werden."

Nachdem Fisher nochmals erklärt hatte, daß der König durchaus kein Recht auf eine Suprematie über die Kirche Gottes habe, ward er in den Tower zurückgeleitet und er war so heiter, als wenn er — wie Erasmus sagt — von einem fröhlichen Gastmahl käme. Seine Schrift: „Anleitung um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen," an seine Schwester Elisabeth gerichtet, ist ein Beweis seiner ungetrübten Geistesthätigkeit. Am 22. Juni 1535 gelangte der königliche Befehl im Tower an, durch welchen Fischer zu einfacher Enthauptung begnadigt wurde. Der Bischof vernahm die Kunde mit der größten Fassung und bat sich nur Ruhe zum Schlafen aus, da er sehr schwach sei. Da er kaum im Stande war, die Stiege hinabzusteigen, wurde er in einem Sessel getragen. Betend und betrachtend kam er in Tower-Hill an, wo das Schaffot errichtet war. Er hielt noch eine kurze Ansprache an das Volk

und nachdem er noch das „Te Deum laudamus" gesprochen, legte er das Haupt auf den Block und Herz und Hände nach dem Himmel gerichtet, empfing er den Todesstreich.

Der Leichnam des Martyrers lag der Kleider beraubt, bis zur Nacht dem Anblick Aller ausgesetzt und ward endlich von den Wachen ohne alle Ceremonien in eine Grube gescharrt; später begrub man ihn auf den Allerheiligenkirchhof. Sein Haupt ward vierzehn Tage auf der Londonbrücke aufgesteckt und es soll dasselbe frisch aufgeblüht und einem Lebenden ähnlich gewesen sein.

7.

Streiflichter auf die Einführung der Reformation in England.

Die wüthendsten Feinde des Katholicismus waren seit ihrem Abfall von demselben stets die Engländer. Wenn es einen Kampf gegen die katholische Kirche gilt, werden die reichen Lords immer treue Verbündete der Sansculotten aller Länder sein und mit der Kraft ihrer geöffneten Geldsäcke drücken sie schwer auf den Hebel der Revolution gegen das Papstthum. Die furchtbare Feindschaft des englischen Clerus aber gegen die alte Kirche, erklärt sich am Besten aus der Scheu, den er vor derselben haben muß, da ihm die Stimme des bösen Gewissens täglich zuruft, daß all' sein großer Besitz geraubtes Eigenthum katholischer Anstalten ist. Der Gegenstand der Scheu aber wird allzeit auch Gegenstand des Hasses sein und somit begreift es sich, wie Rom auf allen Punkten der civilisirten Welt den Kampf gegen die verfolgungssüchtigen und unduldsamen Jünger „der Freiheit" zu bestehen hat und am eigenen Herde durch die revolutionären Söldlinge derselben sich bedroht sieht.

Von der frühesten Kindheit an wird den Engländern auf jede mögliche Weise Haß gegen den Katholicismus eingeprägt, so daß der Jugend die Begriffe von Falschheit, Grausamkeit, boshafter Wildheit mit denen von Katholik, Priesterthum, Papstthum identisch erscheinen. Läßt man es nun in andern civilisirten Ländern auch nicht fehlen, alles was katholisch ist, mit dem Geifer der Schmähung und Verleumdung zu bedecken, so scheint es doch, daß die frommen Söhne Albions es sich zu einem ganz besonderen Verdienste anrechnen, mit der größten Kühnheit gegen die alte Kirche und ihre Institutionen zu kämpfen und alle Geister der Lüge, Verunglimpfung und böswilliger Erfindung loszulassen. Bei dieser Schmähung ist es zunächst auf eine Hintergehung des englischen

Volkes abgesehen, dem eine möglichst schlechte Meinung von der katholischen Religion beigebracht werden muß. An dem Gute der Katholiken hatten auch die Armen ihren Antheil, jetzt haben ihn diese verloren, da der Besitz ausschließlich in die Hände der hochkirchlichen Bischöfe und Pastoren gelangt ist. Das bringt großes Mißvergnügen hervor, versetzt das Land in einen beständigen Zustand von Gährung, verursacht dem Staate ungeheure Kosten und bringt im Falle eines Krieges die größte Gefahr. Um sich einen Begriff von den Einkünften des englischen Clerus zu machen, muß man erwägen, daß die demselben anvertraute Herde nicht den fünfhundertsten Theil von der Anzahl der Katholiken beträgt, während — man merke wohl — ihre Geistlichkeit mehr einnimmt, als nicht allein die gesammte Geistlichkeit aller katholischen, sondern als die gesammte Geistlichkeit aller christlichen Völker in der Welt, Katholiken und Protestanten zusammengenommen.

Wenn man über die Einführung der Reformation in England handelt, so treten daselbst noch mehr als bei der Einführung der neuen Lehre in allen andern Ländern, die Einflüsse der weltlichen Gewalt in den Vordergrund, und vorzüglich sind es die Gräuelthaten des sittenlosen Heinrich VIII., welche als reformatorisches Element die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Das Martyrium der ausgezeichnetsten Opfer königlicher Tyrannei unter dem Deckmantel der Religion, die Ermordung More's, Fisher's, Houston's, gehören zu den schwärzesten Bildern der Weltgeschichte. Denn die trefflichsten Gelehrten des Landes, die Muster der Frömmigkeit, die Männer, welche durch ihre Unbescholtenheit der Nation als Leuchten hätten dienen können, wurden geschmäht und verhöhnt in Gefängnisse geworfen, in denen sie selbst an dem nöthigsten Lebensunterhalt Mangel litten. Nur die Qualen auf dem Blutgerüste und des Henkers Beil machten ihrem Elend ein Ende. Die teuflische Wuth heidnischer Kaiser hatte gegen die Christen keine bestialischeren Mittel der Vernichtung ersinnen können, als der reformirende König gegen die Zierden seiner Nation anwandte, um der „Religion der Humanität" Eingang zu verschaffen. In elende Lumpen gehüllt, halb nackt, starb John Fisher auf dem Blutgerüste, weil er den Suprematseid verweigert und sich der Ehescheidung des Königs widersetzt hatte.*) Der Priester John Hougstons wurde weil er den Eid verweigert hatte, den er, wohl zu merken, nicht leisten konnte ohne

*) Vergl. den folgenden Artikel.

einen Meineid zu begehen, nach Tyburn geschleppt. Kaum war er aufgehangen, als der Strick abgeschnitten ward, und er lebendig herunterfiel. Sodann wurden ihm die Kleider vom Leibe gerissen, der Bauch aufgeschlitzt, das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe gerissen und in ein Feuer geworfen, der Kopf abgeschlagen, der Körper geviertheilt und geröstet, die Stücke dann wieder getheilt und in verschiedenen Theilen der Stadt aufgehängt; ein Arm ward über der Einfahrt des Klosters an die Mauer genagelt. Das waren die Maßregeln, die wie Burnet sagt, nothwendig waren, um die protestantische Religion in England einzuführen. Ach wie verschieden von den Maßregeln, mittelst welcher die katholische Religion durch Papst Gregor und den hl. Augustin eingeführt worden war!

England, das vor seiner blutigen Regierung so glücklich, so frei, mit Verbrechen so wenig bekannt gewesen, daß es den Criminalrichtern alle Jahre kaum drei Verbrecher in jeder Grafschaft lieferte, zählte nun über 60,000 Menschen in ein und derselben Zeit in seinen Kerkern. Das Weichbild des Hofes des „erstgebornen Sohnes der Reformation" war eine große Menschenschlachtbank; das Volk verlassen von seinen natürlichen Führern, die durch Raub oder Hoffnung des Raubes verlockt worden, war eine eingeschüchterte zitternde Herde, während der König wie ein Schlächtermeister gemästet und fröhlicher Dinge in seinem Palaste saß und Befehle zum Schlachten gab und sein Hoherpriester Cranmer bereit stand, alle seine Handlungen zu sanctioniren.

Im Gefolge der englischen Reformation oder vielleicht besser als Reizmittel zu derselben tritt der furchtbare Raub hervor, welcher an den geistlichen Besitzungen, vorzüglich an den Klöstern begangen wurde. Um aber die Besitzer so weitläufiger Ländereien aus denselben zu vertreiben, um Institutionen zu zerstören, die das Volk von Kindheit an verehrt hatte, um alle göttlichen und menschlichen Gesetze über den Haufen zu werfen, um alle Grundsätze zu verletzen, auf denen das Eigenthum beruht, um den Armen und Hilflosen die Mittel zu ihrer Erhaltung zu stehlen, um das Land seiner Zierden zu berauben und es im eigentlichen Sinne zu einem Haufen von Trümmern zu machen; um alles das zu thun, dazu war ein taugliches Werkzeug nöthig und dieses fand sich in Cromwell, dessen Name gleich dem Cranmers ewig fluchwürdig ist. Die Natur hätte vielleicht keinen zweiten hervorbringen können, der so geeignet gewesen wäre, der „königliche Statthalter und Generalvikar" des neuen Hauptes der englischen Kirche zu

sein. Er wurde zum Pair erhoben. Im Parlament saß er über dem Primas, in den Versammlungen des Clerus über allen Bischöfen, er hatte den Vorrang vor allen Adeligen, und an Ansehen wie an Amtsgewalt hatte er nur den obersten Tyrannen über sich.

Cromwell begann seine Maßregeln gegen die Kirche mit einer Visitation der Klöster. Das Königreich wurde zu diesem Zwecke in Bezirke getheilt und für jeden zwei Abgeordnete ernannt. Der Zweck war, Anklagepunkte gegen die Mönche und Nonnen zu bekommen, woran es nicht fehlen konnte, da die Abgeordneten aus den verworfensten Menschen gewählt waren. Bald gab es zahlreiche Beklagte, auf deren Eigenthum es abgesehen war; ein Gericht, vor dem sie ihre Sache hätten vertheidigen können, hatten die armen Leute nicht, es fehlte ihnen jedes Mittel, sich Gehör zu verschaffen. In Folge der Abgeordnetenberichte erschien also im Jahre 1536 eine Parlamentsacte zur Aufhebung d. h. zur Confiskation von 376 Klöstern und zur Uebertragung ihres Real- und Personaleigenthums auf den König und seine Erben. So niederträchtig und so voll raubdürstiger Plünderer das Parlament auch war, so ging diese über die Maßen tyrannische Verfügung doch nicht ohne einige Opposition durch. Der König ließ die Mitglieder des Hauses der Gemeinen zu sich bescheiden und nachdem er sie lange auf dem Gang hatte warten lassen, trat er zu ihnen heraus und sagte: ich höre meine Bill will nicht durchgehen, ich will aber daß sie durchgehe, oder ich will ein Paar von euern Köpfen. Das genügte, die Bill ging durch, und alles was er wünschte ward ihm gegeben.

Sobald der Tyrann einen Theil der Kirchengüter in Besitz genommen, begann er seine „Erbnehmer", wie sie das Gesetz nannte, damit zu belehnen. Es war heilig versprochen worden, wenn der König jene Güter besitze, werde er nie mehr Steuern vom Volke brauchen, allein er merkte bald, daß er nicht bestimmt sei, den Raub für sich zu behalten, sondern daß er mit seinen Helfershelfern theilen müsse. Ehe er vier Jahre älter geworden, sah er sich wieder so arm, als hätte er nie ein einziges Kloster eingezogen, so heißhungrig waren die frommen Reformatoren und so begierig „dem allmächtigen Gott zu gefallen." Indem er sich bei Cromwell über die Unersättlichkeit der Lehenswerber beklagte, sagte er: „Bei der heil. Jungfrau, nachdem die Vielfräße den Braten verschluckt haben, wollen sie auch noch die Schüssel verschlingen."

Nachdem man mit der Plünderung der kleineren Klöster so ziemlich fertig war, ging es an die größeren, von denen sich einige zu einer

sogenannten „freiwilligen Uebergabe“ entschlossen; wo sich Widerstand zeigte, wurde er durch falsche Anklagen und Mord gebrochen; nicht einmal der Schein eines gesetzmäßigen Verfahrens wurde beobachtet. — Cromwells Räubergesindel drang in die Klöster, riß die Altäre nieder, um des Goldes und Silbers daran habhaft zu werden, plünderte die Schränke und Kästen der Mönche und Nonnen, und riß von den Büchern die Einbände ab, die mit edeln Metallen verziert waren. Diese Bücher waren lauter Manuscripte. Oft hatte ein einziges Buch ein halbes Menschenalter erfordert, um verfaßt und zierlich abgeschrieben zu werden. Ganze Bibliotheken, welche zusammen zu bringen viele Menschenalter und ungeheure Summen gekostet hatten, wurden durch diese höllischen Diebe weggeworfen, nachdem sie die Einbände ihrer reichen Verzierungen beraubt hatten. Das in den Klöstern vorräthige Geld wurde bis auf den letzten Pfennig weggenommen. Kurz, der räuberischeste, gefühlloseste Soldat verfuhr in einer der Plünderung preisgegebenen Stadt nie mit solcher Habgier, Schamlosigkeit und Rohheit, wie jene Helden der protestantischen Reformation gegen Personen, sowohl Frauen als Männer verfuhren, die kein den Gesetzen bekanntes Verbrechen begangen, keines Verbrechens ordentlich angeklagt, nicht zu ihrer Vertheidigung gehört worden, von denen ein großer Theil, wie dasselbe Parlament erst vor einem Jahre erklärte, ein höchst gottesfürchtiges und nützliches Leben führte, deren sämmtliche Besitzungen ihnen durch die magna charta so gut versichert waren, als dem König seine Krone, und deren Eigenthum eben sowohl zum Vortheil des Dürftigen, als der beraubten Eigenthümer selbst verwendet wurde.

Die reformirende Räuberbande störte selbst die Ruhe der Todten, indem das Grab des hl. Augustin, des Apostels der Engländer, zerstört und der Staub des großen Bischofs Thomas Becket von Canterbury auf Befehl des Königs in die Lüfte gestreut ward; die Juwelen an seinem Grabe hatten freilich den Groll der Glaubensneuerer verdient. Selbst die Ueberreste Alfreds des Großen in der von ihm gegründeten Abtei Winchester fanden keine Schonung, obgleich doch Alfred der Stolz Englands sein mußte, da er zu den verdienstvollsten Herrschern gehört, die je eine Krone geführt, obgleich er zu dem Glück und Segen seines Reiches den festen Grund gelegt hat.

Cromwell hatte durch seine verschiedenen Aemter und durch den Raub an der Kirche und den Armen ungeheure Reichthümer erworben. Er hatte den Rang vor Jedermann, nur den König ausgenommen, und

repräsentirte diesen im Parlament, wo er alle Mord- und Confiskationsgesetze einbrachte und vertheidigte. Ohne ein solches Werkzeug hätte die Plünderung nie zu Stande kommen können; aber man bedurfte seiner nicht länger, der Räuber hatte schon zu lange gelebt, die Mauern der zerstörten Klöster selbst schienen die öffentliche Rache auf sein Haupt zu rufen. Am Morgen des 10. Juni 1540 war er allmächtig, am Abend desselben Tages lag er im Gefängniß als Verräther; er überlebte seine Verhaftung nur um 8 oder 14 Tage, welche Zeit er nicht dazu benutzte, um Verzeihung für seine Missethaten, sondern um Schonung von dem Tyrannen zu erlangen. Von allen niedrigen und verzagten Bösewichtern, die jemals starben, war er vielleicht der niedrigste und verzagteste. Er schrieb wiederholt an den König in der Hoffnung begnadigt zu werden, doch blieben seine Versicherungen der Unschuld ohne Erfolg, wie auch die Bitte, „noch einmal des Königs balsamische Hand küssen zu dürfen, damit ihr Duft ihn geeignet mache zum Himmel," machte keinen Eindruck. Er hatte zuerst den furchtbaren Gedanken ausgeführt, Menschen ohne Urtheil zum Blutgerüst zu führen, was konnte also gerechter sein, als daß er auf dieselbe Weise sterbe?

Während der sieben Jahre, die der königliche Tyrann seinen grausamen und feigherzigen Statthalter überlebte, war er mit Täuschungen, Kummer und Qualen aller Art heimgesucht. Er entdeckte nach wenig Monaten, daß seine neue Königin gerade so eine wie Anna Boleyn gewesen und noch immer sei. Ohne viele Umstände schickte er sie nebst einem ganzen Haufen ihrer Verwandten, Anbeter und guten Bekannten auf das Blutgerüst. Er wüthete und tobte wie ein wildes Thier, gab die blutigsten Gesetze, um sich künftig gegen die Unzucht und Untreue seiner Frauen zu sichern und erntete für seine Mühe den Spott der Nation und ganz Europa's.

Einige Jahre vor seinem Tode ward er durch seine Völlerei und Ausschweifungen eine träge, ekelhafte Fleischmasse, welche durch Maschinen bewegt werden mußte, doch behielt er noch immer seine vorige Blutgier und Wildheit. Als er auf dem Todbette lag, scheute sich Jedermann ihn von seiner Gefahr zu benachrichtigen, und so starb er denn, ehe er seine Lage recht inne geworden, und ließ mehr als ein Todesurtheil zurück, welches aus Mangel an Zeit ununterfertigt geblieben war. So verschied der ungerechteste, hartherzigste, niedrigste und blutdürstigste Tyrann, den die Welt unter Christen und Juden jemals gesehen. England, welches er in Friede und Einigkeit wohlhabend und glücklich

gefunden, ließ er zurück, zerrissen durch Fractionen und Schismen, seine Bewohner herumziehend in Bettelei und Elend. Er legte den Grund zu der Unsittlichkeit, Unehrlichkeit und Armuth, die eine so reichliche Ernte unter den Regierungen seiner unglücklichen, unfruchtbaren, bösartigen und elenden Kindern trugen, mit denen nach wenigen Jahren sein Haus und sein Name erlosch.

Der alte Tyrann hatte in gewissen Fällen seinen Günstlingen gestattet, die Bisthümer zu bestehlen, jetzt aber erging über dieselben eine allgemeine Verheerung; der Protector Cranmer machte den Anführer und andere folgten seinem Beispiele. Es gab viele Stiftungen von Seelmessen, die durchaus Privateigenthum waren. Armenhäuser, Hospitäler, Bruderschaften, deren Eigenthum so gut Privateigenthum war als die Fonds von irgend einem wohlthätigen Verein heut zu Tage. Alles das wurde gesetzliche Beute. Und doch gibt es Leute, die behaupten, was die „etablirte" Kirche jetzt besitze, sei so heiliger Natur, daß es durch keine Parlamentsacte angetastet werden dürfe. Das ist die Regierung, unter welcher die jetzt bestehende englische Kirche gegründet ward. Sie entstand unter Spaltung, Uneinigkeit und Zwietracht und ihr Leben ist ihrer Geburt würdig gewesen. Das Eigenthum, das sie besitzt, wurde dem Namen nach der katholischen Kirche, in Wirklichkeit aber den Wittwen und Waisen, den Dürftigen und den Pilgern genommen. Das Volk sah diesen Gewaltthaten keineswegs mit Befriedigung oder Gleichgiltigkeit zu, sondern es verabscheute diese protestantischen Tyrannen und ihre Handlungen herzlich. Unzufriedenheit gab sich allgemein kund und brach zuweilen in offene Empörung aus. Selbst Hume, der katholikenfeindlichste Geschichtsschreiber, erkennt die vielen Wohlthaten der klösterlichen Institutionen an, indem er sagt, daß die Mönche, die stets auf ihren Gütern lebten, ihrer Umgebung einen steten Gewinn verschafften; daß sie die besten und nachsichtigsten Gutsherrn waren, weil sie keine solche Ursachen zum Geize hatten wie die andern Menschen; daß mit dem Uebergang der Kirchengüter in Privatbesitz die Zinsen erhöht, die Einkünfte entfernt von den Gütern verzehrt wurden und die Pächter der Habsucht von Aufsehern verfielen; daß ganze Ländereien wüst liegen blieben; daß die Pächter vertrieben und sogar die Gemeindeweiden occupirt wurden; daß die Münzen beschnitten oder ausgeführt wurden, wodurch das gemeine Volk einen Theil seines Lohnes einbüßte, und daß in allen Theilen des Königreichs Klagen gehört wurden.

Auch in Irland hatte die Reformation mit Klöstern und Kirchengut fleißig aufgeräumt; da es aber die Entfernung des Volkes von dem Mittelpunkte der Gewalt, der Apostasie und des Fanatismus schwerer machte, die Bekehrung durch die Spitzen der Bajonette oder den Strang oder die Folter zu bewirken, so wendete die grausame Königin Elisabeth massenhafte Metzeleien und fortgesetzte Räubereien an. Ein heißhungeriger und erbarmungsloser Liebling der „jungfräulichen Königin" wurde abgesendet, um das glaubenstreue irische Volk zu Handlungen der Verzweiflung zu treiben, und zwar nicht nur in der versteckten, sondern eingestandenen Absicht, einen Vorwand zu neuen Confiskationen zu bekommen. Jene schreckliche, luchsähnliche Tyrannei konnte in Irland nicht so wie in England jede Bewegung der Katholiken beobachten, sie konnte nicht so im Detail peinigen, sie fand dort keine Mittel, ihre gräßliche Polizei zu üben, folglich mordete sie in Massen. Sie schickte jene Pastoren hinüber, deren Nachfolger bis auf den heutigen Tag dort sind. Das immer blutbefleckte Schwert sicherte ihnen die Zehnten und die Kirchenländereien, aber Gläubige konnte es ihnen nicht verschaffen. Elisabeths Regierung sah in Irland auf blutgedrängtem Boden den Baum wurzeln, dessen Früchte die unglücklichen Bewohner der Insel noch heute kosten.

Die Königin Elisabeth war außerordentlich eifersüchtig auf ihre Gewalt und Vorrechte, besonders aber was ihre Eigenschaft als Haupt der Kirche anbetraf. Sie wollte alle ihre Unterthanen dahin bringen, von ihrer Religion zu sein, obwohl sie bei ihrer Krönung feierlich geschworen hatte, sie sei eine Katholikin, und obwohl sie, als sie protestantisch ward, in Cranmers Gebetbuch und seinen Glaubensartikeln eine Abänderung gemacht hatte. In der Absicht, das Gewissen der Leute unter ihren tyrannischen Willen zu zwingen, gründete sie die schrecklichste Inquisition, von der jemals in der Welt gehört wurde. Sie gab gewissen Bischöfen und Andern eine Commission, wie sie es nannte, deren Gewalt sich über das ganze Königreich und über alle Stände und Klassen erstreckte. Sie waren bevollmächtigt, eine unbedingte Controle über die Meinungen von Jedermann zu üben und Jedermann zu strafen nach ihrem Gutdünken, ausgenommen mit dem Tode. Um Zeugniß zu bekommen, konnten sie Einkerkerung, Folter und jegliche Art von Marter anwenden. Gab es gegen Jemand Verdacht, gleichviel weswegen, und sie hatten keine Beweise, nicht einmal irgend ein Gerücht gegen ihn, so konnten sie ihm einen Eid, genannt ex officio, abverlangen, durch welchen er verpflichtet ward, bei Todesstrafe seine Gedanken zu bekennen, und sich selbst, seinen

Freund, seinen Bruder oder Vater anzuklagen. Die untergeordneten Ungeheuer verhängten, was für Bußen ihnen beliebten, sie kerkerten Menschen auf so lange Zeit ein, als ihnen beliebte; kurz es war dieses eine Commission, welche im Namen und für die Absichten der „guten Königin Lieschen" eine unbedingte Controle über Leib und Seele desselben Volkes ausübte, welches die heuchlerischen und raubenden Reformatoren von der „sclavischen Unterwürfigkeit unter den Papst" befreit zu haben vorgaben, welches sie aber ohne alles Vorgeben, in der That, von Freiheit, Barmherzigkeit und Gastfreundschaft befreit haben.

Wenn man die Handlungen der tyrannischen Königin betrachtet, wenn man sieht, in welche verächtliche Sklaverei sie die Nation gebracht hatte, und insbesondere diese Commission betrachtet, so können wir unmöglich die spanische Inquisition als etwas so sehr Schlimmes ansehen, da sie von ihrer ersten Entstehung bis auf die gegenwärtige Stunde nicht so viele Grausamkeiten beging, als jene mildherzige protestantische Apostatin, in einem einzigen Jahre ihrer 43jährigen Regierung. — Und dabei bemerke man und vergesse es nicht, daß die Katholiken, wo sie Strafen verhängten, es darum thaten, weil die Straffälligen von dem Glauben abgefallen waren, in dem sie auferzogen worden und den sie bekannt hatten; während die protestantischen Strafen über Leute verhängt wurden, weil sie von dem Glauben, in dem sie auferzogen worden und den sie ihr ganzes Leben hindurch bekannt hatten, abzufallen sich weigerten. Und sie wurden in dem besonderen Fall dieser unmenschlichen Heuchelei, und zwar auf die grausamste Weise bestraft, weil sie der Religion anhingen, welche das „gute Lieschen" viele Jahre seines Lebens hindurch öffentlich bekannt, und welcher anzugehören sie sogar bei ihrer Krönung beschworen hatte.

Die Strafen, mit welchen die Weigerung der Annahme der neuen Religion bedroht waren, erreichten eine ungeheure Höhe und mußten den Ruin aller gewissenhaften Katholiken bewirken. Die Zahl der Priester war im zwanzigsten Jahre der Regierung des schrecklichen Weibes sehr gering, da die noch übrig gebliebenen Bischöfe bei Todesstrafe die Priesterweihe nicht ertheilen durften. Für einen Priester, der einwanderte, war der Tod gewiß; es stand der Tod darauf, einen solchen zu beherbergen, und so schien es unmöglich, die Ausrottung derjenigen Religion zu verhindern, in welcher England eine große Reihe von Jahren so glücklich gewesen, der Religion des Erbarmens und der Nächstenliebe, der Religion, welche das Wort Almosenwesen unbekannt gemacht, welche Kirchen und

Bischofssitze erbaut, Universitäten gegründet und zur Blüthe gebracht hatte, deren Lehrer die magna charta und das bürgerliche Gesetzbuch entworfen und welche alle die ruhmwürdigen Thaten in der Gesetzgebung und den Waffen gewirkt hatte, die England wirklich zum Gegenstand des Neides der benachbarten Nationen und zur Bewunderung der Welt gemacht hatten.

8.

Die Wiedertäufer in Münster.

In Münster, der damals volkreichen und wohlhabenden Hauptstadt des gleichnamigen westfälischen Bisthums, herrschte gegen die wohlhabende und vornehme Geistlichkeit derselbe feindselige Geist, welcher in anderen Städten der Kirchenveränderung so förderlich gewesen war. Im Mai des Jahres 1525, zur Zeit der durch den Bauernkrieg veranlaßten, durch ganz Deutschland gehenden Volksbewegung, machten etliche Bürger den Anschlag, das in einem abgelegenen Theile der Stadt befindliche reiche Frauenkloster Nießling zu überfallen und auszuplündern. Zwar wurde die Ausführung durch Gegenmaßregeln der Obrigkeit verhindert; als aber die zur Haft gebrachten Urheber verhört werden sollten, entstand ein Auflauf vor dem Rathhause, und die Bürgerschaft übergab dem Stadtrathe eine in zweiunddreißig Artikeln abgefaßte Schrift, in welcher sie Abstellung einer Menge ganz verschiedenartiger Beschwerden gegen die Geistlichkeit verlangte. Das Domkapitel sollte die Stadt wegen einer alten Geldforderung befriedigen und bei Erledigung des bischöflichen Stuhls dem Rathe Antheil an der Landesverwaltung einräumen; es sollte auch nicht mehr den Bann oder andere Kirchenstrafen über die Bürger verhängen. Geistliche, Mönche und Nonnen sollten ferner nicht durch Betreibung bürgerlicher Nahrungszweige den Erwerb der Bürger schmälern, wie die Nonnen des Nießling, welche Tuch und Leinwand webten, und die Mitglieder eines andern geistlichen Stifts, welche sich zum Behuf des Abschreibens und Einbindens von Handschriften und Büchern mit Pergamentbereitung beschäftigten. Wie also an andern Orten über den Müßiggang der Mönche und Nonnen, so ward hier über die Thätigkeit derselben geklagt.

Wirklich trat der Stadtrath mit dem Domkapitel und mit dem Bischofe über diese Forderungen in Unterhandlung und gab zu erkennen, daß er selbst die Gesinnung der Bürgerschaft theile; aber nach dem

kläglichen Ausgange des Bauern-Aufruhrs hielt er es für besser, einen Vergleich zu schließen, in Folge dessen Alles beim Alten bleiben sollte. Indeß erhielt sich unter den Bürgern ein Geist der Unruhe, der zwei Jahre darauf (1527) zu einem neuen Ausbruche kam. Die Beisitzer eines geistlichen Gerichts, welches in der Vorhalle des Doms seine Sitzungen hielt, wurden von einigen Hauptgegnern des Kirchenthums überfallen und unter Geschrei und Mißhandlungen von ihren Stühlen getrieben. Der Rath war furchtsam, und erst auf wiederholtes Andringen des Fürstbischofs wurden die Rädelsführer verhaftet, was ihre Genossen so wenig erschreckte, daß sie das Gefängniß erstürmten und die Befreiten unter Trompeten- und Pfeifenklang durch die Stadt führten. Nur aus Rücksicht auf den Bischof wurden die strafbarsten der Rebellen auf einige Zeit aus der Stadt gewiesen. Einen derselben, den Tuchhändler Bernhard Knipperdolling, einen Mann aus reicher angesehener Familie, aber von so schlechter Gesinnung, daß er nachmals der Catilina von Münster genannt worden ist, ließ der Fürstbischof auf einer Reise festnehmen, gab ihn aber nach kurzer Haft wieder frei, und zwar auf Verwendung des Domkapitels, welches sich durch die Drohungen der Volkspartei schrecken ließ.

Schon das Bisherige hatte nicht ohne Einfluß der Gährung stattgefunden, in welche die von Wittenberg ausgegangene Reformation die Gemüther versetzt hatte. Als nun im Jahre 1529 ein Kapellan an der vorstädtischen Kirche St. Mauritz, Namens **Bernhard Rothmann**, lutherische Grundsätze in seinen Predigten vorzutragen begann, strömte die Menge derer, welche der Neuerung hold waren, nach dieser Kirche. Um weitern Fortschritten zuvorzukommen, beschloß die Stiftsgeistlichkeit, dem Rothmann Mittel an die Hand zu geben, auf einer katholischen Universität nochmals Theologie zu hören, und wies ihn zu diesem Behufe mit einem anständigen Reisegelde, welches sie für ihn zusammenbrachte, nach Köln; Rothmann aber ging nach Wittenberg, und von da nach Straßburg und der Schweiz. Nach Jahresfrist kehrte er zurück und nahm, trotz einiger Schwierigkeiten, die man ihm machte, seinen vorigen Posten wieder in Besitz. Von da an stimmte er gegen die Geistlichen, welche seine Grundsätze nicht theilten, einen gebieterischen und drohenden Ton an. Als der Franziskaner Johann von Deventer am Lambertustage 1531 im Dome über das Fegfeuer gepredigt hatte, erließ Rothmann sogleich an denselben ein heftiges Schreiben, worin er ihn einen verschmitzten Buben und Feind des Kreuzes Christi, auch einen Schüler

des Satans schalt, und die Mönchskutte für einen Schlupfwinkel aller Irrlehren und aller Gottlosigkeiten erklärte. Mit dem Wachsthum seiner Partei wuchs seine Kühnheit. Dem Verbote, wodurch ihm der Bischof das Predigen untersagte, leistete er keinen Gehorsam, sondern forderte seine Gegner heraus, ihm aus der Schrift zu beweisen, daß er Irrlehren verkündige, ließ auch ein Glaubensbekenntniß in dreißig Artikeln erscheinen, welche die wesentlichsten Grundsätze der Reformatoren enthielten. Der Bischof entsetzte ihn hierauf seiner Stelle und kündigte ihm das Geleit auf, was zur Folge hatte, daß Rothmann von seinen Anhängern in die Stadt geholt und zur Lambertuskirche geführt wurde. Als ihm der Pfarrer Oeffnung der Thüre verweigerte, stieg er auf eine am Beinhause befindliche Kanzel und hielt über die evangelischen Freiheiten und die Ausrottung des Götzendienstes eine feurige Predigt. Nach Anhörung derselben drang das Volk nicht nur in diese Pfarrkirche, sondern auch in andere und zerschlug Bilder und Altäre. Dieß geschah am 28. Februar 1532, und am 24. März legte der Bischof Friedrich seine Würde gegen Vorbehalt einiger Einkünfte nieder. Da der unmittelbare Nachfolger desselben, ein braunschweigischer Prinz Erich, schon nach wenigen Wochen starb, erhielten die Neuerer Zeit, sich im Besitze der meisten Kirchen zu befestigen. Um Pfingsten wurde eine große Disputation über die von Rothmann herausgegebenen Artikel, zwischen den Anhängern der neuen Lehre und den Katholischen, veranstaltet. Als aber Rothmann dieselbe mit einer Rede über das Ansehen der Schrift eröffnete, und von der Gegenpartei verlangte, daß sie alle von ihr behaupteten Lehrsätze aus der Schrift erweisen solle, erklärten die Katholischen, nach den Grundsätzen der Kirche sich hierauf nicht einlassen zu können und räumten den Kampfplatz. Dieß erschien Vielen als ein Geständniß ihrer Unfähigkeit, die alte Lehre zu vertheidigen und beförderte den Sieg der Anhänger des Neuen. Am 16. Aug. übergaben dieselben dem Rathe und den Zünften einen kurzen Entwurf der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, worauf der Rath, der inzwischen mit dem Landgrafen von Hessen in Verbindung getreten war, aber auch schon von den Zünften beherrscht ward, den altgläubigen Pfarrern die Fortsetzung ihrer Amtsverrichtungen untersagte und die Pfarrstellen der Hauptkirchen mit neugesinnten Geistlichen, die zum Theil aus der Fremde herbeigerufen worden waren, besetzte. Rothmann erhielt das Pfarramt zu St. Lambert und führte daselbst, wie in den übrigen Kirchen, die neuen Formen des Gottesdienstes ein. Eine große Anzahl angesehener Personen, darunter auch einige Mitglieder des Raths, ver-

ließen damals die Stadt und schlossen sich an das Domkapitel an, welches sich in der Nachbarschaft niedergelassen, und am 1. Juni zu Lüdinghausen den Grafen Franz von Waldeck, der schon Bischof von Minden war, zum Bischof von Münster erwählt hatte. Dieser neue Oberherr verlangte vom Rathe Abstellung der Neuerungen. Als der darüber entstandene Schriftwechsel kein Ergebniß gewährte, ließ er die Landstraßen sperren, wogegen die von Münster ihrerseits die Zahl ihrer Söldner verstärkten, und Anstalten trafen, in den schmalkaldischen Bund zu treten. Um einen geschickten Wortführer zu bekommen, schrieben sie an den Syndikus von Bremen, von der Wyk, einen gebornen Münsterer, und bewogen ihn, in den Dienst seiner Vaterstadt zu treten. Inzwischen gab ihnen ein glücklich ausgeführter Gewaltstreich großen Vortheil über den Bischof. Derselbe hatte sich kurz vor Weihnachten mit seinen Räthen und dem Domkapitel nach dem benachbarten Städtchen Telgte begeben, um daselbst die Huldigung des Landes anzunehmen und mit der Stadt Münster über eine Ausgleichung zu verhandeln. Während nun Boten hin und her gingen, faßten die Parteihäupter den Entschluß, den Bischof mit der ganzen Klerisei gefangen zu nehmen. Plötzlich um Mitternacht wurden die Bürger bewaffnet auf dem Markt versammelt und 600 derselben nebst 300 Söldnern zu dem Unternehmen auserlesen. Ehe der Morgen anbrach, stand diese Schaar vor Telgte und sprengte die Thore. Achtzehn der Vornehmsten derer, auf die es abgesehen war, fielen mit reicher Beute in ihre Hände, doch der Bischof selbst war ihnen durch frühere Abreise entgangen. Wie heftig nun derselbe über das Unglück seiner Räthe zürnte, so sah er sich doch genöthigt, um nicht auch das Leben der Letztern in Gefahr zu setzen, die Hand zu einem Vertrage zu bieten, der unter Vermittelung des Landgrafen am 14. Februar 1533 zu Stande kam. Der wesentliche Inhalt desselben war, daß die Stadt die sechs Pfarrkirchen für den evangelischen Gottesdienst behalten solle, bis ein gemein, frei und christliches Konzilium in deutscher Nation gehalten würde. Dagegen sollte Rath und Bürgerschaft den Bischof, das Kapitel und die Stifte außer jenen sechs Pfarrkirchen bei ihrer Religion unbekümmert und für sich leben lassen, bis der Allmächtige es anders schicken möchte. In weltlichen und zeitlichen Sachen versprach die Stadt dem Bischofe, als ihrer Obrigkeit, schuldigen Gehorsam zu leisten und ihm alle Zinsen und Renten zu entrichten, auch den abgesetzten katholischen Pfarrern ihre Einkünfte aus dem Pfarrvermögen zu gewähren. Die Versöhnung schien vollkommen zu sein. Am 4. Mai

1533 hielt der Bischof seinen feierlichen Einzug in Münster, ließ sich huldigen, und verweilte bis spät in die Nacht bei einem glänzenden Feste, welches ihm die Stadt des Abends auf dem Rathhause gab. Niemand ahnte, wie schnell dieser Lust das entsetzlichste Unglück folgen, und wie bald dieser reiche und schmuckvolle Ort in eine Stätte des Jammers und des Entsetzens verwandelt werden sollte.

Schon während der Fehde mit dem Bischofe hatten sich einige der wiedertäuferischen Sektirer, welche in den benachbarten Niederlanden ihr Wesen trieben, in Münster eingefunden, Rothmann war der Zwinglischen Lehre vom Abendmahle zugethan und bethätigte diese Neigung durch höchst unschickliche Formen, die er bei Austheilung des Sakramentes zur Anwendung brachte.*) Daher ermahnte Luther in einem Schreiben, welches er am 21. Dezember 1531 an den Stadtrath erließ, sich vor betrüglichen Geistern zu hüten, und stellte diejenigen, welche vom „reinen Worte" abgefallen und Zwinglisch, Wiedertäuferisch und Münzerisch geworden waren, als Warnbilder auf. Rothmann selbst hatte Anfangs gegen die Wiedertäufer gestritten. Gar bald aber befreundete er sich mit denselben, denn ihre Behauptungen schienen ihm auf die Schrift gegründet, und ihre Verkündigungen von dem Reiche der Kinder Gottes, welche nächstens eintreten sollte, schmeichelten der nach hohen Dingen strebenden Sinnesart des Mannes. Diejenigen dieser Schwärmer, welche in Münster als Apostel des neuen Evangeliums auftraten, waren Schüler des schwäbischen Propheten Melchior Hofmann, der sich einige Zeit in den Niederlanden aufgehalten und daselbst zahlreiche Anhänger gesammelt hatte. Die krankhaften Bestrebungen des menschlichen Herzens, welche in unsern Tagen in politischen Formen und Meinungen Befriedigung suchen und wenigstens Beschäftigung finden, bewegten sich damals in religiösen Bildern und Vorstellungen, für welche die durch die Reformation verbreitete Ansicht von der unbedingten Gültigkeit des Schriftwortes die Gemüther nur noch empfänglicher machte. In Kurzem war die evangelische Geistlichkeit zu Münster in zwei Abtheilungen oder Parteien, für und gegen die Wiedertäufer gespalten. Der Rath versuchte anfangs, den Fortschritt der neuen Lehre durch ein gegen dieselbe erlas-

*) Anfangs that er Semmel und Wein in eine große Schüssel und ließ die Communicanten daraus zugreifen, nachher nahm er Oblaten, widerlegte aber die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi dabei so handgreiflich, daß er Oblaten zerbrach, auf die Erde warf und rief: „Wo ist hier Blut und Fleisch? wenn das Gott wäre, würde er aufstehen, und sich auf den Altar stellen."

jenes Verbot zu hindern; die Prediger, welche derselben anhingen, ließen aber dem Geiste nicht wehren. Darauf ward, wie früher zwischen den Katholischen als den Altgläubigen und den Evangelischen als den Neuern, so jetzt zwischen den Evangelischen und den Wiedertäufern, eine Disputation veranstaltet und am 7. und 8. August 1533 auf dem Rathhause gehalten. Die Wiedertäufer glaubten ihre Gegner mit den vorgebrachten Schriftstellen überwunden zu haben; der Rath aber, welchem die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung am Herzen lag, erklärte die Vertheidiger der Kindertaufe zu Siegern, und erließ sogleich eine Verordnung, daß die Prediger alles Streitens über die beiden Sakramente, das Abendmahl und die Taufe, sich enthalten sollten. Aber Rothmann und seine Anhänger leisteten keinen Gehorsam. Während die Theologen in Marburg ein Bekenntniß von beiden Sakramenten, welches er in Druck gegeben hatte, als ketzerisch verwarfen, strömten auf die Kunde von der Aufnahme ihrer ersten Apostel in Münster große Schaaren der Sektirer nach der Stadt, in welcher sie das neue Jerusalem sahen. Der Rath traf nun ernste Vorkehrungen gegen das zu besorgende Unheil. Zuerst ließ er alles Predigen untersagen und alle Kirchen schließen; dann nahm er mit den Vorstehern und Zünften und mehreren angesehenen Bürgern Abrede, daß an einem bestimmten Tage die wiedertäuferischen Prediger nebst ihren mitgebrachten Anhängern aus der Stadt gewiesen werden sollten. Um diese Maßregeln so wenig drückend, als möglich zu machen, ward für diese Geistlichen ein sicheres Geleit bei dem Bischofe erwirkt, und von demselben alsbald seinen Beamten Befehl ertheilt, die Abziehenden zur Fortschaffung ihrer Weiber und Kinder mit Vorspann zu versehen.

Am 5. November versammelten sich der Rath und die Bürgerschaft, um den gefaßten Beschluß zur Ausführung zu bringen. Die Wiedertäufer waren entmuthigt und schienen unterliegen zu müssen, als ein Bürger durch den Antrag, nicht bloß die Prediger, sondern mit ihnen auch die, welche sie in die Stadt gerufen hätten, hinaus zu schaffen, die ganze Partei zum Widerstande reizte. Tilbeck, einer der Bürgermeister, und Knipperdolling erhoben ihre Stimmen und erklärten, daß sie sich vertheidigen würden. Beide Theile rannten zu den Waffen und besetzten verschiedene Stadtviertel. Wäre es damals zu einer Entscheidung gekommen, so möchten die Gemäßigten, welche noch die Stärkeren waren, wohl gesiegt haben; aber um Blutvergießen zu verhüten, ließ der Rath durch den Syndikus von der Wyk einen Vergleich unterhandeln, der am andern Tage auf die Bedingungen zu Stande kam, daß den

wiedertäuferischen Geistlichen zwar das Predigen verboten, ihren Anhängern aber erlaubt sein solle, in der Stadt zu bleiben, wie denn überhaupt Jedermann sich zu dem Glauben bekennen möge, bei welchem er selig zu werden hoffe. Seit diesem Vertrage gewannen nach dem Gange, welchen Parteikämpfe nehmen, die Ueberspannten das Uebergewicht.

Unter den niederländischen Propheten, welche jetzt in immer größerer Zahl dem neuen Jerusalem zuzogen, befanden sich Johann Bockelsohn, ein Schneider aus Leyden, und Johann Mathiesen, ein Bäcker aus Harlem. Beide besaßen in einem vorzüglichen Grade die Eigenschaften, wodurch Fanatiker unter ihres Gleichen den ersten Platz gewinnen: festen Glauben an eigene Untrüglichkeit, welche die Leichtgläubigkeit berückt, und schonungslose Frechheit, welche Widerstrebende durch kühne Schläge zu Boden wirft, und die Furchtsamen im Zaume hält. Nachdem ein Decret des Fürstbischofs vom 23. Januar 1534, welches den Rothmann und seine Anhänger ächtete und Jedermann zu dessen Festnehmung aufforderte, in der Stadt bekannt geworden war, überließ sich die Partei den ärgsten Tollheiten, die freilich für ihre Zwecke Weisheit waren. Heinrich Rulle, ein Mönch aus Harlem, rannte wie besessen durch die Stadt und rief aus, der Tag des Herrn sei nahe, darum sollten alle, die das Bundeszeichen noch nicht empfangen hätten, Buße thun. Dasselbe Geschrei wiederholten Nachmittags Johann von Leyden und Knipperdolling, indem sie baarhäuptig, die Blicke gen Himmel gerichtet, durch die Straßen zogen. Schaaren von Männern und Weibern folgten ihnen mit Ausrufen wahnsinniger Begeisterung, als ob sie die Herrlichkeit Gottes erblickten und Christus mit der Siegesfahne herniederführe, um fortan in Münster zu herrschen. Die Anführer vergaßen über dieser Raserei nicht, sich selbst zu Herren der Stadt zu machen. Am folgenden Tage versammelte sich ein großer Haufe bewaffneter Wiedertäufer auf dem Markte und bemächtigte sich des Rathhauses, wo sie beträchtliche Waffenvorräthe fanden. Indeß gelang es einigen Rathsherren, die nicht wiedergetauften Bürger auf dem Kirchhofe zum Ueberwasser zu vereinigen. Bald ward die Zahl derselben größer als die der Aufrührer, die den Markt besetzt hielten und selbst mehrere der wiedertäuferischen Prediger und Häupter geriethen als Gefangene in ihre Hände. Aber wiederum wurde der rechte Augenblick durch Erwägen und Zögern versäumt. Die, welche siegen konnten, verschanzten sich, und sandten an den Stellvertreter des Bischofs, den Amtsdrosten von Meerveldt in Wolbeck, um Beistand. Wirklich führte

ihnen dieser am folgenden Morgen eine große Menge bewaffneter Bauern aus den benachbarten Dorfschaften zu. Aber statt sich derselben zu bedienen, ließen sich die Bürger von den Wiedertäufern, welche jetzt um Frieden baten, und von Feigherzigen aus ihrer eigenen Mitte bereden, daß es höchst gefährlich sei, sich mit den Bischöflichen zu befassen, und sich dadurch in den Fall zu setzen, die Gegner des evangelischen Glaubens selbst in die Stadt zu lassen. So kam ein Vertrag zu Stande, durch welchen festgesetzt ward, daß eine vollkommene Freiheit in Glaubenssachen gelten solle, also, daß jeder glauben möge, was er könne und wolle; nur sollte Niemand des Glaubens wegen sich an einem andern vergreifen und in allen übrigen Stücken der Obrigkeit gehorchen. Als dieser Vertrag abgeschlossen worden, verließ der Amtsdrost mit seinen Leuten unter Thränen die Stadt; denn er erkannte, daß die Rasenden sich an denselben nicht halten, und bald die Gebieter von Münster sein würden. Diese Besorgniß traf ein. Sobald die bewaffnete Bürgerschaft aufgelöst und ihr Geschütz in die Luft abgefeuert war, begannen die Wiedertäufer ihr Toben von Neuem. Wüthende Weiber eröffneten das Schauspiel. Mit fliegenden Haaren und aufgelösten Kleidern rannten sie schamlos, Furien ähnlich, umher, einige warfen sich auf die Erde, schrieen, heulten und lachten mit schrecklichen Verzuckungen, andere klatschten in die Hände, knirschten mit den Zähnen und zerschlugen sich die Brüste. Dazwischen vernahm man ein wildes Geschrei, Bußermahnungen, Gebete und Verwünschungen. Dieser Auftritt brachte einen panischen Schrecken über die Bewohner der Stadt. Mehrere der Wohlhabenden hielten es für das Beste, sich der beständigen Angst und dem bevorstehenden Unglück durch Auswanderung zu entziehen, und dieses Beispiel fand zahlreiche Nachahmer; andere ließen sich aus Furcht vor der herrschenden Partei oder aus dem Wunsche, an ihren Erfolgen Theil zu nehmen, taufen. In größeren Schaaren strömten nun Wiedertäufer aus andern Gegenden herbei. Rothmann hatte ein Einladungsschreiben erlassen, des Inhalts, daß Gott einen außerordentlich frommen und heiligen Propheten, der das Wort Gottes rein, lauter und frei von allen menschlichen Zusätzen verkündige, nach Münster gesandt habe. Alle, denen ihr Heil am Herzen liege, sollten ihre Habe zurücklassen, und mit Weib und Kind zu ihnen kommen, um Jerusalem und Zion zu sehen und Salomons Tempel und den Gottesdienst wieder aufrichten zu helfen, wobei sie, außer dem himmlischen Schatze, Güter vollauf haben würden.

Als nun die Stadt völlig in den Händen der Wiedertäufer war, erwählten dieselben einen neuen Rath und den **Knipperdolling** zum Bürgermeister. Eine der ersten Handlungen dieses neuen Regiments war Plünderung der Kirchen und Klöster, die bei einigen zur völligen Zerstörung ward. Im Dome, wohin der wilde Haufe gleich am ersten Tage drang, blieb keine heilige Stätte, kein Werk der Kunst, kein Denkmal des Alterthums verschont; das Mauritiusstift, wo Rothmann Kaplan gewesen war, ward bis zu den Mauern abgebrochen, dann ward auf den Antrag des Propheten Mathiesen der Beschluß gefaßt, die Ungläubigen, welche sich nicht am folgenden Tage taufen lassen würden, aus der Stadt zu jagen, um die Tenne des Herrn, das Haus des Vaters und das neue Jerusalem von aller Unreinigkeit zu säubern. Auf die empörendste Weise wurden am folgenden Tage mehrere tausende der unglücklichen Bewohner, welche die von Rothmann dargebotene Taufe nicht angenommen hatten, im hülflosesten Zustande, viele nackt und bloß, selbst Kranke, Greise und säugende Mütter, unter Wuthgeschrei mit Prügeln aus der Stadt getrieben.

Die Münster'schen Fanatiker machten es zu einem der Hauptgeschäfte, den Krieg gegen die andersgläubige Vergangenheit zu erneuern und zu Ende zu führen. Das große Stadtsiegel mit dem Bilde des Apostels Paulus wurde zerschlagen, die Wappen, welche man bei Ausplünderung der bischöflichen Residenz fand, in den Koth getreten, die schriftlichen Urkunden und Denkmäler in den Kirchen und Klöstern zerrissen, alle gedruckten Bücher, welche aufgefunden werden konnten, mit Ausnahme der Bibeln, auf öffentlichem Markte verbrannt. Nichts sollte übrig bleiben, was an den vorigen Zustand erinnern konnte. Auch erheiternde Künste und zeitkürzende Spiele waren ihnen verhaßt, daher die Werkzeuge derselben, Flöten, Cithern und Geigen, nebst Würfelbechern und Karten, welche sich in den Häusern vorfanden, vernichtet wurden. Bürger dieses himmlischen Reiches, hieß es, sollten sich nicht durch eitle Spielwerke zerstreuen, sondern alle ihre Gedanken auf Erbauung ihrer Seelen und auf Vertheidigung der heiligen Stadt gegen die Widersacher richten. Die Anstalten, welche damals vom Bischofe und von den benachbarten Fürsten getroffen wurden, die Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, gaben den Machthabern in Münster Anlaß, ihre wüthigen Maßregeln zu steigern; eine ernsthafte Gefahr war jedoch nach der Unzulänglichkeit und Langsamkeit dieser Maßregeln, bei welchen so uneinige Kräfte, wie die der Kreisstände zusammenwirken sollten, noch lange nicht

zu fürchten. Mathiesen, der Prophet aus Harlem, welcher in den Versammlungen dunkle Reden führte und mehr als der neugewählte Stadtrath galt, gebot eines Tages, das Eigenthum der ausgewanderten Bürger in bestimmte Häuser zusammenzubringen, und bestellte sieben Männer zu dessen Verwaltung. Als einer der Anwesenden widersprach und zwei andere, unter denen der Bürgermeister Tilbek war, dem Widersprechenden beitraten, tödtete er den letztern vor der Versammlung mit eigener Hand, und ließ die beiden andern festnehmen. Seitdem gehorchte ihm Jedermann ohne Widerrede, und selbst der Befehl, daß alles Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, nebst allem Weiberschmuck, auf das Rathhaus gebracht werden solle, wurde vollzogen. Hierauf vermaß sich der Prophet, die Ungläubigen, welche die Stadt bedrängten, von den Mauern zu treiben und zog mit einer kleinen Schaar hinaus, um dieses Versprechen in's Werk zu setzen. Aber der neue Gideon fand bei diesem Wagniß den Tod. Nach ihm ward sein Zögling, der Schneider Johann von Leyden, Führer der unsinnigen Rotte, die er mit leichter Mühe über die verunglückte Unternehmung seines Vorgängers zu beruhigen wußte. Damals machte Knipperdolling, vielleicht in der Meinung, daß das größere Maß von Tollheit das größere Ansehen verleihe, den Vorschlag, da geschrieben stehe, daß alles Hohe erniedrigt werden müsse, die Spitzen der Thürme abzutragen, brachte auch diese Arbeit mit großer Gefahr und Mühe zur Ausführung. Dennoch mußte er es sich gefallen lassen, daß ihn Johann von Leyden vom höchsten Amte der Stadt, dem des Bürgermeisters, zum geringsten, dem des Scharfrichters erniedrigte. Dieß war aber nur das Vorspiel der Entsetzung des ganzen Raths, welche Johann von Leyden, nach dem an ihn ergangenen himmlischen Befehle gebot. An die Stelle desselben ernannte er zwölf Aelteste, bekleidete sie mit unumschränkter Gewalt, und ließ eine auf lauter Bibelstellen begründete Verordnung bekannt machen, nach welcher alle Uebertretungen des göttlichen Gebotes, als Gotteslästerung, Ungehorsam, Ehebruch, Hurerei, Raub, Diebstahl, Betrug, Verläumdung u. s. w., hinfüro mit dem Tode bestraft werden sollten. Einige Wochen später trat der Prophet mit dem Vorschlage auf, daß die Heiligen Gottes in Münster, nach dem Beispiele der Patriarchen und Könige des alten Bundes, mehrere Frauen nehmen sollten, Rothmann und die andern Prediger äußerten anfangs Bedenklichkeiten. Da zog der Prophet seinen Rock aus und warf ihn nebst dem neuen Testament zur Erde, indem er bei diesem Zeichen schwur, daß seine Meinung von der Ehe die rechte sei,

und daß alle Gegner derselben Gottes Ungnade treffen werde. Alsbald beugten sich die, welche so oft wider den Papst und dessen Herrschaft geeifert hatten, vor dem Schrecken des gegenwärtigen Machthabers und predigten seitdem an drei Tagen hinter einander auf dem Domhofe, um dem Volke die neue Lehre zu empfehlen. Aber nur die eingewanderten Fremdlinge zeigten derselben sich hold, dagegen wurde ein Ueberrest verständiger Bürger durch diese Neuerung zu dem Entschlusse bestimmt, dem heillosen Wesen ein Ende zu machen und den Propheten mit seinen Predigern und vornehmsten Anhängern gefangen zu nehmen. Unglücklicher Weise gelang nur der Anfang des Anschlags. Die zweihundert kühnen Männer, welche das nächtliche Wagstück unternommen und ausgeführt hatten, wurden am Morgen durch die größere Menge der Wiedertäufer überwältigt und die Gefangenen befreit. Diese nahmen nun schreckliche Rache an ihren Gegnern. Einige wurden an Bäume gebunden und mit Hackenbüchsen, deren zehn oder zwölf Stück aufgefahren standen, erschossen, indem der Prophet rief: „Wer Gott einen Dienst thun will, der thue den ersten Schuß." Einigen hieb Knipperdolling den Kopf ab; einige hieb er mitten durch; einige hoben beide Arme auf und ließen sich die Büchse mitten auf die Brust setzen; einige wurden an einandergebunden und als Zielscheiben zwischen den Pfeilern des Doms durchschossen. Erhitzt durch diese Frevel legte hierauf Johann von Leyden sich mehrere Weiber bei und die andern thaten es ihm nach. Einige Wochen später (um Johannis 1534) ließ er sich durch einen andern Propheten, Johann Dusentschur, in Folge einer demselben gewordenen göttlichen Offenbarung, zu einem Könige erklären, welcher herrschen solle über den ganzen Erdkreis, über alle Kaiser, Könige, Fürsten, Herren und Gewaltige, und den Stuhl David's seines Vaters behaupten solle, bis Gott das Reich wieder von ihm fordern werde. Der ehemalige Schneider errichtete nun nicht nur eine prächtige Hofhaltung, sondern auch ein Harem von siebzehn Weibern, unter welchen eine Wittwe seines Vorgängers Mathiesen den Rang einer Königin einnahm. Wollust, Prunksucht und Grausamkeit waren die Götzen dieses neuen, aus dem Staube emporgestiegenen Herrschers, der sich einen gerechten König des neuen Tempels und einen Diener des allerhöchsten Gottes nannte.

Dieses abenteuerliche Königreich, in welchem eine Tollheit und Schändlichkeit die andere überbot, dauerte noch ein volles Jahr; so kläglich waren die Anstalten der Einschließung und Belagerung, so stark der begeisterte Kriegsmuth der Schwärmer. Dabei hatten sie Verbindungen

mit ihren auswärtigen Freunden, von denen sie mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit, wenn nicht einen vollständigen Sieg über die Welt, doch wenigstens die Herrschaft über Westphalen und Niederland erwarteten. Besonders Holland und Friesland, die alten Sitze der unruhigen Köpfe, mit denen sich Kaiser Maximilian und Herzog Albrecht von Sachsen so viele Jahre herumgeschlagen hatten, waren voll Wiedertäufer, und nur mit der höchsten Wachsamkeit und Strenge gelang es den Obrigkeiten, die von den Boten des Münster'schen Königs erregten Aufstände zu unterdrücken. In Amsterdam hatten sie sich in der Nacht am 13. Mai 1535, während eines Festes, bei welchem sich der Rath und die vornehmsten Einwohner befanden, sogar schon des Stadthauses bemächtigt; es gelang aber den Bürgern, unter Anführung tapferer Magistrate, sie zu übermannen und die Stadt vor dem Regimente dieser Erwählten des Herrn zu erretten, deren König in Münster seine Gesellen schon zu Herzogen ernannt, und das ganze Rhein- und Weserland unter dieselben vertheilt hatte. Unerschüttert durch das Mißglücken seiner auswärtigen Plane und unbewegt durch das fürchterliche unter den Bewohnern einreißende Elend, welches der Stadt Aehnlichkeit mit Jerusalem, aber mit dem von den Römern belagerten, gab, fuhr Johann fort mit seinen Kebsweibern und Hofleuten wollüstige Gelage zu halten, in prunkhafter Art auf dem Markte, wie ein zweiter Salomo, zu Gericht (vornehmlich über schandbare Ehehändel) zu sitzen und gelegentlich seine Urtheile mit dem Henkerschwert selbst zu vollziehen. Er that dieß sogar an einer seiner Frauen, die sich gegen die Göttlichkeit seiner Sendung geäußert hatte. Rothmann war nun sein Redner, der nebst Knipperdolling zunächst hinter ihm herzog, wenn er, mit einer goldenen Krone und schweren Halskette geschmückt, auf muthigem Rosse durch die Stadt ritt. Gepredigt ward auf dem Markte von einer neben den Thronen des Königs und der Königin errichteten Kanzel und nach der Predigt zuweilen getanzt, wenn der Herrscher bei Laune war. An den Landgrafen von Hessen, der durch die marburgischen Theologen die Schwärmer eines Bessern zu belehren suchte, und natürlich nichts ausrichtete, schrieben sie mit der Anrede: „Lever Lips" (Lieber Philipp), und gaben ihm die Vorwürfe, die er ihnen wegen ihrer Gewaltthaten machte, mit der Bemerkung zurück, daß er ja auch gegen die Bischöfe gezogen, das Herzogthum Würtemberg eingenommen und Klöster und Kirchen geplündert habe.

Endlich, nachdem auch der Landgraf seine Truppen zu den Belagerern hatte stoßen lassen, wurde in der Nacht zum 25. Juni 1535

die Stadt unter Anführung eines geflüchteten Wiedertäufers, welcher sich dadurch seine Begnadigung erkaufte, von einer erlesenen Schaar von vierhundert Mann an einem unbewachten Orte erstiegen und nach heftiger Gegenwehr überwältigt. Eine große Menge Wiedertäufer fiel im Kampfe; der König, der sich in einem Thurme versteckt hatte, wurde nebst Knipperdolling und zwei andern seiner Hauptgehülfen gefangen. Rothmann soll im ersten Gedränge erschlagen worden, nach andern aber entronnen sein, und sein Leben in der Dunkelheit beschlossen haben. Ein Theil der Gefangenen, unter ihnen die anmaßliche Königin und die Ehefrau Knipperdolling's, beide sehr eifrige Wiedertäuferinnen, wurden enthauptet; Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting, der ehemalige Kanzler, blieben einem schweren Tode aufgespart. Erst führte man sie an mehreren Orten herum und ließ sie theils peinlich befragen, theils mit evangelischen Theologen über wesentliche Punkte ihres Glaubens disputiren, wobei der gewesene König sich sehr bibelfest zeigte, und seine Ansichten über die Kindertaufe, das Abendmahl, die Rechtfertigung, die menschliche Natur Christi und die Vielweiberei hartnäckig vertheidigte, obwohl er erklärte, daß, wenn ihm das Leben geschenkt würde, er alle Wiedertäufer zum Schweigen und Gehorsam bringen wolle. Aber dieses Anerbieten ward nicht angenommen. Am Tage vor seiner Hinrichtung verlangte er den Kaplan des Bischofs zum Beichtiger und bekannte ihm Reue über seine Irrthümer und Uebelthaten, jedoch mit Vorbehalt der Lehre von der Verwerflichkeit der Kindertaufe, bei welcher er beharrte. Als er aber am folgenden Morgen (am 22. Jan. 1526) mit seinen Genossen Knipperdolling und Krechting auf der vor dem Rathhause errichteten Blutbühne, in der Nähe des Ortes seiner vormaligen Herrlichkeit, stand, und das Urtheil gehört hatte, welches ihnen den Tod durch glühende Zangen zuerkannte, rief er laut: „Wenn er auch gegen die Fürsten gesündigt habe, so sei er doch unschuldig vor Gott, da er nichts gethan, als was der Geist Gottes in ihm geredet.“ Eben dieses betheuerten die beiden anderen. Nach stundenlanger Qual, welcher der Bischof auf der andern Seite des Marktes zusah, wurden die Unglücklichen mit einem glühenden Dolche vollends getödtet, ihre Leichname aber in drei eisernen Käfigen am St. Lambertusthurme aufgehängt, zum Schreckbilde für alle, welche auf ähnlichen Wegen zu wandeln Lust haben könnten.

9.

Las Casas.

In den Augen derjenigen, welche die Bestimmung des Menschen und der Menschheit nach Christi Lehre erfassen, wird der Name eines Las Casas welthistorischer sein, als der eines Cortez, Pizarro und anderer Männer des Schwertes.

Bartolomé de Las Casas, im Jahre 1474 zu Sevilla geboren, war der Sohn eines Marine-Soldaten, welcher freiwillig an den beiden ersten Fahrten des Columbus Theil nahm und machte selbst, nachdem er seine theologischen und philosophischen Studien beendigt hatte, in Begleitung seines Vaters die dritte und vierte Reise des Admirals mit. Er kehrte mit der letzten Expedition nicht nach der Heimat zurück, sondern blieb auf Espannola, wo er im Jahre 1510 zum Priester geweiht wurde und bald darauf in seinen Predigten als der eifrigste und unermüdlichste Vertheidiger der mißhandelten Eingebornen auftrat. Zum Pfarrer der Stadt Zanguarama auf der Insel Cuba ernannt, setzte er seine Bemühungen mit gleichem Eifer fort und brachte es durch seine eindringlichen Berichte an den spanischen Hof dahin, daß dieser mehrere Verordnungen gegen die immer mehr um sich greifende Willkür der Ansiedler erließ, welche aber wenig beachtet wurden, weil die Beamten selbst nur ihren Vortheil im Auge hatten, und an dem einträglichen Sklavenhandel selbst Theil nahmen. Weit mehr nützte die persönliche Verwendung des frommen Priesters, welcher bei jeder Gelegenheit bald durch Bitten, bald durch Drohungen die jammernden Indianer den Händen ihrer Henker entriß und in Freiheit setzte; dafür liebten ihn diese, wie ihren Vater, und ihr Vertrauen auf seine Rechtlichkeit war so groß, daß der Statthalter einen Befehl, den er schnell befolgt wissen wollte, nur durch ihn oder in seinem Namen bekannt machen durfte. Da indessen Las Casas durch seinen Einfluß nur das Loos der in seiner nächsten Umgebung wohnenden Indianer zu mildern vermochte, so machte er sich im Jahr 1515 nach Spanien auf und setzte hier nach langen vergeblichen Bemühungen die Anordnung eines bessern Verwaltungssystems durch, erhielt auch die Erlaubniß, selbst eine Ansiedlung in Cumana zu gründen und auf die von ihm vorgeschlagene Weise zu regieren. Er sammelte nun eine Schaar von dreihundert tüchtigen Arbeitern und brachte sie im Jahr 1519 glücklich nach dem Orte ihrer Bestimmung. Da ihm der Haß der Indianer gegen seine Landsleute hinlänglich bekannt

war, so kam er auf den sonderbaren Einfall, seine Ansiedler durch eine eigenthümliche, mit einem weißen Kreuze geschmückte Kleidung als eine von den übrigen Spaniern verschiedene Menschenklasse zu bezeichnen. Sein Plan, die Zuneigung der Eingebornen durch gütige Behandlung und gewissenhafte Achtung ihrer Freiheit und ihres Eigenthums zu gewinnen, wäre ihm vielleicht gelungen, wenn nicht unglücklicher Weise kurze Zeit vor seiner Ankunft mehrere spanische Abenteurer an der von ihm zur Ansiedelung gewählten Küstenstelle ein Dorf, wo sie die herzlichste Aufnahme und Gastfreundschaft fanden, geplündert und die Bewohner als Sklaven auf ihre Schiffe geschleppt hätten. Gonzalo Ocampo, Statthalter von Cumana, statt die über diese Unthat ergrimmte Bevölkerung durch Bestrafung der Räuber zu beschwichtigen, reizte sie durch grausamen Druck mit jedem Tag mehr auf und wies sogar Las Casas, welcher vermittelnd auftreten wollte, nicht nur zurück, sondern weigerte sich, die ihm von der Regierung ertheilte Vollmacht zur Anlegung einer Kolonie anzuerkennen. Der tiefgekränkte Mann sah sich dadurch gezwungen, seine Leute in einem nur durch Pfahlwerk schlecht geschützten Fort nothdürftig unterzubringen und nach San Domingo zurückzukehren, um Ocampo bei dem General-Gouverneur von Westindien des Ungehorsams gegen die Befehle der Regierung anzuklagen. Während er aber hier noch seine Angelegenheit betrieb, traf die traurige Nachricht ein, daß die Indianer nicht nur über Ocampo's Gefährten, sondern auch über seine eigenen Ansiedler mit solcher Wuth hergefallen seien, daß es nur wenigen gelungen, durch eiligste Flucht ihr Leben zu retten. Las Casas gab nun seinen Plan als für jetzt unausführbar auf, trat im Jahr 1523 in den Dominikanerorden, und wirkte fortan viele Jahre als Prediger des Evangeliums und Beschützer der Indianer in verschiedenen Gegenden der neuen Welt, besonders in den Provinzen Mejico, Nicaragua, Guatemala und Verapaz, wo er unzählige Menschen im christlichen Glauben unterrichtete und taufte. Während dieser Zeit machte er mehrere Reisen nach Spanien, von wo aus er einige Verfügungen des päpstlichen Stuhles zu Gunsten der unglücklichen Indianer hervorrief und es ihm endlich gelang, die absichtlich verbreitete Behauptung, die Eingebornen Westindiens seien nicht viel besser als wilde Thiere und völlig unfähig, die christliche Lehre zu begreifen, als eine abscheuliche, nur zur Rechtfertigung des Sklavenhandels erdachte Lüge zu brandmarken und den Hof zur Annahme eines bessern und mildern Regierungssystems für die neue Welt zu bewegen. Eine zu diesem Zwecke 1542 verfaßte Schrift über die von den spani-

schen Eroberern in Amerika verübten Grausamkeiten, welche ungemeines Aufsehen erregte und den ungetheilten Beifall aller Wohlgesinnten fand, gibt ein klares Bild von dem jammervollen Zustande der armen Wilden und von der gränzenlosen Willkür und Unmenschlichkeit ihrer habsüchtigen Bedrücker.

Nachdem Las Casas von vornherein die Beherrscher Spaniens, obgleich mit Unrecht, von jeder Schuld an den in der neuen Welt verübten Gräueln freigesprochen und sie einzig und allein auf ihre unwürdigen Diener gewälzt hat, wirft er einen wehmüthigen Blick auf die eroberten herrlichen Länderstrecken, in denen es bei ihrer Entdeckung von Bewohnern wimmelte, wie in einem Bienenkorbe, und welche der Allmächtige vorzugsweise gewählt zu haben schien, um den größten Theil des Menschengeschlechts dahin zu verpflanzen. Alle diese Menschen, fährt er fort, haben eine schlichte offene Gemüthsart ohne Falschheit und Arglist; folgsam und treu sowohl ihren ursprünglichen Herren, als auch den Christen, welchen sie dienen müssen, sind sie geduldig, ruhig und friedfertig, suchen keinen Streit und Zank, wissen nichts von Haß und Rache; ihre Leibesbeschaffenheit ist zart, schwach, weichlich und durchaus nicht geeignet, Arbeit und Beschwerden zu ertragen, weßhalb sie auch bei der geringsten ungewöhnlichen Anstrengung leicht erkranken und schnell dahin sterben. Die Kinder der indianischen Ackerbauer und Taglöhner sind wahrlich schwächlicher, als die europäischen Fürstensöhne, welche in Ueppigkeit und Wohlleben erzogen werden. Alle Stämme dieser Wilden sind sehr arm, aber zufrieden in ihrer Armuth, gleichgültig gegen Glücksgüter und deßhalb ohne Stolz, Ehrgeiz und Habsucht. Ihre Nahrung ist so mager, daß die Einsiedler in der Wüste nicht schlechter gelebt haben können. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich nur aus einem Thierfelle, womit sie ihre Scham bedecken und höchstens einem viereckigen Stücke Baumwollenzeug, in welches sie sich, wie in einen Mantel hüllen. Als Lager dient ihnen eine Schilfmatte und wenn es hoch kommt, so schlafen sie in einer Art von Netzen, welche man auf Espannola „Hamacs" nennt. Anspruchslos und schlicht, wie ihre Lebensweise, ist auch ihr Sinn, und doch muß man ihnen dabei ein schnelles unbefangenes und durchdringendes Fassungsvermögen, so wie eine ungewöhnliche Gelehrigkeit und Empfänglichkeit für alles Gute nachrühmen, weßhalb sie auch vielleicht mehr als alle übrigen Sterblichen fähig sind, den christlichen Glauben mit aufrichtiger Liebe zu erfassen und sich an einen gottseligen Wandel zu gewöhnen. Unter diese sanften, von ihrem Schöpfer mit so herrlichen

Eigenschaften begabten Menschen fuhren die Spanier sogleich nach ihrer Ankunft wie hungrige Wölfe, Tiger und Löwen und peinigen und morden sie jetzt bereits seit vierzig Jahren auf die schauderhafteste Weise. So brachten sie es dahin, daß von drei Millionen Eingebornen, welche auf der Insel Espannola lebten, jetzt kaum noch zweihundert vorhanden sind. Cuba, San Juan (Porto Rico), Jamaica und die übrigen, früher mit Menschen überfüllten Inseln des Antillenmeeres gleichen jetzt Einöden und die Lucayen (Bahamainseln), welche über fünfmalhunderttausend Seelen zählten, sind so gänzlich entvölkert, daß man bei einer vor wenigen Jahren daselbst angestellten Sklavenjagd nur noch eilf Einwohner vorfand. Eben so schlimm erging es den Eingebornen des festen Landes, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß seit der Entdeckung desselben durch das teuflische Wüthen der sogenannten Christen an fünfzehn Millionen Männer, Weiber und Kinder mit unerhörter Grausamkeit zur Schlachtbank geführt wurden. Die Mittel, welche man wählte, um diese beklagenswerthen Völkerstämme zu vertilgen, mußten unfehlbar zum Ziele führen; denn man bekriegte sie mit blutgieriger Lust und mordete die Ueberwundenen schonungslos hin, sobald sie nur daran dachten, sich ihre Freiheit wieder zu erringen. Auf diese Weise waren bald alle Häuptlinge und kampffähigen Männer aus dem Wege geräumt, und die Weiber und Kinder erlagen unter den härtesten Arbeiten, die nicht einmal das Vieh zu ertragen vermag. Und die einzige Ursache, warum man eine so ungeheure Menge schuldloser Menschen hinwürgte, war der Durst nach Geld, die unbezähmbare Begierde, sich schnell zu bereichern, statt sich in diesen glücklichen Ländern anzusiedeln und in Eintracht mit den Eingebornen sich auf rechtliche Weise, wenn auch langsamer, Schätze zu erwerben. Dieses verächtliche Treiben erregt um so größeren Unwillen, da die Indianer den in ihr Land einfallenden Spaniern nicht die geringste Beleidigung zufügten, sondern sie als vom Himmel gekommene Gäste betrachteten und sie als solche verehrten, bis ihnen nur allzufühlbare Mißhandlungen diesen Wahn benahmen. Die Insel Espannola, auf welcher sich die Spanier zuerst festsetzten, war auch die erste, welche verheert und entvölkert wurde. Sie fingen damit an, die Weiber der Eingebornen zu mißbrauchen, ihre Kinder als Sklaven fortzuführen und die wenigen Lebensmittel, welche sie sich mit Mühe und Arbeit angeschafft hatten, aufzufressen: denn Ein Spanier verschlingt und verdirbt in einem Tage so viel, als drei indianische Familien, jede zu zehn Personen gerechnet, in einem ganzen Monat brauchen. Die Indianer, über

die Unverschämtheit der so freundlich aufgenommenen Fremdlinge erstaunt, verbargen zuerst ihre Weiber, Kinder und Lebensmittel, oder flüchteten sich in die Gebirge und Wälder, um nicht mehr mit Menschen, deren Umgang so gefährlich war, in Berührung zu kommen. Die Spanier geriethen über diese Vorsichtsmaßregel, welche sie hätte zur Besinnung bringen sollen, in unbeschreibliche Wuth und wagten es jetzt sogar sich an den Häuptlingen und ihren Angehörigen zu vergreifen. Diese auf der Insel unerhörte Verwegenheit war die Veranlassung zu einer allgemeinen Verschwörung der Häuptlinge, welche die Vertreibung ihrer Peiniger zum Zwecke hatte. Die Indianer erhoben sich unvermuthet und zu gleicher Zeit, aber ihre Waffen waren zu unvollkommen und schwach, und sie mußten im Kampfe gegen die berittenen und mit Schwert und Lanze bewaffneten Spanier unterliegen. Die letzteren drangen, nachdem sie in dem feindlichen Heere ein gräuliches Gemetzel angerichtet hatten, in die offenen Dörfer ein und mordeten Greise, Frauen und Kinder auf die gräßlichste Weise. Sie wetteten mit einander, wer von ihnen einen Menschen mit einem Schwertstreiche in zwei Hälften spalten, oder ihm am schnellsten die Eingeweide aus dem Leibe reißen könne. Sie gingen in ihrer Verruchtheit so weit, daß sie an große Galgen je dreizehn Indianer, wie sie sagten, zur Ehre des Erlösers und der zwölf Apostel aufhängten, und durch ein unter ihnen angeschürtes Feuer lebendig verbrannten; andere wickelten sie in Stroh und zündeten dieses an, um sie zu ihrem Vergnügen zu braten; vielen schnitten sie die Hände ab, banden ihnen diese an den Leib und jagten sie in's Gebirge, um, wie sie sich ausdrückten, ihren Landsleuten etwas Neues zu bringen; die Häuptlinge, welche in ihre Hände fielen, marterten sie auf eine noch unbarmherzigere Weise, indem sie dieselben auf Roste festbanden und bei langsamem Feuer brieten. Als bei den immer zunehmenden Gräueln allmälig fast die ganze Bevölkerung der Küstenstriche sich nach dem Innern flüchtete, richteten die gefühllosen Würger große Schweißhunde ab, welche die Flüchtigen einholten und in Stücke zerrissen. Gelang es manchmal den Indianern, einige Christen zu erschlagen, so brachte ihnen eine solche That nur noch größeres Verderben, denn die Eroberer hatten unter sich ein Gesetz gemacht, daß für jeden ermordeten Christen wenigstens hundert Indianer als Sühne fallen müßten. Als endlich alle erwachsenen Männer erschlagen waren, vertheilte man die noch übrigen Jünglinge, Weiber und Kinder unter die Ansiedler, welche ihnen, statt sie in der christlichen Religion zu unterrichten, die härtesten Arbeiten auflegten, und

sie ärger als Vieh behandelten. Die jungen Männer mußten ununterbrochen in den Goldbergwerken arbeiten oder so schwere Lasten schleppen, daß ihnen das Blut von den Schultern floß; die schwachen Weiber zwang man zu anstrengenden Feldarbeiten, bis sie todt zu Boden sanken. Es gab Leute, welche so geizig waren, daß sie ihren Sklaven nichts zu essen gaben, sondern sie jedesmal über den andern Tag auf die Weide trieben, um sich an Bäumen und Sträuchen ihre Nahrung zu suchen. Auf diese Weise mußte in kurzer Zeit die sehr zahlreiche Bevölkerung Espannola's vertilgt werden. Dasselbe Schicksal hatten die Bewohner der herrlichen, mit blühenden Gärten vergleichbaren Inseln San Juan (Porto Rico) und Jamaika.

Nachdem die spanischen Abenteurer durch ihre unersättliche Habgierde die reizenden Inseln des Antillenmeeres in Einöden umgewandelt, und durch die Ausrottung der Eingebornen sich selbst der Mittel zur Ausbeutung der edeln Metalle beraubt hatten, richteten sie ihre Angriffe gegen die zunächst liegenden Küsten des Festlandes, und setzten auch hier ihr Plünderungssystem mit gleicher Wuth fort. Besonders waren die Umgebungen des Golfes von Darien, welche zu den fruchtbarsten und volkreichsten Gegenden der neuen Welt gehörten und unermeßliche Schätze an Gold besaßen, der Schauplatz schrecklicher Frevel. Die Statthalter, welche nach dem Befehle des Königs die Eingebornen durch Güte gewinnen und zur christlichen Religion bekehren sollten, schickten unter mancherlei Vorwänden ihre Schergen aus, um so viel Gold als möglich zu erpressen, ohne sich um die Zahl der Schlachtopfer, welche auf diesen Raubzügen durch Schwert, Feuer und Schweißhunde fielen, zu bekümmern. Gewöhnlich verfuhren die Plünderer, um wenigstens den Schein zu retten, auf folgende Weise. Sobald die Vernichtung eines Ortes, in welchem sie edle Metalle vermutheten, beschlossen war, näherten sie sich des Nachts bis auf eine halbe Stunde Wegs, machten Halt und ließen folgende ihnen von der Regierung vorgeschriebene Aufforderung vorlesen: „Ihr Häuptlinge und Bewohner des Orts, wir thun Euch hiermit zu wissen, daß es nur Einen Gott, nur Einen Papst und nur Einen König von Castilien gibt, welcher der Herr dieses Landes ist: denn der Papst, welcher als Stellvertreter des Allmächtigen über die ganze Welt gebietet, hat es ihm unter der Bedingung geschenkt, daß er die Bewohner desselben zum christlichen Glauben bekehre, auf daß diese nach ihrem Tode ewig glücklich leben in der himmlischen Herrlichkeit. Kommt also, Ihr Häuptlinge und Indianer, kommt herbei, verlaßt Eure falschen Götter, betet

den Gott der Christen an, und bekennet Euch zu ihrer Religion; glaubt an das Evangelium und empfanget die heilige Taufe; erkennet den König von Castilien als Euren Herrn und Gebieter an, leistet ihm den Eid der Treue, und thut Alles, was Euch in seinem Namen befohlen wird; wo nicht, so wisset, daß wir Euch angreifen und tödten oder zu Sklaven machen, daß wir Euch Eurer Habe berauben und Euch so oft und so lange peinigen werden, als es uns angemessen scheint, nach dem Rechte und Gebrauche des Krieges." Da natürlich auf diese Aufforderung, welche die Angeredeten nicht hörten, und die sie ja nicht einmal verstanden hätten, keine Antwort erfolgte, so stürmte man bei Tagesanbruch in den Ort, drang mit Gewalt in die Häuser, und steckte sie, da sie mit Stroh bedeckt waren, leicht in Brand, noch ehe die überraschten Bewohner sich von ihrem Lager erheben konnten. Wer dem Feuertode entging, wurde mit allen nur erdenklichen Martern so lange mißhandelt, bis er das ihm bekannte Gold und andere goldreiche Orte angab; die Ueberlebenden brannte man mit einem glühenden Eisen und erklärte sie zu Sklaven.

Es ist hinlänglich bekannt, welche Grausamkeiten Fernando Cortez und seine Gefährten bei der Eroberung Neu-Spaniens und besonders in der Umgegend von Mexiko verübten, und wie in Folge dieses schonungslos geführten Krieges über vier Millionen Menschen ihr Grab fanden. Weit unmenschlicher als Cortez wüthete jedoch Pedro de Alvarado, einer seiner Hauptleute, welcher von ihm zur Eroberung der Provinz Guatemala ausgeschickt worden war. Er bediente sich zur Vertilgung der Eingebornen mit besonderer Vorliebe des abscheulichsten aller bis jetzt in Anwendung gebrachten Mittel, indem er stets eine Schaar von mehreren tausend Indianern mit sich führte, welche andere ihnen nicht befreundete Männer bekriegen und die Schlupfwinkel, worin diese ihre Habe und ihre Weiber versteckt hatten, aufspüren mußten. Diesen Hülfstruppen, welche sich häufig auf zehn- bis zwanzigtausend Mann beliefen, reichte er weder Sold noch Nahrung, sondern gab ihnen einen Theil der von ihnen gemachten Beute und die Erlaubniß, die Gefangenen, welche sie machten, zu verzehren. In seinem Lager befand sich sogar eine öffentliche Schlachtbank, wo Menschenfleisch feil geboten wurde, und wo man in seiner Gegenwart kleine Kinder schlachtete und auf dem Roste briet; erwachsene Leute wurden oft nur der Hände und Füße wegen, welche als Leckerbissen galten, ermordet. Und doch konnten sich diese noch glücklich preisen gegen die Ueberlebenden, welche als Sklaven gebrandmarkt und als Lastthiere verwendet wurden. Sie mußten Anker von drei

bis vier Centnern und Geschütz zur Ausrüstung einer Flotte von dem mexikanischen Meerbusen bis zu den Küsten der Südsee hundert und dreißig Meilen weit auf ihren Schultern schleppen, und erlagen entweder auf dem Wege oder wurden an dem Orte ihrer Bestimmung auf alte Schiffe geladen, und den Wogen oder dem Hungertode preisgegeben. Klüger und mehr zu ihrem Vortheile handelten die Statthalter in anderen Provinzen, welche das Leben der Indianer schonten, um sie zu Tausenden nach Espannola oder Cuba zu schicken, und dort mit großem Gewinne an die Ansiedler als Sklaven zu verkaufen. Als Alvarado nach der Verheerung von Guatemala zur Eroberung der volkreichen und fruchtbaren Provinz Mechuacam auszog, kam ihm der Beherrscher dieses Landes mit seinen Häuptlingen und einem großen Gefolge entgegen, überreichte ihm kostbare Geschenke und erbot sich zu allen möglichen Diensten. Statt diese anzunehmen, ließ der grausame Hauptmann, welcher die edeln Metalle und Edelsteine des Kaziken so schnell als möglich in seine Gewalt zu bringen wünschte, ihn fesseln und befahl, ihn mit ausgestrecktem Körper auf den Boden zu legen, seine Hände und Füße an Pfähle zu binden und einen Feuerbrand so lange an die Sohlen zu halten, bis er den Ort, wo er seine Schätze aufbewahrt habe, angeben würde. Ein Junge mußte von Zeit zu Zeit die Fußsohlen mit Oel besprengen, damit die Haut recht durchbraten sollte. Neben ihm stand auf der einen Seite ein Söldner, welcher mit gespannter Armbrust ihm nach dem Herzen zielte, auf der andern ein nichtswürdiger Knecht, welcher einen gierigen Hund, den er hetzte, jeden Augenblick loszulassen drohte. So marterte man ihn, bis zufällig einer der in allen Provinzen der neuen Welt zur Bekehrung der Eingebornen umherziehenden Franziskaner dazu kam und ihn aus den Händen seiner Quäler befreite; er starb aber bald darauf an den erlittenen Martern, ohne ein Geständniß gemacht zu haben. Die Bemühungen der Franziskaner, die unerhörten Grausamkeiten gegen die Eingebornen, von deren Sanftmuth und Herzensgüte sie sich jeden Tag zu überzeugen Gelegenheit hatten, zu verhindern, müssen hier mit größter Anerkennung erwähnt werden; ihre Anzahl war aber bei weitem zu klein, um überall Vermittler hinzusenden; auch wurden sie selten von den Beamten der Regierung unterstützt, weil diese sich weniger um Leib und Seele, als um Hab und Gut ihrer Schutzempfohlenen kümmerten.

Am Ende des Jahres 1510 kamen Dominikaner nach Espannola und kaum ein Jahr waren sie in der neuen Welt, so gelobten sie sich

heldenhaft, die Urbevölkerung gegen den gedankenlosen Druck zu schützen. Es war ein kühnes Wagniß, weil man auf den Widerstand sämmtlicher Ansiedler sich gefaßt halten mußte. Auch gingen die Mönche behutsam zu Werke, indem sie zuerst ihre Grundsätze schriftlich feststellten und feierlich den Entwurf unterzeichneten. Darauf wurde der unerschrockene und feurige Bruder Antonio Montesino erwählt, der am 1. Advent 1511 den Angriff von der Kanzel beginnen sollte. Da man dringende Einladungen verbreitet hatte, diesen Gottesdienst nicht zu versäumen, so war die Gemeinde zahlreich versammelt. Die Predigt hielt sich an den Text des Sabbaths: „Ego vox clamantis in deserto"; und wie eine Stimme aus der Wüste klang den Spaniern die gewaltige und erschütternde Sprache, denn das Haupt des Kanzelredners hob sich stolz in der Gefahr, und die Begeisterung der Lage steigerte seine Beredsamkeit. Als er aber die Kanzel verließ, war die Gemeinde mehr betroffen als belehrt. Der Unwille wurde allenthalben hörbar und kaum vermochte man die Messe zu hören. Voller Aufregung zog die Menge aus der Kirche vor den Palast des Vicekönigs Don Diego Colon und verlangte die Bestrafung des verwegenen Mönchs, der solche für die Gesellschaft gefährliche Lehren verbreite. Der Admiral unterhandelte jetzt mit dem Vikar der Dominikaner. Zu einem Widerruf, um die Menge zu beschwichtigen, war Montesino nicht zu bewegen, aber man verständigte sich dahin, daß der Bruder am nächsten Sonntag seine frühere Predigt besser erläutern sollte. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, „Frey" Antonio werde förmlich widerrufen, so füllte sich die Kirche noch über das Maß der vorigen Predigt. Zu aller Enttäuschung begann der Dominikaner aber mit einem bedeutsamen Spruch aus Hiob. Da er nicht widerrief, sondern alle seine Behauptungen Punkt für Punkt mit schlagenden Belegen wiederholte, verließ die Gemeinde in tiefem Aufruhr die Kirche. Die Ansiedler richteten jetzt ihre Beschwerden an den König und zugleich bestürmten sie die Franziskaner, das zu vertreten, was sie Recht und Ordnung nannten. Wirklich übernahm auch dieser Orden die Vertheidigung der Ansiedler und sendete den Bruder Alonso del Espinal an den Hof. In demselben Schiffe mit ihm ging aber auch der Dominikaner Montesino nach Spanien. Der Einfluß der Pflanzer war mächtig in dem indischen Rathe, auch hing die Fortdauer der Kroneinkünfte vollständig von der Erhaltung der alten Zustände ab. Mit Mühe, ja halb mit Gewalt verschaffte sich der Dominikaner ein Gehör bei König Ferdinand, den er schließlich durch seine beredten Schilderungen zu erschüttern verstand. Doch schadete

es der edlen Sache, daß die Dominikaner noch nicht mit den Zuständen über dem Meere vertraut waren und als Idealisten ohne Erfahrung verdächtigt werden konnten. Der König, für dessen Gewissenhaftigkeit sich Las Casas wiederholt verbürgt, berief ein Concil seiner besten Theologen und Juristen und verlangte ein Rechtsgutachten. Dieser gelehrte Rath erklärte die Indianer zwar frei, doch empfahl er, sie zu einer mäßigen Arbeit gegen Tagelohn anzuhalten. Dieß hatte schon Isabella angeordnet, weil man der gütigen Monarchin vorgestellt hatte, daß ohne Zwang die Indianer nie ihr müßiges und zweckloses Dasein aufgeben würden, wie es schon damals nicht an lieblosen Köpfen fehlte, welche den braunen Racen die Menschennatur abstritten.

So waren die Eingebornen theoretisch für frei erklärt, allein faktisch bestand die Sklaverei noch fort. Die Wirkung des Gesetzes war auch schon deshalb so unbedeutend, weil es erst im Jahre 1513 nach Westindien gelangte, als der Untergang der Antinellos nicht mehr beträchtlich verzögert werden konnte. Doch wird die Geschichte des Gesetzes immer ein dankbares Gedächtniß an die Kühnheit der wackeren Dominikaner rege erhalten.

Als die ärgsten Tyrannen bewiesen sich gerade die königlichen Visitatoren, welche in den von den Spaniern besetzten Flecken und Dörfern zur Erhaltung der Ordnung und Handhabung der Gerechtigkeit angestellt waren. Als einer derselben erfuhr, daß die in seinem Bezirke wohnenden Indianer ihre Götzenbilder versteckt hielten und immer noch verehrten, nahm er ihren Häuptling fest und marterte ihn auf die schrecklichste Weise, bis er die Götzen herausgab. Da sich indessen der Wütherich in seiner Hoffnung, daß diese von Gold und Silber seien, getäuscht sah, so zwang er ihn mit gleicher Grausamkeit, sie wieder mit all' ihrem edeln Metalle, welches er in seinem Gebiete aufzutreiben vermochte, anzukaufen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob die Indianer den wahren Gott anbeteten oder nicht. Auf welche Weise diese Visitatoren die Rechtshändel zwischen ihren Landsleuten und den Eingebornen schlichteten, läßt sich leicht vermuthen. Trat ein Ansiedler vor Gericht als Ankläger auf und behauptete, dieser oder jener Hund von Indianer wolle nicht arbeiten oder denke an Flucht, so band ihn der Visitator, ohne einen Beweis zu fordern, eigenhändig an einen Pfahl, nahm eine durch Theer gezogene Geißel, und hieb so unbarmherzig und so lange auf den Armen los, bis das Blut vom ganzen Körper herabrann, und er wie todt zu Boden sank. „So beförderten," fügt der ehr-

würdige Bischof hinzu, „die unseligen Spanier jenseits des Oceans die Ehre Gottes."

Das niederträchtige Geschäft des Sklavenhandels wurde bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, besonders von Ansiedlern auf Espannola und Cuba, im Großen und unter den Augen der Regierungsbeamten getrieben, und in allen größeren Häfen wohnten Armadores (Rheder), welche auf ihre Rechnung Schiffe auf den Sklavenfang ausschickten. Die Befehlshaber dieser Schiffe, welchen ein bestimmter Theil des Gewinnes zufiel, landeten gewöhnlich an einem noch unberührten Küstenpunkte, schwelgten einige Zeit mit ihrer Mannschaft in den Wohnungen der gastfreundlichen Eingebornen, und fielen dann unvermuthet und ohne alle Veranlassung über sie her. Wer sich widersetzte, wurde niedergehauen, von den übrigen schleppte man so viele an Bord, als der Schiffsraum zu fassen vermochte. Da nun diese Fahrzeuge kaum mit den für die Bemannung nöthigen Lebensmitteln versehen waren, so starben, wenn das Wetter der Heimreise ungünstig war, eine Menge der unglücklichen Indianer vor Hunger und Durst, und selbst die Rheder rechneten darauf, daß in den meisten Fällen ein Drittheil der Ladung in's Meer geworfen wurde. „Werden endlich," fährt der mitleidige Las Casas fort, „die Unglücklichen, welche die Fahrt überlebten, auf der Insel, wo man sie verkaufen will, ausgeschifft, so muß jedem, der noch einen Funken Gefühl hat, das Herz bluten, wenn er diese nackten, ausgehungerten Menschen betrachtet; wenn er sieht, wie Kinder und Greise, Männer und Weiber völlig entkräftet auf dem Boden umherliegen; wenn er wahrnimmt, wie man sie wieder aufjagt und wie Schafe in Haufen von zehn bis zwanzig Personen absondert, um durch das Loos jeden der an der Ausrüstung Betheiligten, je nach der Größe der vorgeschossenen Geldsumme, zu befriedigen. Auf die Sklaven selbst nimmt man nicht die geringste Rücksicht, man trennt schonungslos die Kinder von ihren Vätern, Müttern, die Männer von ihren Weibern u. s. w."

So befolgten die Spanier in der neuen Welt das göttliche Gesetz der Nächstenliebe. Und doch sind alle diese Unmenschlichkeiten kaum mit den Gräuelthaten, welche man gegen die Indianer bei der Perlenfischerei, einer der grausamsten und verdammenswürdigsten Erfindungen der Menschen, verübt, zu vergleichen. Auf dieser Welt gibt es gewiß keine noch so qualvolle Anstrengung, welche der Höllenarbeit der Taucher an die Seite gesetzt werden könnte. Man senkt sie nämlich drei oder fünf Klafter tief in das Meer, wo sie, ohne Athem zu holen, so lange bleiben müssen,

bis sie einen hinreichenden Vorrath von Perlenmuscheln gefunden, abgelöst und eingesammelt haben. Ist das Netz, welches sie am Halse tragen, damit angefüllt, so dürfen sie emporkommen und in einem Boote, welches mit den Aufsehern in der Nähe hält, ein wenig ausschnaufen. Ruhen sie aber nur einen Augenblick länger als es nöthig scheint, so stößt man sie wieder in das Wasser oder reißt sie bei den Haaren hinein, um von ihnen, ehe sie ihr qualvolles Dasein enden, den möglich größten Gewinn zu ziehen. Des Nachts werden sie, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen, an Pfähle angeschlossen, um welche sie auf dem bloßen Boden umherliegen. Viele kehren indessen von ihrem Tagewerke des Abends nicht mehr in ihre elenden Hütten zurück, weil sie in der Tiefe von Haifischen aufgefressen wurden, aber auch die übrigen, welche diesen gefräßigen Thieren entkommen, ertragen eine solche Lebensweise nur kurze Zeit. Das von Natur schwarze Haar dieser Leute wird braunroth, und der ganze Körper bedeckt sich durch die Schärfe des Seewassers allmählig mit schuppenartigen Geschwüren; die meisten bekommen Blutspeien und Durchfall und sterben schnell dahin.

Gerechter Unwille ergreift wohl jeden bei der Schilderung dieses wahrhaft teuflischen Verfahrens der Spanier gegen die unschuldigen Indianer; der Unwille steigert sich aber zum herben Schmerze, wenn er vernimmt, daß auch Deutsche sich ebenso schändlicher Grausamkeiten in der neuen Welt schuldig machten. Wir lassen den ehrwürdigen Bischof, welcher stets der Wahrheit getreu bleibt, selbst sprechen. — Im Jahre 1536, beginnt er, wurde unser Landesherr durch mancherlei Vorspiegelungen bewogen, deutschen Kaufleuten (den Welsern in Augsburg) die Provinz Venezuela, ein Land, welches größer ist als das ganze Königreich Spanien, auf unbestimmte Zeit abzutreten und die Verwaltung desselben nebst allen dazu gehörigen Gerechtsamen zu überlassen. Etwa dreihundert deutsche Söldner, welche auf spanischen Schiffen nach dem erwähnten Lande abgeschickt wurden, fanden an den Bewohnern desselben so sanfte, ja noch weit sanftere Lämmer, als alle andern Indianer dieser Gegenden waren. Sie fielen aber nach meinem Dafürhalten noch weit grausamer über sie her, als die meisten der von uns bereits erwähnten Tyrannen, ja noch unvernünftiger und wüthender als blutgierige Tiger und reißende Wölfe und Löwen. Von Habgier und Geiz getrieben, ersannen sie noch weit schändlichere Mittel, Gold und Silber zu erpressen, als ihre Vorgänger, setzten alle Scheu vor Gott und alle Scham vor den Menschen bei Seite und vergaßen, da sie auch die Rechtspflege in

Händen hatten, fast gänzlich, daß sie doch auch nur Menschen waren. Diese eingefleischten Teufel verheerten und verödeten eine Strecke Landes von mehr als vierhundert Meilen, meist schöne und fruchtbare Ebenen und zerstörten eine Menge mit Menschen und edlen Metallen angefüllte Orte. Große Volksstämme sammt ihrer Sprache wurden so gänzlich ausgerottet, daß man später keine Spur mehr von ihnen finden wird, wenn sich nicht einige Flüchtlinge in Höhlen und Abgründen verborgen haben, und so dem würgenden Schlachtmesser entrannen. Sie ermordeten auf die verruchteste und ausgedachteste Weise an fünf Millionen harmloser Eingebornen, und bis auf den heutigen Tag hat das Würgen noch kein Ende.

Wollte ich alle Provinzen, welche diese Barbaren verwüsteten, und alle Städte und Flecken, welche sie in Brand steckten, namhaft machen, so würde man, obschon ich nur Wahres erzählte, schaudern und mir schwerlich Glauben schenken. Alle diese Schandthaten sind aber durch hinlängliche Zeugnisse erwiesen, und doch hat man von diesen verfluchten Barbaren noch keinen einzigen verbrannt oder auch nur bestraft. Der Schaden, welchen sie dem königlichen Schatze zufügten, beläuft sich auf Millionen, denn in einem Zeitraume von sechzehn Jahren plünderten und verwüsteten sie eine wenigstens vierhundert Meilen große Landstrecke, welche so reich an Gold und so gesegnet an Menschen war, wie irgend eine andere auf der ganzen Welt. Man glaube ja nicht, daß dieser Verlust jetzt oder je wieder ersetzt werden könne, der Allmächtige müßte denn die Millionen Seelen, welche hier in die Ewigkeit geschickt wurden, wieder von den Todten erwecken.

Las Casas wendet sich darauf mit strengen Worten an den königlichen Gerichtshof auf Española, und wirft ihm vor, daß er all diesen Gräueln in der neuen Welt nicht nur durch die Finger sehe, sondern sie sogar aus schmutzigem Eigennutze begünstige. Zuletzt richtet er die inständigsten und dringendsten Bitten an seinen Monarchen, diesem Unfuge möglichst schnell zu steuern, und durch die strengsten Maßregeln den Rest der Bevölkerung Westindiens zu retten. Seine Vorstellungen machten auch wirklich auf Karl V. einen sehr tiefen Eindruck, daß er durch mehrere Gesetze die Mißhandlung der Indianer verbot, und die Vergehen der Statthalter und Beamten zu untersuchen und ohne Nachsicht zu bestrafen befahl. Seine wohlgemeinten Befehle hatten aber, da er ihnen im Drange vielfacher Geschäfte zu wenig Nachdruck gab, jenseits des Weltmeeres so geringe Wirkung, daß man ohne Scheu fortfuhr,

Jagd auf die Eingebornen zu machen, und sie durch die schweren Arbeiten in Bergwerken oder durch andere Qualen zu vertilgen. Der Kaiser gedachte indessen dem so eifrigen Las Casas als Belohnung seiner Bemühungen das Bisthum Cuzco in Peru, eines der größten und reichsten der neuen Welt, zu übertragen. Der uneigennützige Mönch nahm es aber gerade aus dieser Ursache nicht an, und ließ sich im Jahr 1544 zum Bischof der in jeder Beziehung armen, zu Neu-Spanien gehörenden Provinz Chiaga, ernennen, wohin er sogleich abging. Die unerbittliche Strenge, womit er in seinem Sprengel dem Sklavenhandel ein Ende zu machen suchte, erbitterte bald die Ansiedler in so hohem Grade, daß sie ihn als Unruhestifter bei der Regierung verklagten und seine Absetzung verlangten. Da ihre Lügen bei vielen an den verübten Schandthaten mitschuldigen königlichen Räthen ein günstiges Ohr fanden, und der tiefgekränkte Bischof den gegen ihn heraufbeschworenen Sturm herannahen sah, so legte er seine Würde freiwillig nieder und ging, seine Vertheidigung selbst zu führen, im Jahre 1547 zum siebenten und letzten Male nach Spanien. Die gegen ihn vorgebrachten Anklagen wurden nach wiederholten Verhören und Berathungen als nichtig erklärt, und man zollte dem im Gefühle seiner Unschuld und seiner Würde entschieden auftretenden Manne die größte Achtung, freute sich aber dennoch seines Entschlusses, seine letzten Tage in der Heimath zu verleben. Las Casas versäumte indessen auch in seinem hohen Alter keine Gelegenheit, um durch mündlichen und schriftlichen Rath seinen menschenfreundlichen Ansichten Eingang zu verschaffen, und manche treffliche Verordnung, welche seinem beharrlichen Eifer ihre Entstehung zu verdanken hatte, blieb nicht ohne wohlthätige Folgen. Er erlag, endlich nach einem vielbewegten thatenreichen Leben, im Jahre 1566 zu Madrid in seinem zweiundneunzigsten Lebensjahre einer kurzen Krankheit; die armen Indianer verloren an ihm ihren eifrigsten Beschützer und unermüdlichen Wohlthäter*).

*) Unter den Männern, welche nach Las Casas als die wahren Wohlthäter der amerikanischen Menschheit erscheinen, ist als der größte und edelste unstreitig der Missionär Peter Claver zu nennen. Die moderne „Weltgeschichte" schweigt von ihm, eine Ungerechtigkeit, die auch gegen einen Vincenz von Paul, den Armenvater, Friedrich Spee, den Bekämpfer der Hexenprocesse, Franz Xaver, den Bekehrer Hindostans und Andere, noch fortwährend begangen wird.

10.
Karl's Zug nach Tunis.

Einem glücklichen Corsaren Chaireddin, genannt Barbarossa, der im Dienste der alten einheimischen Dynastien des westlichen Afrika emporgekommen, war es schon früher gelungen, sich in Algier festzusetzen. Mit Freibeutern, die ihr Glück zu machen suchten, wie er es gemacht, südeuropäischen Renegaten und hauptsächlich spanischen Morisken, die er selbst herübergeholt, — siebenmal, sagen die spanischen Geschichtschreiber ging und kam die Caravane, — hatte er einen barbarischen Staat gegründet, welcher der Schrecken des westlichen Meeres wurde. In fortgesetztem Kampfe wie mit den einheimischen Fürsten, so mit den christlichen Mächten eines Rückhaltes bedürftig, hielt er es für gut, sich an Suleimann anzuschließen. Suleimann, der sich als den Verfechter des ächten Islam betrachtete, war sehr empfänglich dafür, daß Chaireddin im fernen Westen für ihn, den Kalifen von Rom (denn diesen Titel gab er sich), das Gebet abhalten ließ. Er ernannte denselben dagegen zum Beglerbeg des Meeres. Im Juli 1534 erschien Chaireddin, von Constantinopel kommend, an den italienischen Küsten. Wie erschrack Neapel, als sich plötzlich der Stadt gegenüber die hundert Segel des Corsaren entfalteten. Es lag aber dießmal nicht in seiner Absicht, zu einem ernstlichen Angriff zu schreiten. Er begnügte sich, Schiffswerften an der Küste zu zerstören, Castelle von geringer Bedeutung zu nehmen und wieder zu verlassen, ein paar Meilen weit in das Land zu streifen und Gefangene wegzuführen, dann kehrte er plötzlich um; nachdem er noch die Küsten von Sardinien geplündert, warf er sich auf Tunis, wo die Benihafs regierten und der osmanischen Uebermacht noch Widerstand leisteten. Er nahm den Schein an, als ob er an des regierenden Muley Hassan Stelle, der sich durch Grausamkeit die Gemüther seiner Unterthanen entfremdet, dessen Bruder Reschid setzen wolle: und um so leichter eroberte er die Stadt; hierauf aber trug er kein Bedenken, für sich selbst Besitz zu ergreifen: gegen den Angriff des zurückkehrenden Hassan wußte er sich mit seinem Geschütz zu behaupten. An dem Golf, von welchem einst die Seeherrschaft der Carthager ausgegangen, nahm Chaireddin eine noch furchtbarere Stellung ein, als jemals früher. In den kaiserlichen Gebieten von Messina bis Gibraltar, glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können. Die Spanier fanden es überdies unerträglich, daß in einem Lande, das sie zwanzig Jahre früher schon selbst großen Theils eingenommen, wo sie ein neues

Spanien zu gründen gedacht, ein so gefährlicher Feind sich festsetzen sollte. Und so mußte Karl V. von seinen Unternehmungen gegen das innere Europa für den Augenblick absehen, und alle seine Kräfte gegen Afrika richten; er that dieß nicht allein ohne Widerstreben, sondern mit Freude und Begeisterung; er urtheilte, den räuberischen, mächtigen Ungläubigen zu bekämpfen, sei eine des kaiserlichen Namens besonders würdige Unternehmung, zu der er mit ganz gesichertem Gewissen schreiten könne; im Frühjahr 1535 sehen wir ihn in voller Thätigkeit, dieselbe auszuführen.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war den Spaniern bei ihren Kämpfen mit den Mauren nicht selten die Macht des übrigen Europa zu Hülfe gekommen. Was damals der freiwillige Eifer für die allgemeine Sache der Christenheit, das bewirkte jetzt das Ansehen des Kaisers, der so viele Länder beherrschte. Nicht allein Italiener erschienen theils in seinem Solde, theils von einigen Großen, z. B. dem Fürsten von Salerno, zusammengebracht, — sondern auch 8000 Deutsche, in der Gegend von Augsburg geworben, unter Maximilian von Eberstein, und in Genua eingeschifft: wie man denn schon früher einmal die geschlossene Schlachtordnung der Landsknechte im Kampfe mit den leichten Alarabern sehr vortheilhaft gefunden hatte. Die Spanier erschienen noch anz als die alten: sie meinten, bei dem Zug gegen die Heiden ihre Seligkeit zu verdienen, wie weltlich sie sich auch sonst aufführen mochten. Es war sehr in ihrem Sinn, wenn der Kaiser vor der Abfahrt von Barcelona noch unserer Frau von Montserrat einen Besuch machte, und an einer feierlichen Prozession, er, wie die Andern mit unbedecktem Haupte, Theil nahm. Die Fahne, die auf dem Admiralschiff wehte, stellte das Bild des Gekreuzigten vor, neben ihm Johannes und Maria. Wer soll unser Anführer sein? fragten die Großen den Kaiser. — „Der da," antwortete er, indem er ein Crucifix hervorzog, „ich bin sein Fähndrich." Dem Großadmiral Andrea Doria hatte der Papst einen geweihten Degen gespendet.

Die von beiden Seiten, von Italien und von Spanien her, ansegelnden Flotten vereinigten sich an der sardinischen Küste bei Cagliari; von hier nahmen sie (am 14. Juni 1535) ihren Lauf nach Tunis; die Landung am Golf geschah ohne alle Schwierigkeit.

Es scheint, als habe Chaireddin den Nachrichten, die er von der Rüstung des Kaisers empfing, doch niemals geglaubt. Wenigstens war er nicht vorbereitet, der Einschließung seines Schlosses und Arsenales Goletta, die sehr langsam und methodisch vollzogen ward, ein ernstliches

Hinderniß entgegen zu setzen. Nachdem man nur erst dahingekommen, es zugleich von den Schiffen und aus dem Lager zu beschießen, ward es unverzüglich und ohne viele Mühe erstürmt. Die Spanier behaupten, von den Kanonen, die sie da fanden, seien einige mit den französischen Lilien bezeichnet gewesen. Um Vieles schwieriger war es nun aber, Tunis selbst anzugreifen.

Mulei Hassan war in dem Lager des Kaisers erschienen und hatte demselben Hoffnung gemacht, daß ein großer Theil der Eingebornen sich für ihn, den Verjagten, erheben werde. In der Stadt Tunis unterschied man vier Parteien und nicht die geringste war die, welche sich zu den Benihafs neigte, aber die Gegenwart des mächtigen Corsaren hielt Alles im Zaum. Die arabischen Stämme wurden überredet, daß der Kaiser das Land sich selber unterwerfen und den Islam vertilgen wolle. Selbst wider ihren Willen folgten die Tunisier über 9000 Pferde stark, ihrem Gewaltherrn in das Feld.

Am 20. Juli, noch vor Tag, war der Kaiser aufgebrochen, um auch ohne die Hilfe der Eingebornen einen Versuch auf Tunis zu machen. Er hatte sich vorgenommen, die Nacht ein paar Miglien vor der Stadt zuzubringen, bei den Ruinen einer antiken Wasserleitung, wo man Baumpflanzungen und Brunnen fand.

Er erschrack jedoch, als er nach Mittag mit seinem durch Hitze und Durst schon ganz erschöpften Heere in der Nähe dieses Platzes anlangte, und denselben von weit zahlreicheren Schaaren der Feinde eingenommen fand.

„Was thun wir nun, mein Vater?" sagte er zu Alarcone. „Herr," antwortete dieser, „wir greifen sie an und wir werden sie schlagen, so gewiß als Ihr der Kaiser seid."

Die kaiserlichen Truppen mochten 26,000 Mann betragen; sehr mühselig, mit den Armen hatten die Deutschen ein paar Stücke Geschütz herangeschleppt. Auch Chaireddin hatte Feldgeschütz und Hackenbüchsen; sein Heer wird auf 50,000 Mann angegeben. Es läßt sich aber leicht einsehen, daß die nach langem Schwanken für ihn gewonnenen Araber und Tunisier, so wie die mit Zwangsgewalt herbeigeführten Mauren von keinem großen Eifer für seine Sache beseelt sein konnten. Nachdem man sich mit den Geschützen begrüßt, wobei die Kaiserlichen sogleich im Vortheil waren, und ein Anlauf der afrikanischen Reiter von dem starken spanisch-deutschen Vordertreffen des Kaisers, das indeß unaufhörlich vorrückte, zurückgewiesen worden, flohen zuerst die Tunisier, dann die übrigen

Hülfsvölker, so daß auch die Türken und Renegaten, die Chaireddins vornehmste Stärke ausmachten, deren aber nur bei 8000 Mann waren, obwohl zögernd, weichen und einen Theil des Geschützes zurücklassen mußten. Wie hätte es auch anders gehen sollen? Die Eingebornen hatten sich dem Corsaren beigesellt, weil er der Stärkere war; bei dem ersten Zusammentreffen sahen sie aber die eigene und wesentliche Macht desselben von der kaiserlichen bei weitem übertroffen; sie waren nicht gemeint, ihr Leben für ihn zu wagen. Ohne viel Mühe war zu gleicher Zeit ein Angriff der Algeriner auf die Nachhut vom Herzog von Alba zurückgewiesen worden. Die Deutschen reinigten die benachbarten Oelbaumpflanzungen von den herumschweifenden Berbern.

Wohl nahm nun der Kaiser die Brunnen ein; jedoch sah er sich noch nicht am Ziele.

Das Wasser, das man fand, reichte für das Bedürfniß des Heeres nicht zu; und es war doch sehr zweifelhaft, ob man des andern Tages, so unerquickt und ohne Belagerungswerkzeuge, die nicht unbefestigte Stadt erobern oder noch in schlimmern Zustand gerathen würde; das Lager erscholl von Verwünschungen gegen den Muley. Hatte nicht einst das christliche Heer, das mit Ludwig dem Heiligen herübergekommen, nachdem es einen ähnlichen Sieg erfochten, doch die Belagerung der Stadt zu unternehmen Bedenken getragen? Der Kaiser gesteht, es sei ein Augenblick gewesen, in welchem er gewünscht hätte, die Sache gar nicht angefangen zu haben. Gott aber, setzte er freudig hinzu, half allem Uebel ab.

Das Ereigniß war, daß die in der Alcacara von Tunis eingesperrten Christensklaven, bei der Unordnung, welche der Verlust der Schlacht veranlaßte, und vielleicht von einem reuevollen Renegaten unterstützt, Gelegenheit fanden, sich zu befreien, das Schloß einnahmen und dadurch Chaireddin nöthigten, mit seinen Getreuen Tunis zu verlassen.

Dadurch ward sogleich dem Kaiser der Weg gebahnt.

Großherr, sagte ihm der Muley, als sich das Heer den nächsten Morgen in Bewegung gesetzt hatte, — Ihr betretet jetzt einen Boden, den noch nie ein christlicher Fürst berührt hat. Ich denke noch weiter zu kommen, sagte der Kaiser, in welchem der glückliche Erfolg das volle Zutrauen zu einer großen Bestimmung wieder erweckte. Ohne Widerstand zog er in Tunis ein; dessenungeachtet überließ er die Stadt seinem Kriegsvolk, wie dieses forderte, zur Plünderung. Tausende kamen um; eine noch größere Anzahl ward zu Sklaven gemacht, selbst die Büchersammlung des Muley ward verwüstet.

Wie bei der Eroberung der spanischen Städte, fand man auch hier, da nicht alles Frühere von dem Fanatismus der Almohaden vernichtet worden, noch einige Ueberbleibsel der altchristlichen Bevölkerung; der Kaiser war jedoch so weit entfernt, den Versuch einer Colonisation daran knüpfen zu wollen, daß er sie vielmehr nach Neapel überführte.

Das Innere des Landes überließ er dem einheimischen Fürsten, der es beruhigen sollte; sich selbst behielt er Goletta und die Küste vor. Muley Hassan trat ihm sein Recht an die von Chaireddin noch besetzten Plätze ab; er war entschlossen, es geltend zu machen.

Auf die Stadt Afrika (das alte Aphrodisium), die damals von den Corsaren besonders stark befestigt war, hätte er sogleich einen Angriff unternommen, wäre er nicht durch widrige Winde abgehalten worden.

Indem er sich zuvörderst nach Sicilien begab, verlor er doch diese Küste keinen Augenblick aus den Augen, ja noch viel größere Hoffnungen erwachten in ihm und in der christlichen Welt überhaupt.

Durch Nachrichten von einem Unfall, welchen die Osmanen in Persien erlitten, besonders dazu bewogen, schickte Papst Paul III. den General der Franciscaner an den Kaiser, um ihn zu einem umfassenden Unternehmen gegen die Osmanen anzutreiben. In den Briefen des Kaisers selbst ist zwar zunächst nur von einem Angriff auf Algier die Rede, von einer Fortsetzung des begonnenen afrikanischen Krieges; aber ein Mitglied seines Hofes versichert mit Bestimmtheit, auch von einem Zuge auf Constantinopel für den nächsten Sommer habe man ihn sprechen hören. In der Christenheit erneuerten sich hier und da die alten Weissagungen von einem Kaiser, der die ganze Welt überwinden, die Anbetung des Kreuzes bei Todesstrafe gebieten, dann aber in Jerusalem von einem Engel Gottes die Krone empfangen und daselbst sterben werde. In Karl V. glaubte man diesen Kaiser zu sehen.

Allein die Angelegenheiten der christlichen Welt lagen nicht so einfach, daß alle ihre Kräfte in einer einzigen großen Richtung sich bewegen, oder gar einem einzigen Oberhaupt sich hätten unterordnen sollen.

11.

Karl V. und Moriz von Sachsen.

Moriz von Sachsen hatte die Sache seiner Glaubensgenossen verrathen, um die Kurwürde zu erhalten. Jetzt, im Besitze derselben, wurde er zum Verräther an Kaiser und Reich. Die Geschichte dieses Verrathes

ist eines der lehrreichsten Kapitel deutscher Geschichte, weil es beweist, wie die Religion in Deutschland (damals und öfter) den Vorwand hergeben mußte, politische Sonderzwecke zu verfolgen, die Einheit des Reiches zu schwächen, den Erbfeinden Deutschlands in die Hände zu arbeiten. Es ist nothwendig, zum Verständnisse der Begebenheiten eine Charakterstik der handelnden Personen vorauszuschicken.

Kaiser Karl V. war ein vollendeter Staatsmann, erfüllt von einem großen, glänzenden Ideale. Das Kaiserthum wollte er nicht zur Puppe werden lassen, womit einige ehrgeizige Fürsten zur Vermehrung ihrer Rechte, Unterthanen und Einkünfte nach Belieben ihr Spiel haben. Nach dem hohen Begriffe des Mittelalters sah er im Kaiser noch das Haupt der Christenheit und den Schirmherrn der vereinten abendländischen Kirche. Karl verkannte nicht, daß dieses Kaiserthum auf das Reich und die Nationalität der Deutschen, als seiner rechtmäßigen Grundlage, sich stützte; indem er es hier innerhalb der ursprünglichen, nicht der seit kaum einem halben Jahrhunderte künstlich gemodelten Rechtsformen und zwar gerade durch deren strenge Aufrechthaltung, in alter Hoheit zu befestigen trachtete, erblickte er aber auch zugleich in ihm das ideale Verbindungsmittel seiner Erbstaaten: Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, Niederlande, und was er noch als Erzherzog von Oesterreich und sonst in Italien besaß, und dann, was sein Bruder als König von Ungarn und Böhmen — zudem noch Mähren, Schlesien und die Lausitz gehörte — beherrschte. Eben dieselbe hohe Ansicht hegte Karl von der Kirche. Keineswegs verkannte er das, was sich seit den letzteren Jahrhunderten in ihren Zuständen zu ihrem eigenen Verderben gewendet hatte. In seinem Rechte als Schirmherr gedachte er, sie an Haupt und Gliedern und allen inneren Verhältnissen in Würde, Reinheit und wahrer Einigkeit wieder herzustellen. Deßhalb drang er mit solchem Eifer auf die Berufung eines allgemeinen Konzils, denn in ihm mußte er das durch das Herkommen geheiligte Versöhnungsmittel, die Möglichkeit einer wahrhaften Reform erblicken. Behielt er sich selbst einen gewissen Einfluß auf dieses Konzil vor, so geschah es, um alle Machinationen abzuwenden, die dessen Bestimmung zu vernichten drohten. Er war streng katholisch, wollte aber deßwegen sich nicht als Vasall des Papstes betrachten lassen, sondern wußte ebenso gut der Curie gegenüber seine Rechte als Kaiser und die Verpflichtungen zu wahren, die er vermöge dieser Stellung für Erhaltung der Reichsfreiheit hatte, als er in Deutschland die alte Kircheneinheit vor der Zertrümmerung zu schützen versuchte.

So großartig Karl V. in seinen Ansichten war, so klug und erfahren benahm er sich in der Behandlung der Staatsgeschäfte. Hier sah man kein Schwanken, kein feiges Zaudern, kein Jagen nach eitlem Erfolge, dessen Glanz in wenigen Tagen wieder erbleicht. Karl trug stets das volle Bewußtsein dessen in sich, was er beabsichtigte, und ging unverzüglich und entschlossen an die Ausführung mit Beachtung der vorhandenen Mittel. Aus dem Briefwechsel, den er mit seiner Schwester, der weisen Maria, seinem Bruder Ferdinand, und dem Kanzler Granvella führte, ersieht man zur Genüge, wie klar in der Anschauung aller Staatssachen, wie umsichtig, gründlich und scharfsinnig in der Erwägung derselben der Kaiser zu verfahren pflegte. Was in den sorgfältigsten Berathungen mit seinen Räthen endlich beschlossen war, wurde ihm nochmals vorgelegt und nach genauer Durchsicht begleitete er die Berichte mit seinen kurzen Bemerkungen. Er selbst blieb undurchforschlich Fremden gegenüber, seiner Vertrauten waren Wenige, aber gut gewählt, die Instruktionen an seine Gesandten äußerst bestimmt, die Gegner, besonders Frankreich, überwachend. So stand der Kaiser oftmals nur allein zwischen den wüthenden Parteien, die an Anmaßung, List und Gewaltthat sich überbietend, das Reich gänzlich zerrüttet haben würden, wenn nicht Karl die Kräfte dieser Parteien gegen einander abwägend und gebrauchend, mit Klugheit vermittelnd, zuweilen ihren besonderen Interessen nachgebend, sein hohes Ziel fest im Auge, stets das eigentliche Rechtsverhältniß im Reiche wieder herzustellen bemüht gewesen wäre.

Solcher rastlosen Anstrengungen im Staatsleben, zwischen weiten Reisen und den Mühen des Feldlagers unterzog sich Karl noch in den letzten Jahren seiner Regierung, mit einem bereits kränklichen Körper, fast stets von empfindlichen Schmerzen gepeinigt. Daher wohl auch seine düstere Lebensweise. Erfreute er sich auch an einem guten Tische, wie man erzählt, so aß er doch allein und schweigend, im Trunke höchst nüchtern, kaum daß ihm die Späße seiner Hofnarren ein flüchtiges Lächeln zu entlocken vermochten. Aeußern Prunk und Festlust verschmähte er gänzlich. Dagegen arbeitete, sann und betete er häufig in seinem einsamen Zimmer, so daß den Deutschen jener Zeit, wo jeder Fürst den andern durch Pracht und glänzenden Aufwand, wie durch massenhafte Verschwendung bei Gastmählern und Festivitäten zu überbieten suchte, jenes Kaiserleben fast unheimlich erschien.

Ein ganz anderer Mann war M o r i z v o n S a c h s e n. Den plagten weder hochfliegende Ideale noch Gewissenszweifel. Dafür ver-

stand er das Nächstliegende mit großem Geschicke zu ergreifen und für seine Zwecke recht praktisch zu behandeln. Jung und gewandt, kräftig am Leib, frühzeitig durch Kriegsthaten berühmt, war er ein ebenso begünstigter Freund bei schönen Frauen an fremden Höfen, als er sich daheim tapfer bei wüsten Trinkgelagen und als gewaltiger Jäger in seinen Forsten hervorthat. Von der Religion sprach er ziemlich gleichgültig und erwähnte in Briefen scherzend, daß er gar wenig bete. Unter dieser Oberfläche aber barg Moriz einen kühnen Sinn, eine für jede Unternehmung fähige Thatkraft. Schon die Art, wie er in seinen Ländern geordnetere Verwaltung einzuführen suchte, um alle Verbesserungen sich bekümmernd, nicht einmal die Schulen vernachlässigend, konnte darauf hinweisen. Seine geheimeren Staatsangelegenheiten betrieb er größtentheils selbst, nur zuweilen einen vertrauten Sekretär beiziehend. Niemals erfuhren seine Räthe den ganzen innern Zusammenhang irgend einer Unterhandlung, irgend eines Unternehmens. Seine wichtigen Staatsschriften vertraute er keinem Archive, sondern seine Frau bewahrte sie in einer wohlverschlossenen Truhe. Gerade ein solcher Mann konnte dem Kaiser gefährlich werden, wenn er ohne Bedenklichkeit die bestehenden Verhältnisse benützend, gegen ihn sich zu erheben unternahm.

Karl hatte den Kurfürsten im September 1550 beauftragt, das wegen seiner Opposition gegen das Interim in die Acht erklärte Magdeburg zu züchtigen. Dieß gab Moriz Gelegenheit, ohne Aufsehen zu rüsten und seine Streitkräfte zu entwickeln. Auf einem Tage zu Torgau (Mai 1551) lenkte er alsdann die Aufmerksamkeit der dort versammelten protestantischen Fürsten zunächst darauf, wie viel Geld monatlich die Aufstellung eines Heeres zur Vertheidigung der Religion bedürfe. Er schlug vor, sich deßhalb an Frankreich und England zu wenden. Dieses ward genehmigt, und der Freiherr Friedrich von Reiffenberg ging sofort mit einer von sämmtlichen Fürsten untersiegelten Instruktion nach Paris. Nichts konnte wohl dem französischen Hofe erwünschter sein, als ein solcher Antrag, der es möglich machte, das Reichsoberhaupt mit Hülfe der Reichsfürsten selbst zu überwältigen. Doch mußte man jetzt einen Schritt weiter thun. Schon die Antwort, welche Reiffenberg zurückbrachte, sprach kaum mehr von einem bloßen Schutzbündniß gegen des Kaisers Uebermacht, sondern von einem offenen Angriff auf denselben. Noch deutlicher erklärte sich ein bald darauf nach Deutschland geschickter französischer Unterhändler. Bei den Berathungen siegte die Ansicht, man müsse das Haus Oesterreich demüthigen, und

deßwegen den Kaiser in den Niederlanden, dem Herzen seiner Macht, angreifen, alle Anhänger Oesterreich's in Deutschland aber sofort niederwerfen.

Da gingen denn doch dem grundehrlichen Markgrafen Johann endlich die Augen auf. Als er sah, daß weder von einer Vertheidigung der Augsburger Confession die Rede sei, noch irgend eine Pflicht gegen Kaiser und Reich gewahrt werde, trennte er sich von den Verbündeten. Diese setzten die Unterhandlungen mit Frankreich allein fort. Moriz und sein Anhang forderte von dem König eine Kriegshülfe von 100,000 Kronen für jeden Monat. Dieser verlangte dagegen die zu dem Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray besetzen zu dürfen. Es wurde gewährt. So kam am 5. Oktober 1551 auf dem Schlosse Lohe der vorläufige Vertrag zu Stande. Darin sprach der Kurfürst von der Vertheidigung der wahren Religion und der Ehre Gottes, besonders aber viel von der „tyrannischen Höhe bestialischer Knechtschaft," unter der das geliebte Vaterland und die deutsche Nation erliege.

Kaiser Karl V. ahnete nichts von diesen giftig schleichenden Ränken, die ihn niederwerfen sollten. Papst Julius III., welcher das gute Verhältniß mit dem Kaiser herzustellen suchte, hatte das Konzil zu Trident wieder zusammenberufen (eröffnet am 31. August 1551). Karl V. hatte sich nach Innsbruck begeben, um der Kirchenversammlung näher zu sein, von welcher er die Wiedervereinigung der Christenheit erwartete.

Nun bedurfte Kurfürst Moriz einer geschickten Demonstration, um die Gemüther auf sein Handeln vorzubereiten. Einen geeigneten Vorwand bot die harte Gefangenschaft des Landgrafen Philipp, um die sich Moriz früher sehr wenig gekümmert hatte. Die Fürsten sollten sich bei dem Kaiser wegen des Landgrafen verwenden. Die Fürbitte fand, wie vorauszusehen, kein Gehör. In der That konnte sich auch Moriz in den Absichten des Kaisers nicht so täuschen, daß er die Gewährung erwartet hätte. Kannte doch Karl V. den aufbrausenden, höchst wankelmüthigen Charakter Philipp's von Hessen. Wie vermochte er sich auf ein Treuwort desselben zu verlassen? Hatte doch auch Herzog Ulrich von Würtemberg Tags darauf, als er sich ihm unterworfen hatte, vor Notar und Zeugen gegen alle beschwornen Zugeständnisse feierlich protestirt! Der politische Lehrsatz, den man eine Erfindung des Jesuiten-Ordens nennt: „der Zweck heiligt die Mittel," war damals schon längst bekannt und von ganz anderen Leuten geübt.

Kurfürst Moriz, in dessen geheimen Schreiben sich keine Spur von Bedenklichkeiten oder Gewissensbissen über sein Vorhaben findet, sondern vielmehr ein spöttischer Stolz, daß er den alten, siegreichen Helden doch wohl noch überwinden werde, bestellt sich eine Wohnung in Innsbruck, um sich zum Kaiser zu begeben, und sendet zugleich zwei seiner vertrauten Räthe voraus, um ihn an der bayerischen Gränze unweit Landshut zu erwarten. Im Januar schickt er Melanchthon und zwei andere Theologen im Rufe der bewährtesten Redlichkeit einstweilen nach Nürnberg voraus mit einem Beglaubigungsschreiben an das Konzilium, in welchem er mit ungemeiner Frömmigkeit spricht. Der Kurfürst macht sich sogar selbst auf den Weg; zwar in kleinen Tagreisen, weil er an Seitenstechen leide, kehrt aber bald wieder um, mit seiner Krankheit sich entschuldigend. Dagegen treffen zwei Botschafter von ihm wirklich in Trident ein, wo sie mit großer Anmaßung gegen den Papst und die römische Kirche auftreten.

Auf den 1. März hatte der Kurfürst Moriz seine Landstände nach Torgau berufen. Er trug ihnen vor, daß er wegen seiner Verpflichtungen gegen die Söhne des Landgrafen sich genöthigt sehen werde, nach Hessen zu gehen; sein Bruder August werde den Schutz des Landes übernehmen, es sei nothwendig wegen der Gefahren, die vielleicht dem Lande drohen könnten, sich zu berathen. Die Landstände aber, durch solche Worte nicht getäuscht, gehen in ihrer Erwiederung auf die Sache geradezu ein, rathen dem Kurfürsten von seinem Beginnen, dessen Gefahren sich voraussehen ließen, dringend ab, und erinnern ihn an den Gehorsam, den er den Obern schuldig sei. Der Landtag wird verabschiedet; Moriz aber zieht sein Heer in Thüringen zusammen, an 20,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter. Zu Bischofsheim an der Rhön vereinigt der junge Landgraf von Hessen seine Truppen mit ihm. Zu Rothenburg an der Tauber stößt Albrecht von Kulmbach mit 10,000 Landsknechten und 2000 Reitern zu den Verbündeten. In Eilmärschen rückten sie unter französischen Feldzeichen nach Oberdeutschland, zwei Manifeste vor sich hersendend, welche ihr Unternehmen gegen das Haupt des Reichs und das Bündniß mit Frankreich rechtfertigen sollten. Am 1. April lagert der Kurfürst zu Oberhausen bei Augsburg. Die Patriziergeschlechter der alten Reichsstadt wollen an dem Kaiser festhalten, jedoch die protestantischen Bürger der Zünfte erklären sich sofort für die Verbündeten. Am 12. April rückten die Fürsten vor Ulm mit der Aufforderung, gleichfalls ihr Unternehmen zu unterstützen. Allein Rath und

Bürgerschaft wiesen nach gemeinsamem Beschluß das Begehren um Einlaß oder um Geld und Munition zurück. Sofort schloß die getreue Stadt die Thore und führte ihre trefflichen Geschütze auf die Wälle. Einige untergeordnete Anfälle werden leicht zurückgeschlagen. Das kam den Fürsten sehr unerwartet. Da nun zugleich die Nachricht anlangt, daß auch Nürnberg, welches ihnen bei dem Zug durch Franken eine starke Geldsumme bezahlt hatte, um den Angriff abzuwenden, jede weitere Theilnahme verweigere, so entsteht Zwist in dem Lager. Nachdem das Ulmer Gebiet unmenschlich verwüstet worden, trennten sich die Fürsten. Markgraf Albrecht zieht ab, um auf eigene Faust die reichen Klöster und Stifte Schwabens auszuplündern. Der junge Landgraf Wilhelm von Hessen und Georg von Mecklenburg rückten mit dem Hauptheer die Donau hinauf in den Hegau, um die französischen Hülfsgelder in Empfang zu nehmen. Moriz folgte einer Einladung König Ferdinand's nach Linz. Dieser, welcher seinem kaiserlichen Bruder sich wieder genähert hatte, vermochte durch den Türkenkrieg selbst hart bedrängt, nicht augenblicklich dem Kaiser Beistand zu leisten. Es kam darauf an, Zeit zu gewinnen. Bei der Unterredung (am 18. April) ward zwar nicht viel entschieden, jedoch am 1. Mai ein förmlicher Abschied aufgerichtet, daß sie am 26. Mai wieder zusammentreffen, und die übrigen Kurfürsten nebst andern Bischöfen und Fürsten dazu einladen sollten. Von dem 11. Mai habe Waffenstillstand einzutreten. Ferdinand reiste zu seinem Bruder nach Innsbruck, um das Weitere zu bereden. Bei einem solchen Unternehmen aber, wie das des Kurfürsten von Sachsen, bringt Zögern das sichere Verderben; denn es erlaubt den Unentschiedenen, sich wieder auf das rechte Verständniß der Dinge zu besinnen. Das begriff auch Moriz und er gedachte, durch einen verrätherischen Handstreich das Verlorene wieder zu gewinnen. Als er zu Gundelfingen an der obern Donau mit seinen Verbündeten wieder zusammentraf, nahmen sie den vierzehntägigen Waffenstillstand zwar an, bestimmten aber auf seinen Betrieb ganz einseitig und heimlich, daß derselbe erst am 26. Mai zu beginnen habe. Am 12. Mai brach das Heer von Lauingen auf. Es handelte sich um nichts Geringeres, als den Kaiser, seinen ganzen Hof und den römischen König zu Innsbruck durch Ueberfall gefangen zu nehmen. Alsdann ließen sich Bedingungen nach Belieben stellen. Ueber Kaufbeuren und Füssen rückten die Verbündeten vor Reuti. Die Bewaffneten, welche die Zugänge zu vertheidigen versuchten, meistens Landvolk, wurden auseinander gesprengt. Allein der Ort selbst hielt sich, und es gingen bei dem Angriff (am

18. Mai) viele Leute verloren. Dagegen gelang es am folgenden Tage dem Georg von Mecklenburg, die Ehrenberger Klause zu erstürmen. Das hohe, auf steilen Bergen erbaute Bergschloß ward aber nicht gewonnen. Die Besatzung der Klause, neun Fähnlein, wurden gefangen; daß Ehrenberg zu dem Gebiete des Königs Ferdinand gehörte, mit dem Moriz in Frieden und Vertrag stand, kümmerte ihn wenig. Lag doch jetzt der Weg nach Innsbruck offen, auf dem seine Genossen siegreich vordrangen, während er selbst noch einen Tag lang durch die Empörung des Reiffenbergischen Regiments aufgehalten wurde, welches seinen Sturmsold forderte. Am 22. Mai erreichte er seine Verbündeten zu Zirl, Tags darauf zog er in Innsbruck ein. Bereits am 19. Mai war daselbst die Kunde von dem Anmarsche der Bündischen angelangt. Noch an demselben Abend um neun Uhr brach Karl V. mit seinem Bruder und einem kleinen Gefolge auf. Die Nacht war kalt und schaurig, auf den Hochgebirgen lag noch die Schneedecke. Der Kaiser, an Gichtschmerzen leidend, ward von seinen Soldaten in einer Sänfte über Matrai nach dem Brennerpaß getragen. In Bruneggen hielt der Kaiser einige Rast; von da machten sich die Brüder durch das Pusterthal auf nach Villach in Kärnthen. Dort befand sich der Kaiser bald in vollständiger Sicherheit.

Man braucht daher gar nicht zu fragen, warum Moriz dem Kaiser nicht weiter nachsetzte, und warum er nicht länger zu Innsbruck verweilte. Die gutmüthige Ansicht, daß er den auf den 26. Mai angesetzten Waffenstillstand nicht habe verletzen wollen, verräth wenig Menschenkenntniß. Gewiß wollte er die Erhebung des Tyroler Landsturms nicht abwarten. Denn in dieses Land kömmt man leichter hinein, als wieder heraus. Nachdem er daher zu Innsbruck das zurückgelassene Eigenthum des kaiserlichen Gefolges von seinen Söldnern hatte plündern lassen (nur was Ferdinand gehörte, ward verschont), zog er sich eilig aus Tyrol, und führte seine Heere bis nach Eichstädt zurück. Die Stellung der Bündischen nördlich der Donau war unhaltbar geworden, da Augsburg ihren Antrag, eine Besatzung einzunehmen, zurückwies, bei dem Kaiser sich durch Gesandte entschuldigte, und wiederum Treue gelobte. Obgleich nun alle Thoren über die Flucht des Kaisers laut jubilirten, so war doch der schlechte Anschlag des Kurfürsten von Sachsen gänzlich mißlungen. Nur die Erfolge des Königs von Frankreich konnten eine Veränderung bringen. König Heinrich II. hatte seinem Kriegszuge ein Manifest vorausgehen lassen, ein Prachtexemplar von politischer Windbeutelei: „Aus göttlichem Antriebe habe er mit deutschen Fürsten einen

Bund aufgerichtet; ungeachtet der großen, aufgewendeten Unkosten, suche er für seine Person keinen Nutzen und Gewinn, sondern nur aus freiem königlichem Gemüthe wolle er die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reichs fördern, und die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit, in der sie versetzt wären, befreien. Sollte es aber einen verruchten Menschen geben, der sein Vorhaben zu hindern und dem Kaiser anzuhangen sich unterstände, den werde er mit Feuer und Schwert verfolgen, und als ein todtes Glied von einem gesunden Körper abschneiden. *)

Am 13. März brach Heinrich II. wirklich in das Reich ein, indem er die Reichsstadt Toul besetzte. Auch das feste Metz fiel, die Vormauer Deutschlands gegen Frankreich, wo einst Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 die goldene Bulle erlassen hatte. Endlich ward auch Verdun weggenommen. Dieses war der glorreiche Feldzug Heinrich II., der sich auf dem von ihm zu Metz errichteten Triumphbogen den „Protector" des heiligen Reichs nannte.

An dem angesetzten Tage, den 26. Mai, versammelten sich einige Fürsten, unter ihnen Herzog Albrecht von Bayern, zu Passau, andere sendeten ihre Botschafter dahin. Tief waren Alle von dem Gedanken durchdrungen, daß der Friede im Reiche, das von Frankreich und den Osmanen zugleich bedroht sei, um jeden Preis dauerhaft hergestellt werden müsse. Zwar schritten die Verhandlungen nur zögernd weiter, so daß der Waffenstillstand verlängert werden mußte; auch unternahm Moriz noch einmal einen Kriegszug über Nürnberg nach Frankfurt, um seiner Sache eine günstigere Gestalt zu geben; da sich indessen die Macht des Kaisers verstärkte, fand er es doch gerathen, auf dessen Friedensantrag einzugehen. Also ward der Vertrag zu Passau von den anwesenden Fürsten und Botschaftern unterzeichnet (am 2. August).

Die Hauptpunkte dieses Friedensvertrags waren: Moriz entläßt seine Truppen, die in den Dienst des Königs Ferdinand treten; Landgraf Philipp wird der Haft entlassen gegen Bürgschaft wegen seines fernerhin ruhigen Verhaltens; Niemand darf wegen seiner Religion bedrückt oder überzogen werden, bis zu dem bald einzuberufenden Reichstag, welcher die Religionsfrage in Deutschland für alle Zeiten zu entscheiden hat; allgemeine Amnestie, Zurückgabe aller Eroberungen u. s. w.

---

*) Bensen nennt diese Proklamation treffend „ein brauchbares Verzeichniß der Redensarten, durch welche seit jener Zeit Frankreich in Deutschland Gimpel fing."

Im Innersten verletzt war Kaiser Karl V. Der Gedanke seines großen Lebens, für den er standhaft und rastlos gewirkt und gekämpft hatte, schien verloren. Hatten doch die Fürsten im Nebenvertrage zu Passau bestimmt und sich gegenseitig gewährleistet: wenn auch auf dem nächsten Reichstag keine Vereinigung der Religion zu Stande käme, sollte der Friede unbedingt aufrecht gehalten werden. Wahrscheinlich hatte Karl V. schon damals, als er deutsche Fürsten unter französischen Feldzeichen gegen sich anrücken sah, mit sich abgeschlossen. Doch sollte es nicht in den Büchern der Geschichte heißen, daß unter ihm eine Stadt des Reichs verloren gegangen sei. Noch im Spätherbste brach er aus Schwaben mit einem starken Heere — 66,000 Mann — nach Lothringen auf. Am 20. November stand er vor Metz, und die Belagerung begann mit dem äußersten Nachdruck. Der Kaiser selbst setzte sich jeder Gefahr aus und ertrug, obgleich krank, jede Beschwerde. Allein die Franzosen hatten Zeit gehabt, die Befestigungswerke zu verstärken, die Besatzung war zahlreich, und Herzog Franz von Guise vertheidigte die Stadt sehr tapfer, die zahlreichen Gefechte und Stürme, mehr noch Seuchen, wie sie Mangel und Winterkälte hervorzubringen pflegt, rafften fast die Hälfte des Heeres hinweg. Am 2. Januar 1553 mußte er die Belagerung aufgeben. Nur mit bitterm Schmerz im Gemüthe zog Karl V. ab. In Deutschland sang der Unverstand Spottlieder über die Schmach des eigenen Oberhaupts.

Kurfürst Moriz aber, dieser Verräther seines Kaisers und Deutschlands, konnte sich nicht ruhig halten, ohne seine alten Ränke wieder anzuspinnen. Schon Anfangs September 1552 erneuerte er wiederum seine Verbindungen mit Frankreich. Dem Cajus de Virail, welchen Heinrich II. während des Kriegs um Metz an ihn sendete, wiederholte er die alten Verheißungen: Der König solle den Titel eines Reichsvicars haben, ja bei der nächsten Kaiserwahl zu dem Haupte des Reiches erhoben werden, wenn er es wünsche, wogegen sich Moriz ein bedeutendes Jahrgeld und die Erhaltung seines Gebietes ausbedung. Ja er erbot sich, wenn der König im nächsten Jahre in das Feld rücken würde, ihm 1000 Reiter und 12,000 Mann Fußvolk zuzuführen. Nur der Tod kam der Ausführung dieses fortgesetzten Verraths an Kaiser und Reich zuvor. Moriz ward mit seinem eignen frühern Kriegsgenossen, dem Markgrafen Albrecht, in Krieg verwickelt. Am 9. Juli 1553 trafen ihre Heere zu Sievershausen in der Lüneburger Haide aufeinander. Es war eine blutige, verzweifelte Schlacht. Mitten im Reitergefecht erhielt Moriz

den tödtlichen Schuß, der ihn am zweiten Tag wegraffte. Als der Kaiser die Kunde von dem Tode des Mannes erhielt, der ihm so viel Leid zugefügt, saß er eine Zeit lang schweigend, dann der Zeit gedenkend, wo ihn Moriz seinen Vater nannte, rief er aus: „O Absalon, mein Sohn!

12.

Anfänge des neueren Kriegswesens.

Wie das adelige Minnelied, das in den Palästen und Burgen der Fürsten und Herren erklungen war, in den bürgerlichen Meistergesang, so wandelte sich das abenteuernde Ritterthum in das Kriegshandwerk der Landsknechte um. An die Stelle der Stahlrüstung und des Wappenrocks hoch auf gepanzertem Rosse tritt zu Anfang des 16. Jahrhunderts das luftige Wams, die bäuerische Bewehrung und der ungezwungene, oft etwas linkische Anstand des Landsknechts; wie denn jetzt auch im Schmied, im Schuster, im Weber des Gesanges Kunst sich verherrlichte.

Im Jugendalter des germanischen Reichs war jeder Freie durch den Heerbann zum Kriegszuge verpflichtet, und diente in weiten Fahrten dem Haupte der Nation — dem Könige oder Kaiser — ohne andern Lohn als Beute. Diese ursprüngliche naturgemäße Kriegsverfassung endete allmählig mit der Entwicklung des Lehnwesens, welches, hervorgegangen aus dem uralten Gesindegefolge, die adligen Lehensinhaber zu Roß als Vasallen in den Streit ihrer Herren rief. Diese ersten Vasallen hatten wieder Vasallen, und solche Unterordnung des Lehensverbandes umfaßte zuletzt den ganzen Kern der Nation. Fußvolk gab es fast nicht oder wurde nur gering geachtet; Armbrustschützen kamen erst im 14. Jahrhundert auf. Die Vasallenunterordnung knüpfte jedoch bald ein sehr loses Band zwischen dem Reichsoberhaupte und dem Adel. Für größere Kriege reichte sie nicht mehr aus, aber Kriegslust und Kriegsnoth blieben. Man mußte auf Mittel bedacht sein, das Heerwesen durch und durch umzugestalten.

Da trat an die Stelle des dienstpflichtigen Ritters der Söldling Fürsten und Stände gaben eine bestimmte, ihnen aufgelegte Schatzung an Geld, und die Kaiser fochten mit den Waffen zunächst adliger Söldner, welche ihre Marschälle und Kammerherren führten. Sie unterlagen aber meist in auswärtigen Fehden, während die Streitlust des sich selbst überlassenen, fast aller gesetzlichen Verantwortlichkeit entronnenen Adels sich in Gaufehden, Wegelagerei und Gesellen-

ritten verzehrte. Kaiser Max, voll unermüdlicher Anschläge, mußte, verlassen von dem Adel seiner Erbstaaten, die neue Heerorganisation rasch betreiben, wollte er die Würde des Weltoberhauptes behaupten. Das Heer mußte aus der Nation genommen werden; er schuf die frommen „Landsknechte" vom Lande, im Gegensatze des Gebirges (der Schweiz) nicht Lanzenknechte. Bedeutsam ist, daß in demselben Jahre, als die Wehr des deutschen Reiches dem Adel entrissen und dem Bürger- und Bauernstande überantwortet wurde, die Ritterschaft der vier Nationen, der schwäbischen, fränkischen, bayerischen und rheinischen, das sechsunddreißigste und letzte allgemeine deutsche Turnier feierte, im Jahre 1487 zu Worms. Als ahne die Ritterschaft ihrer Zusammenkunft tragische Bedeutung, wurden die vier Turnierkönige nebst dem Hauptsieger und je einem Edlen aus den Nationen „zum Blatt getragen", d. h. ihre Wappenschilde mit feierlichem Gepränge zur Schau herumgeführt. Das deutsche Ritterthum ging zu Grabe; es konnte sich des neuen Prinzips nicht erwehren.

Wie nun einmal der sinnreiche Kaiser die Form gefunden, unter welcher die Tüchtigkeit der reichstreuen Städter und Landbewohner sich kriegerisch bewähren konnte, und wie die ersten Siegesfrüchte in den Niederlanden und Italien die Brauchbarkeit des neuen Standes erprobt hatten, ist es kein Wunder, daß bei den ewig sich neugebärenden Kriegen, welche die Herzländer Europa's erschütterten, unzählbare Schwärme deutschen Fußvolks über alle Grenzen Deutschlands hinaus sich ergoßen. Es erschien eine Glanzperiode deutschen Waffenruhms, wie sie kaum wiederkehrte; der verständige Adel beugte sich den Forderungen einer neuen Zeit und verlieh dem zusammengetrommelten Volke Ordnung und Zier. Edelleute drängten sich in die Fähnlein der Landsknechte und stritten in ihrem guten Harnisch mit dem Spieß in den ersten Reihen. Indem bald städtische Hauptleute mit den Rittern in Aufrichtung der Fähnlein wetteiferten, und das deutsche Fußvolk immer mehr zu Ehren kam, ward jene Unüberwindlichkeit der Landsknechte vorbereitet. Je mehr die übrigen uneinigen Fürsten Europa's die Nothwendigkeit des Fußvolkes erkannten, aber unter ihren Unterthanen die Kluft zwischen waffenberechtigtem Adel und zahmer Bürger- und Bauernschaft noch befestigt fanden, desto gesuchter waren die deutschen Landsknechte im Auslande, und desto lockender der Lohn. Die Truppen, auf welche Wasiljewitsch traute, wenn er seine Moskowiter gegen die Polen führte, welche Schweden der Union unterwarfen, welche in England wider die Sache der York's auf dersel-

ben Stelle starben, wo sie die Schlacht erwartet hatten, die Vertheidiger und Besieger Neapels, die Ueberwinder von Ungarn, so lange sie wollten, und die es retteten, da sie mit der Beute nach Hause gingen, diese Krieger in aller Welt, welche die Entscheidung gaben, waren sämmtlich Deutsche. Die reichsunmittelbaren Edelleute, welche daheim der gebotene Landfriede im Zaume hielt, führten diese Kriegshaufen außer Deutschland.

Die Verfassung des deutschen Fußvolks war von Ursprung an eine freie, gesetzliche. Kein landesherrliches Zwangsgesetz, keine Conscription und Cantonpflichtigkeit nöthigte die für ihre Person ungebundenen deutschen Bauern und Bürger vom Pfluge oder der Werkstätte zu fürstlichen Fahnen. Sie stellten sich von selbst in den Waffendienst, und wie daheim Zunft und Genossenschaft sie vor Verunglimpfung und Gewalt schützte, so begehrten sie auch im Feldlager des Kaisers Sicherung ihrer persönlichen Rechtsverhältnisse, was man ihnen denn gewähren mußte, man hätte sonst kein Volk unter die Fahnen bekommen. Ein berühmter Kriegsmann adligen oder bürgerlichen Standes erhielt einen Bestallungsbrief als Feldobrister, nebst dem offenen Patente, ein Regiment ober- oder niederländischer Knechte aufzurichten, und zugleich den Artikelbrief (Rechtsbrauch, Verfassung), wie der Fürst sein Volk gehalten wissen wollte. Da die Errichtung eines Regiments dem erkorenen Obristen eine weite Aussicht auf Erwerb bot, so hatten die Fürsten nicht immer gleich nöthig, den Säckel aufzuthun, sondern der Obrist bestritt die Werbung zunächst auf seine Kosten, war er zumal ein durch viele Feldzüge und glückliche Thaten berühmter und bereicherter Mann. Er wählte unter seinen Vertrautesten den Obristlieutenant, und setzte den einzelnen Fähnlein Hauptleute vor. Mittelst dieser lief die Werbung schnell durch Landgemeinden, Flecken und Städte. Ehrliche, rüstige Gesellen wurden überall durch Trommelschlag und Bekanntmachung des fürstlichen Werbepatents zum Kriegsspiel eingeladen; und in kurzer Zeit war gewöhnlich eine Menge junger Helden zusammengelaufen. Man darf nicht glauben, daß müssiges Gesindel und der Hand der Gerechtigkeit entronnene Verbrecher ihr Brod in des Kaisers Regiment gesucht hätten. Der Eintritt war nicht so leicht; nur wer versehen mit Wamms und Schuhen, Blechhaube, Harnisch, gutem Schwerte, einer Hellebarde, außerdem auch noch mit etwas Geld vor dem Hauptmann erschien, ward in die Musterrolle aufgenommen. Nur Bürger und Landleute von einer gewissen Wohlhabenheit konnten somit in den Kriegsdienst treten.

Wenn ein Kriegsgesell seinen Namen in die Musterrolle des Hauptmanns hatte eintragen lassen, auch der Brauch war bekannt worden, erhielt er ein Stück Geld auf den Kauf, um sich bestimmten Tags an dem beschiedenen Sammelplatze einzustellen. Sobald die Haufen zusammengeflossen waren, fand sich kaiserlicher- oder fürstlicherseits ein Musterherr ein; Kriegsräthe und Musterschreiber standen ihm zur Seite. Dann wurde auf freiem Felde eine Pforte von Spießen aufgerichtet, zwei mit dem Schaft in die Erde gesteckt und ein Spieß darüber. Dadurch ließ ein Musterherr die Knechte eines jeden Fähnleins ziehen. In jedem Fähnlein mußten hundert Uebersolde, d. h. adlige und ehrliche verlässige Leute eintreten, welche das „erste Blatt" bildeten; Doppelsold empfing nur, wer ganz vorzüglich geharnischt erschien. Nach der Musterung wurde der Artikelbrief, der von guter Ordnung und Kriegszucht handelte, verlesen. Die Gewalt der Obristen war eine unbeschränkte. Das Regiment gliederte sich in Hauptleute, Fähndriche, Weibel. Mit Hauptmannsrang geschmückt erblicken wir den Hurenweibel. Der altgermanische Gebrauch Weib und Kind auf Kriegszügen mitzuschleppen, fand im Regiment der Landsknechte um so eher Eingang, als dieses Institut zumeist als eine Fortsetzung des bürgerlichen Lebens betrachtet wurde und sich jeder Gesell möglichst große Behaglichkeit zu verschaffen bemüht sein durfte. Es war jedem Regiment ein ungeheurer Troß von Weibern und Kindern angehängt, die man unter dem unhöflichen Namen: Huren und Buben bezeichnete. Diesen Schweif in Ordnung zu halten, war Sache des Hurenweibels.

Die Aufstellung und Fechtart der ungeheuren Landsknechtregimenter, deren Zahl sich mindestens von 4 bis auf 10,000 erstreckte, war natürlich so verschieden, wie Wahlstatt oder sonst Gelegenheit des Kampfes gebot. Mühsamen taktischen Uebungen von Hause aus abhold, fand das deutsche Fußvolk seinen Beruf, im offenen Felde mit gedrängtem Lanzen- und Hellebardenwald auf den Feind loszubrechen oder in geschlossenen Gliedern gegen Schanzen und Festungen stürmend anzulaufen. Für unüberwindlich galten die Landsknechte in ihrer vierten Ordnung, welche in folgender Art gebildet war: Voran ging der „verlorene Haufen", die „Läufer" in altfranzösischer Kriegssprache die enfants perdus genannt; ihre Lage war am gefährlichsten, da man sie oft bei unglücklicher Wendung ihrem Geschick überließ, woher denn die klägliche Bezeichnung bei den Franzosen. Sie wurden durch das Loos gewählt, oder Rotten und Fähnlein theilten nach bestimmter Folge diesen mühsamen Dienst. Dann

drückte „der helle Haufe" nach, im geschlossenen Viereck undurchbrechbar in einandergeschränkt; er bewegte sich im wuchtigen Sturmschritt, je drei Tritte bei fünf merklich abgesetzten Schlägen der hohlen Trommel. Die äußerste dem Feinde zugewandte Linie des herisson (Igel) bildeten drei Glieder der am besten gerüsteten Knechte mit langen Spießen, doch in ungerader Zahl, um Lücken für die eingelegten Wehren ihrer Hintermänner zu lassen; „ein Blatt" mit Schwertern und Hellebarden folgte, in dessen Reihe die ersten drei Fähnlein flatterten; den mittleren Umfang füllten alle langen Spieße, dessen Kern, sämmtlich kurze Wehren, von den zehn Fähnlein vier umschlossen; wiederum starrte darauf ein Wald von Spießen, zunächst ein Glied mit kurzen Wehren mit den hintern drei Fähnlein. In dem letzten Blatt waren die stärksten wohlbewehrtesten Leute mit langen Spießen gestellt, gewöhnlich Doppelsöldner.

So oft es zur offenen Schlacht ging, beobachtete das deutsche Fußvolk unverbrüchlich die Sitte, niederzufallen und ein Gebet zu verrichten, auch wohl ein geistliches Lied anzustimmen. War das Regiment vom fußfälligen Gebet aufgestanden, so warf es nach uralter Kriegssitte den Staub hinter sich oder schüttelte ihn von den Schuhen und Wämmsern als entledige es sich alles Schlechten und weihe sich dem Schlachtengeschick; dann senkten die Knechte den Spieß. Vor der ersten Reihe ritt oder ging der Obrist, neben ihm die Hauptleute des Regiments; ein späteres Jahrhundert fand die Rücksicht billig, daß Befehlshaber gemeiner Sache willen ihre Person hinter den Gliedern schirmten.

Wollen wir uns ein recht lebendiges Bild dieser abenteuerlichen Kriegshaufen entwerfen, so betrachten wir die ergötzlichen, buntgefärbten Holzschnitte, mit welchen Melchior Pfintzing, Kaplan zu St. Sebald in Nürnberg, im Jahre 1517 seinen Theuerdank kunstreich verzieren ließ. Wie wir sie da auf vielen Tafeln erblicken, jeder anders nach seiner Laune oder nach seinen Umständen gekleidet und bewehrt, der eine mit der Pickelhaube, der andere mit geschlossenem Helm, der mit dem Hute, der mit dem Federbaret, im Brustharnisch, im Halskragen, Krebs, Andere mit gefältetem Wamms, bald mit ausgenähten, bald mit bunt und kraus aufgeschlitzten Aermeln; jener im Koller, dann wieder im mannigfaltigsten komischsten Schnitte der Hosen, von der Pracht der vielfach gepauschten Pluderhosen bis zur enganschließenden, an die Ferse sich herabschmiegenden Reiterhose; wiederum ein Jeder gegürtet an Hüfte und Knieen und beschuht, ganz wie es ihm gemach war und schön dünkte; dabei nun die verschiedenartigste Tracht des Bartes und der Haare; endlich Waffen,

wie jeder sie in der Werkstatt aus der Väterzeit aufgehängt fand oder den Feinden abnahm; Federspieße, lange Lanzen, Schäfte mit mannigfach geformter Spitze, Hellebarden, Partisanen, Morgensterne, Fausthämmer, Schlachtschwerter oder kurze breite Landsknechtsdegen, welcher der Bequemlichkeit halber quer um den Leib gegürtet wurde; Andere dann mit unförmlichen Hackenbüchsen, die Pulverflasche an der Hüfte, wie die Schließer ihr Schlüsselbund, oder die alten Schreiber ihr Schreibzeug. Denken wir uns nun zehn- bis fünfzehntausend so grillenhaft aufgeputzter Gesellen, voran ein hoher Kriegsmann zu Roß, vom Kopf bis zum Fuß geharnischt, von seinen Trabanten in noch wunderlicherer Tracht und von seinen Hunden umsprungen, die Fähndriche mit den thurmhohen Fahnen, die Trommler mit ihren Trommeln, groß wie Weinfässer, und hinterher der regellos singend und fluchend einherziehende helle Haufe — da sehen wir den wichtigsten Theil der Heeresmacht, mit welcher Karl V. die Welt im Zaume hielt, den König Franz bei Pavia, die Türken in Ungarn, in Tunis, und was das Schwerste, die deutschen Fürsten und Stände selbst in die Flucht schlug. Der Gesang war in diesen Kriegshaufen zu Hause; viele der ersten Kriegsgesellen waren selbst Dichter. Bei vielen gemüthlichen Seiten, welche das Kriegsleben damaliger Zeit darbot, fehlte es jedoch nicht an Gewinnsucht, Frechheit, Gewaltthat, Meuterei und ausgelassenen Possen, bei Hauptleuten sowohl, als dem gemeinen Volke. Freundes- und Feindesland ward auf den Zügen mit gleicher Wildheit behandelt, so daß besonders Frankreich wenig Segen verspürte, wenn es einen deutschen Edeln in seinen Sold rief. Gier nach erhöhtem Solde brach oft den wichtigsten Unternehmungen die Spitze ab. Daß überhaupt der Kriegsdienst so frühe begann, aus kaufmännischem Gesichtspunkt betrachtet zu werden, mußte unedle Interessen erwecken. Besonnene Berechnung, ob bei einer Unternehmung „auch etwas Ansehnliches hinter sich zu schlagen sei,“ nicht der Entschluß, sich und dem Vaterlande Ehre zu erkämpfen, leitete Obristen, Hauptleute und Knechte. Das Gewonnene zerrann aber bald wieder in alle Welt, besonders in Folge des Hanges zum Glücksspiel, welcher sich ganz natürlich mit der Lust zum waghalsigen Handwerk verband. Demnächst die Trinklust. Wegen der rebellischen Herrschaft ihres Bauches war dann, wie Machiavelli in seiner Schilderung Deutschlands richtig bemerkt, die Belagerung einer Stadt, wenn Schmalhanns die Küche versah, ihres Berufes nicht. Die Befriedigung ihrer Leibesbedürfnisse machte auch Heerlager und Zug höchst schwerfällig und den ungeheuern Troß von Weibern, Sudlern, Krämern und

Marketendern nöthig. Luther schilt in seiner Türkenpredigt die Hauptleute, daß sie freilich gegen die Türken nichts ausrichten könnten, weil „sie immer ihre linden Federbetten unterm Hintern haben müßten.“

Solchen Umweg durch das seinem ersten Entstehen nach so gefährliche und bei seiner Entartung so unzweckmäßige Institut der Söldnergesellschaften unter einem unabhängigen Obrist mußte deutsches, ja europäisches Kriegswesen nehmen, ehe die neueste Zeit zur alten naturgemäßen Art der Landesbewehrung zurückging. Aber bei allen Mängeln und Mißbräuchen waren im sechszehnten Jahrhunderte in der Fremde geworbene Söldner noch immer ein zuverlässigerer Schutz der Staaten, als die hochadelige in blankem Stahl und in hohen Büschen, goldenen Ketten und Sporen prunkende Ritterschaft. Sie wurde ungehorsam, trotzig, wenn man sie vom Tummelplatze ihrer im Leben untergegangenen Romantik in die durchaus veränderte Wirklichkeit führte. Auch wollte sie nicht gerne zu Fuß fechten, wie bei Sempach und Nancy und wollte ihr edles Blut nicht gegen die harten Bauern wagen. Die Feigheit des Adels bezüchtigt der städtische Patricier Willibald Pirkheimer als die Ursache schimpflichen Ausganges, welchen der große Schweizerkrieg Kaiser Maximilians nahm. Wir dürfen uns um so weniger wundern, daß die Anwendung des Schießgewehres den Kriegsmuth des Adels in Verruf brachte, wenn wir schon drei Jahrhunderte früher den Bann der Kirche gegen den Gebrauch einer Waffe gerichtet finden, die, so armselig und kindisch sie gegen die Muskete erscheint, dennoch den Vorzug persönlicher Tapferkeit aufhob und deßhalb als unedel und gottlos unter den christlichen Streitern verboten wurde. Als die Armbrust in Brauch kam, sprach dagegen Papst Innocenz II. auf dem zweiten lateranischen Konzil 1139. Später befreundete sich die Ritterschaft mit der handlichen Waffe, welche außer dem Geschicke noch immer körperliche Kraft erforderte. Die Liebe zum Alten behielt das Kunsterzeugniß einer kindlichen Welt bei, und bediente sich indessen gar häufig desselben in anderer Art, als die ursprüngliche Bestimmung war, wie wir aus Götz von Berlichingen kennen lernen, der es in der Noth höchst gebrauchswidrig dem Gegner an den Kopf warf. Beiläufig gesagt, in England wurde das Feuergewehr am spätesten eingeführt; 1572 sandte die Königin Elisabeth dem König Karl IX. 6000 Mann mit Armbrüsten bewaffnet, und noch im Jahre 1627 schleuderten die Engländer Pfeile auf das Fort Isle de Ré.

Mit der Umänderung ritterlicher Kriegskunst in eine bürgerliche geht das deutsche Ritterthum allmählig unter. Franz von Sickingen sank unter seines Schlosses Trümmer, Götz von Berlichingen schmachtete im Thurme, und verbrachte, von Urfehde bestrickt, seine letzten Lebenstage auf verfallendem Hause; ein Dritter, wie Wilhelm von Grumbach, starb unter des Henkers Beil; hundert Andere, mit dem Markgrafen von Brandenburg oder dem Herzog von Braunschweig auf der Wahlstatt. Der größere Theil des Landadels, zerfallen und gespannt mit dem Friedensgebote, schleppte auf seinen Landsitzen ein kleinmüthiges jämmerliches Leben hin, etwa in Nachbarhändeln um Wildbann, Ackergrenze aufgereizt, mit possenhafter Prätension an Selbsthülfe und Ritterwehr. Die rohe Lust, darein zu schlagen, mußte selbst dem schleppenden Rechtsgange des Reichskammergerichts erliegen. Andere vermietheten sich als Schranzen und Diener an den Hof kleiner und großer Fürsten, und vergaßen im geschmeidigen Herrendienst jedes edlern Selbstgefühls. Viele gingen unbekannt unter als Geiseln ihrer Bauern, als Landjunker in der Pflege ihrer Hufen, höchstens berüchtigt als unermüdliche Waidmänner; nur ein kleiner Theil der Ritterschaft ward für den edlern Dienst des Staates, der Wissenschaft oder der neuen Kriegskunst gerettet. Die Enkel der Väter, die an der Schwelle des neuen Jahrhunderts noch einmal wie eine sterbende Kerze aufflackerten, der Sickingen, Berlichingen, Thüngen, Kronenberg, Flersheim schleppen am Ausgange desselben ein so inhaltloses, kaum durch geniale Wildheit ausgezeichnetes Dasein hin wie wir es am schlesischen Junker Hans Schweinichen zu sattsamer Ergötzlichkeit kennen lernen.

13.

Das Konzil von Trient.

Von dem Konzil zu Trient ist seit dreihundert Jahren die wahre Reformation innerhalb der Kirche selbst ausgegangen. Darin liegt die welthistorische Bedeutung desselben. Daß so viele Lehrbücher der Weltgeschichte über ein solches Begebniß fast mit Stillschweigen hinweggehen, beweist, wie tief und breit das religiöse Vorurtheil noch in unserer Zeit selbst über Gebildete dominirt.

Luther hatte vom Urtheile des Papstes an ein allgemeines Konzil appellirt, ebenso König Heinrich von England. Die gutgesinnten Katholiken in allen Ländern erhoben gleichfalls den Ruf nach einem solchen

Konzilium, worin Kaiser Karl V. sie kräftig unterstützte. Nachdem schon der edle Papst Hadrian VI. die Abschaffung der eingeschlichenen Mißbräuche in der Kirche unternommen hatte, wurden unter seinem Nachfolger Clemens VII. Verhandlungen mit den christlichen Monarchen eingeleitet, um ein allgemeines Konzilium an einem passenden Orte zu verabreden. Doch kam dieses erst unter Paul III. zu Stande in Trient, welche Stadt zum deutschen Reiche gehörte, also unter dem Kaiser stand, und zugleich für die Theilnehmer des Konzils aus Italien, Frankreich und Spanien wohl gelegen war. Dort versammelten sich im Jahre 1545 die päpstlichen Abgeordneten, zahlreiche Bischöfe und Aebte, die Gesandten des Kaisers und anderer katholischen Fürsten. Die Protestanten waren längst durch Luther's Schmähungen wider Rom jedem Konzil, wobei der Papst als Oberhaupt der Kirche sich bethätigte, feindselig, und überdieß wußten sie wohl, daß sie bei einer Versammlung aus allen Ländern der Christenheit weit in der Minderzahl blieben. Daher weigerten sie sich unter nichtigen Vorwänden, das Konzil zu beschicken oder anzuerkennen. Das Konzil ließ sich aber hierdurch nicht irre machen, sondern griff unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten seine doppelte Aufgabe, den wahren Glauben zu schützen und die sittlichen Zustände zu verbessern, mit eben so viel Kraft als Einsicht an.

Zuerst wurde das apostolische Glaubensbekenntniß, wie es in der Kirche von jeher üblich war und auf den beiden allgemeinen Koncilien von Nicäa (J. 325) und Constantinopel (J. 391) genauer bestimmt worden war, von Allen einhellig bekannt.

Hierauf wurde als weitere Grundlage ausgesprochen, woher die göttlich geoffenbarte Wahrheit zu schöpfen sei, nämlich aus der heiligen Schrift und aus der mündlichen Ueberlieferung; die heilige Schrift, deren Bestandtheile einzeln angegeben wurden, dürfe aber nicht jeder nach seinem Sinne auslegen, sondern, um den wahren Sinn derselben zu finden, habe man sich in der Glaubens- und Sittenlehre an die authentische Erklärung der Kirche oder an die einstimmige Auslegung der Kirchenväter zu halten. Dadurch war der Willkür eine nothwendige Schranke gesetzt, ohne welche alle möglichen Irrthümer aus dem todten Buchstaben der heiligen Schrift herausgedeutet würden. Die Erfahrung aller früheren Jahrhunderte und besonders der letzten dreißig Jahre hatte dieses augenfällig dargethan. Christus hatte aber von seinen Bekennern Einheit im wahren Glauben und in der Liebe unbedingt als Kennzeichen, daß sie ihm angehören, gefordert. Dann wurde auf Grund

dieser Glaubensquellen die geoffenbarte Lehre von der Erbsünde, gegen Luther's Uebertreibungen richtig dargestellt. Insbesondere wurde erklärt, daß der freie Wille des Menschen nicht gänzlich durch die Sünde vernichtet, sondern bloß geschwächt wurde, so daß er aus eigner Kraft nicht mehr die Seligkeit erlangen könne; darum sei es falsch, daß alle Werke des Menschen vor der Rechtfertigung nichts als Sünden seien; im Gegentheile könne der Mensch zu seiner Rechtfertigung mit der Gnade Gottes mitwirken.

Dieser bewunderungswürdige Akt der Rechtfertigung des Menschen welche durch die gemeinsame Thätigkeit Gottes und des Menschen zu Stande kommt, so daß die Hauptsache von Gott ausgeht, der Mensch mit der ihm gebliebenen Freiheit aber auch das Seinige beitragen muß, wird hierauf sehr genau dargestellt. Der freie Wille des Menschen empfängt die erste höhere Anregung in der Gnade des erbarmenden Gottes, welche er als freies Wesen annimmt oder abweist; wenn er sie annimmt, entsteht in ihm zuerst durch die Anhörung der verkündeten Heilswahrheit Glaube an dieselbe, daraus weiter Furcht und Hoffnung, Liebe zu Gott und Haß der Sünde, endlich der sehnsüchtige Wunsch, die Taufe zu empfangen und die Gebote Gottes zu halten. So bereitet sich der Mensch mit steter Hülfe der göttlichen Gnade zur eigentlichen Rechtfertigung, in welcher Gott um der Verdienste Jesu Christi willen dem Menschen alle Sünden vollkommen erläßt und sie gänzlich tilgt, ihn zugleich wahrhaft heiligt und an Kindes Statt annimmt*). Bei der ersten Rechtfertigung durch die Taufe werden auch alle durch die frühern Sünden verdienten Strafen (doch mit Ausnahme der blos natürlichen Folgen dieser Sünden) vollständig nachgelassen, so daß gar nichts mehr, was Gott mißfällt, im Menschen vorhanden ist. Es bleibt zwar im gerechtfertigten Menschen die Begierlichkeit des Fleisches, aber nach Gottes Willen nur zum Kampfe und Siege, zur Uebung der Demuth, zur Anspornung des Gebetseifers, zur Vermehrung der Verdienste mit Gottes Gnade. Wenn aber der Mensch nach dieser ersten Rechtfertigung durch die Taufe in schwere Sünde fällt, und von Gott sich abwendet, macht er sich vor Gott doppelt strafbar, weil er nicht wie vor der Taufe aus Unwissenheit sündigt, sondern, nachdem er die Wahrheit und

*) Dabei wurde Calvin's schreckliche Lehre, daß nur die von Gott zur Seligkeit Vorherbestimmten die Gnade der Rechtfertigung wirklich empfingen, die Andern nicht, sammt ihrer Voraussetzung, als wären gewisse Menschen von Gott zum Bösen vorher bestimmt, ausdrücklich verworfen. (S. VI. c. 17.)

den Willen Gottes erkannt, und die Süßigkeit des Friedens mit Gott verkostet hat. Darum ist es recht und billig, daß ein solcher Sünder strenger von Gott behandelt werde. Es wird daher bei der Rechtfertigung durch die Buße wohl die Schuld und die ewige Strafe der Sünde von Gott nachgelassen; aber eine zeitliche Strafe bleibt nach Gottes weiser Güte zur empfindlichen Genugthuung für die so leichtsinnig wieder begangenen Sünden und zur heilsamen Verwahrung vor dem Rückfalle in die Sünde. Diese zeitliche Strafe kann der Mensch durch Eifer in guten Werken, Beten, Fasten, Almosengeben abbüßen, oder sie wird durch den Ablaß für gewisse gute Werke um der Verdienste Christi willen von der Kirchengewalt erlassen, oder die Seele wird erst nach dem Scheiden aus diesem Leben durch das Leiden im Fegfeuer gänzlich davon gereinigt und geläutert. Da aber alle Glieder der Kirche mit Christus und durch ihn auch alle untereinander in lebendiger Gemeinschaft stehen, so reicht das Gebet als Bindemittel der Liebe im Glauben über die Schranken des irdischen Lebens hinaus, und wir können für die leidenden Brüder beten, wie unsere verklärten Brüder bei Gott für uns bitten, und wie die Menschen auf Erden nach dem Worte der Schrift für einander beten sollen.

Da es hiernach keine Rechtfertigung des Menschen ohne innere Heiligung gibt, die Heiligkeit des Menschen aber in seiner Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes besteht, wozu ihn die Gebote Gottes führen, so kann und soll der Gerechtfertigte die Gebote Gottes oder das göttliche Gesetz erfüllen. Die einzelnen Handlungen, in welchen dieses geschieht, sind die guten Werke, und durch diese guten Werke verdient der gerechtfertigte Mensch, nach Gottes gnadenvoller Verheißung, den Lohn der ewigen Seligkeit in immer höherem Maße. Damit war die Grundlage eines kraftvollen sicheren Strebens gerettet. Es handelte sich weiter um die von Christus eingesetzten Heils- und Gnadenmittel, wodurch entweder die Gnade der Rechtfertigung und Heiligung erlangt oder bewahrt und vermehrt wird. Das Konzilium erklärte auf Grund der göttlichen Offenbarung, daß Christus nicht mehr und nicht minder als sieben Sakramente eingesetzt habe, an welche als äußere sichtbare Zeichen er die innere unsichtbare Gnade geknüpft habe. Sodann wurde von jedem Sakramente einzeln gehandelt. Insbesondere wurde vom Altarssakrament erklärt, daß unter den Gestalten des Brodes und Weines und zwar unter jeder einzeln, der Leib und das Blut des Gottmenschen Jesus Christus wirklich, wahrhaft und wesentlich zugegen sei, indem die

Substanz des Leibes und Blutes Jesu Christi verwandelt werde. (Transsubstantiationslehre.) Eben so feierlich wurde erklärt, daß die heilige Messe ein wahres, obgleich unblutiges Opfer sei, welches nicht nur das Opfer Christi am Kreuze nicht beeinträchtige, sondern vielmehr dasselbe den Menschen stets gegenwärtig darstelle und die Früchte desselben ihnen zueigne.

In engster Beziehung zur Lehre von den Sakramenten und insbesondere vom heiligen Meßopfer steht die Lehre von dem Priesterthum, welches nach dem Willen Gottes vom Anbeginn der Kirche durch die Weihe nur an bestimmte Personen übertragen wird. Aber auch unter den Geweihten gibt er nach göttlichem Rechte gewisse Stufen der Gewalt und des Ranges, so daß die Kirche Gottes einem wohlgeordneten Heere gleicht, und jeder nach dem Willen Gottes seinen Platz einnimmt, ohne daß die Staatsgewalt hierin etwas anzuordnen hätte, oder Jemanden eine kirchliche Gewalt übertragen könnte. Zuletzt wurde die Lehre vom Fegfeuer hauptsächlich nach ihrer praktischen Seite eingeschärft, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Reliquien und religiösen Bilder in Schutz genommen, die Lehre vom Ablasse in ihren Hauptpunkten bestimmt, und ein scharfes Mandat gegen die hierbei eingeschlichenen Grundsätze erlassen; endlich die wahre Bedeutung des kirchlichen Fastengebotes hervorgehoben und für die Anfertigung eines Verzeichnisses (Index) schlechter oder gefährlicher Bücher gesorgt, damit jeder Katholik wisse, wovor er sich um seines Seelenheiles willen zu hüten habe. Die Glaubensentscheidungen wurden nach dem Schlusse des Konziliums in eine kurze Glaubensformel (professio fidei Tridentinae) zusammengefaßt, welche seit jener Zeit bis auf diesen Tag als das unterscheidende Kennzeichen der Katholiken von den Protestanten gebraucht wird. Hiermit war die Aufgabe der Kirche als Hüterin der göttlichen Wahrheit vollendet.

Daneben hatte das Konzil eine zweite wichtige Aufgabe: die längst ersehnte Reformation der sittlichen Zustände in der Kirche. Auch diese Aufgabe wurde kräftig in Angriff genommen und glücklich gelöst. Alle Stände der Kirche wurden ernst und dringend an ihre Pflichten ermahnt; eine große Menge von Mißbräuchen abgeschafft; viele alte heilsame Gesetze wurden erneuert; manche nöthig gefundene neue Gesetze erlassen; die Erzbischöfe und Bischöfe erhielten den Auftrag, in Provinzial-Konzilien und Diözesan-Synoden für die Durchführung dieser Anordnungen zu sorgen.

Die Früchte dieser ächten Reformation der Kirche zeigten sich bald in der herrlichsten Weise. Das Konzilium hatte 18 Jahre gedauert (J. 1545 — 1563); zweimal war es durch Krankheit und Krieg unterbrochen worden; zweimal hatte es sich wieder versammelt, und endlich sein großes Geschäft glücklich vollendet. Wenige Jahre nach dem Schlusse des Konzils sah die Kirche wieder einen heiligen Papst — Pius V. — auf dem Stuhle Petri, der mit größtem Eifer die Beschlüsse des Konzils in's Leben einführte. Aehnlichen Eifer für den wahren Glauben, wie für die Verbesserung der Sitten, bewiesen Bischöfe in allen Ländern, unter denen die Namen eines Karl Borromäus, Erzbischofs von Mailand, Franz von Sales in Genf, Stanislaus Hosius in Polen, und etwas später im 17. Jahrhundert des großen Peter Pazman in Ungarn hervorragen, die im Verein mit Männern wie Ignatius, Philipp Neri, Vincenz von Paula die wahre Reformation der Kirche durchgeführt haben.

14.

Johann Calvin.

Johann Calvin, geboren zu Noyon 1509, trat zu einer Zeit als Reformator auf, wo in Deutschland die lutherische Reformation mit der freien Entwickelung und Forschung, die Melanchthon durchzuführen suchte, in immer stärkeren Kampf gerieth, und sich nur noch durch strengen, Geist tödtenden Buchstabenglauben halten konnte; wo in der Schweiz Zwingli bereits gestorben, der Unmuth über ihn und sein Werk sich vieler Gemüther bemächtigt hatte, und in Folge der Auflösung aller Bande an vielen Orten große Sittenlosigkeit eingerissen war, die die weltliche Obrigkeit vergeblich mit Polizeigesetzen bekämpfte. Die lutherische Reformation hatte bis dahin nur die Fürstengewalt vermehrt, das Volk in religiöser Beziehung geknechtet. Zwingli hatte eigentlich nur abgeschafft und zerstört und den kältesten Deismus gefördert, der dem Verstande zu wenig gab und das Herz leer ließ. Die Wiedertäufer waren den Ruhigeren wegen ihrer Ausschweifungen verhaßt. Verstand es in diesem Augenblick ein unternehmender Mann, der sich den neuen Prinzipien zugewendet, diese Lage der Dinge zu benützen, so konnte er sich zum unbeschränkten Gesetzgeber aufwerfen, Lenker der revolutionären Bewegung werden, und ihr eine beliebige Richtung geben. Dieß verstand Calvin, der, wie die meisten Reformatoren, erst in späterer Zeit sich auf das

Studium der Theologie geworfen, und bei dem Mangel an tüchtiger Vorbildung bald auf eine verkehrte Ansicht des Christenthumes kommen mußte, welches ihm ohnehin nur von der theoretischen Seite bekannt war. Er wandte sich nach Genf. Die furchtbare Ausgelassenheit, die daselbst in Folge des Umsichgreifens Zwingli'scher und anderer Lehren eingerissen war, erweckte in ihm den Plan, die Stadt durch die höchste, finsterste Strenge zu größerer Sittenreinheit zurückzuführen. Hiebei kam ihm die von ihm ausgebildete Lehre von der Vorausbestimmung (Prädestination) des Willens, welche eine beinahe sklavische Unterordnung des Willens und die Vernichtung der menschlichen Freiheit zur Folge hatte, trefflich zu statten. Nachdem er zuerst 1538 wegen seiner Strenge verbannt, dann aber wegen der steigenden Ausgelassenheit der sogenannten Libertins 1541 nach Genf zurückgerufen worden war, wurde er zuletzt völliger Gesetzgeber der Stadt, dem Jung und Alt gehorchte. Die katholische Kirche ward ausgerottet und eine völlige Umänderung des Lebens eingeführt. Erst verpflichteten sich die Genfer freiwillig, sich seiner Lehre zu unterwerfen; nachdem dieß geschehen, trat Zwang ein.*) Täglich

*) Ueber das tyrannische Treiben Calvins haben neuerdings die auf den beßten Quellen beruhenden Schriften Galiffe's: Quelques pages d'histoire exacte etc. und Nouvelles pages d'histoire exacte, soit le procés de Pierre Ameaux et ses incidents 1546. Suivi de nouveaux éclaircissements sur l'état des partis politiques et religieux sous Calvin, höchst merkwürdige Aufschlüsse gebracht. Lange genug hatte man den Genfer Reformator zu einem frommen und tugendhaften Glaubenshelden gemacht und in den Nimbus freiheitlicher Entwickelung gehüllt, so daß sein wahres Wesen, der Kern der historischen Erscheinung, seine Persönlichkeit, kaum noch kennbar blieb; erst der Drang nach historischer Wahrheit in unsern Tagen hat der conventionellen Bereicherung des Verkünders der evangelischen Freiheit in Genf ein Ziel gesetzt und eine scharfe Kritik übt ein Gericht über denselben, aus dem er nicht als ein Gerechter hervorgehen kann. Wir sehen nunmehr den auf Thatsachen beruhenden Beweis erbracht, daß der Mann Gottes nicht nur mit großen Mängeln und Schwächen behaftet war, sondern daß er tief in Sünden und Lastern steckte. Geistiger Hochmuth, Herrschsucht, Unversöhnlichkeit, Rachsucht, Herzlosigkeit und Grausamkeit traten als markirte Züge seines Charakters hervor. In den besagten Werken finden sich über die religiösen, politischen, socialen und Rechtszustände der Zeit eine Masse von Nachrichten, welche man anderwärts, als in den bisher unveröffentlichten Materialien vergebens suchen würde. Hier lernt man das Räderwerk dieser auf Angeberei, selbst unter Verwandten und Freunden begründeten geheimen Polizei kennen, mittels deren Calvin nicht allein von den Thaten, Handlungen und Worten, sondern selbst den Gedanken und Meinungen aller Einwohner von Genf, selbst der momentan abwesenden, unterrichtet war. Angebereien zwischen Brüdern, Gatten, Freunden, Amtsgenossen waren an der Tagesordnung.

mußte jeder drei Predigten hören; um 4 Uhr Morgens weckten die Glocken die Einwohner, um 9 Uhr ging man zu Bette. Kein Tanz, kein Vergnügen war erlaubt; die Zahl der Speisen, die Geschenke des Bräutigams an seine Braut, Putz und Haarschmuck der Frauen waren vorgeschrieben; Kerker, Pranger, Staubbesen, Tod wurden die gewöhnlichen Zucht- und Bildungsmittel; zweiundachtzig Frauenzimmer wurden unerlaubten Haarschmucks wegen eingesperrt, Jaques Gruet, übrigens der scheußlichste Lästerer, den die Geschichte kennt, gehängt 1548; der Arzt Michael Servet nach dem Gutachten sämmtlicher protestantischer Theologen, auch Melanchthon's, verbrannt 1553; dreizehn Jahre später Valentin Gentilis zum Tode verurtheilt, weil er Calvin in der Lehre über die Trinität eines Irrthums geziehen. Die Hinrichtungen geschahen übrigens auf dem ehemaligen Hochaltare der Kathedrale, den der Generalkapitän Perrin seinem Zwecke, Opferheerd eines unblutigen Opfers zu sein, entriß, und zu diesem Zwecke bestimmte. Eben so wenig als Männer einer entgegengesetzten protestantischen Richtung wurde der milde und tugendreiche Franz von Sales, Bischof von Genf, in der Stadt geduldet; man fürchtete gleich sehr große Tugenden und große Laster. Die Bedeutung von Genf zu erhöhen, kam hinzu, daß die Stadt, seitdem König Franz I. die Neuerer verfolgte, der Sammelplatz religiöser und politischer Flüchtlinge wurde; hier bildete sich erst eine französische, dann auch eine englische, spanische, italienische Gemeinde, deren Mitglieder vor Begierde brannten, ein neues Genf in ihrem Vaterlande einzurichten.

Außer den Hunderten, die auf Grund politischer oder religiöser Anklagen hingerichtet wurden, erfolgten viele Hinrichtungen wegen Zauberei und Verbreitung der Pest. Die Geständnisse wurden natürlich durch die Folter erpreßt und die von Calvin nach Genf gezogenen Rechtsverständige hatten sogar neue, bis dahin im Genfer Criminalwesen noch unbekannte Marterqualen importirt. Die zum Tode Verurtheilten wurden auf einer Schleife durch die Stadt gezogen, indem die Gravirtesten auf diesem Wege noch mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Auf dem Molard, einem mitten in der Stadt gelegenen Platze, wurde ihnen die rechte Hand abgehauen; dann ging der Zug nach dem Plainpalais, einer kleinen westlich von Genf gelegenen Ebene, wo die lebendige Verbrennung der Unglücklichen stattfand. Im März 1545 mußte, laut den Acten, der im Amt befindliche Scharfrichter seine eigene, der Pestverbreitung angeklagte Mutter lebendig verbrennen, nachdem er ihr vorher die rechte Hand abgehauen! — Kurz die mit der Einführung der Reformation in Genf verknüpften Greuelscenen stehen auf gleicher Stufe mit den blutigsten Katastrophen, die religiöser Fanatismus und politische Parteiwuth auf engem Raume jemals herbeigeführt haben.

Mehr als man gewöhnlich annimmt, hat zu der dreifachen Verschiedenheit der Reformation die Verschiedenheit der Charaktere Luther's, Zwingli's und Calvin's beigetragen; Luther, aufbrausend und jähzornig, ungeschlacht, aber von starkem, obgleich einseitigem Glauben, und gegen das Ende seiner Tage den Strom wieder zu bändigen geneigt, den er zum Ueberfluthen veranlaßt, hinterließ seinen Anhängern gleiche Intoleranz wie Starrsinn, und ein System von Glaubenslehren, welches seinen willkürlichen Ursprung durch den angenommenen Namen des Wortes Gottes am wenigsten vor denen verbarg, welche gleichen Beruf wie er für sich in Anspruch nahmen. Zwingli, wohl der charakterloseste der drei sogenannten Reformatoren, wandte sich noch mehr als Luther von der positiven Religion hinweg, setzte an die Stelle der Kirche die Polizeianstalt des Staates, und überließ es Jedem, mit einer gewissen bürgerlichen Moral, die sich selbst nie vergaß, auszukommen. Calvin, unerträglich, grollend, herrschend und schneidend im Urtheil wie in Handlungen, ohne Schonung und immer zum Aeußersten geneigt, drückte seiner Sekte einen Stempel eigener Art auf, den sie nie und nirgends verlor, eine hochmüthige Unduldsamkeit, die unter dem Scheine der Religionsfreiheit ausschließliche Herrschaft verlangte, und konsequent und eifrig durchzusetzen suchte.

An Originalität und Genialität weit unter Luther übertraf diesen Calvin ebenso sehr an logischer Konsequenz, an Korrektheit des Styls und an Tiefe des Studiums. Luther wirkte durch den Reiz der Neuheit, welcher einen gewissen Enthusiasmus zu verbreiten vermochte. Calvin, in anderer Stellung, zum Theil nüchternen Verstandesmenschen, zum Theil ausschweifenden Leuten gegenüber, wirkte durch eine gewisse Ascetik des Denkens und des Lebens. Erbe der von Luther ausgegangenen Bewegung, beantwortete er die von Luther nicht gelöste Frage über die Freiheit des Willens durch seine Prädestinationslehre, die wenigstens strenge Folgerichtigkeit für sich hatte, und beschränkte so glücklicher als jener durch ein mehr abgerundetes System den Geist der Widersetzlichkeit gegen seine Autorität. Dadurch vermochte er auch seiner Lehre ein Ansehen zu geben, daß sie fast in jedem Konflikte mit dem Lutherthume den Sieg davon trug, da das bloß Verstandesmäßige über das Willkürliche zuletzt nothwendig siegen mußte. Auch sprach der Calvinismus durch sein strenges Festhalten an einer sichtbaren Einheit in religiöser Beziehung gegenüber dem Wechsel theologischer Ansichten bei den lutherischen Sekten Deutschlands verständige Gemüther ungleich mehr

an. Auch seine strenge Moral diente für Viele zum Blendwerke. Als noch dazu Beza, Calvin's Freund und Nachfolger, in der „Hauptleitung der Religion" Vieles milderte, was Calvin zu strenge ausgesprochen hatte, vermochte er zu vollenden, was dieser begonnen hatte.

Uebrigens hat keine Sekte, die sich von der allgemeinen Kirche losgerissen, so viel Unglück angerichtet, so viele Länder bleibenden Erschütterungen Preis gegeben, als die der Calvinisten. Keine hat wie diese das Prädikat der Religion sich so allein und so ausschließend angemaßt, keine unter dem Vorwande der Toleranz die Verfolgung der Katholiken als Götzendiener so zum Systeme gemacht und mit so ausgesuchtem Hohne betrieben. Schon die Lutheraner verweigerten den Katholiken die Gemeinschaft des Lebens und ehelicher Verbindung. Seit in den Katechismen der Calvinisten die Messe als Abgötterei bezeichnet worden, war auch die Möglichkeit einer Verständigung oder Aussöhnung mit der apostolischen Kirche benommen, und befanden sich die Calvinisten in den Zustand versetzt, in welchem dem auserwählten Volke Gottes gegenüber die Ammoniter und Philister sich befunden hatten. Sie galten als ebenso verstockt, wie von Gott verworfen, die Calvinisten aber, als zur Seligkeit vorausbestimmt, auf die selbst gute Werke keinen Einfluß üben. Von allen Konfessionen hat daher unter stetem Dringen auf Gewissensfreiheit keine weniger wahre Freiheit verpönt und den Ihrigen selbst das Leben so düster und schwer gemacht, als die Calvin's.

Die Institutiones christianae, Calvin's Hauptwerk, enthalten auch die Grundsätze seines christlichen Staatenbundes, den er selbst in Genf, seine Anhänger in den verschiedenen Staaten: Frankreich, England, Schottland, Holland, Deutschland aufzuführen suchten. Calvin ging hiebei von dem Grundsatze aus, daß der Staat nur auf einem Vertrage beruhe, der zwischen den Magistraten und dem Volke zur Erhaltung der Volksfreiheiten geschlossen worden, und aufhört, wenn er von der einen oder andern Seite gebrochen würde. Er lehrte zwar Gehorsam auch gegen ungerechte Könige, so lange derselbe möglich sei, allein dieser auf so schwache Füße gestellte Satz mußte durch einen andern Calvin's vollends alles Gewicht verlieren: „Daß nämlich Gott offen einige seiner Diener berufe, die er mit seinem Ansehen ausrüste, um die Verbrechen einer tyrannischen Herrschaft zu bestrafen, und ein unrechtmäßiger Weise gedrücktes Volk aus seinem Elende herauszureißen." Mit diesem Satze war jede Revolution gerechtfertigt, sobald es Jemand gelang, sich, wie Calvin solche Personen nennt, als „von Gott durch einen legitimen Beruf

ernannt" darzustellen; solche Personen verletzen ja, indem sie die Waffen gegen die Könige ergreifen, die Majestät nicht, die durch göttliches Gebot auf die Stirne dieser Monarchen gedrückt ist; vom Himmel autorisirt, weisen sie eine niedere Macht durch eine höhere zurück. — „Der Herr vollführt sein Werk, indem er die blutbefleckten Scepter übermüthiger Könige zerbricht und die unerträglichen Herrschaften umstößt. Die Könige sollen es hören und erschrecken." Es war die Rechtfertigung des Aufruhres. Diese Grundsätze vermochte Calvin bereits in's Werk zu setzen. In die Verschwörung von Amboise verflochten, die er, als sie mißlungen, tadelte, haßte er die französischen Könige als Tyrannen, und duldete die hochverrätherischen Umtriebe der Seinigen, die Frankreich unaufhörlich in Erschütterung erhielten. Sein Gebot, „den Königen nicht zu gehorchen, wenn sie etwas gegen Gott befehlen," hieß von seinem Standpunkte nichts Anderes, als sich gegen jedes Gebot auflehnen, das nicht im Sinne seiner Lehre war. Wie Luther's Schüler den Satz ihres Meisters: der Glaube allein mache selig, bis zur Schädlichkeit der guten Werke ausdehnten, war von Calvin's Lehren bis zur Uebung des Mordes der Gegner derselben nur ein Schritt. Die Jünger des Heilandes gaben, wie ihr göttlicher Meister, in Demuth und Geduld ihr Leben für ihre Heerde hin. Die Schüler Luther's erfüllten Deutschland mit maßlosem Schelten und Toben, mit Schimpfen und Streit, erzeugten die Spaltung des Reiches und, so viel sie konnten, die Vernichtung eines Cultus, dem Europa seine Cultur, sein Uebergewicht über die andern Erdtheile, Deutschland seine Bedeutung verdankte, und dessen seligmachende Kraft und apostolische Abstammung sie selbst nicht zu läugnen vermochten. Münzer's Genossen vernichteten alle weltliche und geistliche Ordnung, um alle Stände gleich zu machen. Zwingli's Sekte trug nach dem Vorbilde ihres Meisters, während die andern auf halbem Wege stehen blieben, besonders zu der successiven Abstreifung alles Christlichen bei was noch im Protestantismus geblieben war, und erzeugte jenen Indifferentismus, welchem zuletzt weder der Calvinismus noch das Lutherthum Widerstand leisten konnten. Aus dem Schooße Calvin's aber ging die Lehre von der Volkssouveränetät, durch seinen Schüler Junius Brutus die des Tyrannenmordes, die Revolution mit allen ihren Schrecken, endlich eine Reihe von Verschwörern und Königsmördern hervor, wie Castelnau und La Renaude, die Verschwörer von Amboise, wo der König von Frankreich mit den Großen seines Reiches hätte ermordet werden sollen, wenn er nicht das thue, was die Hugenotten

wollten, wie Poltrott, der Mörder des Herzogs von Buckingham, wie Knox, der den Fanatismus bis zum Wahnsinn steigerte, Schottland in Aufruhr brachte, Thron und Altar daselbst stürzte, und auf dessen Seele nicht weniger, als auf der Elisabeth's die Blutschuld von Maria Stuart's Tod haftet; wie Cromwell und die übrigen Mörder Karl's des Ersten, wie die Urheber des dreißigjährigen Krieges in Deutschland, wie jene unnatürliche Maria, die Gemahlin Wilhelm's III. von England, die, nachdem sie mit Bewilligung ihrer Prediger Vater und Bruder kaltblütig vom Throne gestoßen, gleich Calvin ohne Reue über ihr Vergehen, die Welt verließ, fest überzeugt, daß keine Unthat sie der Gnade Gottes verlustig machen könnte.

15.

Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu.

Während Luther auf die Wartburg flüchtete und das Buch gegen die Ordensgelübde schrieb, weihte sich Ignatius in der Kirche von Montserrat Gott, und verzeichnete in der Höhle von Manresa die geistlichen Uebungen. Während Calvin in Paris seine Anhänger sammelte, gewann Ignatius in derselben Hauptstadt seine Streiter, und während Heinrich der Achte in England sich auf den Stuhl des Papstes setzte, baute der heilige Ignatius die Gesellschaft Jesu. Sie ist aus dem Sturm erwachsen, um dem Sturm zu trotzen, der treue, große Ausdruck des tiefen Geistes ihres Stifters.

Ignatius wurde im Jahre 1491 auf dem Schloß Loyola in Guipuzcoa aus hohem Geschlecht geboren. Als Page am üppigen Hof Ferdinand's V. erzogen, verfiel er selbst dem Weltleben, zog mit in den Krieg, vertheidigte tapfer die Stadt Pampelona, und ward als ritterlicher Streiter gefährlich verwundet.

An dieser Wunde lag er lange darnieder auf seinem väterlichen Schlosse, und um die lange Zeit und den Unmuth zu kürzen, las er in Ermangelung von Romanen das Leben der Heiligen. Da trat ihm, im Vergleich mit solchem Gottesleben, seine Verirrung so ungemessen vor die reuige Seele, daß er sich entschloß, den weltlichen Kriegsdienst fahren zu lassen, und ein Ritter Jesu Christi und der heiligen Jungfrau zu werden.

Genesen legte er einem Benediktiner in Montserrat unter Thränen der Zerknirschung eine Generalbeichte und dem Herrn das Gelübde der

Keuschheit ab, und nachdem er am Feste Mariä Verkündigung 1522 seinen Degen am Pfeiler des Altars aufgehängt, zog er als armer Pilger nach Manresa, wo er in dem Hospital für Pilgrime und Kranke die schwerste Abtödtung und Buße übte; in Demuth bettelte er sein Brod von Thüre zu Thüre, und flüchtend vor der Verehrung der Einwohner zog er sich in eine düstere Höhle vor der Stadt zurück. Hier schrieb er seine geistlichen Uebungen, welche als ein vom Geist Gottes durchwehtes Buch Papst Paul III. bestätigte, worauf sie 1548 zu Rom erschienen. Ueberall mahnte Ignatius zur Buße und Besserung. Zur Bekehrung der Muhamedaner ging er nach Asien; abgemahnt von diesem zu umfassenden Unternehmen, kehrte er zur Bekehrung der Seelen nach Europa zurück.

Solches Werk forderte entwickelte Studien; er setzte sich, ein Dreißiger, zu Barcelona unter die Knaben auf die Schulbank, und setzte die Studien zu Alcala und Salamanca fort, von welchen ihn aber sein Feuereifer zur Bekehrung der Seelen in Predigten und Armensorge stets wieder abrief. Im Jahre 1528 kam er nach Paris zur Fortführung seiner Studien, wo er bald mehrere Studirende zu sonntäglichen Gebets- und andern frommen Uebungen versammelte. Hier schloß er während seiner theologischen Studien mit Peter le Fevre aus Savoyen, Franz Xavier aus Navarra und Jakob Lainez aus Castilien und noch sechs andern Jünglingen enge Bekanntschaft: sie waren ihm die Anfänge seiner großen Gesellschaft, die schon in ihren Umrissen vor seinem Geiste lag; allein, weil sie ihre theologischen Studien noch nicht vollendet hatten, so setzte er ihnen dafür eine Frist vom Monat Juli des Jahres 1534 bis 25. Januar 1537.

Am Feste Mariä Himmelfahrt 1534 weihten sie sich in der unterirdischen Kapelle des Montmartre dem großen Werk: sie gelobten nach dem Empfang der heiligen Kommunion zur vorgeschriebenen Zeit nach Palästina zu reisen, und falls sie keinen Eingang fänden, wollten sie sich dem Papst zu Füßen legen. Während der Studienzeit band der heilige Ignatius durch stete Uebungen sie immer mehr im heiligen Eifer. Aber seine Abtödtungen hatten seine Gesundheit tief erschüttert: er mußte zur Genesung die Luft der Heimath wieder athmen, wo er im Hospital der Stadt Azpeitia noch strenger büßte, und den Kindern die christliche Lehre gab. Wiederhergestellt, eilte er 1536 nach Venedig, wo sich im Anfang des folgenden Jahres seine Gefährten mit ihm vereinigten. Hier lebten sie den Werken der Demuth und Nächstenliebe, lehrten die Unwissenden

in den Hospitälern, pflegten die Kranken, standen den Sterbenden bei und bestatteten die Todten. Ignatius sandte nun seine Gefährten nach Rom, wo sie Paul III. freundlich aufnahm und ihnen, die noch nicht Priester waren, gestattete, von welchem Bischof sie wollten, die Weihe zu empfangen. Sie wurden alle in Venedig geweiht, und nur von den milden Gaben der Gläubigen lebend, verkündeten sie dem Volke die Nothwendigkeit der Buße.

Wegen des Krieges zwischen Kaiser und Türken konnten sie nicht die Fahrt nach Palästina unternehmen. Daher gingen Ignatius, Le Fevre und Lainez nach Rom, warfen sich dem Papst zu Füßen, und erboten sich zu allen guten Werken, für welche er sie bestimmen wollte. Der heilige Vater gebot Le Fevre und Lainez in dem Colleg della Sapienza Vorträge zu halten: jener lehrte die scholastische Theologie, dieser Exegese. Ignatius aber ergriff die Verbesserung der Sitten durch christliche Unterweisungen und geistliche Uebungen.

Im Jahre 1538 berief Ignatius alle seine durch Italien zerstreuten Gefährten nach Rom. Hier legte er ihnen den langher angelegten Entwurf eines neuen Ordens vor, welchem sie alle beitraten, und in welchem sie neben den drei gewöhnlichen Ordensgelübden noch das vierte ablegten, überall hinzugehen, wohin sie der heilige Vater zum Heil der Seelen entsenden würde. Paul III. bestätigte durch eine Bulle vom 27. September 1540 den Orden, der sich als Bund, um die Irrlehren und Laster unter der Fahne Jesu Christi zu bekämpfen, Gesellschaft Jesu nannte, deren Mitgliederzahl im Anfang auf sechszig beschränkt wurde, welche ihrem lebenslänglichen General wie Gott zu gehorchen gelobten. Im Jahre 1541 wählte der heilige Ignatius, welcher durch die erwähnte Bulle als erster General des Ordens bestätigt worden, Rom zu seinem Sitz, von wo aus Missionäre der jungen Genossenschaft in alle Lande der Erde eilten, theils um die Lücken zu ersetzen, welche durch den Abfall der Protestanten entstanden waren, theils um den Protestantismns selbst zu bekämpfen.

Noch anderthalb Jahrzehnte leitete Ignatius die Gesellschaft in Weisheit und Liebe, weniger gebietend als bittend, und was er that, es geschah: „Alles zur größern Ehre Gottes.“ Er starb am 31. Juli 1556 im fünfundsechszigsten Jahre seines vielgeprüften Lebens.

Die Grundzüge der Ordensverfassung sind folgende: Wer immer in die Gesellschaft Jesu aufgenommen werden will, legt das Gelübde der Keutschheit ab, und verpflichtet sich zum Dienste Gottes und seines

Stellvertreters auf Erden, vorzüglich um das Wachsthum der Seelen im christlichen Glauben und Leben zu fördern; er muß daher auf die Verbreitung der Religion durch Predigten, durch geistliche Uebungen, Werke der Liebe, Unterricht der Knaben und Ungelehrten im Christenthum, auch Beichthören, und also auf geistlichen Trost bedacht sein. Den Platz, welchen jedes Mitglied der Gesellschaft einnehmen soll, hat der Vorgesetzte (Praepositus sive Praelatus) zu bestimmen; er hat auch die Macht, ihr gewisse Regeln vorzuschreiben, wobei, wie in allen wichtigen Angelegenheiten, die meisten Stimmen der Mitglieder entscheiden; in geringeren Dingen aber sollten nur die an dem Orte seines Aufenthalts gegenwärtigen zu Rathe gezogen werden. Das Recht zu befehlen bleibt ihm allein. Insbesondere aber verpflichteten sich die Mitglieder durch ein specielles Gelübde zum treuen Gehorsam gegen den Papst, weil dieß zur größern Demuth der Gesellschaft, zur vollkommenen Abtödtung eines Jeden, und zur Verläugnung ihres Willens nützlich sei. Er mag sie also zu den Türken und andern Ungläubigen, selbst bis nach Indien, zu den Ketzern und Schismatikern, oder zu den Gläubigen schicken, so soll ein jeder dazu bereit sein, und daher, ehe er in die Gesellschaft tritt, lange überlegen, ob ihm wohl der heilige Geist hinreichende Gnade zu einem so wichtigen Berufe ertheilen dürfte. Keiner soll über gewisse Provinzen und Missionen zu seinem Antheil mit dem Papste unterhandeln, sondern alles Gott, dem Papste und seinem Oberhaupte überlassen. Auch soll kein gelehrtes Mitglied die Unterweisung der Kinder und des rohen Haufens, als etwas seiner Unwürdiges ablehnen; sondern diese Beschäftigung vielmehr als die fruchtbarste, erbaulichste und zur Uebung der Liebe und Demuth dienlichste ansehen. Jedes Mitglied soll dem Oberhaupte in Allem, was zum Institute der Gesellschaft gehört, gehorchen, und in demselben Christum gleichsam als gegenwärtig erkennen und verehren. Alle Mitglieder sollen eine beständige Armuth angeloben und erklären, daß sie weder einzeln noch gemeinschaftlich zur Unterhaltung des Ordens liegende Gründe und Einkünfte erwerben, sondern mit dem zufrieden sein sollen, was ihnen von Anderen zu ihrer Nothdurft geschenkt wird. Doch sollten sie auf Universitäten Collegia mit dazu gehörigen Einkünften jeder Art, die zum Unterhalt der Studirenden angewandt würden, besitzen können, über welche ihr Oberhaupt und der ganze Orden die Aufsicht, Leitung und Prüfung der angehenden Gelehrten führen soll. Jeder Aufzunehmende soll erst nach langer und sorgfältiger Prüfung zugelassen werden.

Alle diese Bestimmungen genehmigte der Papst, sagte der Gesellschaft seinen besonderen Schutz zu, und erlaubte ihr noch besonders, für sich Gesetze zu entwerfen, welche ihr und Andern nützlich wären.

Sehr weise war es auch, daß Ignatius in seiner Constitution nur die allgemeinen Grundzüge entwarf, und ihre Ausbildung künftigen Zeiten überließ. So wurde jeder Verknöcherung vorgebeugt. Anfangs theilten sich die Mitglieder nur in Novizen und Professen, später traten noch die Coadjutoren hinzu. In den später entworfenen Regeln war trefflich für die Erhaltung der Sittenreinheit gesorgt.

16.

Die ersten Jesuitenschulen in Deutschland.

Auf dem Reichstag zu Augsburg i. J. 1550 hatte Ferdinand I. seinen Beichtvater, den Bischof Urban von Laibach, bei sich. Es war dieß einer von den wenigen Prälaten, die sich in ihrem Glauben nicht hatten erschüttern lassen. Oft bestieg er zu Hause die Kanzel, um das Volk in der Landessprache zu ermahnen, bei dem Glauben seiner Väter auszuharren, um von dem Einigen Schafstall und dem Einigen Hirten zu predigen. Damals nun befand sich auch der Jesuit Le Jay in Augsburg und erregte durch einige Bekehrungen Aufsehen. Bischof Urban lernte ihn kennen, und hörte zuerst durch ihn von den Collegien, welche die Jesuiten an mehreren Universitäten gestiftet. Da in Deutschland die katholische Theologie in großem Verfall war, so gab er seinem Herrn den Rath, in Wien ein ähnliches Collegium einzurichten. Lebhaft ging Ferdinand darauf ein; in dem Schreiben, das er hierüber an den heiligen Ignatius richtete, spricht er die Ueberzeugung aus, das einzige Mittel, die Kirchenlehre in Deutschland aufrecht zu erhalten, bestehe darin, daß man dem jüngeren Geschlechte gelehrte und fromme Katholiken zu Lehrern gebe. Leicht waren die Verabredungen getroffen. Im Jahre 1551 langten dreizehn Jesuiten an, unter ihnen Le Jay selbst, denen Ferdinand zuvörderst Behausung, Capelle und Pension anwies, bis er sie kurz darauf mit der Universität vereinigte und ihnen sogar die Visitation derselben übertrug.

Bald darnach kamen sie in Köln empor. Schon befanden sie sich seit ein paar Jahren hier, aber ohne Glück zu machen: man hatte sie sogar genöthigt, getrennt zu leben. Erst im Jahre 1556 verschaffte ihnen jene unter einen protestantischen Regens gerathene Bursa Gelegenheit,

eine festere Stellung zu erwerben. Denn da einem Theile der Bürgerschaft Alles daran gelegen war, die Universität katholisch zu erhalten, so fanden endlich die Gönner der Jesuiten mit ihrem Rathe, die Anstalt diesem Orden zu überliefern, Gehör. Es waren der Prior der Carthäuser, der Provinzial der Carmeliter, und besonders Doctor Johann Gropper, der wohl zuweilen ein Gastmahl veranstaltete, zu dem er die einflußreichsten Bürger einlud, um bei einem Glase Wein auf gute, alte, deutsche Weise das, was ihm am meisten am Herzen lag, auf die Bahn zu bringen. Zum Glück für die Jesuiten fand sich unter den Mitgliedern des Ordens ein geborner Kölner, Johann Rhetius, aus patrizischer Familie, dem die Bursa namentlich anvertraut werden konnte. Aber nicht ohne strenge Beschränkungen geschah dieß: es ward den Jesuiten ausdrücklich verboten, in der Bursa ein klösterliches Leben einzuführen, wie es in ihren Collegien üblich war.

Eben damals faßten sie auch in Ingolstadt festen Fuß. Die früheren Versuche waren an dem Widerstande vornehmlich der jüngeren Mitglieder der Universität gescheitert, die sich in dem Privatunterricht, den sie ertheilten, durch keine privilegirte Schule beschränken lassen wollten. In dem Jahre 1556 aber, als sich der Herzog zu starken Concessionen zu Gunsten der Protestanten hatte verstehen müssen, schien es den katholisch gesinnten Räthen dringend nothwendig, für die Aufrechthaltung des alten Glaubens etwas Nachhaltiges zu thun. Es waren besonders der Kanzler Wiguleus Hund, ein Mann, der mit eben so viel Eifer in der Erhaltung wie in der Erforschung der alten kirchlichen Zustände zu Werke ging, und der Geheimschreiber des Herzogs, Heinrich Schwiegger. Durch sie wurden die Jesuiten zurückberufen.

Von diesen drei Metropolen nun breiteten sich die Jesuiten nach allen Seiten hin aus.

Von Wien zunächst über die österreichischen Länder. Ferdinand I. brachte sie bereits im Jahre 1556 nach Prag, und gründete ihnen daselbst ein Pädagogium, vorzüglich für die adlige Jugend. Er schickte selbst seine Pagen dahin, und wenigstens bei dem katholisch gesinnten Theile des böhmischen Adels fand der Orden Wohlwollen und Unterstützung. Einer der bedeutendsten Männer in Ungarn war damals Nikolaus Olahus, Erzbischof von Gran. Sein Vater hatte ihn in dem Schrecken über die Ermordung eines Woiwoden aus seinem Hause der Kirche gewidmet, und auf das Glücklichste war er bei dieser Bestimmung gediehen. Schon unter den letzten einheimischen Königen bekleidete er

die wichtige Stelle eines Geheimschreibers; seitdem war er im Dienste der österreichischen Partei noch höher gestiegen. Bei dem allgemeinen Verfall des Katholizismus in Ungarn sah er die einzige Hoffnung, ihn zu behaupten, in dem gemeinen Volke, das noch nicht völlig abgefallen war. Nur fehlte es auch hier an katholisch gesinnten Lehrern. Um diese zu bilden, stiftete er im Jahre 1561 ein Collegium der Jesuiten in Tyrnau; er gab ihnen eine Pension aus seinen Einkünften, Kaiser Ferdinand schenkte eine Abtei dazu. Als die Jesuiten ankamen, war eben eine Versammlung des Klerus der Diözese veranstaltet: ihre erste Thätigkeit bestand in dem Versuch, diese ungarischen Priester und Pfarrer von den heterodoxen Lehren zurückzubringen, zu denen sie sich hinneigten. Und schon rief man sie auch nach Mähren. Prussinovski, Bischof von Olmütz, der den Orden während seiner Studien in Italien kennen gelernt, lud sie zu sich ein; ein Spanier, Hurtado Perez, war der erste Rector in Olmütz; sie lernten die Landessprache, fanden sich in die übliche Lebensweise und hatten Erfolg.

Von Köln verbreitete sich die Gesellschaft über das gesammte Rheinland. Auch in Trier hatte der Protestantismus Anhänger gefunden und Gährungen verursacht. Der Erzbischof Johann von Stein beschloß gegen die Widerspendigsten nur geringe Strafen zu verhängen, und den Bewegungen hauptsächlich ein doctrinelles Gegengewicht zu geben; er beschied die beiden Oberhäupter der Kölner Jesuitenschule zu sich nach Coblenz, und stellte ihnen vor, daß er einige Mitglieder ihres Ordens zu haben wünsche, um, wie er sich ausdrückte, „die Herde, die ihm anvertraut worden, mehr durch Ermahnung und freundliche Unterweisungen als durch Waffen und Drohungen in Pflicht zu halten.“ Er wandte sich auch nach Rom, und gar bald war man einverstanden. Von Rom wurden sechs Jesuiten herübergeschickt, die übrigen kamen von Köln. Am 3. Februar 1561 eröffneten sie ihr Collegium in Trier mit großer Feierlichkeit; für die nächsten Fasten übernahmen sie die Predigten.

Da glaubten auch die beiden geheimen Räthe des Kurfürsten Daniel von Mainz, Peter Echter und Simon Bagen, zu erkennen, daß in der Aufnahme der Jesuiten das einzige Mittel liege, der verfallenden Mainzer Universität wieder aufzuhelfen. Dem Widerspruch, den ihnen Domherren und Landsassen entgegensetzten, zum Trotz, stifteten sie dem Orden ein Collegium in Mainz und eine Vorbereitungsschule in Aschaffenburg.

Immer höher gelangte die Gesellschaft den Rhein hinauf. Vorzüglich wünschenswerth schien ihr ein Sitz in Speier. Allmählig dran-

gen sie ein. Darauf versuchten sie ihr Glück auch längs des Maines. Obwohl Frankfurt ganz protestantisch war, hofften sie doch während der Messen daselbst etwas auszurichten. Es konnte dieß nicht ohne Gefahr geschehen; um sich nicht finden zu lassen, mußten sie alle Nacht die Herbergen wechseln. Desto sicherer und willkommener waren sie in Würzburg. Es ist doch, als hätte die Ermahnung, welche Kaiser Ferdinand bei dem Reichstag von 1559 an die Bischöfe richtete, endlich einmal auch ihre Kräfte zur Erhaltung der katholischen Kirche anzustrengen, auf diesen glänzenden Fortgang des Ordens in den Stiftern viel Einfluß gehabt. Von Würzburg aus durchzogen sie Franken.

Mittlerweile war ihnen auf einer andern Seite Tyrol eröffnet worden. Auf den Wunsch der Töchter des Kaisers siedelten sie sich zu Innsbruck und dann zu Hall in deren Nähe an. In Bayern drangen sie immer weiter vor. In München, wohin sie 1559 gelangten, fanden sie es selbst bequemer als in Ingolstadt; sie erklärten es für das deutsche Rom. Und schon erhob sich unfern von Ingolstadt eine neue große Colonie. Um seine Universität Dillingen auf ihren ursprünglichen Zweck zurückzuführen, entschloß sich der Cardinal Truchseß, alle Lehrer, die noch daselbst docirten, zu verabschieden, und die Stiftung völlig den Jesuiten anzuvertrauen.

Ein ungemeiner Fortgang der Gesellschaft in so kurzer Zeit. Im Jahre 1551 hatten sie noch keine feste Stätte in Deutschland; im Jahre 1566 umfaßten sie Bayern und Tyrol, Franken und Schwaben, einen großen Theil der Rheinlande, Oesterreich; in Ungarn, Böhmen und Mähren waren sie vorgedrungen. Schon nahm man ihre Wirkung wahr: im Jahre 1561 versichert der päpstliche Nuntius, „daß sie viele Seelen gewinnen, und dem heiligen Stuhl einen großen Dienst leisten.“ Es war der erste, nachhaltige, antiprotestantische Eindruck, welchen Deulschland empfing.

Vor Allem arbeiteten sie auf den Universitäten. Die ganze, gelehrte Bildung jener Zeit beruhte auf dem Studium der alten Sprachen. Sie trieben dieselben mit frischem Eifer. Auch andere Wissenschaften cultivirten sie. Franz Koster trug zu Köln die Astronomie eben so angenehm wie belehrend vor. Die Hauptsache aber, wie sich versteht, blieben die theologischen Disciplinen. Die Jesuiten lasen mit dem größten Fleiße, auch während der Ferien: sie führten die Disputirübungen wieder ein, ohne welche, wie sie sagten, aller Unterricht todt sei; die Disputationen, welche sie öffentlich anstellten, waren anständig, gesittet, inhaltsreich, die

glänzendsten, welche man jemals erlebt hatte. Bald überzeugte man sich in Ingolstadt, dahin gekommen zu sein, daß sich die Universität wenigstens im Fache der Theologie mit jeder andern deutschen messen könne.

Nicht minderen Fleiß widmeten die Jesuiten der Leitung der lateinischen Schulen. Es war einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Lainez, daß man die unteren Grammaticalklassen gut besetzen müsse. Auf den ersten Eindruck, den der Mensch empfange, komme doch für sein gesammtes Leben das Meiste an. Er suchte mit richtiger Einsicht Leute, welche, wenn sie dieß beschränktere Lehramt einmal ergriffen hatten, sich demselben ihr ganzes Leben zu widmen gedachten; denn erst mit der Zeit lerne sich ein so schwieriges Geschäft, und finde sich die natürliche Autorität ein. Es gelang den Jesuiten hiermit zur Verwunderung. Man fand, daß die Jugend bei ihnen in einem halben Jahre mehr lerne, als bei Andern binnen zwei Jahren. Woher diese wunderbare Entwicklung? Auf diese Frage kann geantwortet werden: „Schnell zeichneten sich die Jesuiten in allen den Fächern aus, die man damals hoch schätzte; sie verstanden neben der Theologie die alten Sprachen, Mathematik, Geschichte, sie cultivirten Poesie. Dabei zeigten sie sich als feingebildete, heitere Weltleute. Von Bigotterie, von den müßigen Zeichen einer äußeren Frömmigkeit war in ihrem Umgang nichts zu sehen; auch als Seelsorger der Laien drangen sie nur da, wo es der Charakter ihrer Beichtkinder forderte, auf häufigere Uebungen der Andacht; sorgfältig flohen sie den Schein des Stolzes auf besondere Heiligkeit, auch in ihrer Kleidung vermieden sie alles Auffallende. In katholischen Ländern glichen sie den Weltgeistlichen; an Orten, wo sie ohne geistliche Abzeichen leichter Zutritt finden konnten, durften sie sogar diese Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauschen. Außerdem war ihnen vorgeschrieben, in ihrer geistigen und politischen Wirksamkeit sanft zu verfahren, die Menschen durch Eingehen auf ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirne gegen Stirne zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenschaftliches blicken zu lassen, ihre Absichten und Maßregeln geheim zu halten und im Verborgenen durchzusetzen, was öffentlich Widerstand erregen könnte. Die Unterrichtsmethode in ihren Schulen war vortrefflich, und auf's Beste den Bedürfnissen der Jugend angepaßt. Ein freierer Geist bei unabläſſiger Aufsicht, freundliche Herablassung zu den Schülern, weise Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unschuld und Sittlichkeit zeichnete die Jesuitencollegien vor andern Schulen aus; Liebe und Vertrauen regierten. Was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen,

Preisvertheilungen, Ehrentitel wurden angewandt, um den Fleiß zu spornen. Für die Ausbildung des Körpers sorgten gymnastische Uebungen; der äußere Anstand im geselligen Leben sollte durch theatralische Anschauung verfeinert werden. Noch im 18. Jahrhundert galt ihr Unterricht für den besten; nicht nur aus katholischen Ländern, sondern selbst aus protestantischen strömte der Adel ihren Schulen zu. Männer, welche die Kirche tödtlich haßten, und sie ihr Leben lang verfolgten, wie Voltaire, der selbst bei den Jesuiten erzogen worden war, geben der Fähigkeit und dem Eifer der Patres das glänzendste Zeugniß. Ihre in reißender Schnelligkeit zunehmenden Erziehungsanstalten waren zugleich die Pflanzschulen des Ordens, indem sie ihnen Gelegenheit gaben, tüchtige junge Leute zum Eintritt in die Gesellschaft zu bewegen."

Soweit beantwortet einer der ersten Geschichtschreiber unserer Zeit, Gförer, die oben gestellte Frage. Aber die Antwort ist keine ganz genügende. Die Methode, „die Vereinigung von Wissenschaft und Eifer, von Studien und Ueberredung, Pomp und Casteiung", wie Ranke sich ausdrückt, der „Fleiß", die „Weltklugheit", der „Anstand" — alle diese Dinge haben sich wohl auch an andern gefunden: aber der Geist, von dem Alles dieß ausging und getragen war, der tiefere Grund der außerordentlichen Wirksamkeit des Jesuitenordens, war kein anderer, als die durch Ignatius mächtig erneuerte Glaubenskraft, das unbedingte Gottvertrauen, die flammende Gottes- und Nächstenliebe, welche die Mitglieder des Instituts beseelte. Wer das Wehen dieses Geistes nicht anerkennt, wird sich vergebens mühen, die wunderbare Erscheinung des Jesuitenordens vollständig begreiflich zu machen.

17.

Versuche zur Protestantisirung der griechischen Kirche.

Da die Entstehung des Protestantismus ein Aufgeben der Gemeinschaft mit der Hauptstadt der abendländischen Kirche war, so suchte derselbe durch Anschluß an die Christen des Orients den Zusammenhang mit der alten Kirche zu wahren. Diesen Gedanken ergriff zuerst Melanchton im Jahre 1559, indem derselbe dem von dem Patriarchen Joasaph II. nach Wittenberg geschickten Demetrius Mysius eine griechische Uebersetzung der Augsburger Confession nebst einem freundlichen Briefe übergab. In demselben spricht er die Versicherung aus, „daß die Protestanten der hl. Schrift, den dogmatischen Beschlüssen der hl. Synoden

und den Lehren der griechischen Kirchenväter Athanasius, Basilius, Gregorius, Epiphanius u. s. w. treu geblieben seien, dagegen die schändlichen Irrthümer des Paul von Samosata, der Manichäer, und aller von der hl. Kirche verfluchten Irrlehrer verabscheuen, und auch den von unwissenden lateinischen Mönchen ersonnenen Aberglauben und Gottesdienst verwerfen. Demnach möge der Patriarch den über die Protestanten ausgestreuten üblen Gerüchten ja kein Gehör schenken." — Die Absicht dieses Schreibens erkannte der gebildete Patriarch sehr wohl, und unterließ es dem Manne zu antworten, der so sichtlich auf die Unwissenheit der Griechen in dogmatischen Dingen spekulirt hatte.

Den zweiten bei weitem wichtigeren und berühmteren Versuch, Wittenberg und Constantinopel zu verbinden, machten 15 Jahre später mehrere Professoren von Tübingen.

Als Kaiser Maximilian II. den eifrigen Protestanten David von Ungnad zum Botschafter bei der hohen Pforte ernannt hatte, nahm sich dieser auf den Rath des berühmten Kanzlers und Probstes Jacob Andreä den Magister Stephan Gerlach aus Knittlingen, Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, als Gesandtschaftsprediger mit. Dieser erhielt von dem Professor der klassischen Literatur in Tübingen, Martin Crusius, und dem genannten Andreä Briefe an den Patriarchen von Constantinopel mit, dessen Name ihnen sogar unbekannt war. Beide Schreiben enthielten die wenig verhehlte Absicht, eine Vereinigung der protestantischen mit der griechischen Kirche anzubahnen. So war in dem Schreiben von Crusius z. B. betont, „daß in Tübingen die Lehre Christi rein und ausführlich gelehrt werde und alle Philosophie für Christus gefangen genommen sei". Andreä empfahl seinen Schüler, indem er schrieb: „Gerlach denke in der Religion ganz orthodox, und Griechen und Protestanten seien auf einen Christus getauft und glaubten an einen Erlöser."

Gerlach fand erst zwei Monate nach seiner Ankunft in Constantinopel Gelegenheit, die Briefe zu überreichen; eine ebenfalls mitgebrachte Predigt von Andreä gab Veranlassung zu einem Mißverständniß von Seiten der Griechen, wodurch Crusius bewogen ward, einen zweiten Brief an den Patriarchen zu richten, „um ihm für die freundliche Aufnahme der früheren Schreiben und das gnädige Versprechen einer Antwort zu danken, und Gott zu preisen, daß er auch in Gegenden, die so fern von Tübingen liegen, noch seine Kirche erhalten habe. Weil aber noch so viel Papier übrig sei, so wolle er, wie er schon das vorigemal

gethan, eine von ihm in der Kirche griechisch nachgeschriebene Predigt des Tübinger Bischofs, nämlich Andreä's, beifügen, sowohl zum Beleg ihrer Lehre als zum Beweis seines Eifers und seiner Uebung in der griechischen Sprache". Die Predigt aber ist wieder klüglich so gewählt, daß heute noch ein Katholik oder ein Grieche sie ohne Anstand in ihren Kirchen halten können; — und daraus soll der Patriarch nun den protestantischen Lehrbegriff kennen lernen!

Auch Andreä legte wieder einen Brief an den Patriarchen bei, in welchem er die Sehnsucht nach einer baldigen Antwort ausspricht, und die Versicherung gibt, daß Griechen und Protestanten im Wesentlichen einstimmig seien. Als jedoch nach einem halben Jahre immer noch keine Antwort von dem Patriarchen Jeremias eingetroffen war, schrieben die beiden Tübinger zum drittenmale an denselben und schickten ihm zugleich ein gedrucktes Exemplar einer Uebersetzung der Augsburger Confession.

Zu Anfang d. J. 1575 kam dann endlich das längstersehnte Schreiben des Patriarchen in Tübingen an. Der Patriarch dankt im Eingange den Tübingern für ihre freundliche Gesinnung und Ergebenheit, lobt ihren Eifer, entschuldigt sein längeres Schweigen, macht Bemerkungen über die zwei ihm zugesendeten Predigten, und ermahnt seine Correspondenten: „Sie möchten dem wahren Glauben der Griechen stets anhängen, nicht wanken, nicht auf Neuerungen sich einlassen und nicht abweichen von der Bibel, den sieben heiligen Synoden und den heiligen Vätern, sondern alles festhalten, Geschriebenes und Ungeschriebenes, was die Kirche festhält". Man sieht, der Patriarch wußte mehr von der protestantischen Lehre, als seine Correspondenten vermutheten, daß nämlich von ihnen das Ansehen der hl. Synoden und die Tradition verworfen sei.

Dieß Schreiben konnte in Tübingen nicht im Geringsten behagen; um sich aber einigermaßen zu trösten, meint Crusius mit nicht geringer Selbsttäuschung, der Patriarch habe unter den „Neuerern" die Lateiner überhaupt verstanden und die protestantische Lehre in Specie wegen ihrer bilblischen Stärke nicht anzugreifen gewagt.

Am 20. März 1575 antworteten Andreä und Crusius auf den Brief des Patriarchen und drückten ihre Freude über das Schreiben desselben aus; es sei ihr größtes Streben, im wahren Christenthum ohne alle „Neuerung" zu verharren. Der römische Bischof werfe ihnen zwar Neuerung vor, weil sie, durch den „gotterleuchteten" Luther belehrt,

die römischen Irrthümer verworfen hätten, doch hielten sie an dem von den Aposteln und Propheten und von den auf die hl. Schriften gebauten sieben Synoden überlieferten Lehren fest. Sie bitten wieder um eine Antwort und wünschen, „daß Constantinopel und Tübingen, wenn sie auch noch so fern von einander liegen, doch durch das Band des gleichen Glaubens vereinigt sein möchten".

Die falsche Angabe, daß die Protestanten an den sieben Synoden festhielten, wurde alsbald Gegenstand gerechter Angriffe, und es wußten sich die Tübinger nicht anders zu helfen, als durch die mit ihren Worten in Widerspruch stehende Erklärung, sie hätten nur von einer bedingten Gültigkeit der sieben Synoden, sofern sie nämlich mit der Bibel übereinstimmten, gesprochen.

Auf Gerlach's Rath schickten die Tübinger noch mehrere Exemplare der Augsburger Confession und auch einige Briefe an einflußreiche Persönlichkeiten nach Constantinopel. Zu Anfang d. J. 1576 gelangten zum zweitenmale Briefe von dem Patriarchen nach Tübingen, in welchen er verspricht, nächstens auf die Augsburger Confession zu antworten, und nennt die Tübinger seine „geistigen Söhne". Die andern Griechen, welche Schreiben erhalten hatten, versicherten in ihren Antwortschreiben, daß sie den Protestanten zugethan seien, zu deren Vertheidigung aber „Gold" nöthig hätten. Crusius beantwortete diese Bettelbriefe mit Lobsprüchen über die Weisheit, Nächstenliebe und den Edelsinn seiner Correspondenten, und ist nahe daran, ihnen eine Wunderkraft zuzuschreiben, denn seit ihrer Ankunft sei seine schwer erkrankte Tochter Pulcheria sehr schnell genesen. Zu Geldunterstützungen wolle er nach Kräften Andere ermahnen, während er nach seinem Vermögen Einiges schicke. Daher rührt der Vorwurf, daß die Tübinger die Hausgeistlichen des Patriarchen bestochen hätten.

Da auch an die Tübinger Studenten ein Brief von Constantinopel gerichtet worden war, so antworteten dieselben mit einer weitläufigen Auseinandersetzung der Gefahren des Studentenlebens, laden die Griechen ein, nach Tübingen zu kommen, und schließen mit der Versicherung erneuerten Fleißes.

Endlich am 18. Juni 1576 kam die vom 15. Mai jenes Jahres datirte längst verheißene Entgegnung des Patriarchen auf die Augsburger Confession in Tübingen an. In seinem Begleitschreiben nennt der Patriarch die Tübinger zwar wieder seine Söhne, aber er versäumt nicht, die Hoffnung auszudrücken, sie würden nun ihre Irrthümer verlassen,

„welche der geistlichen Wahrheit widerstreben" und „dem Menschen die Verurtheilung zuziehen". Die große beinahe 90 Folioseiten füllende Entgegnung des Patriarchen lobt zuerst die Tübinger, daß sie die sieben ersten ökumenischen Synoden ihrem eigenen Bekenntnisse gemäß annehmen, folgt dann der Augsburger Confession Schritt für Schritt und steht fest ganz auf dem dogmatischen Standpunkte der Griechen, indem darin alles verworfen wird, worin sich die Protestanten gleich den Katholiken von den Griechen unterscheiden, während die wenigen Punkte Billigung finden, in denen die Protestanten, abweichend von den Katholiken, den Griechen sich nähern, z. B. Ehe der Geistlichen. Den Schluß des Ganzen bildet die dringende Ermahnung, die Protestanten sollten zum ewigen Heil ihrer Seele in die wahre griechische Kirche eintreten.

Am 18. Juni 1576 kam diese Schrift des Patriarchen in Tübingen an; da aber der Kanzler Andreä durch sonstige Geschäfte und Reisen zu sehr in Anspruch genommen war, konnte dieselbe erst nach einem Jahre durch eine Gegenschrift beantwortet werden, die Lucas Osiander und Crusius unterzeichneten. Sie gibt zunächst die Punkte an, worin Griechen und Protestanten einig seien, und stellt hierauf in Betreff der Abweichungen in ungemein geschmackloser Wortmacherei den ächt protestantischen Canon auf: die Bibel allein, nicht Synoden und Väter müssen über die Controversen entscheiden. Auch nicht die authentische Interpretation der Bibel sei aus den Kirchenvätern und Synoden zu gewinnen, vielmehr erkläre sich die hl. Schrift selber, und was etwa noch selbst bei Berücksichtigung der Parallelstellen unerklärt bleibe, das werde jenseits uns deutlich werden. Nach dieser unwissenschaftlichen Vertröstung gehen die Tübinger zu den einzelnen Differenzpunkten über und vertheidigen die zwischen der protestantischen und griechischen Glaubenslehre bestehenden Controversen.

Mit dieser zweiten, die Augsburger Confession an offener Darlegung des Protestantismus weit übertreffenden Abhandlung überschickten die Tübinger zugleich drei höchst niedliche Taschenuhren, an den Patriarchen und zwei andere Priester, wofür sie denn bald sehr freundliche Dankschreiben erhielten.

Im Sommer 1578 kehrte Gerlach mit dem Freih. von Ungnad nach Deutschland zurück, und der neue kaiserliche Gesandte nahm einen andern Tübinger Prediger, Salomo Schweiker, mit sich, so daß durch diesen die Verhandlungen zwischen Constantinopel und den Pro-

fessoren in Tübingen unterhalten blieben; durch dieselben aber stellte sich immer mehr heraus, daß die Behauptung Gerlach's, die Griechen seien gegen Ende seines Aufenthalts in Constantinopel den Protestanten immer geneigter geworden, unwahr gewesen sei; die große Kluft zwischen dem Patriarchen und seinen deutschen Correspondenten wurde im Laufe der Zeit immer deutlicher.

Dieses immer mehr gewonnene Bewußtsein tritt schon in seiner vom Mai 1579 datirten Antwort auf die zweite Abhandlung der Tübinger und namentlich in jenen Stellen hervor, wo er Letztere wiederholt ermahnt, ja beschwört, von ihren Irrthümern abzustehen. Er wiederholt 1) die griechische Lehre vom Ausgang des hl. Geistes aus dem Vater allein, behauptet 2) die Freiheit des Willens, vertheidigt 3) die Nothwendigkeit der guten Werke, 4) die Siebenzahl der Sakramente, 5) die Anrufung der Heiligen und 6) das Mönchthum.

Obschon sich durch die gepflogenen Verhandlungen deutlich genug ergeben hatte, daß dieselben nicht zu dem erwünschten Ziele führen könnten, so schickten dennoch die Tübinger ein mit acht Unterschriften versehenes Schreiben nach Constantinopel, welches nur die früher auseinander gesetzten protestantischen Lehren wiederholte. Der Patriarch empfing dasselbe mit Unwillen und beantwortete es in derber Weise. Er wundert sich, 1) daß die Protestanten einerseits die Bibel anerkennen, aber doch in der Lehre vom Ausgang des hl. Geistes sich auf die Tradition berufen; vertheidigt 2) wieder die Lehre von der Freiheit des Willens; ist 3) erstaunt, daß die Tübinger Theologen sein wollen, und doch die Sakramente nicht anerkennen, sowie 4) in Betreff der Heiligenverehrung, daß sie weiser sein wollen als die durch Wunder berühmten ehrwürdigen Väter, und klüger als die Kirchen von Alt- und Neurom zusammen, während sie doch unter sich selber nicht einig in zahllose Parteien gespalten seien. Zum Schlusse endlich stellt er die Bitte, sie möchten ihn künftig mit ihrer theologischen Correspondenz nicht mehr „belästigen".

Doch auch trotz dieser unhöflichen Abweisung ließen die Tübinger schon im Dezember desselben Jahres ein neues Schreiben nach Constantinopel abgehen, welches nicht weniger als eilf württembergische Notabilitäten unterzeichnet hatten. In demselben wiederholen sie, daß der Geist auch vom Sohne ausgehe, daß der Mensch unfähig zum Guten sei, daß es nur zwei Sakramente gebe, daß die Heiligen nicht angerufen und verehrt werden dürfen, die spezielle Beicht nicht verlangt werden könne und

das Mönchthum andern Lebensweisen nachzusetzen sei. Zugleich meinen sie, die vielen Spaltungen unter den Protestanten gereichten ihnen nicht zur Unehre, sie seien keine Häretiker u. dergl. und es werde die Zeit einst noch kommen, wo die Griechen ihre Schreiben würdigen und gehörig schätzen würden.

Auf dieß gab der Patriarch gar keine Antwort mehr, Crusius aber, noch nicht ermüdet, suchte nun auf die Masse der Griechen durch vier Foliobände lutherischer Predigten zu wirken, die er in's Griechische übersetzt 1603 zu Wittenberg herausgab.

Wenige Jahre nachdem diese Verhandlungen gepflogen worden waren, wurden sie allgemein bekannt und da von mehreren Seiten Angriffe auf die Tübinger erfolgten, sahen sich diese veranlaßt, ihre Correspondenz mit dem Patriarchen unter dem Titel: Acta et scripta Theologorum Wirtemb. et Patriarchae Const. etc. drucken zu lassen und mit einer Vorrede zu versehen, in welcher der „Papstesel" und derartige Courtoisien figuriren. Befremdender ist es, daß die Sammlung der Acten nicht vollständig ist, weshalb neben derselben die später von Crusius edirte Turcograecia gebraucht werden muß, welche theils die fehlenden Stücke, theils eine Reihe Anmerkungen gibt, die nicht wenig Licht über den ganzen Gegenstand verbreiten.

Der Edition dieser Actenstücke folgten natürlich von Seiten der übel behandelten Lateiner mehrfache Angriffe, welche aber von den Tübingern, obgleich sie sich höchst unangenehm berührt fühlten, mit Stillschweigen beantwortet wurden.

Wie wenig aber die Griechen geneigt waren, den Protestantismus in sich aufzunehmen, und wie sie selber die Verhandlungen des Patriarchen mit den Tübingern beurtheilten, das zeigt deutlich eine Aeußerung der griechischen Synode von Jerusalem im Jahre 1672, welche sagt: „Fünfzig Jahre nach der Manie Luthers hat Martin Crusius von Tübingen in Deutschland sammt einigen andern Sophisten der lutherischen Neuerung (die eine Schwester der calvinischen und nur in einigen Punkten von ihr verschieden ist), dem damaligen Lenker der apostolischen Kirche zu Constantinopel die Hauptstücke ihrer Häresie überschickt, um, wie sie sagten, zu erkennen, ob sie mit der Lehre der apostolischen Kirche übereinstimmen. Aber jener berühmte Patriarch hat ihnen in drei Antworten, eigentlich wissenschaftlichen Abhandlungen, erwiedert, ihre ganze Häresie theologisch und orthodox widerlegt und die ganze von Anfang an in der morgenländischen Kirche herrschende orthodoxe Lehre ihnen entwickelt.

Sie jedoch hörten nicht auf ihn und kümmerten sich nicht um seinen frommen Eifer. Das Buch jener Verhandlungen aber ist griechisch und lateinisch zu Wittenberg in Deutschland im Jahre 1584 des Heils gedruckt worden.

Nachdem diese Versuche der Lutheraner gescheitert waren, unternahmen es fünfzig Jahre später die Calvinisten, — mit mehr Hoffnung, weil vom Patriarchen Cyrillus Lukaris selbst unterstützt, nach der gleichen Palme zu ringen. Während sich die lateinische Kirche nach dem Concil zu Trident zu neuer Kraft erhob, befand sich die griechische in trostloser Lage und es gab sich in derselben eine entschiedene Neigung nach Rom kund. Vorzüglich war dieß im Abendland der Fall, weshalb Cyrill, der von großem Abscheu gegen die Lateiner erfüllt war und eine Vereinigung der griechischen mit der protestantischen Kirche erstrebte, seine Hoffnung auf den Orient setzte, wo ihm der Patriarch von Alexandrien, Malatius Paga, mit gleicher Gesinnung entgegen kam. Derselbe machte ihn zu seinem Exarchen in Polen, wo eben die Vereinigung der Ruthenan mit der katholischen Kirche sich in vollem Gang befand. Dieselbe ward auf der Synode zu Brecze durchgeführt (1595) und Cyrill, der sie zu hindern bestrebt gewesen war, mußte Polen verlassen. Da gerade Malatius starb, so wurde er dessen Nachfolger und fand an dem eifrigen Calvinisten Cornelius van Hagen, dem holländischen Gesandten in Constantinopel, einen kräftigen Protector in seinen Vereinigungsbestrebungen der griechischen mit der reformirten Kirche. Dieselben wurden auch durch die Botschafter Englands und Schwedens unterstützt und Cyrill trat bald mit dem Erzbischof Georg Abbot von Canterbury in Verbindung. Ein junger Grieche, Metrophanes, ward nach Oxford zum Studium der Theologie geschickt und obgleich derselbe auch die berühmten protestantischen Hochschulen zu Helmstädt, Altorf, Wittenberg, Straßburg und Tübingen besuchte, so hielt er doch am griechischen Dogma fast, wie eine von ihm zu Helmstädt i. J. 1625 herausgegebene Confession des Glaubens beweist. Später unterzeichnete Metrophanes als Patriarch von Alexandrien das Absetzungsurtheil Cyrill's, der vorzüglich mit dem holländischen Staatsmann David le Leu de Wilholm sein kirchliches Vereinigungswerk betrieben hatte und den Patriarchenstuhl von Constantinopel zu erhalten bemüht gewesen war. Als ihm dieß jedoch nicht gelungen und die Bischöfe ihn aus ihrer Synode verwiesen hatten, zog er sich einige Zeit in ein Kloster auf dem Berge Athos zurück, von wo er sich dann in die Walachei und später wieder nach

Aegypten begab. Endlich ward er i. J. 1621 auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhoben; als er aber seine calvinisirenden Ansichten kund gab, wurde er auf einer Synode seiner Würde beraubt und von der Pforte auf die Insel Rhodus verwiesen. Die Botschafter von England und Holland aber erkauften mit schwerem Gelde die Erlaubniß seiner Rückkehr, und nun bewog er durch das Versprechen der Zahlung von 4000 Goldstücken den erwählten Patriarchen Anthimus zum Aufgeben seiner Ansprüche auf den Stuhl.

Hiemit schwand für Rom alle Aussicht auf die erstrebte Union mit den Griechen und Cyrill betrieb nun eifrig seine Verhandlung mit den Calvinisten. Diese gründeten eine Buchdruckerei in Constantinopel, welche aber nur unter englischem Schutze bestehen konnte. Vorzüglich richtete Cyrill seinen Zorn gegen die Jesuiten, welche unter dem Vorwande, daß sie Frauen in der katholischen Lehre unterrichten sollten, in die Hände der Janitscharen geliefert wurden; diese nahmen ihnen alles hinweg, selbst ihre Bücher, packten sie auf Schiffe und setzten sie an den Küsten von Italien wieder aus.

Um Cyrill zu unterstützen, sandten die Genfer i. J. 1628 den reformirten Prediger Anton Lagar nach Constantinopel, der 8 Jahre lang mit großem Eifer und wenig Erfolg durch Predigten und Tractätchen an der Calvinisirung der Griechen arbeitete. Im Jahre 1629 schickte der Patriarch eine die reformirte Lehre enthaltende confessio fidei nach Genf, welche ihm eine neue Verfolgung zuzog; er mußte in die Verbannung nach Tenedos, später Chios, endlich Rhodus gehen, setzte aber seine Unterhandlungen mit den Calvinisten fort und ward sogar nach zwei Jahren durch das Gold seiner Freunde wieder auf den Patriarchenstuhl erhoben. Als Lagar in seine Heimath zurückkehrte, gab er ihm ein Schreiben mit, in welchem er den „allerheiligsten" Calvin selig spricht und seinen reformirten Freunden versichert, daß er ihre orthodoxe Lehre annehme, aber die römischen Dogmen verabscheue.

Doch schon im folgenden Jahre sollte er tragisch enden. Seine Neuerungen nämlich hatten einen großen Theil des Klerus erbittert und mit Haß gegen den Mann erfüllt, der seine Privatmeinungen fälschlich als Kirchenlehre ausgebend, den alten Ruhm der griechischen Orthodoxie zu vernichten drohte. Eine Synode zu Constantinopel richtete über den häretischen Patriarchen und auf die — begründete oder unbegründete — Anklage bei dem Großherrn, daß er einen Einfall der Kosacken in's türkische Reich veranlaßt habe, ward er festgenommen, in eine Festung

am Bosporus abgeführt, nach wenigen Tagen in einem Nachen auf das Meer gebracht, erdrosselt und in die See geworfen.

Nach dem Tode Cyrills ward das Anathem über ihn ausgesprochen und drei Synoden erklärten das von ihm nach Deutschland geschickte Glaubensbekenntniß für häretisch. Auch der russische Metropolit Petrus Mogilas unterschrieb dieses Urtheil.

Hieraus erhellt, daß auch der dritte Versuch, den Orient zu protestantisiren, vergeblich gewesen ist, wie denn auch hundert Jahre später das Bemühen des Grafen Zinzendorf, 1737, den griechischen Patriarchen für Herrnhut zu gewinnen, spurlos und ohne Anklang vorüber ging.

Der Gedanke der Stiftung eines protestantischen Bisthums in Jerusalem, welcher von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausging und dessen Ausführung mit Hülfe Englands durch Ritter Bunsen betrieben wurde, hat sich bis jetzt als ziemlich unfruchtbar erwiesen.

18.

Karl's des V. Ende.

In Estremadura in der Vera von Placencia, die den Ruf gesunder Luft genießt, in der Mitte von Baumpflanzungen, die von frischen Quellen und Bächen vom Gebirge belebt sind, liegt das Hieronymitenkloster Juste, das damals aus zwei Klostergebäuden und einer Kirche bestand, an dem Abhang eines Hügels, der es vor den Nordwinden schützt, in vollkommener Einsamkeit. Dahin hatte sich der Kaiser sogleich nach seiner Ankunft in Spanien begeben.

Man darf nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden sei. Er wohnte nicht in dem Kloster, sondern an der Kirche war ihm ein eigenes Haus erbaut; unfern davon waren Wohnungen für seine Dienerschaft eingerichtet, die noch den ganzen Apparat einer regelmäßigen Hofhaltung darstellte. Auch ist es ein Irrthum, anzunehmen, daß er aller Theilnahme an den Geschäften entsagt habe. Mit seinem Sohne stand er in unausgesetztem Briefwechsel, und dieser bat ihn noch zuweilen, die Gewalt wieder zu ergreifen; in Spanien unternahm er noch Einiges auf eigene Hand. Der Unterschied gegen früher lag besonders darin, daß er nicht von laufenden Geschäften bedrängt war und keine Regierungspflicht mehr hatte. Er konnte der Einsamkeit und Ruhe, nach der ihn

verlangte, so viel er wollte, genießen. Man hatte dafür gesorgt, daß der Blick aus seinen Zimmern, der über die Klostergärten hinführte, durch nichts Fremdartiges gestört wurde. Sein Vergnügen war, wenn er sich wohl befand, nach einer kleinen, ein paar Armbrustschüsse entfernten Einsiedelei zu lustwandeln, unter dem Schatten dichtbepflanzter Kastanienbäume, welche vor der Sonne dieses Himmels schützten; zuweilen machte er den Weg auf einem Saumthier, endlich war ihm auch dieß unmöglich. Besonders gerne wohnte er dem Gesange in der Kirche bei, wie er denn Geschmack und Unterscheidungsgabe für die Musik besaß; die Obern des Ordens hatten nicht versäumt, ihre besten Stimmen in dem Kloster zu versammeln. Seine Wohnung war in eine solche Verbindung mit der Kirche gesetzt, daß er in den Tagen der Krankheit den Gesang und die Feier der Messe in seinem Schlafzimmer hören konnte.

In den ersten zehn Monaten nach seiner Ankunft hatte sich unter dem Einflusse des milden Klima's, der Stille des Mönchslebens und der Befreiung von Staatsgeschäften die Gesundheit des Kaisers im Ganzen gebessert; seine Gichtanfälle waren weniger häufig und minder heftig als zuvor. Allein im Frühjahr 1558 kehrte die alte Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurück. „Ich bin," schreibt er an seinen Sohn Philipp II., „nicht in dem Zustande, eine einzige Predigt während der Fastenzeit mitanzuhören." Monate lang vermochte er kaum eigenhändig eine Zeile zu schreiben. Sehr niederbeugend auf ihn wirkte auch der Tod seiner Schwester Eleonore, verwittweten Königin von Portugal, der im Februar 1558 erfolgte. Zwischen dem Kaiser und seiner Schwester scheint eine große Anhänglichkeit bestanden zu haben. Das sanfte Gemüth der Königin Eleonore hatte sie ihrem Bruder besonders werth gemacht, weßhalb er jetzt ihren Verlust fast ebenso schmerzlich, als eines seiner eigenen Kinder empfand. „Sie war eine gute Christin!" sagte er zu seinem Sekretär und setzte, indem ihm die Thränen über die Wangen herabrollten, hinzu: „Wir haben uns immer einander geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter als ich, und ehe diese Zeit verflossen ist, werde ich wahrscheinlich bei ihr sein!"

Noch vor der Hälfte dieser Zeit ging die gegebene Prophezeiung in Erfüllung.

Um die Mitte des August flößte die Gewalt des Podagra's, dem die Gewalt des starken Körperbaues sichtbar nachgab, dem Kaiser ernste Gedanken an das Sterben ein.

Am dreißigsten August verlangte Karl, daß ein Bildniß der Kaiserin, seiner Gemahlin, von der er mehr als eines in seiner Sammlung besaß, zu ihm gebracht würde. Eine lange Zeit hindurch betrachtete er die schönen Züge, „„als ob,"" sagt der Chronikschreiber, „„er die Kaiserin anflehen wollte, ihm in den himmlischen Wohnungen, wohin sie gegangen war, einen Platz zu bereiten.""

Darauf ging er in die Betrachtung eines andern Gemäldes von Titian über, den Todeskampf Jesu in Gethsemane darstellend, und von diesem auf jenes meisterhafte Erzeugniß desselben Künstlers, die sogenannte Gloria, welche in der Klosterkirche über dem Hochaltar gehangen. Er starrte lange und mit einer leidenschaftlichen Aufgeregtheit auf das Gemälde. Und als er sich aus seinen Betrachtungen aufgerafft, wandte er sich zum Doktor und klagte, daß er krank sei. Sein Puls bewies, daß er in heftigem Fieber lag. Weil die Symptome ungünstiger wurden, ließ ihm sein Arzt zur Ader, aber ohne guten Erfolg. Als die Regentin Johanna den gefährlichen Zustand ihres Vaters erfuhr, sandte sie ihm auf der Stelle von Valladolid ihren Leibarzt zum Beistande; aber keine irdischen Mittel wollten anschlagen, bald wurde es klar, daß das Ende herannahe.

Karl empfing die Mittheilung nicht nur mit Fassung, sondern mit Heiterkeit. „Das ist's, was ich lange gewünscht!" sagte er. Seine erste Sorge war, einige Anordnungen bezüglich seiner Angelegenheiten zu treffen. Am 9. September vollzog er noch ein Codicill zu seinem Testamente.

Am 19. September hatten Karl's Kräfte schon so sehr abgenommen, daß man es für räthlich hielt, ihm die letzte Oelung zu geben. Er zog die Ertheilung derselben in der bei den Mönchen angewandten Form vor. Diese enthielt eine Litanei, die sieben Bußpsalmen und sonderliche andere Stellen aus der heiligen Schrift, und war viel länger als die bei den Laien übliche. Indeß versagten ihm dabei die Kräfte nicht. Am folgenden Tage wünschte er, wie er während seiner Krankheit häufig gethan hatte, noch einmal die heil. Kommunion zu empfangen und bemerkte seinem Beichtvater: „Sie ist eine gute Wegzehrung auf die lange Reise, die zu unternehmen ich im Begriffe stehe!" Obschon er sehr erschöpft sich fühlte, kniete er doch während der Spendung der hl. Kommunion eine volle Viertelstunde in seinem Bette, indem er Gott für die vielen Bezeugungen seiner Barmherzigkeit an ihm Dank darbrachte, und

in einer ernsten Weise, welche die Herzen aller Anwesenden rührte, über seine Sünden die tiefste Zerknirschung ausdrückte.

Am 21. September, dem Tage des heil. Matthäus, gegen zwei Stunden nach Mitternacht, fühlte der Kaiser, der lange sprachlos geblieben, daß seine Stunde gekommen war und rief aus: „Nun ist es Zeit!" Die geweihte Kerze wurde ihm angezündet in seine rechte Hand gegeben, wie er an der Schulter seines treuen Dieners Quixada lehnte. Mit seiner linken Hand suchte er ein silbernes Crucifix zu umklammern. Dasselbe hatte schon die Kaiser, seine Gemahlin, in ihrer Sterbestunde getröstet, und Karl hatte es dem Quixada anbefohlen, es für ihn bei der gleichen Gelegenheit in Bereitschaft zu halten. Es hatte eine Zeit lang an seiner Brust gelegen, und als es jetzt vor seinem brechenden Auge von Bartolome de Carranza, dem Erzbischofe von Toledo, in die Höhe gehoben wurde, heftete Karl seinen Blick lange und ernstlich auf das geweihte Symbol; für ihn sowohl das Andenken der irdischen, wie der himmlischen Liebe. Der Erzbischof betete den Psalm: „De profundis clamavi ad te domine, aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!" Als der Sterbende eine schwache Anstrengung machte, das Crucifix zu umarmen, und in einem so hörbaren Tone, daß man ihn im anstoßenden Zimmer hören konnte, ausrief: „Ach Jesus!" worauf er auf das Kissen zurücksank und ohne Kampf verschied. Er hatte immer zu dem Heiland gebetet um die Gnade, daß er im Besitze seiner Verstandeskräfte sterben könne. Sein Gebet fand Erhörung.

Nachdem die Leiche des Kaisers einbalsamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt worden, stand sie drei Tage lang in der Kapelle aus, während welcher Zeit über sie von den besten Predigern des Klosters drei Reden gehalten wurden. Dann wurde sie mit gebührender Feierlichkeit unter Gebeten und Thränen von den Mönchen und Dienern Karl's und in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Personen aus dem umliegenden Land in die Erde beigesetzt. — Philipp II. ließ sie später in's Escorial übertragen.

19.

Franz Xaver.

Geboren im Jahr 1506 im Schlosse Xavier am Fuße der Pyrenäen nächst Pampeluna, aus hochadligem Stamme, war Franz Xaver von der Vorsehung mit allen Gaben eines Völker-Apostels ausgerüstet.

Xaver besaß einen kräftigen Körperbau, lebhaftes und feuriges Temperament, hohen und umfassenden Geist und außerordentlichen Verstand, entschiedene Anlage und Liebe zur Wissenschaft, große Energie des Willens und kühne Unerschrockenheit, dazu ein großes und edles Herz, und ein einnehmendes graziöses Wesen, verbunden mit dem größten Abscheu gegen alles Unsittliche. In einem Alter von 22 Jahren lehrte er bereits zu Paris die Philosophie und erwarb sich großen Beifall. Damals kam Ignatius von Loyola nach Paris, um seine Studien hier fortzusetzen, und lernte den Xaver als einen jungen Mann kennen, der zur Ausführung großer Zwecke wie geschaffen war. Bald waren beide mit einander bekannt geworden und Ignaz vermochte so viel über Xaver, daß dieser den Umgang mit einigen geistreichen jungen Leuten aufgab, die das Netz der Häresie nach ihm auswarfen. Hierauf unternahm es Ignaz in Xaver auch das Streben nach christlicher Vollkommenheit zu entzünden. Die neue Bahn eröffnete Xaver mit den sogenannten geistlichen Exercitien, aus denen er völlig umgewandelt hervortrat, und legte im Jahre 1534 zu Montmartre bei Paris mit Ignaz und dessen erstern Schülern die Gelübde ab. Seitdem waren verschiedene italienische Städte der Schauplatz seines Wirkens, wo Krankendienste, Kinderlehre und Bußpredigten ihn für noch Größeres vorbereiteten; dabei wohnte er stets in Spitälern, lebte nur von Almosen und härtete sich durch die strengsten Bußübungen ab. König Johann III. von Portugal hörte von der außerordentlichen Thätigkeit des neuentstandenen Ordens der Jesuiten und erhielt auf sein Bitten zwei Mitglieder desselben, Xaver und Rodriguez für die Missionen im portugiesischen Indien. Diese auf Xaver gefallene Wahl, gerechtfertiget durch den wunderbaren Erfolg, kam Niemanden erwünschter, als einem Manne, der in seinem großen gottbegeisterten Herzen das Elend, die Nöthen und das Heil der ganzen Welt umschloß, der für die im Blute Christi erlösten unsterblichen Seelen nach Leiden und Verfolgungen dürstete.

Die Anstalten, die Xaver für die Reise traf, bestanden in der Ausbesserung eines Unterkleides, all' sein Gepäck in einem Brevier. Am 15. März 1540 reiste er von Rom nach Lissabon ab.

Vor der Abreise händigte ihm der König die päpstlichen Breven ein, worin er zum päpstlichen Nuntius mit der Vollmacht ernannt war, den Glauben im ganzen Morgenland zu verbreiten und aufrecht zu erhalten. Dieser hohen Würde, schien es, sollte doch Rechnung getragen werden; man ging ihn also an, seine Reisebedürfnisse anzugeben und

wenigstens einen Diener anzunehmen; allein nur mit vieler Mühe nahm Xaver einige Bücher und ein Kleid von rothem Tuche an, und gab, als man mit Hinweisung auf seine Stelle noch weiter in ihn drang, die denkwürdige Antwort: „Wenn ich nur nichts Schlechtes thue, so fürchte ich weder meine Mitmenschen zu ärgern, noch meiner Würde zu nahe zu treten. Dieses Streben nach menschlicher Ehre und diese falschen Begriffe von Wohlanständigkeit sind größtentheils Ursache von dem gegenwärtigen Zustande der Kirche.“ Dagegen hielt sich der apostolische Nuntius um so mehr zu einer apostolischen Demuth und Wirksamkeit verbunden. Er erhielt vom Vicekönig Alfonso de Sosa die Einladung, an seiner Tafel zu speisen; allein Xaver lebte auf der ganzen Seereise bis Goa vom Almosen und theilte die ihm vom Vicekönig zugeschickten Speisen unter die arme Schiffsmannschaft aus. Diese in der Religion zu unterrichten, ihren rohen und lasterhaften Gewohnheiten und Unterhaltungen zu wehren, bei ausgebrochener Krankheit auf dem Schiffe sie mit allen leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit zu überschütten, obgleich ihn selbst die Krankheit ergriff, bildete den ausschließlichen Gegenstand seiner Beschäftigung während der langen Reise. Am 6. Mai 1542 landete das Schiff, welches den Heiligen trug und durch seinen Eifer wie zu einer schwimmenden Kirche verklärt worden war, zu Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens. In dem begeisterten Vorgefühle einer unermeßlichen Ernte stieg er an das Land seiner Sehnsucht und Sendung, das seiner allerdings im höchsten Grade bedurfte, denn die portugiesischen Ansiedler schändeten den christlichen Namen durch Vielweiberei und Unmenschlichkeit gegen die armen eingebornen Indianer und hatten sich um deren Bekehrung so wenig bekümmert, daß die früher begründeten christlichen Colonieen bei Xaver's Ankunft verfallen und außer Goa, wo der Bischof Albuguerque vergebens dem Unheile zu steuern suchte, beinahe keine Priester zu finden waren. Sein großes Werk begann nun Xaver mit den Portugiesen zu Goa selbst und zwar zuerst mit den Kindern und Sklaven derselben, welche er mit einem Glöckchen zur christlichen Lehre zusammenrief und mit solchem Erfolg unterwies, daß die heilsamen Wirkungen davon auch auf die Eltern und Erwachsenen übergingen. Gleichzeitig besuchte er die Spitäler und Gefängnisse, trat dann als Prediger auf, führte den öfteren Gebrauch der hl. Sakramente ein, und hatte nach fünfmonatlichen Bemühungen in der entsittlichten Stadt eine völlige Umwandlung hervorgebracht.

Xaver hatte gehört, an der mittäglichen Küste Indiens, der sogenannten Fischerküste, habe ein armer Fischerstamm, Paraver genannt, einst die Taufe empfangen, nunmehr aber sei er in das Heidenthum zurückgesunken. Das war genug für ihn, um dort zunächst seine Missionsthätigkeit zu eröffnen. Alles vom Vicekönig dargebotene Geld ablehnend und nur ein Paar neue Schuhe annehmend, schiffte er sich im Oktober 1542 dahin ein, und bis gegen Ende des Jahres 1543 hatten so viele Paraver die Taufe empfangen, daß bei Spendung derselben vor Menge der Täuflinge ihm oft Arm und Zunge aus Müdigkeit versagten. Damals schrieb Xaver an Ignaz, er kenne einen Arbeiter im Weinberge Gottes, der mit einem Uebermaaß himmlischer Wonnen überfluthet werde, daß er öfter aufseufze: Halt ein, lieber Herr, halt ein! Dieser Mann war Niemand anderer, als Xaver selbst. Als Xaver seine geliebten Paraver im Christenthume zureichend befestigt hatte, stellte er sie unter die Leitung einiger Missionäre, brachte einige junge Leute dieses Stammes in das für die Christianisirung Indiens errichtete Seminar zu Goa, welchem er den Pater Paul von Camerino vorsetzte, und ging zu Fuß nach der nordwestlich von der Fischerküste gelegenen Küste Travankor, auch hier die Fahne Christi zu entfalten. Und schon im ersten Monate seiner Predigt daselbst taufte er 10,000 Götzendiener, und mußten gleich anfangs fünfundvierzig Kirchen erbaut werden; da aber keine die Menge der Zuhörer fassen konnte, predigte er im Freien von Bäumen herab. Doch blieben auch hier, wie bei den Paravern, die Brahmanen unbekehrbar, ebensowenig nahm der stolze und üppige König von Travancor das Christenthum an. Indeß setzte dieser doch der Ausbreitung des Evangeliums kein Hinderniß entgegen, und als später Xaver den eingefallenen räuberischen und christenfeindlichen Stamm der Badager nur von einem kleinen Christenhäuflein umgeben, mit einem Kreuze in der Hand und mit den Worten: „Im Namen des lebendigen Gottes gebiete ich euch Halt zu machen und in eure Heimath zurückzukehren," in die Flucht getrieben hatte, da ließ jetzt der König im ganzen Lande verkünden, alle seine Unterthanen könnten unbehindert Christen werden und die christliche Religion ausüben, und gab dem Heiligen große Summen Geldes, welche dieser den Armen zuwendete. In diese Zeit scheint es, fällt die erste auffallende Mittheilung der Sprachengabe an Xaver.

Bereits erfüllte des „heiligen" und „großen Vaters" Name ganz Indien. Abgeordnete von vielen Seiten erschienen, ihn zur Verkündigung

des Evangeliums einzuladen. Im tiefsten Schmerz über den Mangel an Mitarbeitern schrieb er damals nach Rom, Lissabon und Paris um Zusendung von Missionären, und würde, wäre es ihm möglich gewesen, wie er sagte, alle europäischen Akademien und besonders die zu Paris besucht und denen, die mehr Wissenschaft als Liebe besitzen, zugerufen haben: „Ach, wie viele Seelen werden des Himmels verlustig und stürzen zur Hölle durch eure Schuld!" Xaver, noch für Travancor unumgänglich nothwendig, vermochte den ergangenen Einladungen nicht zu entsprechen, doch konnte er von den auf der Fischerküste zurückgelassenen Missionären einen auf die bei Ceylon gelegene Insel Manacar schicken, und diesem gelang es in kurzer Zeit, eine große Anzahl Insulaner zu bekehren, die alle bald darauf so standhaft und glücklich waren, als Opfer des christenfeindlichen Königs zu fallen, und mit ihrem Martyrblute die Bekehrung von Ceylon einzuleiten. Xaver, der nun selbst die Insel besuchte, that beim Vicekönig Schritte zur Entthronung jenes grausamen Wütherichs; allein die Habsucht der Portugiesen ließ seinen Plan nicht zur Ausführung kommen, sowie sie überhaupt durch ihr ärgerliches Leben und ihren religiösen Indifferentismus der Heidenbekehrung die größten Hindernisse in den Weg legten. Indeß wurden doch manche Mißstände in Folge eines freimüthigen Schreibens Xaver's an den König Johann gehoben, dem er darin unter Anderem vorhielt, Gott habe ihm die neue Welt wohl nicht blos zur Bereicherung seiner königlichen Kammer, sondern vielmehr zum Wohle der Menschen und zur Ehre Gottes geschenkt, und zur Unterstützung mit den Worten aufforderte: „Es ist mir, als hörte ich die Stimme Indiens von diesen Erdstrichen gen Himmel aufsteigen, klagend, daß von den Schätzen, womit es deine Schatzkammer bereichert, so wenig auf seine dringendsten geistigen Bedürfnisse verwendet werde". — Auf einer Reise von Cambaya zurück nach Travancor, durch widrige Winde gehindert, diese Küste zu erreichen, sah er dieß für ein Zeichen an, daß er nun anderswohin berufen sei, und faßte den Entschluß, das Evangelium von Insel zu Insel, von Land zu Land bis an den äußersten Osten zu tragen. Eine Wallfahrt nach Meliapor, der Ruhestätte des hl. Apostels Thomas, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Er trat also im Monat September 1545 die Reise nach Malacca an, um von da weiter nach den Inseln des indischen Archipels vorzubringen. Zu Malacca, der verderbtesten Stadt Indiens, wo Xaver sich öfter aufhielt und die wunderbarsten Beweise seiner apostolischen Sendung ablegte, wirkte er unter den Christen, Heiden, Mohamedanern und Juden

viele Bekehrungen. Auf der Insel Amboma gewann er den größten Theil der Einwohner für Christus. Auf der Insel Ulate und den umliegenden Inseln ließ sich nebst vielem Volke auch der König taufen. Kaum aber strahlte seine Wirksamkeit irgendwo glänzender, als auf der von wilden und grausamen Einwohnern bevölkerten Insel Mora. Alles rieth ihm ab, sich dahin zu begeben; „aber wer seid ihr denn," antwortete er, „daß ihr der Allmacht Gottes und Gnade unseres Heilandes Grenzen setzen wollet? Ja, wären nur süße Hölzer und Goldminen zu gewinnen, dann würden sich die Christen voll Muth dahin wagen, aber so sind nur Seelen zu gewinnen. Sie werden mich tödten, sagt ihr. Dieser Gnade ist ein Sünder wie ich nicht würdig; was sie mir aber auch immer anthun mögen, so bin ich bereit, für eine einzige Seele tausendmal Größeres zu leiden!" Mit diesen Gesinnungen trat er zu Mora auf, öffnete sich mit einer himmlischen Heiterkeit und Freundlichkeit die Herzen der Insulaner, verkündete ihnen singend die christlichen Wahrheiten, und in drei Monaten hatte er viele Tausende unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen, aber überströmt von den süßesten Tröstungen der Gnade, bekehrt. In gleicher Weise wirkte er auf der Insel Macassar und anderwärts an vielen Orten, und kehrte sodann zu seinen ersten Missionen, die unterdessen durch neue Arbeiter verstärkt worden, zurück, um die Angelegenheiten derselben zu ordnen. Nun aber brach er mit wenigen Begleitern nach Japan auf, und landete den 13. August 1549 im japanischen Hafen Cangoxima. Noch nie hatte dieses merkwürdige Reich mit seinen verständigen, sanften und für die christliche Religion reifen Einwohnern einen christlichen Missionär gesehen, noch nie die Predigt des Evangeliums vernommen; wie daher Xaver erschien und nach schneller Erlernung der Landessprache zu predigen begann, trieb die Neugierde, Gelehrigkeit und Empfänglichkeit der Japanesen allerseits viele Zuhörer herbei. Einen ganz besonders günstigen Eindruck machte es, daß Xaver ganz ohne alle eigennützige Absichten aus so weiter Ferne her zu ihnen gekommen sei, um ihnen die neue Botschaft zu bringen, und daß die neue Lehre so sehr mit der Vernunft übereinstimme. Und da mehrere Unterkönige, besonders der König von Bungo, die neue Religion frei predigen ließen und ihren Unterthanen die Annahme derselben gestatteten, da ferner der Buddhaismus der Japanesen in den äußeren Formen manche Aehnlichkeit mit den Einrichtungen und Anstalten der neuen Religion darbot, und Xaver daran anknüpfte, und wo es geschehen konnte, sich den Sitten und Gebräuchen des Landes anbequemte, so legte er in kurzer Zeit,

ungeachtet des heftigsten Widerstandes der Bonzen, den Grund zu jener zahlreichen japanesischen Martyrerkirche, welche der Gegenstand der Bewunderung aller Zeiten bleibt. — Allein auch diese Erfolge hatten Xaver's Hunger nach unsterblichen Seelen noch nicht gesättigt und seinen Durst nach Arbeiten und Leiden um Gottes und des Nächsten willen noch nicht befriedigt. Er hatte in Japan gehört und sich selber davon überzeugt, daß es für die Bekehrung der Japanesen, welche Alles auf die Chinesen hielten, von entscheidendem Einfluß sein müßte, wenn es gelänge, vorher die Chinesen zu bekehren. Aus diesem Grunde verließ er, nachdem er zwei Jahre und vier Monate in Japan zugebracht, am 20. November 1551 dieses Land und kehrte nach Goa zurück, um vor der Abreise nach China die indischen Missionsangelegenheiten zu ordnen, und die Unterstützung des Vizekönigs zu einer feierlichen Gesandtschaft an den Kaiser von China zu erwirken. Beides geschah; aber als Xaver mit der Gesandtschaft nach Malacca kam, ließ der dasige gottlose Gouverneur die Gesandtschaft nicht weiter vordringen. Noch nie hatte Xaver von seinen Vollmachten eines apostolischen Nuntius Gebrauch gemacht, ja noch Niemand hatte bisher von ihm erfahren, daß er apostolischer Nuntius sei; jetzt zum ersten Male übte er durch die Exkommunikation des gottlosen Statthalters seine Gewalt aus, und schiffte sich hierauf von einem Ordensbruder begleitet nach der ganz in der Nähe der chinesischen Stadt Canton gelegenen Insel Sancian ein. Von hier aus dachte er nach China überzusetzen, trotz aller Abmahnungen der auf Sancian befindlichen Portugiesen; „wenn Gott für uns ist, wer ist wieder uns!" sprach er und sah mit Sehnsucht in das ungeheure Saatfeld hinüber. Aber seine Sendung war vollendet. Angesichts dieses unermeßlichen Reiches hauchte er hier, von Allen verlassen, in einer armen Hütte am 2. Dezember 1552 in einem Alter von 46 Jahren seine große Seele aus. Noch nie hatte die Welt seit den Tagen des Apostels Paulus einen Völkerlehrer gesehen gleich Franz Xaver. Durch Natur und Gnade zum Apostel bestimmt und gesalbt, durch übernatürliche Sprachen- und Wundergaben von Gott verherrlicht, von der feurigsten und reinsten Gottes- und Menschenliebe beseelt, mit dem Kranze aller christlichen Tugenden geschmückt und in seiner apostolischen Thätigkeit mit wunderbaren Erfolgen gekrönt, zeigte er zugleich den von der katholischen Kirche abgefallenen Abendländern, wo die wahre Kirche Christi sei, während er in den östlichen Erdstrichen die Stimme Indiens zum himmlischen Vater und seinen eingebornen Sohn beten lehrte.

20.

Suleiman der Prächtige.

Den Gipfel seiner Herrlichkeit erreichte das Osmanenreich in Europa unter Suleiman dem Prächtigen.

Christliche Fürsten, wie Constantin, Theodosius, Ludwig IX. von Frankreich, hinterließen ihren Nachfolgern weise Tugendlehren als Vermächtniß; auch Suleiman's Vater, Selim I., ließ seinem Sohn ein solches Testament zurück. Wenn aber Ludwig IX. sagte: „Nichts gefällt Gott so sehr, als das Schauspiel der Eintracht und des Friedens," — so war Selim's letzter Seufzer ein Kriegsruf: „Ich sterbe zehn Jahre zu früh, wie viel bleibt mir noch zu thun übrig! Ich wollte Persien vernichten, die Christen von Rhodus und Ungarn besiegen, und mein siegreiches Schwert über die Donau tragen! Ich hinterlasse meinem Sohne meine Eroberungen, mit dem Auftrag, sie fortzusetzen!" Diesen letzten Willen vernahm Suleiman und erfüllte ihn treulich, denn sein ganzes Leben war Krieg gegen Christen und Perser und nur der Tod entriß seiner Hand das Eroberungsschwert.

Kaum hatte er den Thron bestiegen, so schickte er einen Gesandten an den König von Ungarn, um diesen Tribut abzufordern, den er zu beanspruchen nicht berechtigt war. Der türkische Gesandte ward hingerichtet. Suleiman, der nur einen Vorwand zum Kriege gegen die Ungarn suchte, erklärte, daß er die Ermordung seines Gesandten nicht unbestraft lassen werde. Er zog mit einem Heere von Stambul aus, belagerte und eroberte Belgrad, und der Fall dieses wichtigen Platzes zog den mehrerer anderen Städte nnd Burgen an der Save und an der Donau nach sich. Der Beherrscher der Gläubigen verwandelte die Domkirche von Belgrad in eine Moschee, und zog dann im Oktober 1520, unter dem Zujauchzen des Volkes, wieder in Constantinopel ein.

Durch die Einnahme von Belgrad hatte Suleiman die 1436 von Mohammed II. vor den Wällen dieser Stadt erlittene Schmach gerächt; um die Ehre der osmanischen Waffen ganz wieder herzustellen, bedurfte es nur noch einer Züchtigung der Johanniterritter, die 1480 den Eroberer von Byzanz und Griechenland siegreich von Rhodus zurückgewiesen hatten. Noch andere Gründe bestimmten Suleiman zur Eroberung von Rhodus. Diese Insel war die letzte Ansiedelung der Christen in Asien, der vorgeschobene Posten des Abendlandes im Archipel; so

lange die Ritter Herren derselben blieben, gehörte die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere den christlichen Nationen, und Suleiman mußte beständig einen neuen großen Eroberungszug Europa's gegen Palästina, Syrien und selbst Egypten befürchten. Indem der Sultan den Rittern Rhodus entriß, vernichtete er, wie er sich selbst ausdrückte, einen Krebs im Herzen seines Reichs, versicherte sich eines wichtigen Verbindungspunktes zwischen Stambul und Kairo, und sicherte außerdem die Freiheit des osmanischen Handels und den sich nach Mekka begebenden syrischen Pilgern eine ungestörte Reise. Der Zeitpunkt, den Suleiman zu seinem Unternehmen wählte, konnte nicht glücklicher sein; denn in Folge der durch die Reformation in ganz Europa entstandenen Gährung und der blutigen Kriege zwischen Karl V. von Deutschland und Franz I. von Frankreich konnte von einer Unterstützung der Ritter aus dem Abendlande nicht die Rede sein. Ihren eigenen Kräften überlassen, konnten die Johanniter Suleiman nicht besiegen.

Von dem Sultan aufgefordert, ihm die Insel zu übergeben, würdigte ihn der Großmeister keiner Antwort und bereitete sich zum Widerstande vor. Am 28. Juli 1522 erschien der Padischah an der Spitze von 200,000 Kriegern auf 300 Fahrzeugen jeder Größe vor Rhodus; er führte 400 Kanonen mit sich. Unter seiner Regierung war die osmanische Artillerie der der übrigen Staaten Europa's weit überlegen; sie war eines der Hauptelemente seiner Erfolge vor Belgrad, vor Rhodus und bei der Eroberung Ungarns 1526. Das türkische Reich war damals in der Blüthe seiner kriegerischen Macht; es trat ganz unter die Waffen, um 600 Ritter, unterstützt von 4000 Mann regulärer Truppen, zu besiegen. In der Kriegsgeschichte keines Volkes gibt es etwas, was mit der Vertheidigung von Rhodus im Jahre 1522 zu vergleichen wäre, und der Großmeister l'Isle-Adam hat sich in dem verhängnißvollen Kampfe zwischen dem Halbmond und dem Kreuze mit unsterblichem Ruhme bedeckt. Sechs Monate lang widerstanden die Ritter den gewaltigen Anfällen der Türken. Die Bewohner der Insel und hauptsächlich die Frauen kämpften neben den streitenden Christen. Eine griechische Frau sah ihren Gemahl, von Kugeln durchbohrt, auf den Wällen der Stadt hinsinken; voller Verzweiflung ergreift sie ihre beiden jungen und schönen Töchter bei den Haaren, macht das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn, und nimmt ihnen dann das Leben, indem sie ausruft: „Jetzt, Engel Gottes, werdet ihr nicht von unreinen Händen befleckt werden!“ Dann hüllt sie sich in den blutigen Mantel ihres

Gatten, ergreift sein Schwert, stürzt sich in das wildeste Kampfgewühl und stirbt den Tod einer Heldin.

Schon waren 80,000 Türken in diesen Riesenkämpfen erlegen. Suleiman befahl auf den 30. November einen letzten Sturm und verlor abermals 15,000 Mann. L'Isle-Adam, wie er geharnischt auf der Siegerbastion stand, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Oriflamme, mußte den fliehenden Türken, wie ein Vernichtungsengel, oder wie der Genius der Schlacht und des Ruhmes erscheinen; sie verzweifelten einen Augenblick an dem Siege; schon wollte Suleiman die Belagerung aufheben, als zwei Verräther, ein jüdischer Arzt und Andrea D'Amaral, ein portugiesischer Ritter und Großkanzler des Ordens, dem Padischah Nachricht von dem traurigen Zustande der Stadt gaben. Ihre von dem Geschütz der Türken halb zusammengeschossenen Wälle konnten neuen Angriffen nicht wiederstehen; den Rittern, die bloß noch 200 Mann stark waren (die Uebrigen waren gefallen), fehlte es an Mundvorrath und Munition. Der Verrath des Juden war erwiesen und die Belagerten viertheilten den Verbrecher; D'Amaral behauptete trotz der Folter seine Unschuld, aber der Ordensrath verdammte ihn zum Tode, und er wurde auf der Stelle enthauptet. Dieser D'Amaral hatte früher nach der Großmeisterwürde gestrebt und die Ritter hatten l'Isle-Adam vorgezogen. „L'Isle-Adam wird der letzte Großmeister von Rhodus sein!" hatte der Portugiese bei dieser Entscheidung ausgerufen. Dieses von Neid eingegebene Wort brachte ihm Verderben; aber das entschiedene Leugnen D'Amaral's, Angesichts des Todes, läßt wenigstens noch Zweifel über die Richtigkeit der Beschuldigung zu.

Der baldigen Eroberung von Rhodus sicher, wollte der Sultan in einem Anfall von Großmuth der unglücklichen Stadt die Gräuel einer Erstürmung ersparen, und schlug dem Großmeister eine Capitulation vor. Entschlossen, lieber zu sterben, als sich zu ergeben, wiesen l'Isle-Adam und seine Ritter die Anträge Suleiman's zurück; aber die Bewohner von Rhodus, außer sich über die schrecklichen Leiden, die ihrer warteten, bestürmten den Großmeister mit Thränen, Erbarmen mit ihnen zu haben und die Capitulation anzunehmen. Ihrem Flehen nicht nachgeben, hieß sie einem sichern Tode weihen. „Ach, nicht die Ritter capituliren!" sagte l'Isle-Adam mit dumpfer Stimme, „sondern Frauen, Greise und Kinder, deren Blut auf mein Haupt fallen wird." Er streckte die Waffen und begab sich in das Zelt Suleiman's, der seine Tapferkeit pries und sein Unglück beklagte. Die Uebergabe von Rhodus fand am Morgen

des Weihnachtstages 1522 in derselben Stunde statt, wo Papst Hadrian VI. die Messe in der St. Peterskirche zu Rom hielt. Während des Gottesdienstes löste sich ein Stein von dem Gesims ab und fiel dem Papst vor die Füße. „Diesen Vorfall," sagt ein italienischer Schriftsteller, „betrachtete man als ein Vorzeichen des Falls des ersten Bollwerks der Christenheit." Der Großmeister forderte Suleiman auf und erhielt von ihm das Versprechen, den christlichen Gottesdienst auf Rhodus unbehindert zu lassen. Dann zogen der Sultan und l'Isle-Adam miteinander in die Stadt ein. Als Suleiman den Palast des Großmeisters in Besitz nahm, zeigte er seinem Wessir Ibrahim den von Kummer ganz niedergedrückten l'Isle-Adam mit den Worten: „Nicht ohne tiefen Schmerz zwinge ich diesen Christen, in seinem Alter sein Haus und seine Besitzung zu verlassen; aber es stand so geschrieben!"

Am 1. Januar 1523 verließen der Großmeister und seine Ritter, Alle mit ruhmvollen Narben bedeckt, voller Trauer die Insel Rhodus, welche der Orden zwei Jahrhunderte lang besessen hatte. 1527 schenkte Karl V. den Rittern Malta, die sich von nun an nach dieser Insel nannten. — Seit der Thronbesteigung Suleiman's bestanden geheime Verbindungen zwischen ihm und Franz I., König von Frankreich. Dieser beredete den Sultan zu einem Einfall in Ungarn, um seinen gefürchteten Nebenbuhler Karl V. dorthin zu locken. Einem Vertrage gemäß sollte die ungarische Krone an das Haus Oesterreich kommen, im Fall Ludwig II. ohne Nachkommenschaft sterben sollte. Hievon unterrichtet, wollte Suleimann verhindern, daß Deutschland seine Herrschaft über das dem osmanischen Reiche so nahe gelegene Ungarn ausdehne, und der König von Frankreich bestärkte aus Haß gegen Karl V. den Sultan in seiner kriegerischen Stimmung. Das Bündniß Franz I. mit Suleiman gab der Christenheit großes Aergerniß. Der König von Frankreich suchte sich später dadurch zu rechtfertigen, daß er Karl V. Ehrgeiz und Treulosigkeit schuld gab; aber diese Rechtfertigung ist schwer zuläßig, wenn man an die damals die christliche Welt bedrohenden Gefahren denkt.

Suleiman zog im Monat Juli 1526 mit einem Heere von 100,000 Mann in's Feld; keine Stadt, keine feste Burg konnte der Wuth der Osmanen widerstehen; sie hatten halb Ungarn in eine Wüste verwandelt, ehe sie auf die Armee Ludwig's II. stießen, die, nur 22,000 Streiter stark, sich unkluger Weise mit den gefürchteten Schaaren Suleiman's zu messen unterfing. Auf der Ebene von Mohacz, auf auf dem westlichen Ufer der Donau, lieferten sich die Christen und Türken

die berühmte Schlacht, welche über das Schicksal Ungarns entschied. Als Suleiman die Truppen Ludwig's II. erblickte, hob er die Hände gen Himmel und rief aus: „Mein Gott! die Kraft und die Macht sind dein! Beschütze das Volk Mohammed's!" In weniger als fünf Stunden waren 20,000 Christen, tapfer kämpfend, auf dem Schlachtfelde von Mohacz gefallen. Der Rest ergriff die Flucht und kam mit dem König in grundlosen Morästen um. Zwölf Tage später zog Suleiman ohne Schwertstreich in die Stadt Buda oder Ofen, die Hauptstadt Ungarns, ein, und feierte den Beiram (türkische Ostern) im Palast Ludwig's II., dessen Schätze er plünderte. 100,000 Christen wurden als Sklaven nach Constantinopel geschleppt, in den Bazars dieser Stadt verkauft, und in alle Provinzen der asiatischen Türkei zerstreut. Dieser Feldzug Suleiman's in Ungarn war ein großer Raubzug. Die Türken achteten die Lebenden nicht mehr wie die Todten. Nach dem Beispiele des wilden Timur schnitten sie den Leichen der gefallenen Feinde auf dem Schlachtfelde von Mohacz den Kopf ab und erbauten daraus Pyramiden vor dem Zelt Suleiman's, der diese gräßliche Barbarei nicht verhinderte. Der von allen Sultanen von Stambul am meisten Bewunderte war nicht der am wenigsten Grausame. Aber dieser Fürst hatte zuweilen Ahnungen vom Schönen und Großen, seine Seele war nicht immer dem Erbarmen verschlossen und sein Geist begeisterte sich für die Meisterwerke der Kunst; er bewunderte die Erzstatuen des Apollo, des Herkules und der Diana, welche das königliche Schloß in Ofen zierten. Mit offener Verletzung einer Vorschrift des Korans, welche die Nachbildung jedes von Gott erschaffenen Wesens untersagt, ließ Suleiman die Statuen nach Stambul schaffen. Suleiman wollte die Herrschaft über das eroberte Ungarn nicht unmittelbar in der Hand behalten; er begnügte sich, einen zinspflichtigen Staat daraus zu machen. Zu diesem Zwecke ernannte er einen unermeßlich reichen ungarischen Magnaten, Johann Zapolya, zum Staathalter von Ungarn, mit dem illusorischen Titel eines Königs; aber Erzherzog Ferdinand vertheidigte mit den Waffen in der Hand seine Anrechte auf die ungarische Krone, und besiegte Zapolya auf der Ebene von Tokai. Am 3. September 1529 verließ Suleiman Constantinopel an der Spitze von 200,000 Mann, um Ferdinand zu bekriegen und Zapolya, der die Nationalehre seinem Ehrgeiz opferte und sich nicht schämte, der Lehensmann des Feindes Ungarns und der Christenheit zu werden, wieder auf den Thron zu setzen. Der Sultan schleppte ihn, in seinem Gefolge auf seinem Marsche nach Adria-

nopel, nach der Hauptstadt Oesterreichs mit sich. Am 27. September schlug er sein Lager vor den Mauern Wiens auf. Ferdinand befand sich für den Augenblick nicht in der Stadt, sondern in Oberösterreich. Die ganze Besatzung Wiens bestand aus 16,000 Mann; der Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, Graf Niklas von Salm, der Freiherr von Roggendorf und der Landvoigt von Steiermark, Georg von Leuchtenberg, führten den Befehl, — lauter in der deutschen Geschichte mit Ruhm verzeichnete Namen, denn diese Männer retteten das Vaterland. Die plötzlich von den gewaltigen Heerschaaren Suleiman's angefallenen christlichen Krieger und Bewohner Wiens legten eine Hingebung und einen Heldenmuth ohne Beispiel an den Tag. Sie haßten die Türken auf das tiefste und wollten siegen oder sterben. In dieser denkwürdigen Belagerung, welche drei Wochen dauerte, verloren die Osmanen 40,000 Mann, und Suleiman sah sich endlich zum Abzug gezwungen. „Ich weiß," sagte er eines Tages zu einem ungarischen Gesandten, „ich weiß, daß die christlichen Mächte mehr als einmal drohende Wolken über den Häuptern meiner Vorfahren, des Volkes Mohammed's, aufgehäuft haben; aber diese Wolken entsenden keinen Blitz." Dießmal traf der Blitz schrecklich das Haupt des Christenfeindes, und Suleiman mußte erkennen, daß er nicht unüberwindlich war. Sein gedemüthigter Stolz wollte seine Niederlage vor den Wällen Wiens nicht eingestehen; er ließ dem Pfalzgrafen durch seinen Wessir schreiben, daß er nicht gekommen sei, um die Stadt einzunehmen, sondern um mit dem Erzherzog zu kämpfen, der „unsichtbar geblieben sei, wie ein Fuchs in seiner Höhle." Um den Truppen und dem Volke von Constantinopel glauben zu machen, daß er die Oesterreicher überwunden habe, vertheilte er nach seiner Rückkehr in diese Stadt reiche Geschenke an die vornehmsten Anführer seines Heeres. Die Geschichte hat es aber längst als ein unbestreitbares Factum anerkannt, daß der glänzende Sieg der Oesterreicher im Oktober 1529 die Christenheit von einer neuen Ueberfluthung durch die Barbaren gerettet hat.

König Franz I. von Frankreich ruhte nicht, den Sultan neuerdings gegen Karl V. aufzustacheln. Suleiman zog abermals nach Ungarn, ließ sich jedoch bald den Abschluß eines Friedens gefallen, zumal seine Flotten im Mittelmeer durch Karl's V. Admiral, Andreas Doria, wiederholt geschlagen worden. Dafür entschädigte sich der Padischah durch einen siegreichen Krieg mit Persien.

Suleiman hatte ein zahlreiches, tapferes, gut organisirtes und disciplinirtes Landheer, denn unter der Hand des gewaltigen Herrschers hatten selbst die wilden Janitscharen den Nacken gebeugt. Seine Seemacht war auch bedeutend; aber es fehlte seiner Flotte an geschickter Führung; er wußte es und suchte seit langer Zeit nach einem geschickten Seemanne, wie er ihn brauchte, um seine Seemacht auf eine Höhe zu heben, die seines großen Reiches würdig wäre. Diesen Mann fand er 1533 in Chair-Eddin, genannt Barbarossa, einem Seeräuberkönig, der, geboren in Mitylene als Sohn eines armen Töpfers, sich allmählig durch seinen kriegerischen Geist, seine Raubzüge und seine Unerschrockenheit fürchterlich gemacht hatte, und zuletzt die arabischen Herrscher aus Algier verjagte, das er nun zu seinem Fürstensitz wählte und zum Ausgangspunkte seiner Raubzüge machte. Barbarossa, der sich die Unterstützung der osmanischen Pforte für gewisse Fälle sichern wollte, hatte sich schon Selim I. unterworfen, und dieser Sultan hatte ihm den Säbel, das Pferd und die Trommel, die Zeichen der Würde eines Sandschak oder Statthalters einer Provinz, überschickt. Vor dem Antritt seines Feldzuges gegen Persien rief Suleiman Chair-Eddin nach Constantinopel, überschüttete ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen, ernannte ihn zum Kapudan-Pascha oder Groß-Admiral, stellte ihm unermeßliche Summen und seine Werfte zur Verfügung, und beauftragte ihn, Kriegsschiffe zu bauen. 1534 verließ Barbarossa das goldene Horn mit achtzig Segeln, verwüstete die Küste Italiens, und seine Erscheinung in jenem Meere verbreitete Schrecken bis Sizilien, Neapel und sogar Rom; dann wendete er sich gegen Tunis und bemächtigte sich dieser Stadt im Namen des Padischah von Constantinopel. Seit länger als 600 Jahren herrschte in Tunis die Dynastie der Beni-Haf; der Sultan, den Barbarossa entthronte, hieß Mulei-Hassan. Aber Chair-Eddin blieb nicht lange im Besitze von Tunis; 1535 griff ihn Karl V. mit fünfhundert Fahrzeugen an; der Kaiser bemächtigte sich des Forts Goletta, das für den Schlüssel der Stadt gilt, und zog als Sieger in Tunis ein. Seine Soldaten ließen 30,000 der Einwohner, Seeräuber wie die von Algerien, über die Klinge springen, und setzten 25,000 Christensklaven in Freiheit.

Barbarossa's kriegerische Thätigkeit hatte bald die Küsten der Berberei in dem Sultan unterworfene Provinzen verwandelt. Ebenso verdankte Suleiman Chair-Eddin die Einverleibung von mehr als 20 Inseln des griechischen Archipels, die früher der Republik Venedig gehört hatten, in seine Staaten.

Während Barbarossa im Mittelmeere die christlichen Flotten schlug, verbreitete Suleiman Pascha, Statthalter von Aegypten, Schrecken bis in das ostindische Meer, besiegte die Portugiesen, belagerte und eroberte die Stadt Diu, und unterwarf die arabischen Fürsten an den Küsten des rothen Meeres der osmanischen Herrschaft.

Zapolya's Tod gab den Anlaß zu einem neuen Kriege mit Oesterreich. Ferdinand fiel in Ungarn ein und bemächtigte sich eines Theils der Besitzungen des Vasallen der Pforte. Sogleich erschien Suleiman, schlug Ferdinand, vereinigte halb Ungarn mit dem Türkenreich, und schloß den Frieden von 1547, den Oesterreich theuer erkaufen mußte.

Werfen wir nach dieser Schilderung des glorreichen Eroberers noch einen Blick in das innere und häusliche Leben des großen Sultans.

Gräßliche Familienereignisse befleckten den kaiserlichen Purpur Suleiman's mit Blut. In seinem Serail, dem Brennpunkte aller Ränke und Wollüste, befanden sich zwei Frauen, Nebenbuhlerinnen, die eine eine Tscherkessin, deren Name die Geschichte nicht aufbewahrt hat, die andere die berühmte Roxelane. Ihr Einfluß auf Suleiman war unbeschränkt. Dieser Fürst, der während seines Lebens die halbe Welt beherrschte, ließ sich im Innern seines Serails von Roxelane, seiner früheren Sklavin, die, nachdem sie den Beherrscher der Gläubigen zum Vater von vier Söhnen gemacht hatte, Sultana geworden war, wie ein Kind leiten. Die erwähnte Tscherkessin hatte zuerst einen Thronerben geboren, Mustapha, einen Prinzen, der durch seine Schönheit wie durch seinen Geist gleich bemerkenswerth war. Angebetet vom Volke und vom Heere, war Mustapha die Hoffnung des Reiches. Die Söhne Roxelanen's hießen: Selim, Mohamed, Bajazet und Dschehangir. Der zweite dieser Prinzen starb 1543. Suleiman, der ihn mehr liebte als alle andern Kinder, schluchzte laut, als er die Nachricht von seinem Tode in der Mitte seines siegreichen Heeres auf den Ebenen Ungarn's empfing. Bei dieser Gelegenheit ließ der Sultan eine prächtige Moschee bauen, und schenkte 4000 Christensklaven die Freiheit; eine edle Art, eine theure Erinnerung zu feiern, und würdig des väterlichen Schmerzes eines allmächtigen Kaisers! Aber durch einen der Widersprüche, welche nur die schreckliche türkische Politik erklärt, wurde derselbe Vater einige Jahre später der Henker fast aller seiner noch lebenden Kinder.

Als Erstgeborner mußte Mustapha nach Suleiman den Thron besteigen. Roxelane hatte andere Plane. Der Wessir Ibrahim Pascha errieth dieselben, und traf alle Vorsichtsmaßregeln, damit Mustapha nichts

Böses geschähe. Ibrahim war für die Ausführung der Plane Roxelanen's ein Hinderniß. Sie überredete Suleiman, daß sein Wessir ein Verräther sei, und Suleiman opferte seinen Minister. An dessen Stelle gelangte durch ihren Einfluß der ihr ganz ergebene Rustem Pascha. Dieser verstand es, dem Sultan Argwohn gegen Mustapha beizubringen, ja ihn als die Seele einer Verschwörung der Janitscharen zu bezeichnen. Suleiman schickt nach Amassa und läßt Mustapha zu sich in's Lager rufen. Mustapha traf wenige Tage darauf ein, und das Heer begrüßte ihn mit lautem Jauchzen. „Hört Ihr dieß Geschrei?" sagte Rustem zum Padischah. „Ja, es ist Aufruhr!" entgegnete der Sultan. Ohne sein Schicksal zu ahnen, kommt Mustapha vor dem kaiserlichen Zelte an, steigt vom Pferde und tritt hinein. Er findet dort nur Stumme, die ihn ergreifen und erdrosseln. „Vater, Vater!" ruft Mustapha, während er sich gegen seine Mörder wehrt. Hinter einem seidenen Vorhang versteckt, sieht Suleiman diesem furchtbaren Auftritt zu, und sein Ohr bleibt taub gegen die Hülferufe seines Sohnes. Dschehangir, der Mustapha zärtlich liebte, befand sich gerade im kaiserlichen Lager; er eilte nach dem Zelte Suleiman's und fand Mustapha leblos am Boden liegen. Der Sultan tritt jetzt vor Dschehangir. „Unnatürlicher Vater!" ruft dieser zu ihm, „Du sollst statt eines Grabes zwei gefüllt haben!" Mit diesen Worten stößt er sich einen Dolch in's Herz, und sinkt todt auf den noch zuckenden Leichnam seines Bruders. Ein Aufruhr bricht im Lager aus. Entrüstet verlangen die Soldaten den Kopf Rustem Pascha's, dem sie diese Verbrechen Schuld geben. Suleiman schickt ihn bloß in die Verbannung. In der Stadt Brussa lebte ein zwölfjähriger Sohn Mustapha's, Namens Ibrahim. Suleiman sprach ihm gleichfalls das Todesurtheil. Ein Verschnittener entriß ihn durch List den Armen seiner Mutter, führte ihn an einen abgelegenen Ort und zeigte ihm die todtbringende Schnur mit den Worten: „Der Sultan hat Deinen Tod befohlen." „„Dieser Befehl ist mir so heilig, als wenn er von Gott selbst käme,"" entgegnet Ibrahim, indem er seinem Henker den Hals hinhält, und der Verschnittene erdrosselt ihn! Die heldenmüthige Hingebung dieses Kindes zeigt, bis zu welchem Punkte man den Gehorsam gegen die Gewalt des Vaters und des Sultans bei dem Geschlechte Osman's trieb. Die Grausamkeit Suleimans braucht man nur zu erzählen, um sie zu brandmarken.

Suleiman, dessen Regierung in Friede anfing, beschloß sein Leben mitten im Kriege. Maximilian II., Sohn und Nachfolger Ferdinand's,

als deutscher Kaiser und König von Ungarn, weigerte sich, den im Vertrage von 1547 stipulirten jährlichen Tribut zu zahlen, und fiel in den Theil von Ungarn ein, der nach demselben Vertrage Sigismund, dem Sohne Zapolya's, gehörte. Suleiman, jetzt zweiundsiebenzig Jahre alt, war von heftigen Gichtanfällen geplagt. In Folge dieser Krankheit außer Stande ein Pferd zu besteigen, ließ er sich in einem offenen Tragbett tragen, und verließ auf diese Weise mit seinem Heere im Monat Juli 1566 Constantinopel. Suleiman begann mit der Belagerung von Szigeth, wo Maximilian unter dem Befehle des tapferen Zriny Truppen zusammengezogen hatte. Schon dauerte die Belagerung einen Monat, und jeder Sturm der Türken war bisher zurückgewiesen worden. Erbittert über den tapfern Widerstand der Christen sagte Suleiman in der Nacht vom 5. zum 6. September 1566 zu seinem Wessir: „Wird dieser Schornstein nicht aufhören zu brennen, und die große Trommel des Sieges nicht bald zu hören sein! Was machen meine Janitscharen?" Kaum hatte der Sultan diese Worte gesprochen, so traf ihn der Schlag. Er starb, ohne zu wissen, daß er Sieger war, denn sein Heer zog erst am 8. September in Szigeth ein. Eine Stunde vor der Einnahme der Stadt, als er alle Hoffnung zur Rettung verloren, zog Graf Zriny seine schönsten Kleider an, steckte die Schlüssel der Thore in die Tasche, ergriff einen Ehrensäbel, den Kaiser Ferdinand ihm früher als Belohnung für eine ausgezeichnete Heldenthat geschenkt, und rief, indem er diese Waffe und die Augen gen Himmel erhob, dreimal den Namen Jesus an: „So lange ich diesen Arm bewegen kann," setzte er hinzu, „soll mir Niemand die Schlüssel Szigeth's noch den Säbel entreißen, mit dem ich mir den ersten Ruhm erworben habe! So werde ich vor Gott treten, um von ihm gerichtet zu werden, und die Türken sollen mich nur als Leichen in ihre Gewalt bekommen!" Er macht mit seinen letzten Truppen einen Ausfall aus der Stadt, stürzt sich mitten unter die Feinde, tödtet eine große Anzahl Türken, und fällt endlich, getroffen von zwei Kugeln in der Brust und einem Pfeil im Kopfe. Mit Recht glänzt der Name Zriny's unter den ruhmreichsten in den Annalen von Ungarn.

Die Leiche Suleiman's wurde feierlich nach Constantinopel gebracht. Seine Regierung, die sechsundvierzig Jahre dauerte, zeichnete sich durch glänzende Thaten und große Verbrechen aus. Die Aufzählung der von ihm selbst geleiteten Feldzüge, seiner Siege, seiner Eroberungen, seiner Gesetze, der von ihm erbauten Wasserleitungen, Brücken, hohen Schulen, Moscheen, Paläste würden einen ganzen Band füllen. Mit vollem Rechte führte dieser Fürst die

Beinamen: der Gesetzgeber, der Eroberer, der Prächtige. König Salomo, der nach den Vorstellungen der Orientalen der Ausdruck des glänzendsten Ruhmes, der erhabendsten Größe und der höchsten Macht ist, ist in den Augen der Türken das vollkommene Ebenbild Suleiman's I. Suleiman erhob die osmanische Macht auf ihren Gipfel. Seine Waffen machten die Welt erzittern. Bei seinem Tode hinterließ er ein Reich, welches sich von Gran auf dem rechten Ufer der Donau, vierzig Stunden von Wien, bis Basora, nicht weit vom persischen Meerbusen, und von der Krim bis jenseits Mekka und bis an die Küsten der Berberei und die Wüste erstreckte. Er organisirte eine gewaltige Heeresmacht zu Lande und zu Wasser, stellte die Finanzen wieder her, bestrafte die feilen Beamten, die meineidigen Richter, die Wüstlinge, die Gotteslästerer, und schenkte seinen Völkern die Gerechtigkeit wieder. Zu keiner andern Zeit war das türkische Reich so fruchtbar an großen Feldherren, an Baumeistern, an Geschichtschreibern, an Dichtern, an literarischen und wissenschaftlichen Schöpfungen, als unter der Regierung Suleiman's. Der große Padischah von Stambul theilte das Gold mit vollen Händen unter die mit geistigen Arbeiten Beschäftigten aus, denn nichts schien eines Fürsten würdiger zu sein als der Schutz und die Aufmunterung der Wissenschaften und Künste. Suleiman liebte die Pracht in der Kleidung und in seinen Palästen, er hatte zweitausend Pferde in seinen Marställen. Sein Lagerzelt während des Krieges war im Innern mit Goldstoff ausgeschlagen und wurde von Säulen mit goldenen Capitälern gestützt. Man ging darin auf persischen Teppichen, die ein türkischer Dichter mit dem grünen Moose in den Gärten des Serails vergleicht. Suleiman hatte einen majestätischen und stolzen Anstand, sein hoher und schlanker Wuchs flößten Achtung und zuweilen Schrecken ein. Sein Mantel funkelte von Edelsteinen; auf seinem Turban, geschmückt mit einem Federbusch von drei Reiherfedern, glänzte ein großer Diamant von Golconda. Die Decke seines Pferdes war mit Rubinen und andern Edelsteinen besäet; das Gebiß und die Steigbügel waren von Gold, und zwei Diamanten hingen vom Zaume herunter. Wenn sich der Fürst auf diesem so geschmückten, herrlichen Thiere an der Spitze seiner schönen Armee zeigte und in Constantinopel mit dem Siegeszeichen und den Schätzen der überwundenen Völker einzog, während die Osmanen ihm in Schaaren zum Empfange entgegeneilten, da war der ruhmreiche Sohn Selim's I. allerdings der „prächtige Sultan!“ Als aber seine Leiche aus Ungarn nach seiner Hauptstadt zurückgebracht wurde, da las man auf der verschlossenen Tragbahre:

„Alle Herrschaft ist vergänglich! Die letzte Stunde erwartet jeden von Menschen Gebornen. Aber weder die Zeit noch der Tod können dem Ewigen etwas anhaben. Er allein ist groß!“

17.

Die Seeschlacht von Lepando.

Es ist eine Thatsache, die auf den ersten Blick des Ernstes der Geschichte wenig würdig und zugleich den religiösen Grundsätzen der Türken zu widersprechen scheint, aber dennoch eine von den gewissenhaftesten Geschichtschreibern bestätigte Thatsache, daß der Cyperwein einer der Beweggründe war, welche Selim II., den Sohn und Nachfolger Suleiman's des Prächtigen bestimmten, die Insel Cypern, eine der letzten Besitzungen der Republik Venedig im Archipel, zu erobern. Trotz des Korans, trotz der strengen Gesetze Suleiman's gegen den Genuß des Weins, legten die Osmanen des 16. Jahrhunderts und vornehmlich Selim II., welcher den entehrenden Beinamen Mest (Trunkenbold) verdiente, eine maßlose Leidenschaft für das verbotene Getränk an den Tag.

Der 1540 zwischen Venedig und der Pforte geschlossene Friedensvertrag war noch nicht abgelaufen. Jeder ernstliche Vorwand, ihn zu brechen, fehlte Selim II. Der Sultan legte dem Großmufti die Frage vor, ob ihn der Vertrag wirklich zwinge, mit den Venetianern Frieden zu halten? Der hohe Priester gab zur Antwort, daß ein mohamedanischer Fürst mit Ungläubigen einen Frieden nur schließen dürfe, wenn die Mohamedaner daraus Vortheil zögen. „Wenn dieses Ziel nicht erreicht ist,“ schloß der Fetwa, „so kann der Friede nicht durch das Gesetz bestätigt werden.“

Der Kriegszug gegen Cypern wurde auf diese Weise mit einem Meineid begonnen, und schloß mit einem Meineid, als die Türken im August 1571 die Eroberung Cyperns vollendeten. Nach der Belagerung von Famagosta brach der osmanische Befehlshaber nicht nur sein geschworenes Wort, sondern verletzte auch das Völkerrecht und die Gebote der Menschlichkeit auf das scheußlichste. Famagosta widerstand allein noch auf der Insel den Waffen des Feindes; aber endlich von den Schrecken der Hungersnoth gezwungen, mußten die Cyprioten kapituliren und der Anführer des türkischen Heeres Lala Mustapha nahm die Kapitulation an, und unterzeichnete sie mit eigener Hand. Dennoch ließ er den berühmten Bragadino, Statthalter von Cypern, lebendig schinden, als

ihm dieser edle Venetianer die Schlüssel der Stadt überreichte! Er ließ auch das vierzig Mann starke Gefolge Bragadino's enthaupten. Dann behandelten die Osmanen Cypern als erobertes Land. Fünzig schöne, ihren Eltern geraubte Christenmädchen wurden auf türkischen Fahrzeugen in die Sklaverei geschleppt. In ihrer Verzweiflung werfen die Gefangenen Feuer in die Pulverkammer, und verschwinden, den Tod der Entehrung vorziehend, mit den Trümmern des brennenden Schiffes unter den Wogen.

Cypern fiel nach einem einjährigen sehr blutigen Kampfe in die Hände der Türken. Während dieser Zeit bildete sich durch die Anstrengungen Pius V. die heilige Liga, welche zur Vergeltung für das auf Cypern und anderwärts in Strömen vergossene Christenblut dem Islam im Golf von Lepanto einen tödtlichen Schlag beibrachte.

Eine Flotte von zweihundert und dreißig Fahrzeugen, die dem Papste, dem König von Spanien Philipp II., der Republik Venedig, dem Malteserorden und dem Herzog von Savoyen angehörten, mit einer Bemannung von 40,000 Kriegern unter Don Juan von Oesterreich, einem unehelichen Sohne Karl's V., ging am 25. September 1571 von Messina unter Segel. Sie wollte die türkische Flotte von dreihundert Segeln und 100,000 Mann Besatzung aufsuchen, welche, von den Rüstungen der Christen benachrichtigt, im mittelländischen Meere kreuzte. Die Verbündeten finden die Türken in dem Golf von Lepanto, wo vor 16 Jahrhunderten Octavianus Augustus und Marcus Antonius um die Herrschaft über das Römerreich kämpften.

Ein günstiger Wind treibt die Fahrzeuge in den Golf, in welchen sie mit vollen Segeln und fliegenden Fahnen einfahren. Don Juan ordnet sein Geschwader in eine einzige Linie, und vertraut den Befehl über die verschiedenen Abtheilungen Doria, dem päpstlichen Admiral Marc Antonio Colonno, dem venetianischen Admiral Veniero, dem Herzog von Parma, Alexander Farnese, Enkel Karl's V. von Mutterseite und dem Großprior von Messina vom Malteserorden. Don Juan als Generalissimus übernimmt den Befehl über das Centrum. Aehnliche Anordnungen trifft der Kapudan Pascha.

Auf ein gegebenes Signal fallen die christlichen Streiter auf's Knie, sprechen ein kurzes Gebet und erheben sich wieder, voll Vertrauen auf ihren Muth und den Schutz des Himmels. Es ist eine Stunde nach Mittag am 7. Oktober 1571 und die Sonne übergießt das großartige Schauspiel mit einer Fluth von Licht. Bange, feierliche Erwar-

tung herrscht auf beiden Geschwadern. Christen und Moslemin stehen mit den Waffen in der Faust auf dem Verdeck und überall sieht man die Lunten des schweren Geschützes glänzen. Das lange und schreckliche Schweigen bricht endlich ein blinder Schuß vom Schiff des Kapudan Pascha, als Begrüßungssignal und gleichsam als Aufforderung an den christlichen Admiral, sich zu erkennen zu geben. Don Juan sendet eine Kugel von schwerem Kaliber als Antwort hinüber. Jetzt fängt der Kartätschenhagel und das Kleingewehrfeuer an. Die Fahrzeuge speien den Tod aus den Seiten, aus dem Vorder- und Hintertheil; der ferne Widerhall von Missolunghi, Patras und Actium gibt den Donner des schweren Geschützes zurück und der Pulverrauch verdunkelt für einen Augenblick den Glanz der Sonne.

Bald legen sich die 530 Fahrzeuge Bord an Bord und man kämpft nur noch mit blanker Waffe; Schiff gegen Schiff, Mann gegen Mann. Das Blut strömt in's Meer, welches davon geröthet ist. Jeder Christ ist ein Held, und jeder Türke verkauft sein Leben auf's Theuerste. Don Juan wirft sich auf das türkische Admiralschiff. Zweimal zurückgetrieben, entert er zum dritten Male und bleibt Herr des Schiffes. Seine Soldaten erschlagen 500 Janitscharen, welche es vertheidigen. Der Kapudan Pascha fällt tapfer kämpfend. Ein venetianischer Matrose schneidet ihm den Kopf ab und bringt diesen Don Juan, der ihn voll Abscheu zurückweist und in's Meer zu werfen befiehlt.

Der Sohn Karl's V. in glänzender Rüstung hält sein Schwert in der einen Hand und die ihm von Pius V. überreichte Fahne des heiligen Petrus in der andern. Er pflanzt das Banner des Kreuzes auf das feindliche Schiff, nachdem er den Halbmond heruntergerissen und ruft: „Sieg! Sieg!" und alle seine Gefährten wiederholen: „Sieg! Sieg!" 30,000 Türken sind in weniger als fünf Stunden geblieben, 10,000 sind gefangen, 15,000 christliche Galeerensklaven erhalten ihre Freiheit wieder, 55 türkische Schiffe sind verbrannt oder gesunken, 130 sind den Siegern in die Hände gefallen. Während der Nacht vom 7. bis 8. Oktober verläßt Uludsch Ali mit einigen zerschossenen Galeeren, den letzten Resten der türkischen Seemacht, heimlich den Golf. Die Christen verloren nur 15 Galeeren und 8000 Mann. Unter den Verwundeten der abendländischen Flotte befand sich Cervantes, der Dichter des Don Quixote, dem eine türkische Kugel den Arm wegriß. „Dieser unsterbliche Tag," sagt er in seinem berühmten Roman, „brach den Stolz

der Osmanen und enttäuschte die Welt, welche die türkische Flotte für unbesiegbar hielt.“

Don Juan von Oesterreich war fünfundzwanzig Jahre, als er bei Lepanto siegte; er war in diesem Augenblicke der Held der ganzen Christenheit und Pius V. wendete auf ihn das Wort des Evangeliums an: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes!“ Der jugendliche Feldherr glich Karl V. im Aeußern, im Genie und in der Thätigkeit, und er besaß, was seinem Vater fehlte, Redlichkeit, Güte, Offenheit und Großmuth. Es starb dreiunddreißig Jahre alt auf seiner Siegeslaufbahn in den Niederlanden. Der Held des Katholicismus wollte seinen Sieg vom 7. Oktober verfolgen: er wollte sich gegen Constantinopel wenden und den Türken Cypern und Rhodus wieder entreißen, was in diesem Augenblicke nicht schwer war, denn der Feind konnte ihm keinen Widerstand leisten. Aber ein Befehl des Königs von Spanien und die unter den Verbündeten ausbrechende Zwietracht legten seinem Muth Fesseln an und vereitelten seine Eroberungsplane.

Von den ersten Kreuzzügen an bis zu der Expedition von 1571, die ebenfalls ein Kreuzzug war, hatten die Christen selten ihre Siege zu benutzen gewußt; sie verstanden nur zu siegen und der Ruhm schien ihnen genug zu sein.

Die Flotte Don Juan's trennte sich und kehrte in die abendländischen Häfen zurück und der Großwessir Mohammed Sokolli, ein alter Waffengefährte Suleiman's und während der Regierung Selim's II. eine der Säulen des osmanischen Reichs, konnte jetzt zu dem Consul von Venedig in Constantinopel sagen: „Durch die Eroberung Cyperns haben wir Euch einen Arm abgeschnitten; durch die Vernichtung unserer Flotte habt Ihr uns bloß den Bart geschoren; aber ein abgeschnittener Arm wächst nicht von Neuem, während ein abgeschorener Bart mit größerer Kraft wiederkehrt.“

Der Vergleich war so originell, wie treffend; ein Jahr nach der Schlacht von Lepanto zeigte sich eine neue türkische Flotte im goldenen Horn und im Bosporus. Aber wenn auch der Verlust an Menschen und Schiffen bald ersetzt war, so hat sich die Türkei von dem in der Schlacht von Lepanto erlittenen Schlag doch nie wieder erholt. Sie verlor an diesem Tage das moralische Uebergewicht, welches seit vierthalb Jahrhunderten ihre Kraft war. Durch keinen Sieg hat sie ihre Fahnen von der Schmach reinigen können, die Don Juan von Oesterreich am

7. Oktober 1571 ihr zugefügt hat. Seit jenem Tage bis heute ist das türkische Reich allmählig gesunken und seine gegenwärtigen Reformversuche können seine Schwäche nicht verhüllen.

18.

Abfall der Niederlande.

Karl V. hatte die Niederländer zwar oftmals Strenge fühlen lassen, doch war ihm die Nation stets treu und ergeben geblieben. Er selbst, als geborner Niederländer, war beliebt beim Volke, sprach flämisch, trug sich flämisch, zog seine Landsleute auch in auswärtige Dienste. Handel und Gewerbe blühten, das Land erfreute sich großen Wohlstandes; aber nichts Schlimmeres konnte der große Kaiser thun, als die Niederlande seinem Sohne, Philipp II., geben. Philipp war nach Geburt und Erziehung in Sprache, Sitte, Tracht und Politik Spanier. [1])

---

1) Der Gegensatz der Nationalitäten war unter den Ursachen des Aufstandes gewiß von Bedeutung. Unnachahmlich hat ihn Ranke in wenigen Zügen gezeichnet: „Bei den Spaniern finden wir eine entschiedene Richtung zu öffentlichem Hervortreten, zu glänzender Erscheinung. Sie wollen Ritter sein: sie wollen Würden bekleiden; sie scheuen nicht eine gewisse Pracht auf der Straße mit Armuth und Entbehrung zu Hause zu erkaufen. So wie sie eine Bekleidung zu unauslöschlichem Haß antreibt, so verbindet sie eine Wohlthat zu parteiischer Ergebenheit. Die Niederländer sind dagegen ganz einem behaglichen Privatleben zugewendet. Zuerst muß das Haus, das sie bewohnen, wohl gefüllt, es muß mit reinlichem Hausrath jeder Art ausgestattet sein. Dann bekleiden sie wohl ein öffentliches Amt; doch ist dieß einmal geschehen, so sind sie zufrieden und treten auch wieder zurück. Von den öffentlichen Dingen wünschen sie hauptsächlich durch keine Unordnung und Gewaltsamkeit in ihren Besitzthümern gestört zu werden. Zu persönlichen Parteiungen sind sie weniger aufgelegt. Jene sind kriegerischer, diese friedlicher; jene kühne Angreifer, diese herzhafte Vertheidiger; jene mehr auf Gewinn, diese mehr auf Erwerb bedacht. Welch' ein Unterschied ist zwischen dem Vergnügen des Volkes an dem Stier, den der Ritter mit der Lanze entgegenreitend erlegt, oder den man von steilem Berg einen engen Weg nach dem Fluß herabjagt, wo er ersäuft, und jenen Festlichkeiten, welche sich etwa die rhetorischen Gilden niederländischer Städte gaben, wenn sie, irgend einen Spruch oder eine verständliche Wahrheit mit sinnbildlicher Pracht darstellend, in Sammet und Seide verkleidet auf altfränkischen, reich geschmückten Spielwagen zu einander einzogen. Die Lust der Niederländer war, wenn der ganze gebratene Ochse auf dem Markt zu sehen war, wenn der Wein durch die Röhre sprang, wenn die Männer hoch an den Mastbäumen Kleinode erkletterten, wenn die Frauen nach fern aufgesteckten Preisen um die Wette liefen, wenn dann Nachts am hohen Thurme zu Antwerpen viel hundert Laternen der Freude brannten."

Bald trat an die Stelle des von Karl befolgten deutschen Systems ein spanisches Regierungssystem. Zunächst machte sich Philipp den einheimischen Adel zum Feinde, indem er dem spanischen Adel unbedingten Vorzug einräumte. Viele Große geriethen durch den Verlust früherer glänzender Stellungen in gedrückte Vermögensverhältnisse. Um so lebhafter ward dieß gefühlt, da der Bürgerstand, durch Handel reich, den Adel in Schatten stellte. Außerdem fand die Unzufriedenheit noch andere Nahrung in der eingedrungenen Religionsneuerung, die namentlich von Frankreich her durch die Hugenotten gestärkt ward.

Nachdem Philipp etliche Jahre in den Niederlanden verweilt hatte, gedachte er an seine Rückkehr nach Spanien. Ohne Zweifel fühlte er schon damals, daß er wahrscheinlich dieses Land nie wiedersehen werde; denn er traf so ausgedehnte und vorsichtige Maßregeln, daß die Ruhe des Landes während seiner Abwesenheit in einer minder bewegten Zeit durch nichts gestört worden wäre. Im August 1559 berief er die Stände nach Gent, unterrichtete sie von seiner nahen Abreise und ordnete die Regierung folgender Maßen. Seine Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, ernannte er zur Statthalterin und stellte ihr einen Staatsrath zur Seite, um über alle wichtigen Angelegenheiten zu entscheiden. Die Mitglieder dieses Raths waren Anton Perrenot, Bischof von Arras und später Cardinal von Granvella, Viglius von Aytta, später Bischof von Gent, der Graf von Barlaymont, Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, Lamoral, Graf von Egmont, Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn. Noch zwei andere Rathscollegien wurden ernannt unter dem Namen des Finanzraths und des geheimen Raths. Außerdem gab der König jeder Provinz einen Ritter des goldenen Vließes zum Gouverneur.

Nachdem er so die Regierung geordnet hatte, nahm er Abschied von der Statthalterin Margaretha und von den Ständen, ihnen wiederholt die Sache der katholischen Religion empfehlend und schiffte sich endlich am 26. August 1559 nach Spanien ein.

Vor seiner Abreise, in dem Augenblick wo er den belgischen Edelleuten Lebewohl sagte, warf er Wilhelm von Oranien mit bittern Worten vor, er sei die Ursache der Widersetzlichkeit der Stände. Dabei drückte er ihm so heftig die Hand, daß dieser deutlich sehen konnte, Philipp II. würde tiefen Groll gegen ihn bewahren.

Ehe wir nun die nachfolgenden Ereignisse erzählen, ist es nothwendig, diejenigen Personen zu schildern, welche die Hauptrollen in dem Drama des Abfalls gespielt haben.

Margaretha von Parma, jetzt Statthalterin der Niederlande, war die natürliche Tochter Kaiser Karl's und eines Bürgermädchens, Margaretha von der Geest.

Diese junge Fürstin war gottesfürchtig, sittsam und herzensgut, nicht ohne Kenntniß der Politik und der Regierungsformen, in Belgien erzogen, beliebt und wirklich geeignet, in gewöhnlichen Zeiten ihr Vaterland gut zu verwalten. Ihre Gesichtszüge und ihr ganzes Wesen hatten etwas Männliches, woher es auch gekommen sein mag, daß Viele sie mit männlichem Muthe und Willenskraft begabt wähnten, während sie im Gegentheil durch ihre geduldige Güte und ihr Verlangen, Jeden zufrieden zu stellen, mehr als eine Unvorsichtigkeit beging und nicht selten das Schlimmste herbeiführte.

Anton Perrenot, später Cardinal von Granvella, in Burgund geboren, war der Sohn eines der ersten Räthe Kaiser Karl's. Keine der Eigenschaften, welche Jemanden befähigen, Einfluß auf die Angelegenheiten eines Landes auszuüben, fehlte ihm. Mit Reichthum des Geistes, Klugheit und Gelehrsamkeit verband er tiefe Menschenkenntniß und gründliches Wissen in Allem, was die Kunst zu regieren betrifft. Er war seinem Fürsten in unerschütterlicher Anhänglichkeit zugethan, und ein so entschiedener Feind der neuen Lehre, daß sein Feuer in der Vertheidigung der katholischen Kirche ihn mehrere Male in der Wahl der Mittel fehlgreifen ließ. So ausgezeichnet Perrenot als Staatsmann war, so schwach war er als Mensch. Seine hohe Stellung und seine politische Gewandtheit machten ihn hochmüthig und prachtliebend; in seinen Reden ließ er merken, welchen großen Werth er in sich selbst setzte, und wie gering er andere einflußreiche Männer achtete. Dieser Stolz veranlaßte ihn mehr als einmal, diesen oder jenen Edelmann zu beleidigen, und sich den Haß Vieler zuzuziehen.

Wilhelm von Oranien, der Schweigsame genannt, war in Deutschland geboren, und bis zu seinem zwölften Jahre im Protestantismus erzogen worden. In den Niederlanden hatte er bedeutende Landgüter geerbt, und blieb fortwährend im Dienste Kaiser Karl's, der ihm ein ausgezeichnetes Vertrauen schenkte. Während seines Aufenthalts in Belgien that er, als sei er gut katholisch gesinnt, während er heimlich dem Protestantismus anhing.

In Briefen an den Papst, den Bischof von Arras und die Statthalterin, schmäht er die neue Lehre auf's heftigste und die Art, wie er von der Bibel redet, legt Zeugniß ab, daß die protestantische Erziehung nicht sehr tief und nachhaltig auf ihn gewirkt hat. Als es sich um seine Heirath mit Anna von Sachsen handelte, äußerte er, „er wünsche nicht, daß seine Frau mit der melancholischen Lectüre der heiligen Schrift sich befasse. An ihrer statt möge sie den Amadis von Gaules und andere kurzweilige Bücher lesen, solche die von der Liebe handeln, und statt des Strickens und Nähens möge sie eine Balliarde tanzen lernen." Als seine Heirath mit Anna, der lutherischen Confession wegen, der sie angehörte, auf Hindernisse stieß, ließ er durch den Grafen von Schwarzburg und Georg von Holl am Hofe zu Dresden erklären: er sei dem Protestantismus heimlich sehr gewogen. Wenn er ihn auch nicht öffentlich predigen lassen dürfe, so werde er der Prinzessin doch einen evangelischen Prädicanten und die Sacramente nach ihrer Weise verstatten. In dem dieses Punktes wegen ausgestellten Revers gelobt der Prinz, daß er seine Frau nicht in der Ausübung der protestantischen Religion behindern und seine Kinder in der wahren Religion der Augsburger Confession erziehen lassen wolle. Bei eben diesen Heirathsverhandlungen versicherte der Prinz dem Könige, der Herzogin von Parma und Granvella gegenüber, „daß er das katholische Bekenntniß seiner Braut bedungen und der Kurfürst August von Sachsen es zugestanden habe, und daß er nie zugeben würde, daß seine Gemahlin anders als katholisch lebe."

Als der Prinz, bei der Kunde von dem Zuge Alba's mit dem Heere nach den Niederlanden, sich nach Deutschland begab, heischte sein Interesse, die Freundschaft und Hülfe der deutschen Fürsten für seinen Kriegszug gegen Alba zu erstreben, besonders die seiner nahen Verwandten, des Kurfürsten August von Sachsen und des Landgrafen Wilhelm von Hessen. Da er wußte, daß eines der mächtigsten Mittel, diese beiden Fürsten, welche eifrige Lutheraner waren, zu gewinnen, der Uebertritt zu diesem Glauben sei, so verlangte er behufs seiner Unterweisung in demselben in einem Schreiben aus Dillenburg, seinem Stammsitze, vom 13. Juni 1567 an den Landgrafen Wilhelm, daß er ihm den Pfarrer Nicolaus Zell sende. Der Landgraf, hocherfreut über den christlichen Eifer des Prinzen, ging sehr bereitwillig auf dieses Verlangen ein, sandte ihm auch Melanchthon's Corpus christ. doctrinae und hielt ebenso wie der Churfürst für gewiß, daß der Prinz nunmehr für ihren Glauben gewonnen sei. Selbst der kluge Herzog Christoph von Wür-

temberg, dessen Gönnerschaft der Prinz durch diese Vorspiegelung gewann, ließ sich täuschen, indem er denselben bereits für seinen Confessionsverwandten hielt. Aus den zahlreichen sich widersprechenden Versicherungen des Prinzen ergibt sich, daß der (nach dem Amerikaner Motley, Abf. d. Niederl. u. Entsteh. des holländ. Freistaats) „mit einer göttlichen Mission betraute Reformator" eigentlich gar keine Religion gehabt, wohl aber das muthwilligste Spiel mit allen getrieben habe.

Alle angeführten und noch andere Thatsachen bestätigen den Ausspruch eines Zeitgenossen, lautend: „In Religionssachen benahm sich der Prinz so schlau, daß auch die Klügsten nicht wußten, woran sie sind. Die Katholiken hielten ihn für einen Katholiken, die Lutheraner für einen der ihrigen. Vergleicht man aber seine Unbeständigkeit in der Religion mit seiner übrigen Handlungsweise, mit seinen Aeußerungen und Briefen, so findet man leicht heraus, daß er zur Zahl Derer gehörte, die meinen, die christliche Religion sei weiter nichts als eine politische Einrichtung, dienend, um durch das Mittel göttlicher Vorschriften das Volk im Zaume zu halten."

Mit einem durchdringenden Geiste, scharfen Blicke und ruhigen Charakter verband er berechnetes Schweigen und eine unbeugsame Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner Zwecke; Heuchelei und List dienten ihm als Mittel, seine Feinde zu täuschen, und sich seiner Freunde als Werkzeuge bei der Ausführung seiner Plane zu bedienen. Er besaß eine unbezwingliche Macht über sein eigenes Gemüth, und konnte sich mit wunderbarer Gewandtheit in die Umstände schicken, ohne daß ihm ein Wort mehr entfiel, als er nothwendig brauchte. Mit andern Edelleuten war er lustig und fröhlich bis zur Ausgelassenheit, um als ihr Genosse Einfluß auf sie zu gewinnen; mit Staatsmännern dagegen vorsichtig und zurückhaltend, um viel zu hören, viel zu ergründen, und doch nie Jemanden in seinem eigenen Herzen lesen zu lassen.

Oranien gehörte zu jener Klasse von großen Herren, welche sich einbilden, die Menschen seien für sie da und nicht Selbstzweck, sondern Sache, die, verbraucht, wegzuwerfen bestimmt ist. Nie gab es eine größere Täuschung in der Geschichte, als die Hinstellung des Prinzen als Volksfreund. Er war auch kein großer Charakter, denn wäre er ein solcher gewesen, so würde er nicht bis zum letzten durch die Waffenergreifung entscheidenden Momente der ekelhaften Verstellungskunst sich bedient haben, sondern als Haupt der sogenannten „nationalen Partei" offen aufgetreten sein. Wer nicht den Muth hat für seine Sache offen einzustehen, son-

dern sie immerfort durch Ränke und unter der Decke betreibt, der verdient nicht den Namen eines großen Mannes und die Güte einer Sache wird verdächtig, zu der ihr Anwalt nie laut sich bekennen mag. Egoistische Klugheitsberechnung, das Merkmal eines schlauen Kopfes, leuchtet in allen Handlungen Oraniens durch; große und edle Züge aber fehlen überall.

Lamoral, Graf von Egmont, in Holland geboren, war ein muthiger Kriegsmann, dessen Ruhm durch die Siege von St. Quintin und Gravelingen in ganz Europa wiederhallte, und ein edler, redlicher und treuer Charakter. Wie tapfer er aber auch auf dem Schlachtfelde sich benahm, im täglichen Leben war er träge und biegsam. Es ward daher auch Wilhelm von Oranien nicht schwer, den guten Egmont gegen die Diener des Königs aufzuhetzen, und ihn unbewußt die Protestanten begünstigen zu lassen, obwohl er der katholischen Religion und dem Könige auf das Wärmste zugethan war.

Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, von holländischer Abkunft, war Großadmiral, und hatte ganz den Charakter eines Seemannes. Er war rauh und muthig, geneigt, an allen Bewegungen die seinem unruhigen Geiste Nahrung geben konnten, Theil zu nehmen, doch nicht scharfblickend genug, um zu berechnen, welche Folgen seine Thaten haben könnten.

Diese vier Männer saßen im Staatsrath, und außer ihnen noch Viglius von Aytta, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, und der Graf von Barlaymont, bedeutend durch seine genaue Kenntniß der Finanzen des Landes.

Wilhelm von Oranien, Egmont und Hoorn hätten sich begnügen können mit dem Antheil, den sie an der Regierung als Mitglieder des Staatsraths und Statthalter von Provinzen hatten. Aber es schmerzte sie, zu sehen, daß Granvella, Viglius und Barlaymont, sowie die Statthalterin die geheimen Briefe des Königs für sich behielten, und über die wichtigsten Sachen entschieden, ohne sie Theil nehmen zu lassen. Da sie wußten, daß Granvella das Haupt und die Seele des geheimen Raths war, so entbrannten sie in Haß gegen ihn, betrachteten es als eine unleidliche Kränkung, daß ein Mann von bürgerlicher Abkunft mehr Macht haben solle, als sie, und konnten es ihm nicht verzeihen, daß sie sich häufig vor seinem Einflusse und seinem politischen Scharfblicke beugen mußten.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Ursachen über, welche die Unruhen in den Niederlanden hervorriefen, so muß allererst die Unzufriedenheit des Adels bezeichnet werden.

Während der langen Kriege Kaiser Karl's waren die Edelleute, die im Heere dienten, durch anhaltende Opfer, die sie brachten, verarmt. Da hingegen der Wohlstand den Bürgern erlaubte, ungemeine Pracht zu zeigen, so hatte der Adel geglaubt, diese Pracht übertreffen zu müssen, und steckte dadurch tief in Schulden. Das Ende des Krieges hatte unzählige Edelleute in Unthätigkeit versetzt, die nun nach Aemtern und Würden strebten, und, da sie diese nicht erhalten konnten, den König der Undankbarkeit beschuldigten und mit allen ihren Forderungen und ihrer Unzufriedenheit der Statthalterin und Granvella zur Last fielen.

In den Köpfen der in Hochmuth und Ueppigkeit auferzogenen jungen Herren wälzte sich viel tolles und vermessenes Zeug herum, und da der Friedensschluß der kriegerischen Laufbahn sie entrückte, so waren sie sehr zugängig für die Eingebung, den Müßigang und die lange Weile mit meuterischen Planen und Verschwörungen zu verscheuchen. Der Schuldendruck, der auf den Edelleuten lastete, gehört zu den vornehmsten Ursachen der niederländischen Revolution; dieß gestehen alle gleichzeitigen Geschichtschreiber zu, und einzig die Parteileidenschaft unserer Tage hat es in Abrede stellen können. Der Prinz von Oranien hatte in einem Alter von 30 Jahren einen Schuldenstand von 900,000 Gulden. Obgleich nur regierender Herr des winzigen Fürstenthums Oranien in Frankreich, umgab er sich doch mit einem Hofstaat, so zahlreich und glänzend, wie kaum ein Fürst des ersten Ranges ihn hielt. Diese üppige Lebensweise, so wenig geeignet um bei Menschenkennern den Glauben an religiöse Tendenzen des Prinzen zu begründen, ahmte der übrige, mit ihm und der reichen Kaufmannschaft wetteifernde Adel nach, weßhalb er tief in Schulden versank. Auf den Vorschlag der Statthalterin, ihre Tilgung zu übernehmen, um die Seigneurs für die Regierung zu gewinnen, gab Philipp zur Antwort: selbst wenn er sie abtrage, werde dieß doch nichts anderes fruchten, als daß sie eben so viele neue machen.

Als eine willkürliche Voraussetzung der Geschichtschreiber muß die Behauptung bezeichnet werden, daß die spanischen Truppen dem gegebenen Versprechen zuwider in den Niederlanden zurückgehalten worden seien, und daß dadurch der Aufruhr entstanden sei; als dieser ausbrach, hatten die Spanier bereits die Niederlande verlassen. Wenn aber die Beschwerden gegen Granvella unter

die Ursachen des Abfalls der Niederlande gerechnet werden, so muß diese Annahme als nicht stichhaltig erscheinen, da der Cardinal die Regierungsgeschäfte zuvor niedergelegt hatte, als die Revolution ausbrach. Aus der Reihe der Entstehungsursachen derselben muß ferner die Errichtung von fünf Bisthümern und die Verkündigung des Concils von Trient gestrichen werden, weil jene eine außer allen Zweifel gestellte nothwendige und anerkannt nützliche Maßregel war, deren Ergreifung der Krone zukam, folglich nicht gegen die Landesprivilegien verstieß, diese aber in den zur katholischen Religion sich bekennenden Niederlanden geschehen mußte, weil kein katholischer Staat, ohne sich dieses Charakters zu entäußern, die Annahme der Satzung eines ökumenischen Concils verweigern kann und überdieß bei der Publikation desselben Rücksichten auf die Rechte und Freiheiten des Landes genommen worden sind. Wenn man aber etwa dagegen einwenden wollte, daß die beiden letzteren Punkte das Mißfallen des Volkes erregten und in so fern als Ursachen der Revolution wirkten, so muß die Richtigkeit dieser Behauptung geradezu in Abrede gestellt werden: denn das dagegen erhobene Geschrei war, wie es sich deutlich herausstellt, nicht die reine Volksstimme, sondern ein Manoeuvre der Großen, die, um es zu erregen, die erwiesen falsche Behauptung daran knüpften, daß damit die Einführung der spanischen Inquisition beabsichtigt sei. Endlich kann darauf hingewiesen werden, daß man von einer durch ihre Zweckmäßigkeit und Rechtmäßigkeit gerechtfertigten politischen Maßregel, ohne gegen den gesunden Verstand zu verstoßen, nicht einen giltigen Grund zu einer Staatsumwälzung herleiten kann. Die erwähnten vier Punkte sind daher Fictionen, mit denen in der Geschichte aufzuräumen ist.

Die niederländische Empörung war keine aus einer inneren Grundbedingung hervorgegangene Erscheinung des staatlichen Lebens, sondern nur gemeine Adelsverschwörung, begründet im Geiste des sechszehnten Jahrhunderts, welches deren mehr als eine ausbrütete, weil eben damals der Adel und die Fürstengewalt im Kampfe lagen.

Gute Gelegenheit zur Ränkeschmiederei der hochfahrenden niederländischen Großen und zur Anzettelung von Unruhen bot die Abwesenheit des regierenden Herrn, dessen Nichterscheinen beim Ausbruch der Krise der Revolution den Sieg verschaffte. An diesem Fehler Philipp's hat die Geschichte ein königliches Verbrechen zu registriren, denn er hat den Knoten der Verwickelungen unentwirrbar geschürzt und, der Mahnung aller Welt zum Trotze begangen, ist er weder zu entschuldigen

noch zu verzeihen, wenn er auch, wie nicht zu bezweifeln, tief bereut worden ist.

Das bei dem Abfall der Niederlande wirkende religiöse Moment ist nur als eine Zugabe zu dem aristokratisch-politischen zu betrachten, und mußte zur Verkleidung der eigentlichen Tendenz dienen; die Religionsbewegung ist nicht als Zweck der Empörung, sondern nur als Vorwand, als Mittel aufzufassen. Wenn man Proselytenmacherei so einfädelt und sie so hegt, wie es der niederländische Adel in seinem Interesse gethan hat, und wenn dabei mit einer solchen Aufdringlichkeit und mit so vielem Ungestüm verfahren wird, wie es seitens der reformirten Prediger geschah, so wird man bei den Massen Eingang für jede religiöse Lehre, und wäre es die des Fetischdienstes, finden.

In der zweiten Periode der Unruhen freilich (von 1568—1609) ist der Bürgerkrieg vorherrschend Religionskrieg, und der Abfall von Spanien in denjenigen Provinzen, wo die Reformation durchdrang, hauptsächlich durch sie motivirt, während das Widerspiel, nämlich die Rückkehr der katholisch gebliebenen Provinzen zu Spanien, von den an den Katholiken verübten Gewaltthätigkeiten seitens der Reformirten, von ihrer Intoleranz herrührt. In der zweiten Periode ist dem religiösen Elemente das politische untergeordnet. Die Reformation ist die kriegführende Macht, und der Prinz von Oranien weiter nichts als ihr Feldherr und abhängiger von den Häuptern der reformirten Kirche als Philipp von der spanischen Inquisition und von Rom.

Die Calvinisten wuchsen dem Prinzen von Oranien so sehr über den Kopf, daß er sich gegen seinen Bruder Ludwig von Nassau heftig über sie beschwerte, und ihm auftrug, ihre Forderungen und Voraussetzungen herabzustimmen. Graf Ludwig von Nassau, der Hauptagent des Prinzen und die Seele aller Unruhen, bricht in dem Briefe an seinen Bruder Johann vom 16. August 1566 in ähnliche Klagen aus: „Es steht dieser Ortt wunderlich, denn der Calvinismus reißet an allen örttern mit gewalt ein; weiß in der wahrheit nicht, wie man innen wehren mag, wo man den gewalt für die handt nimpt, so wirdt ein grausame bluetstürzung daraus erfolgen vnd die wahre religion wenig gefordert. Soll man sie denn auch also fortfaren lassen, so werden sie nicht allein ihre religion, sondern auch einen großen vngehorsam vnter dem gemeinen Mann einfueren, wie man teglich ohn inen spueret. Ist zu besorgen, daß der gemeine mann unter den schein der religion und des predigens dermassen den zaum nemen wirt, das es entlich zue einer uffruer

gerathen muß, dann sie kurtzum ihres Kopfes hinaus wollen. In summa, es kann oder mag ohne bluetstürzung nicht abgehen, dann sich alle sachen darnach anlassen."

Diese Aeußerungen liefern den Beweis und den Maßstab für die politische Gefährlichkeit der Calvinisten. Heutzutage läßt sich's schön schwatzen von Duldung und Religionsfreiheit. Versetzt man sich aber in das sechszehnte Jahrhundert und dringt man in den Sectengeist etwas tiefer ein, so lernt man bald einsehen, auf welchem Wege und durch wessen Schuld die Staatsgewalt zur äußersten Unduldsamkeit gelangte. Die Genfer Schule flößte ihren Zöglingen Grundsätze ein, von denen die Vorschriften der apostolischen Mission weitaus überschritten wurden, und die überall, wo der Calvinismus sich verbreitete, den Bürgerkrieg und die Staatsumwälzung zur unvermeidlichen Folge haben mußten. In der Geschichte (nicht im Princip) fallen die Begriffe von Reformation und Revolution in eins zusammen: diese ist, auf die Niederlande angewendet, die Consequenz von jener, eine Anschauung, die Guizot so ausdrückt: „La crise du xvi siècle n'était pas simplement réformatrice, elle ètait essentiellement révolutionaire." Ranke (französische Geschichte) sagt in dem nämlichen Sinne: „Nicht allein eine kirchliche, sondern eine große politische Neuerung lag im Emporkommen der religiösen Reform in Frankreich." Versetzen wir uns nun in die Lage der damaligen Regenten, die das, was wir heutzutage mühsam ergrübeln, aus der leidigen Erfahrung kannten, so werden wir von dem modernen Geschrei über die Unduldsamkeit so ziemlich alles abziehen müssen, was nicht in die Rubrik „blutige Verfolgung" gehört; denn es wäre thöricht und unvereinbar mit den Rechtsbegriffen, ihnen zuzumuthen, daß sie eine Sectentoleranz hätten üben sollen, von der einerseits ein gewaltsamer Sturz der herrschenden Kirche, deren Erhaltung sie mit einem Eidschwur gelobt, und andererseits ihr eigener Untergang vorauszusehen war.

Die reformirten Prediger bliesen das Feuer der Agitation dermaßen an, daß von Abstellung der Inquisition und Milderung der Edikte nach dem Compromiß nicht mehr die Rede war, sondern Religionsfreiheit verlangt, und von den Reformirten erklärt wurde, daß das von der Regierung entworfene Milderungsedict sie nicht befriedige. Vom Standpunkte des damaligen und des heutzutage geltenden Rechtes betrachtet, war die auf Religionsfreiheit lautende Forderung der Reformirten eine Anmaßung. Welchen Rechtsanspruch hatte denn die gegen den Willen der Regierung eingedrungene Secte zur Gleichstellung mit

der herrschenden Kirche aufzuweisen? Ein Sectenrecht gibt es nicht; aus politischen Gründen aber hätte die Regierung sie nicht einmal dulden können, weil sie vom Anfange an Unruhen erregte und später die ärgsten Ausschweifungen beging. Man hat dieß im sechszehnten Jahrhundert besser eingesehen als heutzutage, weil man auf das Recht, welches zu jener Zeit bestand, Rücksicht nahm und sich nicht von vagen Freiheitstheorien leiten ließ. Welcher Fürst gewährte im sechszehnten Jahrhunderte Religionsfreiheit? Kein einziger, selbst nicht der tolerante Kaiser Maximilian. Bezüchtigt man aber Philipp II. der Grausamkeit wegen seiner Religionsverfolgungen, so können ihm dieselben gewiß nicht persönlich imputirt werden, weil sie Makel der Zeit und Produkte verschrobener Rechtsbegriffe waren. Der Fanatismus war eine Seuche, die ebensowohl in Genf als in Madrid grassirte.

Haben wir bereits hervorgehoben, daß die niederländischen Unruhen ein politisches Ziel verfolgten, so erübrigt uns noch, daß wir dasselbe genauer bezeichnen, und wir sind in der Lage, dieß wohl zu können.

Die Bündnisse der Niederländer mit den Häuptern der Hugenotten und mit den deutschen Fürsten, die von Ludwig von Nassau betriebenen Truppenwerbungen, in Verbindung gebracht mit den früheren Einfällen der Conföderirten in Friesland, Geldern, Holland und Utrecht und mit der Wegnahme von Antwerpen, lassen kaum noch einen Zweifel bestehen, daß diesen Entwürfen und Operationen der Entschluß zu Grunde lag, dem Könige von Spanien die Niederlande zu entreißen. Ueber diesen Plan meldet die Herzogin dem Könige Folgendes selbst: „Mansfeld habe ihr mitgetheilt, daß in der Absicht, die Katholiken aus den Niederlanden zu vertreiben und diese Provinzen dem Könige zu entreißen, Truppen in Sachsen und Hessen geworben werden, daß alle protestantischen Fürsten Deutschlands mit den Conföderirten verbunden und Willens seien, nicht bloß aus ihrem Lande alle geflüchteten niederländischen Katholiken zu verjagen, sondern eine allgemeine auf Entthronung der Regenten und das Verderben des Hauses Oesterreich abzielende Umwälzung herbeizuführen, und das Nämliche durch die Sectirer in Frankreich und England und überall, wo sie die Mächtigeren sein werden, zu bewirken. Die auf der Zusammenkunft in St. Trond beschlossenen Verabredungen der Conföderirten müssen den letzten Zweifel benehmen, daß es ihnen um nichts Geringeres als um des Königs Entthronung und um Bemächtigung der Herrschaft zu thun war. Was aber mit dem herrenlosen Lande geschehen sollte, falls das Unternehmen glückte, erfahren wir

aus folgendem Theilungsprojecte: „Friesland und Oberyssel solle der Churfürst August erhalten, Holland, Brederode, Geldern, soll zwischen Cleve und Lotharingen getheilt werden. Brabant fiele dem Prinzen von Oranien zu; Flandern, Artois und Genault kämen an Frankreich, doch sollte dem Egmont die lebenslängliche Statthalterschaft über diese Provinzen zuerkannt werden.“ So berichtet die Statthalterin den 15. October 1566, nachdem von ihr früher blos Andeutungen über diesen Plan gegeben worden waren.

Folgen wir nun dem Gange der Ereignisse.

Im Jahre 1561 rief der König die spanischen Soldaten aus den Niederlanden zurück, und räumte dadurch eine der größten Ursachen zur Unzufriedenheit aus dem Wege. Man sollte glauben, dieß hätte die Gemüther beruhigt, aber es fand gerade das Gegentheil statt. Die Anhänger der neuen Lehre, die dadurch mehr Freiheit erhielten, erhoben das Haupt und begannen kühn sich zu zeigen. Granvella, welcher sich dem Abzuge der spanischen Soldaten widersetzt hatte, war jetzt ohne Unterstützung den Angriffen des Adels preisgegeben. Man begann gegen ihn Pasquille zu verbreiten, und da er das Haupt der Regierung war, trugen dieselben nur dazu bei, deren Ansehen zu schwächen. Das Volk weigerte sich, den Befehlen des Königs zu gehorchen; die Calvinisten durften es wagen, in Tounay und Valenciennes öffentlich zu predigen; die Lutheraner verbreiteten ihre Ansichten in den nördlichen Provinzen, und sowohl die religiösen wie die politischen Verhältnisse wurden mit einer allgemeinen Verwirrung bedroht. Ein einziges Mittel nur konnte die Niederlande von einer Umwälzung retten: die Ankunft des Königs selbst. Wie sehr aber auch Granvella in den Fürsten drang, diese Reise zu unternehmen, Philipp blieb in Spanien, und ließ durch seine Trägheit das Böse Wurzeln schlagen. Oranien, Egmont und Hoorn, die sich an die Spitze von Granvella's Feinden gestellt hatten, weigerten sich, länger mit ihm in Staatsrathe zu sitzen, und machten ihn durch ihre fortwährenden Klagen auch der Statthalterin verdächtig und verhaßt. Die Edelleute, von ihnen aufgehetzt, sandten Einen der Ihrigen zu dem Könige, um Granvella's Entfernung zu verlangen. Philipp sah mit großem Verdruß, daß man in den Niederlanden einen Krieg gegen seine treuesten Diener begonnen habe, und schenkte damals den Forderungen des Adels kein Gehör. Wie geringfügig waren aber auch die Gründe, auf welche die Anklage gegen den Cardinal gestützt wurde! Der Prinz von Oranien und Egmont konnten in dem gegen ihn gerichteten Be-

schwerdeschreiben an den König keine andere Schuld vorbringen, als „sie würden in den Staatsrath mehrentheils wegen geringfügiger Dinge gerufen, während alle wichtigen ohne ihre Zurufung von einer oder zwei Personen verhandelt würden.“ Als Philipp den Hoorn in Madrid wegen der Mißstimmung gegen Granvella fragte, konnte jener auch nur Gründe der Abneigung geltend machen. Von Zorn ergriffen, konnte sich der König nicht enthalten ihm zuzurufen: „Wie Elender! Ihr beschwert euch alle über diesen Mann, und Keiner, den ich um die Ursache frage, weiß eine anzugeben.“

Die Statthalterin schrieb an den König: „Der Cardinal dient dem Staate und Ew. Maj. mit Eifer und der größten Geschicklichkeit. Ich theile ihm deßhalb alles mit, weil er zu einsichtsvoll ist, um nicht stets die besten Rathschläge zu ertheilen. Das Nämliche kann ich nicht vom Prinzen von Oranien und Egmont sagen, denn diese lassen sich vom Ehrgeiz leiten, berathen nichts als ihr Interesse und suchen nichts als Befriedigung ihrer Leidenschaften und die Gelegenheit, ihren Haß gegen Granvella zu zeigen. .... Wenn diese Neidischen den Kardinal gehässiger Handlungen fähig halten, so hat diese Meinung von ihm und das, was sie über ihn verbreiten, gleichen Werth. E. M. wissen, daß er seiner Gewalt nie zum Schaden seiner Feinde sich bedient hat. Sie selbst, Sire, können sich sagen: hat er dir je gerathen, die flandrischen Großen, welche sich feindlich gegen ihn erzeigen zu verderben, oder die Niederlande mit Waffengewalt zu unterdrücken? Ist es nicht lächerlich, zu glauben, Granvella habe den Verstand so sehr verloren, daß er Ihnen anrieth, ihre eigenen Unterthanen zu bekriegen? Allerdings ist es richtig, daß Granvella sich den Haß und die Abneigung einiger Edelleute zugezogen, allein Ursache ist der Eifer, mit dem er ihre Interessen und die Religion vertritt.“

Endlich aber mußte Granvella doch als Opfer grundloser Anschwärzerei fallen.

Der Wiederstand gegen ihn wurde endlich so heftig, daß er selbst um seine Entlassung bat, und die Statthalterin den König anflehte, dem niederländischen Adel diese Genugthuung zu geben. Mit Philipp's Bewilligung verließ nun der Cardinal 1564 die Niederlande*).

---

*) Granvella wird häufig in neueren Geschichtsbüchern als ein harter, tyrannischer Mann geschildert. Die quellenmäßige Geschichte weiß nichts davon. Sein Sturz war lediglich das Werk eines intriguanten, eifersüchtigen Adels. Schiller, gewiß ein katholischer Tendenzen unverdächtiger Zeuge, charakterisirt ihn also: „Ein

Unter solchen Verhältnissen war die Entfernung Granvella's ein Ereigniß, welches die Statthalterin nur zu bald zu beklagen hatte; denn er war kaum fort, als sich auch schon Wilhelm von Oranien und sein Anhang zu Herren aller Macht und alles Einflusses machten, nicht ohne die Staatsangelegenheiten in die größte Verwirrung zu bringen. Jeder wollte nur für seine Interessen sorgen. Man verkaufte Aemter, verschenkte Abteien und griff des Königs Einkünfte an, als ob das Land durchaus ohne alle Regierung sei. Zur selben Zeit war der Statthalterin außerordentlich geschmeichelt, und sie, ein Weib, verwarf den Rath des klugen Viglius d'Aytta, der sie auf das, was ihre Schmeichler beabsichtigten, aufmerksam machte.

---

tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiß und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte schlaflos und nüchtern fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Secretaire zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte." (Gesch. d. Abfalls d. Ver. Niederlande. S. Werke VIII., 114.) — So sehr Schiller die großen Eigenschaften Granvella's anerkennt, so bringt er die Thätigkeit desselben als Minister in einen solchen Zusammenhang mit seiner antikirchlichen und revolutionären Auffassung des Abfalls der Niederlande, daß der Cardinal doch in einem falschen Lichte erscheint. Er stellt ihn hin als den gefügigen Diener eines Despoten, der den „niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht dienen" durfte, voll Menschenverachtung „mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Staates bewaffnete", und durch seinen Ehrgeiz „die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar machte, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb." „Die Niederlande", sagt Schiller, „verfluchten ihn als den schrecklichen Feind ihrer Freiheiten und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist." In der ersten Redaktion seines Abfalles der Niederlande bezeichnet Schiller in einer später unterdrückten Stelle die Wahl Granvella's zum Minister nicht blos als ein „Verbrechen der Politik", sondern sogar als „Bubenstück" des Königs. Wie ganz anders spricht sich die neuere, unbefangenere und auf Quellen gegründete Geschichtschreibung aus! Groen Prinsterer, obgleich ein eifriger Protestant, nimmt den Cardinal gegen alle Anschuldigungen in Schutz und spendet ihm reiches Lob. Am gewichtigsten erscheint das Urtheil Gachard's, der durch die gründlichsten und detailirtesten Studien unter allen Geschichtsforschern der Gegenwart wohl die größte Vertrautheit mit der Geschichte der niederländischen Revolution erlangt hat, und der sich

Alle Ursachen zur Unzufriedenheit schienen jetzt aus dem Wege geräumt, doch hetzte man heimlich das Volk, wie es sich erwarten ließ, immer mehr gegen den König. Man sprach von Inquisition, Scheiterhaufen und Folter und verbreitete das Gerücht, daß Granvella, obgleich fern, noch großen Einfluß auf die Regierung übe, und daß binnen Kurzem ein spanisches Heer in den Niederlanden die Inquisition mit Gewalt einführen werde.

Solche Gerüchte begünstigten die Verbreitung der neuen Lehre außerordentlich; auch traten hier und dort calvinistische Prediger öffentlich auf. Die Mehrzahl des Adels war damals gewiß nicht feindselig gegen die katholische Religion gesinnt: sie glaubte nur gegen den Einfluß der Spanier zu kämpfen, aber ihr Führer Wilhelm von Oranien wußte sehr wohl, was er that und wollte.

---

in der Vorrede zum ersten Band seiner „Correspondenz Philipp II." dahin ausspricht: „Granvell war einer der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts; er wollte das Wohl, die Ruhe und den Glanz der Niederlande; seine Abreise von Brüssel hatte verderbliche Folgen, und es ist wahrscheinlich, daß unsere Provinzen, wenn er an der Spitze der Geschäfte geblieben wäre, nicht jene lange Reihe von Unglücksfällen zu erdulden gehabt hätten, die ein Land, welches bis dahin das glücklichste und blühendste Europa's gewesen war, mit Verwüstung und Elend erfüllen."

So nach Janssen, Schiller als Historiker, einer ebenso gründlichen als unparteiischen Schrift. In derselben wird als Grundirrthum Schiller's in der Auffassung der niederländischen Revolution hervorgehoben, daß der König „von vornherein als ein Tyrann" hingestellt und als sein vorzüglichstes Streben „die Einführung der Inquisition" bezeichnet wird. Wie unhistorisch Schiller in der Zeichnung der Charaktere verfuhr, wie er zu sehr das „Subjective betont, welches von der besonderen Denkart und Stimmung des Künstlers" abhängig ist, hat schon Körner eingesehen und sich in einem Briefe an den Dichter darüber ausgesprochen, indem er sagt: „Deine Manier in der Behandlung von Charakteren in der Geschichte des 30jährigen Krieges ist mir lieber als die in der Geschichte der Niederlande. In dieser ist mehr Subjectives, mehr Idealisirung des Geschichtsschreibers, mehr Personificirung abstracter Begriffe und weniger Individualität."

Daß der König die Einführung der Inquisition beabsichtigt habe, läßt sich, so viele tausend Actenstücke uns auch in den letzten Decennien über jene Zeit zugänglich geworden, durch kein einziges historisches Zeugniß beweisen, es liegen vielmehr in den Briefen Granvell's Zeugnisse vom Gegentheil vor. Das ganze schreckenerregende Gemälde aber, welches Schiller mit reicher dichterischer Phantasie von der Inquisition entwirft, verfälscht um so mehr den Standtpunkt des Lesers, als er die Inquisition nicht im Geiste des sechszehnten, sondern nach den „philosophischen" Voraussetzungen des achtzehten Jahrhunderts auffaßt und den Protestantismus, gegen den sie gerichtet war, als eine Bewegung für Gewissensfreiheit hinstellt. Nichts kann das richtige Verständniß der damaligen Verhältnisse mehr verwirren, als diese Auffassung.

Als im Staatsrathe erwogen wurde, ob man gegen die Verbreiter der neuen Lehre nicht nach der Strenge der Gesetze verfahren solle, brachte er es dahin, daß man die Zwangsmittel fahren ließ. An einigen Orten bemühte sich die Obrigkeit, Kaiser Karl's Gesetze gegen die Ketzer auszuführen, aber ihr Ansehen hatte so gelitten, daß die Schuldigen mitunter durch Gewalt wieder befreit wurden.

Während dieß Alles zusammentraf, um den Zustand der Dinge zu verschlimmern, kamen einige der kühnsten Edelleute auf den Gedanken, sich eidlich zu einem mächtigen Bunde zu vereinigen. Philipp von Marnix, Herr von St. Adelgonde, setzte das Eidesbündniß (Compromiß) auf, und unterzeichnete es mit eilf seiner Genossen. Einige Tage später setzten vierhundert Edelleute ihre Namen darunter. Oranien, Egmont und Hoorn unterschrieben jedoch aus geheimen Gründen nicht.

Sobald das Volk Kunde von dem Bündnisse des Adels erhielt, kannte die Kühnheit der Neuerer keine Gränzen mehr, da sie nun unter dem Schutze der vornehmsten Herren des Landes zu stehen glaubten. Der Prinz von Oranien verließ den Hof der Statthalterin und zog nach Breda, wo man kurz darauf eine Bittschrift aufsetzte, die der Herzogin Margaretha übergeben werden sollte. Am 5. April 1566 versammelten sich zu Brüssel an vierhundert Edelleute, welche sich sämmtlich der Statthalterin vorstellten, um ihr die Bittschrift zu übergeben. In dieser Schrift und durch den Mund Heinrich's von Brederode baten sie um eine Versammlung der Stände des Landes, und um Aufhebung der Glaubensuntersuchung und bestehenden Befehle.

Sie erhielten von der Statthalterin zur Antwort, sie hoffe, die Untersuchung wegen des Glaubens werde abgeschafft und die kaiserlichen Edikte gemäßigt werden; vor Allem aber gezieme es sich, die Antwort des Königs abzuwarten.

Die meisten Historiker erzählen, daß, als die Statthalterin am Tage der Ueberreichung der Bittschrift über die große Anzahl der Edelleute erschreckt gewesen, der Graf von Barlaymont auf französisch zu ihr gesagt habe: „Rassurez-vous, Madame, ce n'est qu'une troupe de gueux," (beruhigen Sie sich, Madame, es ist nur ein Haufen Bettler). Wie dem auch sei, die Unzufriedenen eigneten sich von diesem Augenblicke die Benennung Geusen an, und man nannte später alle diejenigen so, welche von der katholischen Religion zur neuen Lehre übergegangen waren. Unter dem scheinbaren Schutze des Adels hatte dieselbe sich weiter verbreitet; Prädicanten verschiedener Parteien befanden sich in fast allen

Provinzen der Niederlande und bemühten sich öffentlich Anhänger zu gewinnen.

Unter diesen Verhältnissen wußte Margaretha nicht, was sie thun sollte. Sie schrieb nochmals an den König und bat ihn dringend nach den Niederlanden zu kommen; ihr zu erlauben, die allgemeinen Stände des Landes zu versammeln und ihr zu sagen, welche Mittel sie bei diesem bedenklichen Zustande zu ergreifen habe. Der König antwortete auf Alles mit unbestimmten Reden und ließ die Statthalterin in ihrer Rathlosigkeit ohne Hülfe.

Mittlerweile begann man in fast allen Städten öffentlich gegen den katholischen Glauben zu predigen und viel Volk zu den Versammlungen zu locken. Im Monat August 1566 begannen einige Calvinisten, von französischen Landstreichern unterstützt, die Bilder längs den Heerstraßen umzustürzen und zu zerstören. Bald darauf erkühnten sie sich, in Kapellen einzudringen und alle Zeichen des katholischen Gottesdienstes darin zu vernichten. Diese Kirchenschändung war ein Ruf, der in allen Städten der Niederlande abscheulichen Wiederhall fand. Der blinde Pöbel, den man gegen den Gottesdienst aufgehetzt hatte, vereinigte sich mit unzüchtigen Weibern und fremden Buben, erbrach Kirchen und Klöster, verjagte und mißhandelte die Priester, riß die Bilder des Erlösers und der Heiligen nieder, raubte Gold und Edelsteine, trat die geweihten Gegenstände mit Füßen und trieb solche Schandthaten auf den Trümmern der zerstörten Altäre selbst, daß es jedem ehrlichen Menschen Abscheu einflößte. Wie ein verheerendes Feuer verbreitete sich der Bildersturm; in wenigen Tagen waren die meisten Kirchen, Klöster und Abteien Belgiens durch wüthende Banden geplündert, verwüstet, geschändet. Die Liebfrauenkirche zu Antwerpen, so reich an schönen Altären und unschätzbaren Meisterwerken der Kunst, war der Gegenstand besonderer Wuth. Hier ließen sie nichts unzerstört; mit unzüchtigem Spotte warfen sie das Marienbild um, rissen die Gemälde in Stücke, zertrümmerten die Statuen, streuten die Hostien auf den Boden, schmierten ihre Schuhe mit dem heiligen Oele, schleppten Fahnen und priesterliche Gewänder durch den Koth und füllten so an einem Tage das Maß der Bosheit bis an den Rand. Der Schrecken der Bürger und der Obrigkeit war so groß, daß Niemand auf den Gedanken kam, der Bilderstürmerei durch Gewalt Einhalt zu thun. Jeder fürchtete für sein eigenes Leben und Gut, und ehe die allgemeine Bestürzung abnahm, gab es in den überfallenen Städten schon kein einziges äußeres Zeichen des

katholischen Gottesdienstes mehr. Diese Gewaltthaten öffneten Vielen die Augen. Eine bedeutende Anzahl katholischer Bürger, welche aus Unzufriedenheit und ohne es zu ahnen, die Reformation begünstigt hatten, bemerkten jetzt erst, daß man es nicht allein auf die Spanier, sondern hauptschlich auf die katholische Religion abgesehen habe. Die Reformirten erklärten zwar schriftlich, die Bilderstürmerei sei gegen ihren Willen geschehen, und sie beklagten selbst die Ausschweifungen; da sie aber unmittelbar darauf sich der verwüsteten Kirchen bemächtigten und dort zu predigen begannen, schenkte man ihrer Erklärung keinen Glauben. Dem größten Theile der verbündeten Edelleute ward jetzt die Binde von den Augen gerissen. Sie, die der katholischen Religion treu geblieben zu sein wähnten, sahen nun voll Schrecken und Reue, welchen furchtbren Schlag sie ihrem eigenen Glauben versetzt hatten, und trennten sich von denen, welche erklärten, mit dem angefangenen Werke fortfahren zu wollen.

Die unglückliche Statthalterin hatte die Tage des Bildersturmes in tödtlicher Angst verlebt und sich bereit gehalten nach Bergen (Mons) im Hennegau zu flüchten. Aber die Bürger, voll Angst über die Folgen dieser Abreise, besetzten die Thore, um es zu verhindern. Durch ihren guten Willen und die Wachsamkeit des Grafen Peter von Mansfeld blieb Brüssel von den Bilderstürmern befreit. Noch ganz entsetzt und aufgebracht schrieb nun die Statthalterin dem König, was geschehen, und rieth ihm dringend, selbst nach den Niederlanden zu kommen und ein furchtbares Exempel zu statuiren.

Man zweifelte nicht, daß des Königs Wuth schrecklich sein würde, und sah nun der Ankunft eines spanischen Heeres als einem unvermeidlichen Unglück entgegen. Man täuschte sich auch nicht in dieser Erwartung. Als Philipp II. die Briefe der Statthalterin empfing, entflammte er in gränzenloser Wuth. Er, gewöhnlich so ruhig, konnte sich dieses Mal nicht bezwingen, und rief bebend vor Zorn, indem er sich den Bart ausraufte: „O! es soll ihnen schwer zu stehen kommen, ich schwöre es bei der Seele meines Vaters!“ Von diesem Augenblicke wurzelte in seinem Geiste der Gedanke, daß die Reformation in den Niederlanden mit riesenhafter Gewalt unterdrückt werden müsse, daß die Milde endlich ein verächtliches Gefühl geworden, und daß es Zeit sei, mit dem Schwerte einzuschreiten.

In diesem Sinne schrieb er an die Statthalterin, sie von seiner nahen Ankunft benachrichtigend, und befahl ihr zu derselben Zeit, deutsche

Truppen anzuwerben. Andere Briefe aus Spanien, von Privatpersonen abgesandt, schilderten den Zorn und die Rachsucht des Königs auf das Heftigste und erfüllten alle niederländischen Provinzen mit großer Angst. Von jetzt an begannen viele Familien ihre Besitzungen zu verkaufen, um sich nach Deutschland, England oder tiefer nach Holland hinein überzusiedeln.

Wilhelm von Oranien konnte sich nicht verbergen, daß des Königs Zorn wahrscheinlich zuerst in seinem Tode Sättigung suchen würde, da er die Veranlassung und die Seele des Widerstandes der Edelleute gewesen war, der alle anderen Empörungen und Gewaltthaten möglich gemacht hatte. Andere vornehme Herren, die zu der Eidverbindung gehörten, begannen gleichfalls für ihr Leben zu fürchten. In dieser unangenehmen Lage waren sie zweifelhaft, was sie thun sollten. Um darüber zu berathschlagen, hielten die Vornehmsten unter ihnen eine Zusammenkunft zu Dendermonde (am 3. Oktober 1566). Dort fanden sich Wilhelm von Oranien und dessen Bruder Ludwig nebst den Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogstraten ein. Es wurde vorgeschlagen, ob es nicht rathsam sei, die Waffen gegen den König zu ergreifen und ihn gewaltsam von den Niederlanden fern zu halten. Die Mehrzahl stimmte für offene Empörung. Egmont seinerseits suchte sie zur Unterwerfung zu überreden, indem er sagte, man dürfe nicht zweifeln, der König würde Alles vergeben, wenn man dem Predigen Einhalt thäte und sich zum Dienste des Fürsten stellte, um ihm bei der Unterdrückung der Unruhen behülflich zu sein. Die Edelleute trennten sich, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und hielten, wie sie gelobt, geheim, was gesagt und verhandelt worden. Die Statthalterin erfuhr es aber dennoch, und schrieb es dem Könige. Der edelmüthige, aber schwache Egmont, treu dem Fürsten und dem katholischen Glauben, wenn auch nicht durch seine Thaten, doch mindestens durch seine Gefühle, hatte den Muth nicht, sich von Freunden zu trennen, die ein anderes Ziel verfolgten als er, und welche ihn als ihren Verbündeten verantwortlich machten für das, was sie thaten. Egmont's Betragen war stets doppelsinnig gewesen; von Wilhelm von Oranien beherrscht, obwohl er keineswegs dessen Entwürfe theilte, hatte er stets, ohne es zu wissen, diesem als Werkzeug gedient, und während er mit redlichen Worten seine Ergebenheit für den König und den Glauben rühmte, gereichten seine Thaten fast immer der Reformation und dem Aufruhr zum Vortheil. Seine Gegenwart bei einer Versammlung, in welcher man offenbaren

Aufstand verhandelte, war eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit, die ihn bei dem Könige als einen falschen Freund und Verräther verdächtig machte.

Die Schandthaten der Bilderstürmer hatten eine kräftige Reaktion unter den Niederländern hervorgerufen und viele Edelleute hatten sich von der Eidverbindung getrennt und Margarethen ihre Dienste angeboten. Die Statthalterin, dadurch unterstützt, zeigte sich plötzlich voll Kraft und zum Gebrauch der Waffen geneigt. Sie warb Truppen und verbarg es nicht, daß sie Gewalt gegen die Ruhestörer anwenden wolle.

Als sie dieses vernahmen, versammelten sich die verbündeten Edelleute zu Amsterdam und Breda, und beschlossen, gleichfalls die Waffen zu ergreifen, um die Truppen der Statthalterin zu bekämpfen. Der Plan ward eiligst ausgeführt. Sie brachten eine ziemliche Anzahl Truppen in den Niederlanden selbst und in Deutschland auf, vertheilten sie in verschiedene Städte und erklärten, dieselben in Besitz zu nehmen, um sie gegen feindliche Gewalt zu vertheidigen. Auf diese Weise kamen Antwerpen, Amsterdam, Herzogenbusch, Maestricht, Utrecht, Gröningen, Tournay und Valenciennes in ihre Hände.

Mittlerweile rückten die von der Statthalterin angeworbenen Truppen auch in das Feld. Der Graf von Meghen zog gegen Utrecht, wo eine Besatzung von Geusen lag, fühlte sich aber zu schwach, es zu erobern und kehrte wieder um. Jan von Marnix, Herr von Toulouse, zog aus Antwerpen mit einem Haufen Aufrührer und wollte Vließingen überfallen, kehrte aber unverrichteter Sache nach Austruweel bei Antwerpen zurück, wo er sich aufstellte. Die Statthalterin sandte gegen ihn eine kleine zusammengeraffte Macht unter Philipp von Lamoy. Dieser griff (am 13. März 1567) die Geusen so gewaltig an, daß er sie ganz in die Flucht schlug und größtentheils zwang, in die Schelde zu springen, wo viele den Tod fanden.

Bereits seit einigen Monaten belagerte der Herr von Noircarmes, Gouverneur von Hennegau, Valenciennes. Diese Stadt auf das Außerste gebracht, ergab sich ohne Bedingungen am 24. März. Der Herr von Noircarmes ließ dort an 100 Geusen hinrichten. Die Uebergabe dieser Stadt hatte zur Folge, daß Viele sich von dem Aufruhr lossagten und das ganze Land bald darauf wieder zum Gehorsam gebracht wurde. Um der Eidverbindung noch einen ernsteren Stoß zu versetzen und Jeden zur öffentlichen Erklärung zu zwingen, verlangte die Statthalterin einen neuen Eid der Treue gegen den König. Wilhelm von Oranien und die

Grafen von Brederode, von Hoogstraten und von Hoorn weigerten sich zu schwören. Egmont dagegen schwur auf's Neue, ohne zu zaudern, dem König unverbrüchliche Treue.

Ueberall wurde die Statthalterin jetzt mit Eifer und gutem Willen unterstützt bei der Ausrottung der neuen Lehre und der Bestrafung der Bilderstürmer. In Städten, wie auf dem platten Lande unterdrückte man das Predigen und den reformirten Gottesdienst. Die Widerspenstigen und Bilderstürmer wurden in großer Zahl gefangen und enthauptet oder gehängt, die Kirchen wieder geschmückt, der katholische Gottesdienst wieder öffentlich ausgeübt und Jeder gehorchte höherem Befehl.

Erfreut darüber und in der Meinung, der Zukunft ruhig entgegen sehen zu können, schrieb die Statthalterin Alles dem Könige, und suchte ihn zu überzeugen, daß die Ankunft eines spanischen Heeres eher schädlich als nützlich sein würde und die Fackel des Aufruhrs leicht wieder entzünden könne.

23.

Der Herzog von Alba.

Philipp II. war nicht der Mann, der einen Plan aufgab, den er einmal auszuführen beschlossen hatte. Hinsichtlich der Niederlande wußte dieser Fürst nie zur rechten Zeit eine Maßregel zu treffen. Er zog auch jetzt keinen Nutzen aus der Rückkehr der Gemüther zu gemäßigteren Ansichten, und blieb hartnäckig bei dem Gedanken, daß man durch einen zerschmetternden Schlag den Bewegungen in den Niederlanden für immer ein Ende machen müsse.

Um diesen Plan auszuführen, bedurfte er eines Werkzeuges, das ohne Ansehen der Person, ohne Abscheu vor Blutvergießen und ohne Furcht vor dem Haß der Völker das eiserne Scepter der Rache in seinem Namen führte. Ein solches fand er in Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, dem er den Auftrag gab, ein Heer zu bilden, um die jetzt ruhigen Niederlande zu unterwerfen. Dieser Alba war ein alter Feldherr, der sich bereits unter Kaiser Karl durch seine Tapferkeit und Kriegskenntniß berühmt gemacht hatte. Noch besser kannten ihn seine Landsleute wegen seines Hochmuthes, seines finstern Wesens und seiner kalten Consequenz bei der Ausführung seiner Plane. Philipp konnte daher keinen geeigneteren Mann wählen, um seine Befehle, welcher Art sie auch sein mochten, auszuführen und dieselben in Strenge

vielleicht noch zu übertreffen. Der Herzog von Alba war mit Leib und Seele Soldat. Er kannte weder Zögerung noch Schonung, und wie er bei dem geringsten Wort seinem Könige blindlings gehorchte, so verlangte er auch augenblicklichen Gehorsam für seine Befehle. Bei ihm wirkten keine anderen Triebfedern mehr, als Pflichterkenntniß und Hochmuth. Die Welt war ihm ein Heer, in dem sich Jeder ohne weitere Untersuchung dem Willen seines Commandeurs zu beugen hatte, und demgemäß kannte er keine anderen Mittel zu herrschen, als Schwert und Schaffot.

Diese Eigenschaften, von böser Vorbedeutung, vereinigt mit dem Rufe eines ausgezeichneten, aber unerbittlichen Kriegers, reichten hin, den Bewohnern der Niederlande einen tödtlichen Schrecken einzujagen, sobald sich das Gerücht verbreitete, daß Herzog Alba sich rüste, um mit einem spanischen Heere zu kommen. Einige tausend Einwohner verließen Belgien und suchten in den benachbarten Ländern einen Zufluchtsort.

Bei einer letzten Zusammenkunft zu Willebroek (April 1567) bemühte sich Wilhelm von Oranien, den Grafen von Egmont zu überreden, mit ihm nach Deutschland zu ziehen. Aber Egmont, der sich für straflos hielt, weigerte sich, sein Vaterland zu verlassen; worauf Wilhelm mit Nachdruck zu ihm sagte: „Wahrlich, ihr werdet die Brücke sein, über welche die Spanier in die Niederlande ziehen, und die sie, wenn sie hinüber sind, zertrümmern." Da diese Worte ohne Wirkung auf Egmont blieben, so schieden die beiden Edelleute bewegt von einander. Oranien ging nach Deutschland; Egmont begab sich an den Hof, bot der Statthalterin seine Dienste an, zog in das Feld mit sechs Fähnlein Fußknechten und verfolgte, wo er konnte, die Aufrührer und Anhänger der neuen Lehre. Mittlerweile zog der Herzog von Alba mit 8700 Fußknechten und 1200 Reitern aus Spanien heran.

Am 22. August 1567 erreichte er Brüssel und schlug dort seine Residenz auf. Er zeigte der Statthalterin die königlichen Befehlsbriefe, durch welche ihm eine so ausgedehnte Macht zuerkannt war, daß Margaretha nur mit Mühe ihren Verdruß darüber verbarg. Darauf begann er damit, starke spanische Besatzungen in die Städte zu legen und für die Mittel zu sorgen, sich aller Verdächtigen bemächtigen zu können. Uebrigens ließ er nichts von seinen Planen durchblicken, und schien nicht gekommen zu sein, um zu strafen, sondern nur um, falls es nöthig sei, neue Unruhen zu verhindern. Mit freundlicher Artigkeit behandelte er die Edelleute, und lockte durch dieses Betragen die vornehmsten Herren

des Landes an den Hof. Egmont, dessen Charakter wohl schwach, aber redlich und vertrauensvoll war, begab sich (am 9. September 1567) mit dem Grafen von Hoorn zu einer Rathsversammlung, welche Alba nach Brüssel ausgeschrieben hatte. Als die Berathschlagung zu Ende war, wollte Egmont sich entfernen, da that Alba, als habe er noch mit ihm allein zu sprechen. Zu diesem Zwecke begaben sie sich in ein abgesondertes Gemach, wo Alba plötzlich sein Benehmen veränderte und Egmont im Namen des Königs den Degen abforderte. Der erstaunte Graf ward augenblicklich von spanischen Soldaten umringt und gefangen genommen. Zu derselben Zeit that Ferdinand, des Herzogs Sohn, ein Gleiches mit dem Grafen von Hoorn; andere spanische Obersten bemächtigten sich an demselben Tage einiger anderen verdächtigen Edelleute. Alle wurden in den Kerker geworfen. Diese verrätherische That brachte das Volk dermaßen zum Schweigen, daß Niemand ein Wort zu sprechen wagte. Auf den Gesichtern der Bürger allein war tiefe Trauer zu lesen, und manches Herz blutete vor Mitleid mit dem Vaterlande, dessen Zukunft sich so bedenklich zeigte. Die Statthalterin war am meisten über das Geschehene aufgebracht, da sie jetzt ihr Friedenswerk in Trümmer zerfallen sah und die Hoffnung verlor, ohne großes Blutvergießen die Niederlande dem Könige zu erhalten. Sie schrieb unmittelbar nach Spanien, um der Statthalterschaft enthoben zu werden, und drang so entschieden darauf, daß Philipp II. endlich in ihre Abreise willigte. Die gute Fürstin, deren friedliebende Sanftmuth man jetzt erst nach ihrem wahren Werthe zu schätzen anfing, verließ das Land im Februar 1568 und begab sich nach Italien zu ihrem Gemahl, dem Herzog von Parma. Alba, jetzt allein Oberfeldherr und Statthalter der Niederlande, setzte sein begonnenes Werk mit Eifer fort. Um die Städte im Zaum zu halten, ließ er sehr starke und beinahe unüberwindliche Citadellen bauen zu Antwerpen, Valenciennes, Vließingen und Gröningen. Vor der Abreise der Statthalterin hatte er einen Rath gebildet, um die Angeklagten zu richten. Dieser Gerichtshof war aus niederländischen Rechtsgelehrten und einigen Spaniern zusammengesetzt. Er nannte ihn den Rath der Unruhen; aber das Volk, welches sah wie unerbittlich man die Todesstrafe auszusprechen begann, nannte ihn den Blutrath, eine Benennung, die ihm blieb. Und in der That, vermittelst der Urtheile dieses Rathes enthauptete man zu Brüssel an einem Tage neunzehn Edelleute.

Auch die Grafen Egmont und Hoorn wurden als des Hochverrathes beschuldigt vor das Gericht gezogen. Die Richter beriethen lange über das Urtheil, das man rechtmäßig über sie fällen könne. Einige führten an, wie Egmont sich stets als Freund von des Königs Feinden gezeigt habe, wie er und der Graf von Hoorn mit Jenen von Dendermonde gewagt habe sich zu berathen, ob man den König nicht durch Waffengewalt hindern solle, nach den Niederlanden zu kommen, und wie er endlich der erste Anstifter des Bündnisses gegen den Cardinal von Granvella gewesen sei, aus dem alle anderen Unruhen entsprungen wären. Ferner brachte man vor, daß das Betragen beider Edelleute immer zweideutig und verrätherisch gewesen sei, und sie den Eid der Treue gebrochen hätten, um sich mit den Feinden des Königs und der Religion zu verbünden. — Andere erinnerten dagegen an die unschätzbaren Dienste, welche Egmont dem Könige und dem Vaterlande bewiesen; an seine Tapferkeit in den Schlachten von St. Quintin und Gravelingen, durch die er damals vielleicht die Niederlande dem Könige erhalten habe; an seine späteren Bemühungen für die Bestrafung der Bilderstürmer und die Ausübung des katholischen Glaubens, und endlich an seinen redlichen guten Willen, sich von den Freunden zu trennen, die ihn irregeführt hatten. Gleiche Gründe wurden zum Besten des Grafen von Hoorn aufgestellt; aber umsonst. Man verurtheilte Beide durch Henkers Hand zu sterben.

Die unglücklichen Grafen wurden unter dem Geleite von 3000 spanischen Soldaten aus ihrem Kerker zu Gent nach Brüssel geführt und dort im Brodhause eingesperrt. Zwei Tage später kam der Bischof von Ypern, Martin von Rithoren, in der Nacht zu ihnen, las ihnen das Todesurtheil vor und sagte ihnen zugleich, daß er ihnen priesterlichen Beistand leisten würde, sich zu dem letzten Gange zu bereiten. Der Graf von Egmont beklagte sich anfangs über sein Schicksal und die geringe Erkenntlichkeit, die man ihm für seine erwiesenen Dienste zeige. Bald darauf aber tröstete er sich, empfing andächtig die Tröstungen der Religion und erwartete ergeben sein Ende.

Er schrieb einen Brief, um seine Frau und seine eilf Kinder der Gunst des Königs zu empfehlen, und brachte den übrigen Theil der Nacht im Gebete zu. Der Graf von Hoorn empfing sein Urtheil mit außerordentlicher Unerschrockenheit und zeigte sich zuerst wenig geneigt des Bischofs Beistand anzunehmen; zuletzt folgte er aber Egmont's Beispiele.

Am 5. Juni 1568 stund das Schaffot vor dem Stadthause zu Brüssel aufgerichtet; 22 Fähnlein spanischer Soldaten umringen es, die Bürger fern zu halten. Um 10 Uhr Morgens besteigt Graf Egmont mit dem Bischof von Ypern das Schaffot, küßt das von demselben ihm vorgehaltene Crucifix, empfängt die heilige Oelung und legt das Haupt auf den Block. Der Henker schwingt das Beil .... Thränen stürzen aus den Augen des Volkes .... das edle Haupt fällt .... der niederländische Ritter ist nicht mehr! Sein Genosse, der Graf von Hoorn, folgt ihm. Das Schwert blitzt zum zweiten Male. Das Volk eilt seufzend und weinend, aber sprachlos und furchtsam nach Hause .... Alles wird still auf dem Markte .... Es ist geschehen![1])

Diese ebenso unpolitische wie unmenschliche und nutzlose Hinrichtung war höchst schädlich für den König, die Religion und das Vaterland, und man kann sie als eine der hauptsächlichsten Ursachen der Trennung der nördlichen und südlichen Niederlande betrachten. Egmont war über die Maßen bei dem Volke beliebt wegen des freundlichen Wesens und des Kriegsruhmes, den er den niederländischen Waffen erworben hatte. Die Katholiken sahen in ihm einen mächtigen Vertheidiger des Glaubens, und das wäre er auch in der That gewesen und geblieben, hätte nicht ein grausames Urtheil sein Leben zerstört. Von nun an erzeugte sich ein unversöhnlicher Haß in den Herzen der Niederländer gegen Alba, und im Stillen warf ihm Mancher den Namen Bluthund zu; die Geusen, die sich in Holland aufhielten, und dort unter Ludwig's von Nassau Befehl bereits mit abwechselndem Glücke gegen die Spanier gekämpt hatten, vermehrten sich ansehnlich durch die zunehmende Auswanderung der Belgier, und Alles zeigte deutlich, daß der Herzog von Alba durch seine unberechnete Strenge das Schicksal der Niederlande in die Wagschale werfe.

Die deutschen Fürsten, deren viele mit den Häusern Egmont und Hoorn verwandt waren, erschracken, als sie die Enthauptung so vornehmer Edelleute erfuhren; sie zeigten sich bereit, Wilhelm von Oranien mit Geld und Truppen zu unterstützen, und dieser, der jetzt Ursache hatte,

---

1) Ueber dieses Ende der beiden Grafen bemerkt Leo (Niederländ. Gesch. II, 454.) treffend: „Egmont und die, welche ähnlich dachten und handelten, wußten nicht, daß jede Revolution einen innern geistigen Verlauf hat, und daß man die Richtung, in welcher sie sich bewegt, entweder ganz brechen oder mit ihr fortgehen muß, daß aber Alle, die auf mittleren Stufen des Verlaufes Rast machen möchten, unfehlbar dem Verderben selbst verschrieben sind."

offen die Waffen zu ergreifen, bildete ein Heer, das sich bald auf 20,000 Mann belief. Mit dieser Macht drang er in das Limburgische ein, während sein Bruder Ludwig von Nassau mit einem andern kleinen Heere in Holland das Feld behauptete. Als der Herzog von Alba Wilhelm's Ankunft vernahm, zog er zuerst gegen Ludwig, und schlug denselben am 21. Juli 1568, ihn so heftig verfolgend, daß er ihn zwang, in die Ems zu springen, und sich durch Schwimmen zu retten. Darauf ging Alba nach Limburg und wußte dort so geschickt der Streitmacht Wilhelm's von Oranien Abbruch zu thun und sie zu beschäftigen, daß endlich der Winter und der Mangel an Geld die Geusen zwang das Feld zu verlassen und unverrichteter Sache auseinander zu gehen. Der Herzog von Alba ließ sich zur Erinnerung an diesen schönen Feldzug ein Standbild von Bronze in der Citadelle von Antwerpen errichten.

Als Philipp II. den Herzog von Alba mit einem Heere nach den Niederlanden sandte, erwartete er einen gemächlichen Sieg und eine unmittelbare Unterwerfung aller niederländischen Provinzen. Ohne Alba's grausame Rechtspflege würden sich auch seine Hoffnungen wohl verwirklicht haben; aber jetzt, da der Herzog die Sachen verdorben hatte, sah es ganz anders aus. Das spanische Heer kostete dem Könige ungeheures Geld; sein Schatz war erschöpft, und demungeachtet forderte die Unterhaltung von Alba's Streitmacht wieder einige Millionen Gulden. Die Niederlande selbst trugen wenig ein, da die reichsten Kaufleute nach England und Deutschland gezogen, und alle Zweige der Industrie bei der herrschenden Angst in Verfall gerathen waren. Obendrein beraubte der allgemeine Haß, dessen Gegenstand Alba war, ihn aller Hülfe. Jeder verhielt sich leidend, schwieg und harrte betrübten und ängstlichen Herzens. Die Erbauung der Citadellen und Festungswerke kostete auch beträchtliche Summen, und der Statthalter schrieb immer dringender um Geld nach Spanien. Da kam man in Madrid auf den Gedanken, daß die Niederlande selbst die Kosten des Krieges tragen sollten. Jeder Niederländer solle den hundertsten Theil vom Werthe seines Vermögens aufbringen; von nun an und in die Zukunft überhaupt solle bei jedem Verkaufe von allen unbeweglichen Gütern der zwanzigste Theil des Ertrages an den Reichsschatz gezahlt werden, und von allen Waaren, beweglichen Gütern und Lebensmitteln der zehnte Theil. Man nannte dieß den hundertsten, den zwanzigsten und den zehnten Pfenning.

Alba versammelte die allgemeinen Stände des Landes zu Brüssel und theilte ihnen des Königs Verlangen mit. Großer Schrecken zeigte

sich in der Versammlung, und Jeder erhob seine Stimme gegen die geforderten Abgaben, vorzüglich aber gegen die Erhebung des zehnten Pfennings. Beredte Männer bewiesen, daß der gänzliche Untergang des Handels und der Industrie unvermeidlich sein würde, da kein niederländischer Kaufmann oder Fabrikant seine Waaren nach andern Ländern würde führen können, indem dieselben mitunter drei- oder viermal in Folge des Umsatzes den zehnten Pfenning zu bezahlen hätten, und daß die Industrie, namentlich die Tuchweberei, dabei unmöglich bestehen könnte, indem der Preis der Rohstoffe durch Ankauf und Verkauf jedesmal um den zehnten Theil erhöht werden würde.

Diese Gründe waren so gewichtig, daß die treuesten Freunde des Königs gegen die Annahme der neuen Abgabe sprachen. Alba zeigte sich sehr aufgebracht über diesen Wiederstand und drohte heftig, doch vermochte er nicht die Stände zur Einwilligung zu bringen. Endlich begnügte er sich mit zwei Millionen Gulden, welche ihm die Versammlung zugestand, und schob die Erhebung des zwanzigsten und zehnten Pfennings auf.

Als die Kunde von dem Geschehenen in Madrid anlangte, zürnte der König seinem Statthalter sehr, den er der Schwäche beschuldigte. Doch ließ er die Dinge wie sie waren, ohne auf die Erhebung der neuen Abgaben zu dringen.

Ein anderer Vorfall verschlimmerte Alba's Verhältnisse noch mehr. Der König hatte ihm 400,000 Goldgulden mit genuesischen Schiffen gesandt, welche von französischen Corsaren verfolgt, sich in den Hafen von Plymout flüchteten. Die Königin Elisabeth von England hatte Beschlag auf das Geld gelegt, und Alba zur Vergeltung dasselbe hinsichtlich aller englischen Schiffe in niederländischen Häfen gethan. Daraus erfolgte Feindseligkeit zwischen England und Spanien. Elisabeth gestattete einigen holländischen Freibeutern, welche auf spanische Fahrzeuge Jagd machten, freie Einfahrt und Zuflucht an der englischen Küste. Die Zahl dieser Geusen-Raubschiffe vermehrte sich rasch; einige derselben standen unter dem Befehl ausgewanderter Edelleute, unter denen sich Wilhelm Vandermarke, Freiherr von Lumey, durch seine Unerschrockenheit und Grausamkeit auszeichnete. Bald kannte man diese Freibeuter unter dem Namen der Wassergeusen, zur Unterscheidung von den Stadtgeusen und von den wilden Geusen, welche Letzteren sich in den Wäldern aufhielten. Die Wassergeusen wurden von Jedermann gefürchtet; sie waren unternehmend und kühn, und hinderten allen Handel an der niederländischen Küste; sie

sind der Anfang der späteren Seemacht der vereinigten Provinzen von Holland gewesen.

Wilhelm von Oranien und Ludwig von Nassau, sein Bruder, befanden sich mittlerweile in Frankreich, wo sie im Heere der Hugenotten gegen den König stritten. Nach dem Frieden von 1570 entwarf Coligny mit Wilhelm von Oranien einen Plan, welcher, gut ausgeführt, die spanische Macht in den Niederlanden vernichten mußte. Coligny sollte nämlich mit seinem hugenottischen Heere die Gränzstätte des französischen Belgiens angreifen, während Wilhelm zu derselben Zeit mit den Geusen und deutschen Hülfstruppen durch Limburg in Brabant einrückte. Der König von Frankreich unterstützte diesen Plan.

Sobald Alba Kenntniß davon erhielt, schickte er sich an, Widerstand zu leisten, aber es fehlte ihm an den nöthigen Geldmitteln zu einer zweckmäßigen Ausrüstung des Heeres und dem Beginn eines Feldzuges, der allem Anschein nach von langer Dauer sein würde. Er bemühte sich jetzt von Neuem, die Zustimmung der Stände hinsichtlich des zehnten und des zwanzigsten Pfennings zu erhalten, aber weder durch Bitten noch durch Drohungen gelang es ihm. Da beschloß er eigenmächtig und ohne Zustimmung der Stände mit der Erhebung des zwanzigsten und zehnten Pfennings den Anfang zu machen. Sein Befehl erregte allgemein Bestürzung und Unwillen. Die Stände sandten Abgeordnete nach Spanien, um sich über den Eingriff in ihre Rechte bei dem Könige zu beklagen und die Aufhebung der neuen Abgaben zu verlangen, was sie auch später (1572) durchsetzten. Unterdessen führte der Herzog sein Vorhaben aus, und ließ namentlich in Brüssel, wo sich die meisten Beamten und eine bedeutende Kriegsmacht befanden, den zwanzigsten und den zehnten Pfenning mit Strenge erheben, aber die Brüsseler leisteten kräftigen Widerstand, die Gilden hörten auf zu arbeiten, die Läden wurden geschlossen und Niemand kaufte oder verkaufte Waaren, so daß die Hoffnung des Herzogs vereitelt wurde. Dieser, erzürnt, schickt sich an, furchtbare Rache zu nehmen, als plötzlich die Nachricht eintrifft, daß die Wassergeusen sich der kleinen, aber festen Seestadt Briel bemächtigt hätten. Der Herzog ließ augenblicklich seine Rache fahren und sandte eiligst Truppen unter Maximilian von Bossu dorthin, um die Wassergeusen aus Briel zu treiben. Wilhelm Vandermarke hatte sich aber dort bereits festsetzt, so daß er die Spanier, denen er einige Schiffe verbrannte, zwang, die Belagerung aufzugeben. Dies war das Zeichen zum Abfall für viele holländische Städte, die sich plötzlich für die Geusen gegen Spanien erklärten.

Während nun die Geusen in Holland Alba's Macht so großen Abbruch thaten, zog Ludwig von Nassau mit einigen französischen protestantischen Truppen über die südliche Gränze und überrumpelte Bergen (Mons) im Hennegau. Alba zog ihm persönlich entgegen und schlug die Hülfstruppen, die ihn entsetzen wollten. Unterdessen zog Wilhelm von Oranien aus Deutschland nach Limburg und Brabant mit mehr als 20,000 Mann, und besetzte binnen Kurzem viele Städte. Obendrein verbreitete sich jetzt das Gerücht, daß Coligny sich anschicke, mit einem beträchtlichen Heere in die Niederlande einzufallen. Auf allen Seiten sah sich also der Herzog von gefährlichen Feinden umringt, und vielleicht würde es ihm nicht geglückt sein, die spanische Herrschaft vor dem Untergange zu bewahren, hätte ihn nicht ein unerwarteter Vorfall aus der unangenehmen Lage gerettet.

Am 24. August 1572, dem St. Bartholomäustage, wurden die Hugenotten in Paris und in vielen Städten Frankreichs überfallen und ermordet. Dieß beraubte die Geusen der Hülfe, welche sie aus Frankreich erwartet hatten. Wilhelm von Oranien, der bis Bergen vorgedrungen war, konnte seine Truppen nicht länger bezahlen, und hatte große Mühe seine Befehle ausgeführt zu sehen. Auf der andern Seite entmuthigte ihn die Ueberzeugung, daß Belgien seiner Sache wenig geneigt sei, und er irrthümlich auf die Theilnahme der südlichen Provinzen gerechnet habe. Nach einer langen und hartnäckigen Belagerung übergab Ludwig von Nassau die Stadt Bergen dem Herzoge von Alba unter sehr vortheilhaften Bedingungen. Alle Geusen der Besatzung und die Edeln, die bei ihnen waren, durften mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten abziehen, sammt ihrem ganzen Kriegsvorrath und dem Heerestroß.

Alba glaubte nun günstige Gelegenheit zu haben, die Empörung durch entscheidende Schläge unterdrücken zu können, und ließ die Zeit nicht unbenützt verstreichen. Gleich nach der Uebergabe von Bergen zog sein Heer nach den holländischen Provinzen und plünderte unterwegs Mecheln, weil dessen Einwohner Wilhelm von Oranien empfangen hatten. Darauf belagerte er Zütphen, das er binnen wenigen Tagen überwältigte und zur Strafe furchtbar plündern ließ. Friedrich von Toledo, der Sohn des Herzogs, verhing unterdessen ein noch grausameres Schicksal über die Stadt Naerden, deren Bewohner unbarmherzig ermordet wurden. Es war ein blutiger Vernichtungskrieg auf beiden Seiten. Während die Spanier mit unerhörter Grausamkeit an den Einwohnern der Städte,

gleichviel ob schuldig oder unschuldig, Rache übten, thaten die Geusen dasselbe an den Katholiken, und namentlich an Priestern und Mönchen, von denen viele in Leyden, Enkhuizen, Alkmar und Gorgum umgebracht wurden. In dieser letztern Stadt nahmen sie unter dem Befehle Wilhelm Vandermarke's neunzehn Priester und Mönche gefangen, ließen dieselben unaussprechliche Martern erdulden und hingen sie dann während der Nacht in einer Scheune auf. So sehr entsagten sie allen menschlichen Gefühlen, daß sie den gehangenen Geistlichen Nase und Ohren abschnitten und diese blutigen Siegeszeichen auf den Hüten trugen.

Nach der Einnahme von Zütphen fühlte sich Herzog Alba schwach und kränklich; er befahl nun seinem Sohne, Haarlem zu belagern, und kehrte nach Brüssel zurück, um von dort aus die Kriegsoperationen zu leiten. Jetzt erst begann der Unbeugsame einzusehen, daß er nicht die rechten Mittel zu der Unterwerfung der Niederlande angewandt habe. Denn trotz den furchtbaren Schlägen, die er unaufhörlich den Geusen versetzte, wuchs ihre Zahl außerordentlich. Sie verfügten bereits über eine ansehnliche Seemacht, und hatten sich in den stärksten Städten Hollands festgesetzt. Dazu sah sich Alba allgemein gehaßt; Niemand billigte sein Betragen, und er wußte daß selbst der König kein Vertrauen mehr zu ihm habe und auf den Gedanken gekommen sei, ihn durch den Herzog von Medina Celi ablösen zu lassen.

Nach siebenmonatlicher Belagerung Haarlem's bemächtigte sich Friedrich von Toledo endlich dieser Stadt. Darauf belagerte er Alkmaar; aber die Geusen zwangen ihn, die Belagerung aufzuheben, und vernichteten obendrein die königlichen Schiffe im Zuydersee. Friedrich zog nun mit seinem Heere vor Leyden, das er sich vornahm auszuhungern und dadurch in seine Macht zu bekommen.

Während er aber damit beschäftigt war, kam Don Ludwig von Requesens nach Brüssel, um auf Befehl des Königs den Herzog von Alba abzulösen und Statthalter in den Niederlanden zu sein.

Der alte Herzog von Alba zog am 18. Dezember 1573 nach Spanien und wurde von dem Könige sehr kühl empfangen. Später erhielt er jedoch dessen Gunst wieder und führte mit Glück und Ruhm den Krieg in Portugal. Im Dezember 1582 starb er, siebenundsiebzig Jahre alt, zu Lissabon.

24.

Die Bartholomäusnacht.

Luther's Schriften, Calvin's und Beza's Thätigkeit, gründeten den Protestantismus in Frankreich. König Franz I. wandelte seine anfängliche Milde gegen den neuen Glauben bald in unerbittliche Strenge, als sich Anhänger desselben erkühnt hatten, heilige Bilder zu verstümmeln, eine Schmähschrift wider das Altarssakrament zu verbreiten, dieselbe sogar an des Königs Kammerthür anzuheften. Franz handelte dabei nicht aus religiöser, sondern aus der damals allgemeinen politischen Ueberzeugung, daß die Einheit des Staates von der religiösen Einheit bedingt sei, woraus sich denn die Politik des französischen Hofes ergab, in Deutschland die Protestanten zu begünstigen, in Frankreich sie zu verfolgen.

Franzens Nachfolger, Heinrich II., beharrte bei dieser Strenge gegen die Protestanten, ohne jedoch deren Verbreitung hindern zu können. Zum Unglücke für Frankreich folgten zwei unmündige Könige, Franz II. und Karl IX., deren Mutter Katharina von Medici unter dem Einflusse mächtiger Parteien die Regentschaft führte. Die Prinzen von Bourbon und die Herzoge von Guise rangen um die Herrschaft; jene gegen die Protestanten freundlich, diese feindselig gesinnt. Das Schwanken der Regierung gab den Hugenotten nur mehr Energie, Muth und Zusammenhalt. Als Franz II. am 14. November 1559 ein scharfes Edict gegen den protestantischen Gottesdienst erlassen, folgte 1560 die Verschwörung von Amboise, wornach an einem bestimmten Tage König und Königin gefangen genommen, die Guisen gestürzt, und ein Prinz von Bourbon (Condé) zur Staatsverwaltung berufen werden sollte. Die Verschwörung ward entdeckt und Condé zum Tode verurtheilt, wovon ihn der schnell eingetretene Tod des Königs rettete. Nun folgte der eilfjährige Karl IX. Die Regentin suchte beide Parteien im Gleichgewicht zu erhalten und verdarb es mit beiden. Ihre halben Maßregeln, ihre intrigante und wechselhafte Freundschaft, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin, nährten nur die Flammen des religiösen und politischen Zwiespalts in den Gemüthern. Es brechen nun jene verheerenden Bürgerkriege los, in welchen sich die Hugenotten, zum Theil mit Hülfe auswärtiger Fürsten, wie des Kurfürsten von der Pfalz, der Königin Elisabeth von England, kirchlich-politische Freiheiten zu erkämpfen wußten. Schreckliche Gräuel wurden während dieser Zeit im Namen der Religion verübt. Es gibt Schriftsteller, welche mit Vorliebe die

Mordscenen der Bluthochzeit schildern, hingegen die Grausamkeiten der Hugenotten in den Religionskriegen mit Stillschweigen übergehen. Da erschienen denn die Hugenotten nur als ungerecht und blutig Verfolgte, während sie in Wahrheit selbst die grausamsten und blutigsten Verfolger waren. So wurden, um Einiges zu erwähnen, in dem kleinen Béarn 3000 Katholiken getödtet, bei Saint Sever 200 Priester in einen Abgrund gestürzt.

Eine Synode der Hugenotten zu Nismes (1562) hat Zerstörung aller katholischen Altäre befohlen. In der That wurden während der drei Bürgerkriege (1562, 1567, 1568) von den Hugenotten 50 Kathedralen und 500 kleinere Kirchen der Katholiken zerstört. Am 29. Sept. 1567 fand zu Nismes die unter dem Namen der Michelade bekannte Mordscene statt, indem 80 angesehene Katholiken von den Hugenotten aus den Häusern gerissen und in einen Brunnen gestürzt wurden. Es zeugt von der Erbitterung, mit welcher die Hugenotten kriegten, wenn man liest, daß ihrer Führer einer, Briquemaut, ein Halsband von Ohren ermordeter Priester trug.

Nach solchen Vorgängen wird es erklärlicher, wie auch die Katholiken von tiefem Groll und Haß erfüllt werden mußten. Und bei einer solchen Verfassung der Gemüther, bei solcher Aufregung der Parteien, trat nun das Ereigniß ein, welches bis in die neueste Zeit parteiisch geschildert, unhistorisch entstellt und zu manchen grundlosen Vorwürfen gegen den Katholicismus ausgebeutet ward. Wir dagegen glauben versichern zu können, daß die nachfolgende Darstellung sich auf das Thatsächliche beschränkt.

Seit dem Falle des Prinzen von Condé war der Admiral Coligny das anerkannte Haupt der französischen Hugenotten. Er hielt an den meisten auswärtigen Höfen, die dem alten Glauben entsagt hatten, beglaubigte Agenten, und herrschte über die Seinigen mit der Autorität eines souveränen Fürsten. In seinen Schatz flossen monatliche Beiträge zur Aufrechthaltung „der Sache;“ in jeder Provinz hatte er Beamte, die verpflichtet waren seine Befehle zu vollziehen, und Tausende von Kriegern waren bereit, auf seinen Ruf in's Feld zu ziehen. Ein so mächtiger General, der schon zweimal sein Heer gegen das der Krone geführt hatte, war der Regierung natürlich ein Gegenstand der Eifersucht; allein in der letzten Zeit hatte er dadurch, daß er die Absichten der Königin Mutter, Katharina von Medici, verdächtig machte, und Karl ermahnte, thätigeren Antheil an der Regierung zu nehmen, auch

ihm vorschlug, während dem Streite des Königs von Spanien mit seinen Unterthanen, die Niederlande zu erobern, sehr viel Einfluß auf den jungen König gewonnen. Letztgenanntes Projekt schmeichelte Karl's Ehrgeiz; er erlaubte dem Admiral, dem Grafen Ludwig von Nassau fünftausend Gascognier zu stellen, um in's Hennegau einzufallen, hatte ihn, wenn er bei Hofe war, beständig in seiner Nähe, und correspondirte fleißig mit ihm, wenn er abwesend war. Die Königin Mutter begann für ihre Macht zu zittern, und beschloß mit dem Herzog von Anjou, ihren Sohn von dem Krieg in Flandern abzuhalten, und ihn von aller Verbindung mit dem Haupte der Hugenotten abzuziehen.

Seit der Ermordung des Herzogs von Guise hatte Coligny nur einmal gewagt, Paris zu betreten. Die Einladung Karl's, der seine Gegenwart bei der Hochzeit seiner Schwester mit dem König von Navarra wünschte, die Bitten Elisabeth's von England, die ihn um Hülfe und Unterricht für ihren Gesandten ersuchte, und vielleicht mehr noch die Begierde, sein Lieblingsprojekt, den Krieg gegen Alba zu betreiben, zog ihn endlich in die Hauptstadt. Die Wärme, mit der der König dasselbe anfangs aufgefaßt hatte, war durch die Niederlage des Insurgentenführers Genlis, und die dringenden Vorstellungen Katharina's abgekühlt worden. Der Admiral wiederholte seine Argumente, bot dem König zehntausend Hugenotten an, erklärte, wenn er den flandrischen Protestanten nicht beistehen wolle, würden die französischen ihrer Sicherheit wegen neuerdings zu den Waffen greifen, und ermahnte ihn endlich, sich der Vormundschaft einer ehrsüchtigen Mutter zu entziehen, die den König in den Hintergrund stelle, um einen geliebtern Sohn hervorzuziehen, und ihre eigne Autorität zu befestigen. Diese Reden machten tiefen Eindruck auf Karl; seine Worte und sein Benehmen zeigten Katharinen und dem Herzog die Gefahr, in der sie schwebten, und sie beschlossen, den Admiral, ihren furchtbarsten Feind, durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen. Als er am 22. August aus dem Rathe durch die Stadt nach Hause ging, ward aus einem Dachfenster eine Arquebuse auf ihn abgeschossen; die Kugel zerschmetterte ihm die Hand, eine andere blieb in der Schulter sitzen. Die Wunden waren nicht gefährlich, aber seine Anhänger strömten schaarenweise zu seinem Hause, und erboten sich, für ihn das Leben zu lassen.

Auf die erste Nachricht von dem Vorfall brach Karl in Wehklagen aus, worauf Drohungen von Rache folgten. Er besuchte den Admiral, und Katharina hielt es für angemessen, ihn mit ihren beiden Söhnen

und den vornehmsten Herren des Hofes zu begleiten. Sie fanden den Verwundeten im Bette; er bat den König um eine geheime Unterredung, und Karl befahl seiner Mutter und seinen Brüdern, sich zurückzuziehen. Die Königin gestand in der Folge, dieß seien die peinlichsten Augenblicke ihres Lebens gewesen. Ihr schuldiges Gewissen, das Interesse, mit dem ihr Sohn den Admiral anhörte, die Schaaren von Bewaffneten, die im Hause in beständiger Bewegung waren, ihre Blicke, ihr Flüstern, ihre Gebärden — Alles erfüllte sie mit Entsetzen. Unfähig, es länger auszuhalten, unterbrach sie das Gespräch unter dem Vorwande, die Genesung des Admirals erfordere Schweigen und Ruhe. Als sie in Einem Wagen mit dem Könige zurückfuhr, bot sie alle Kunst auf, ihm den Inhalt des Gespräches zu entlocken. Was er sagte, reichte hin, ihre Unruhe zu vermehren.

Nach schlaflos durchwachter Nacht brachte Katharina den Morgen in ängstlicher Berathung mit dem Herzog von Anjou und ihren Vertrauten zu; am Nachmittage eröffneten sie Karln ihren Beschluß. Sie erinnerten ihn an die Empörungen der Hugenotten und die furchtbare Macht des Admirals; bemerkten, daß der Mann, der zehntausend Bewaffnete gegen den König von Spanien anzubieten vermöge, dieselben Truppen nach Gefallen auch gegen den König von Frankreich verwenden könne; sagten ihm, in diesem Augenblicke beriethen sich die Häupter der Hugenotten über die Vernichtung ihrer Widersacher, und wartete er bis zum nächsten Morgen, so würden sie seine Mutter, seine Brüder, seine treuesten Diener, vielleicht ihn selbst ihrer Rache opfern; und beschworen ihn, zu erlauben, daß sie der Grausamkeit ihrer Feinde zuvor kämen, und über Coligny und dessen Freunde das Verderben brächten, welches diese ihnen zugedacht hätten. Der junge König wich dem Ansehen und den Bitten seiner Mutter; einige Stunden lang vertheidigte er den Admiral, gegen Abend aber verließ er das Zimmer in heftiger Bewegung, und rief: er hoffe, es werde Keiner am Leben bleiben, der ihm in der Folge eine so schändliche That vorwerfen könnte. Vier Stunden waren verstrichen, seit der Plan in Ordnung gebracht, und die nöthigen Befehle gegeben waren; zwei fehlten noch zu der festgesetzten Zeit. Unter diesen Umständen zu schlafen, war unmöglich, und der König, seine Mutter und seine Brüder begaben sich auf einen Balkon, wo sie den gestirnten Himmel betrachteten, und des Ausgangs harrten. Kurz vor dem bestimmten Augenblick unterbrach der Knall einer Pistole das Schweigen der Nacht. Sie bebten entsetzt zusammen, ihre Entschlossenheit verließ

sie, und es ward ein Bote mit Gegenbefehlen abgesendet. Jetzt aber ertönte die Glocke von St. Germain l'Auxerrois; der Herzog von Guise drang mit dreihundert Mann in das Haus des Admirals, und der Leichnam dieses Unglücklichen ward durch das Fenster in den Hof gestürzt; vom Parlamentshause erscholl sofort die Sturmglocke; der Herzog von Nevers und der Marschall von Tavannes sprengten mit den Garden durch die Straßen und riefen: „Verrath;" bewaffnete Bürgerkompagnien eilten unter ihren Führern zu dem blutigen Werke; und der durch das Beispiel der Höhern und die beunruhigendsten Gerüchte aufgereizte Pöbel übertraf noch die Grausamkeit derer, die das Morden begonnen hatten.

Von den Opfern der Wuth hatten Jene, die in der Vorstadt St. Germain schliefen, hinreichende Zeit zur Flucht; Andere fanden Schutz bei ihren Freunden und Verwandten; aber viele beiderlei Geschlechts, nicht bloß solche die der Hof geächtet hatte, sondern auch Leute aus den niedrigsten Ständen, und Katholiken sowohl als Protestanten, wurden durch die blinde Rache des Pöbels gemordet. Erst Nachmittags ließ Karl unter dem Schalle der Trompeten Jedermann bei Todesstrafe befehlen, nach Hause zu gehen, und sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Das Blutbad war viel größer, als man vorher gesehen, selbst seine Urheber erstarrten vor der Menge der Todten.

Noch am nämlichen Tage wurden Befehle an die Gouverneure der Provinzen abgesendet, um die Wiederholung solcher Gräuel zu verhindern, und Jedermann bei Todesstrafe zu verbieten, Andere mit den Waffen in der Hand zu insultiren. Was später vorfiel erregte jedoch den Verdacht, diese Befehle seien bloß zum Schein erlassen worden. Die Pariser Blutscenen wurden zu Orleans, Lyon, Rouen, Toulouse und Bordeaux wiederholt, und da der Hof die Leidenden nicht schützte, so glaubten sie auf seinen Befehl verfolgt zu werden. Aber Karl's Andenken bedarf es nicht, mit mehr Schmach belastet zu werden. Es ist nicht erwiesen, daß die Blutbäder in der Provinz mit seiner Erlaubniß stattfanden, und bedenken wir, daß sie sich zu sehr verschiedenen Zeitpunkten ereigneten, und auf jene Städte beschränkten, wo bei den frühern Aufständen das Blut der Katholiken mit unnöthiger Grausamkeit vergossen worden war, so müssen wir sie eher plötzlichen Ausbrüchen der Volksrache, als einem allgemeinen vorbedachten Plane zuschreiben. Wie viel Opfer in allen jenen Städten fielen, läßt sich unmöglich mit Gewißheit bestimmen. Unter den hugenottischen Schriftstellern gibt Perefix die Zahl zu 100,000, Sully zu 70,000, Thuanus zu 30,000, La Popelinière zu 20,000, der

berühmte Martyrologist zu 15,000, Masson zu 10,000 an. Aber der Martyrologist befolgte ein Verfahren, welches uns in den Stand setzt, eine ziemlich wahrscheinliche Vermuthung zu fassen. Er verschaffte sich von den Pastoren der Städte, wo Metzeleien stattgefunden hatten, namentliche Verzeichnisse der Personen, die umgebracht worden waren, oder von denen man es doch wenigstens glaubte. Im Jahre 1582 machte er das Resultat bekannt, und mit Ueberraschung wird man vernehmen, daß er in ganz Frankreich nicht mehr als 786 Namen aufbringen konnte. Verdoppeln wir diese Zahl, so sind wir der Wahrheit ziemlich nahe.

Noch bedarf die in vielen Geschichtsbüchern cursirende Lüge, der Papst habe aus Freude über die Hugenottenvertilgung ein Te Deum abhalten lassen, einer Berichtung. Die Nachricht von dem Hugenottenmord war in derselben Form nach Rom gelangt, als wie sie zuerst in den Provinzen verbreitet wurde: als sei die Maßregel durch eine Verschwörung gegen das Leben des Königs hervorgerufen worden, der Mord also rettende That gewesen*). Hiernach ist Gregor's XIII. Te Deum etwa mit den Glückwünschungsschreiben zu vergleichen, welche in unsern Tagen europäische Fürsten einem Regenten nach Errettung von irgend einem Attentat darzubringen pflegen. Ueberhaupt hatte, erwiesener Maßen, die Kirche an dem Hugenottenmord so wenig Antheil, als an der Pulververschwörung in England. Gerade ein katholischer Bischof, der edle Johann Hennuyer von Lisieux, nahm sogar gegen den königlichen Befehl die Hugenotten seines Sprengels in Schutz, forderte seinen Klerus auf, sich der Verfolgten in Wort und That anzunehmen, und erntete die Freude dafür, sie in großen Schaaren zur katholischen Kirche zurückkehren zu sehen.

15.

Die Armada.

Elisabeth's von England glänzendste Regierungsepoche bildet der glorreiche Seesieg über Spanien. Schon lange hatte die stolze Königin dem nicht minder stolzen Philipp eine Reihe von Beleidigungen zugefügt.

Sie hatte seine Gelder aufgefangen, seinen rebellischen Unterthanen Beistand geleistet, Ausländer in Sold genommen, um gegen ihn

*) In Murets Festrede heißt es: O noctem illam memorabilem, quae paucorum seditiosorum interitu regem a praesenti caedis periculo, regnum a perpetua civilium bellorum formidine liberavit.

zu fechten, und zugegeben, daß ihre Seeleute seine wehrlosen Unterthanen auf offenem Meere und in seinen amerikanischen Ländern plünderten und mordeten. Die Klugheit gebot dem Könige, sich zu verstellen; er barg seine Empfindungen unter einer affectirten Geringschätzung, und der gegen alle andern Mächte so hochmüthige Monarch schien die Beleidigungen, die Elisabeth ihm anthat, mit wahrhaft stoischem Gleichmuth zu ertragen. Allein deren beständige Wiederkehr, die Sophismen, mit denen man auf seine Klagen antwortete, und die Erinnerung, daß die Königin unter der Regierung ihrer Schwester seinem Schutze ihre Freiheit, ja vielleicht ihr Leben verdankt hatte, verliehen seinem Zorn noch mehr Bitterkeit, und wenn er zauderte den Streich zu führen, so geschah es nur, um sich desto sicherer und mehr zu rächen. Nach fünfzigjähriger Schonung glaubte er im Jahre 1583, endlich sei der Tag der Wiedervergeltung gekommen. Der Herzog von Anjou war aus den Niederlanden vertrieben, in Frankreich wüthete der Bürgerkrieg, und die mit dem Fall von Tercova verbündene Niederlage seines Nebenbuhlers, Don Antonio, hatte die Krone von Portugal auf seinem Haupte befestigt. Aller andern Feinde entledigt, wandte er den Blick auf die Königin von England; aber er war von Natur langsam und vorsichtig, seine Plane zu ordnen; seine Anstalten zu treffen, erforderte Zeit und Ueberlegung; und abermals verstrichen fünf Jahre, ehe die zur Unterjochung der englischen Nation bestimmte Armada bereit war, aus den Häfen Spaniens auszulaufen. Elisabeth's Benehmen während dieser Zeit war nicht geeignet, seinen Zorn zu besänftigen. Sie hatte den belgischen Empörern ein englisches Herr zu Hülfe geschickt, dessen Feldherr den Titel eines Gouverneurs der vereinigten Provinzen annahm; sie hatte nach einem Prozesse, der in den europäischen Annalen ohne Beispiel war, die Königin von Schottland auf das Blutgerüst gesendet. Jenes kam einer Kriegserklärung gleich, die Philipp nicht mit Stillschweigen übergehen konnte, ohne sich dem Vorwurf der Feigheit auszusetzen; dieses war eine der Majestät aller Souveräne zugefügte Beleidigung, welche er als der mächtigste Monarch der Christenheit zu rächen sich verpflichtet glaubte.

Philipp's Anstalten in Spanien und den Niederlanden entsprachen der Wichtigkeit des Unternehmens. Nie hatte der Ocean eine stolzere Flotte getragen, als jene, die jetzt in den spanischen Häfen vor Anker lag. Unter dem Befehl des Marquis von Santa Cruz, eines im Seedienste ergrauten Offiziers, dem zahlreiche Siegeslorbeern die Stirn

umschatteten, standen 135 Kriegsschiffe mit 8000 Matrosen und 19,000 Mann Landungstruppen. In Flandern war der Wald von Waes gefällt worden; auf den Werften von Antwerpen, Nieuwenport, Gravelingen und Dünkirchen wimmelte es von Handwerkern, und die Flüsse und Kanäle waren mit flachen Böten bedeckt, die bei der beabsichtigten Invasion als Transportschiffe dienen sollten. Farnese's Ruf und des Unternehmens Gefahr und Ruhm hatten Freiwillige aus den ersten Familien Europa's herbeigelockt; auf allen Straßen begegnete man Truppen, die aus Spanien, aus Deutschland, aus Italien nach den Sammelplätzen eilten. Und als der Herzog von Parma Heerschau hielt und dem Grafen Mansfeld außer den nothwendigen Besatzungen noch 11,000 Mann zur Vertheidigung ließ, blieben ihm zur Invasion von England 30,000 Mann Fußvolk und 1800 Reiter übrig. Unmöglich konnten diese Vorbereitungen der englischen Regierung entgehen, aber Philipp ließ mancherlei Gerüchte aussprengen, um ihre wahre Bestimmung zu verbergen. Elisabeth schwebte in der grausamsten Ungewißheit, wohin der Sturm endlich losbrechen werde, ob auf ihr Haupt oder die belgischen Insurgenten. Sie sah sich zu Vorsichtsmaßregeln genöthigt, traute aber aus Geiz weder dem Rathe ihrer Minister, noch den Warnungen ihrer Kundschafter, und beschleunigte oder verzögerte ihre Anstalten, je nachdem gerade Furcht oder Hoffnung in ihrem Gemüthe überwogen. Gern willigte sie ein, daß zur Vertheidigung des Reiches ein Kriegsrath gebildet, die ganze männliche Bevölkerung von 18 bis 60 Jahren enrollirt und die Lord-Lieutenants beauftragt wurden, Miliz-Kompagnien zu organisiren, Offiziere zu ernennen und auf Kosten der Grafschaften Waffen zu besorgen; aber diese Mannschaft in activen Dienst zu rufen, hätte der Krone große Kosten verursacht; sie hoffte noch immer, den Kampf zu vermeiden, und wenn endlich die Zusammenziehung zweier Heere befohlen wurde, des einen von 36,000 Mann zum Schutz der Person der Königin und des andern von 30,000 Mann zum Schutz der Hauptstadt, so zauderte man doch dergestalt, den Befehl in's Werk zu setzen, daß das erste nie anderswo existirte als auf dem Papier und das zweite niemals mehr als die Hälfte seiner vorgeschriebenen Stärke erreichte. Zudem war es nichts weniger als furchtbar. Rohe, in der Eile zusammengeraffte Rekruten hätten den zahlreichen, disciplinirten Truppen des Herzogs von Parma nur schwachen Widerstand geleistet. England war bestimmt, durch die Geschicklichkeit und Unerschrockenheit seiner Seeleute gerettet zu werden.

Das Gefühl der sie bedrohenden Gefahr hatte im verflossenen Herbste der Königin den Befehl zur Aushebung von 5000 Matrosen entrissen. Im Jänner bereute sie eine solche Verschwendung und befahl 2000 zu entlassen; als aber das Gerücht von einer Invasion glaubwürdiger ward, gab sie den Bitten ihrer Räthe nach und ließ nicht nur die anfänglich bestimmte Zahl wieder voll machen, sondern sogar auf 7000 Mann vermehren. Die königliche Seemacht bestand aus 34 Kriegsschiffen, die Stadt London lieferte 33, verschiedene Edelleute 18 Segel, wozu wegen Dringlichkeit der Umstände noch 43 gemiethete und 53 Küstenschiffe kamen. Den Oberbefehl übernahm kraft seines Amtes der Admiral von England, Lord Howard von Elfingham, dessen Entschlossenheit und Muth allgemein anerkannt waren und dem ein Rath geschickter Seeleute zur Seite stand, um die ihm mangelnde Erfahrung zu ersetzen. Unter ihm dienten als Freiwillige der Graf von Cumberland und die Lords Heinrich Seymour, Thomas Howard und Edmund Sheffield; Drake ward zum Lieutenant der Flotte ernannt, Abtheilungen derselben wurden Hawkins, Forbish'ern und andern Seefahrern anvertraut, die auf Raubzügen, oder auf Handels- und Entdeckungsreisen Erfahrungen gesammelt und den Gefahr verachtenden Muth gezeigt hatten, der dem brittischen Seemann eigen ist.

Die einzigen benachbarten Mächte, von denen die Königin Hülfe verlangen konnte, waren die belgischen Staaten und der König von Schottland. Ihrem Schutze dankten jene ihre Freiheit, unterlag sie, so war das Verderben jener die unausbleibliche Folge. Dankbarkeit und Interesse ließen sie der Aufforderung gehorchen. Sie vergaßen allen früheren Anlaß zum Unwillen, übernahmen die Sperrung der Schelde und schickten 20 Segel zur Verstärkung der Flotte ab. Von dem Könige von Schottland wagte Elisabeth keinen thätigen Beistand zu hoffen, aber schon sich seiner Neutralität zu versichern, war von ungeheurer Wichtigkeit. Er schien zu schwanken; unter seinen Unterthanen hatte sich eine spanische Partei gebildet; wären hierzu noch spanische Truppen und spanisches Geld gekommen, so hätte ihn dieß aus seiner Unthätigkeit geweckt und zum Rächer des Blutes seiner Mutter gemacht. In Philipp's Rath war diese Maßregel vorgeschlagen, aber er mißtraute dem schottischen König, dessen Politik darin bestand, keine Partei zu ergreifen, so lange sich nicht der Ausgang des Kampfes mit Wahrscheinlichkeit voraussehen ließ.

Es gab aber in England selbst Menschen, deren zweifelhafte Treue dem Kabinet mehr Besorgniß einflößte, als das Zaudern des schottischen und die Feindschaft des spanischen Monarchen. Wie zahlreich die englischen Katholiken eigentlich seien, wußte man nicht, denn der strengen Strafgesetze wegen verhehlten Viele ihre Religion; aber man vermuthete ohne Grund, sie machten wenigstens die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus. Bisher waren sie das Opfer schonungsloser Verfolgung gewesen; mußte man also nicht erwarten, daß sie die Spanier als Befreier empfangen würden? Das Haupt ihrer Kirche hatte der Königin alles Recht auf den Thron abgesprochen; war nicht zu vermuthen, daß sie dieß benutzen würden, um ihr den eisernen Scepter zu entreißen, mit dem sie über sie herrschte? Dieser Besorgnisse voll, fingen die Minister an, in dem Blutbade der Bartholomäusnacht ein nachahmungswerthes Beispiel zu sehen, und hätte es nicht die Menschlichkeit der Königin selbst verhindert, so würden die durch Geburt und Vermögen am meisten ausgezeichneten Katholiken dem Argwohn ihrer Widersacher geopfert worden sein. Man brachte ein erdichtetes Komplott in Vorschlag; aber Elisabeth verwarf den barbarischen Rath, und da sich keine Spur böswilliger Plane entdecken ließ, weigerte sie sich, ihre Hände in unschuldiges Blut zu tauchen. Doch ward die Treue der Katholiken den schärfsten Proben unterzogen. Alle, die als Recusanten bekannt waren, wurden in Gewahrsam genommen; der Magistrat der Hauptstadt mußte eine Liste der wegen ihrer Religion verdächtigen Individuen einreichen, in mehreren, vielleicht in allen Grafschaften, wurden Haussuchungen angestellt; aller Orten wurden Katholiken beiderlei Geschlechts und jeglichen Standes schaarenweise in's Gefängniß geschleppt, und der Klerus auf der Kanzel deklamirte heftig gegen die Tyrannei des Papstes und den Verrath der Papisten. Aber nichts konnte sie zu einem unklugen Schritte verleiten. Sie bezeugten nicht weniger Patriotismus als ihre mehr begünstigten Landsleute.

Fünf Jahre lang hatte Philipp gezaudert; plötzlich verwandelte seine Behutsamkeit sich in Verwegenheit. Der Marquis von Santa Cruz hatte auf die Gefahr aufmerksam gemacht, eine enge stürmische See zu befahren, ohne einen einzigen Hafen zum Schutz der Flotte zu besitzen; der Herzog von Parma hatte um Erlaubniß gebeten, vor dem Abgang der Expedition Vließingen zu nehmen, und Sir Wilhelm Stanley hatte die Besitznahme von Irland als eine Maßregel angerathen, die unerläßlich sei, um die Eroberung von England zu sichern. Allein der König

wollte keinen Aufschub mehr gestatten. Der Papst hatte ihn benachrichtigt, von seiner Seite sei Alles bereit, das Geld sei beisammen, die Depositions-Bulle unterzeichnet und die Bestallung des Legaten ausgefertigt; doch werde er sich durch keinen öffentlichen Schritt kompromittiren, so lange er nicht die Gewißheit habe, daß die Spanier festen Fuß in England gefaßt hätten. Sofort erließ Philipp die gemessensten Befehle an den Admiral, in See zu stechen, und an Farnese, das Heer bereit zu halten und es beim ersten Erscheinen der Flotte an der flandrischen Küste einzuschiffen. Aber Santa Cruz lebte nicht mehr; er war das Opfer des Eifers geworden, mit dem er die Ungeduld seines Monarchen zu befriedigen strebte, und an seinen Platz trat, ohne ihn zu ersetzen, der Herzog von Medina Sidonia, der gleich dem Lordadmiral von England gar keine Kenntniß vom Seedienste besaß. Unter diesem neuen Führer verließ die Armada den Tajo. Der imposante Anblick erregte die schmeichelhaftesten Erwartungen, und jedes Herz klopfte voll Hoffnung auf Sieg und Eroberung. Binnen zwei Tagen war die Täuschung zerronnen. Auf der Höhe des Cap Finisterre verwandelte sich der sanfte Südwind in einen Sturm aus Westen, die Armada ward längs der galicischen Küste zerstreut, drei Galeeren strandeten an der Küste Frankreichs, acht wurden entmastet und kein Schiff entkam ohne starke Beschädigung. Die zersplitterte Flotte wieder zu sammeln und auszubessern, hielt den Herzog wieder drei Wochen auf der Rhede von Corunna zurück.

Elisabethen war dieser Unfall als die Vernichtung der Armada und das Ende der Expedition angekündigt worden. Vernahm sie es mit Freude, so vergaß sie auch nicht der gewohnten Sparsamkeit, sondern befahl dem Lordadmiral, sogleich die vier größten Schiffe der königlichen Marine abzutackeln. Zum Glück hatte er den Muth, nicht zu gehorchen, sondern erbot sich, die Kosten aus Eigenem zu tragen, und segelte nach der Bai von Biskaya, um sich gründlich von dem Zustande der spanischen Flotte zu überzeugen. Aber ein scharfer Südwestwind zwang ihn zur Rückkehr; der Feind benützte denselben Wind, um von Corunna auszulaufen, und kaum waren die Engländer auf der Rhede vor Plymouth vor Anker gegangen, so erschien der Herzog von Medina Sidonia auf der Höhe von Lizartpoint. Hier berief er die erfahrensten Kapitains zum Kriegsrath. Sie riethen einstimmig zu dem kühnen aber entscheidenden Schritte, auf die Engländer loszugehen und sie anzugreifen, während sie vor Anker lagen; allein der Admiral zeigte seine Instruktionen vor, die ihm streng

verboten, Feindseligkeiten anzufangen, so lange das flandrische Heer nicht glücklich auf der englischen Küste an's Land gesetzt sei. Ungern gehorchten sie; die Armada bildete einen halben Mond, dessen Spitzen einige Meilen von einander abstanden, und segelte bei gelindem Südwestwinde stolz in den Kanal. Es war ein prachtvoller imposanter Anblick. Die Größe der Schiffe, die ungewohnte Bauart der Galeassen, ihre hohen Vordertheile und Castelle, ihre langsame, majestätische Bewegung erfüllten die Zuschauer mit Bewunderung und Schrecken. Der Lordadmiral hatte schon seinen Plan entworfen. Seine Schiffe standen hinsichtlich der Größe und der Geschütze den feindlichen nach, übertrafen sie aber an Schnelligkeit und Gewandtheit. Sich ihnen geradezu entgegen zu stellen, hätte gefährlich werden können, aber er konnte ihnen folgen, sie aus der Ferne beunruhigen und dadurch aufhalten, daß er die langsamern Segler angriff und die Nachzügler abschnitt. Ehe zwei Stunden vergingen, eröffnete er eine lebhafte Kanonade mit Ricaldez, der die Nachhut befehligte, und zwang den Herzog, demselben mehrere Schiffe zu Hülfe zu senden.

In diesem Gefecht litt keine von beiden Flotten beträchtlich; aber während der Nacht steckte ein flamändischer Kanonier, dem sein Kapitän Feigheit oder Verrath vorgeworfen hatte, aus Rachsucht eine Galeere in Brand; eine zweite, die zufälliger Weise einen Mast verloren hatte, blieb zurück und ward nach hitzigem Widerstande genommen, und eine dritte, die sich in der Dunkelheit von der Flotte getrennt hatte, erfuhr an der französischen Küste dasselbe Schicksal. Die Unfälle lehrten dem spanischen Admiral Behutsamkeit. Er ging langsamer und umsichtiger vorwärts; der Feind war verwegen, das Wetter launenhaft; einige seiner Schiffe wurden durch mehrmalige Gefechte unfähig zum Kampfe gemacht, andere geriethen zwischen die Klippen der ihm unbekannten Küste; und die Nothwendigkeit, die einen und die andern gegen die unablässige Verfolgung der Engländer zu schützen, hielt ihn so auf, daß sechs Tage vergingen, ehe er seine Bestimmung erreichen und in der Nähe von Calais Anker werfen konnte.

Während dieser Zeit lernten die Spanier des Feindes Muth und Stärke achten, und den Engländern gaben die errungenen Vortheile, wie unbedeutend sie auch waren, jene Zuversicht, die so oft der Vorbote des Sieges ist. Aber das große Ereigniß, von dem Englands Schicksal abhing, die Ueberfahrt des Heeres, war noch immer zu gewärtigen. Der Herzog von Parma hatte seine Vorbereitungen vollendet und mit Hülfe

neu gemachter Kanäle die Transportschiffe nach Nieuwenpert und Dünkirchen gebracht. In dem ersten dieser Häfen waren 14,000 Mann schon eingeschifft, in dem letzteren erwartete ein beinahe eben so starkes Korps nur die Befehle des Feldherrn, und man glaubte am folgenden Tage, dem zweiten nach Ankunft des Herzogs von Medina Sidonia, werde das große Unternehmen stattfinden. In dieser Nacht — sie war bewölkt und stürmisch — wurde die See durch acht Brander plötzlich erhellt, die pfeilschnell gegen die Armada hintrieben. Ein Schrei des Entsetzens entschlüpfte den Spaniern. Sie kappten unverzüglich die Ankertaue, suchten die hohe See und fügten einander im Schrecken und der Verwirrung viel mehr Schaden zu, als sie in irgend einem der bisherigen Gefechte gelitten hatten. Die Brander liefen auf den Strand und verzehrten sich dort, ohne Schaden anzurichten; kaum wünschte sich aber der Herzog Glück, der Gefahr entronnen zu sein, als sich ein heftiger Wind aus Südwesten erhob, der Regen stürzte in Strömen herab, das Leuchten der Blitze verwirrte die Matrosen, und der anbrechende Tag fand die Armada längs der Küste von Ostende bis Calais zerstreut. Bald brachte eine von Gravelingen her erschallende Kanonade die Flotte in's Gefecht. Vierzig Segel stark hielten die Spanier den Angriff tapfer aus; am Abende trieb sie die zunehmende Heftigkeit des Windes zwischen die Klippen und Sandbänke an der Scheldemündung. Am andern Morgen zogen sie sich zwar heraus, hatten aber zwei Gallionen und eine Neapolitanische Galeasse verloren.

Der spanische Admiral berieth sich mit seinen erfahrensten Offizieren. Seine Flotte war nunmehr auf weniger denn 120 Segel geschmolzen, die sämmtlich stark gelitten hatten; die Ueberfahrt des Heeres oder die Rückkehr durch den Kanal zu versuchen, wäre so viel gewesen, als dem Verderben in den Rachen rennen; und alle stimmten überein, nur ein Weg — die Umschiffung von Schottland und Irland — stehe ihnen offen, freilich ein Weg voll Schrecken und Gefahr für Männer, welche die Küste nicht kannten und an die stürmischen Meere dieser großen Breite nicht gewohnt waren, der aber doch die Hoffnung gewährte, dem König noch einige Trümmer seiner einst furchtbaren Flotte zu erhalten. Zum ersten Male flohen jetzt die Spanier vor ihren Verfolgern, und die Engländer hätten sie vernichten können, wären sie nicht genöthigt gewesen aus Mangel an Munition in ihre Häfen zurückzukehren. Die Flüchtlinge trafen auf ihrer nördlichen Fahrt keinen Feind; aber sie hatten mit Wind und Wellen zu kämpfen, die schottischen und irischen

Gestade waren mit Trümmern gescheiterter Schiffe bedeckt und als der Herzog von Medina Sidonia im Hafen von St. Andero seine unselige Reise endigte, gestand er den Verlust von 30 der größten Schiffe und von 10,000 Mann. Nach einigem Streite mit seinen Collegen übernahm es Christophal de Mora, dem König die schlimme Kunde zu hinterbringen. Philipp vernahm sie ohne eine Miene zu verändern, oder die geringste innere Bewegung zu verrathen. „Ich danke Gott," erwiederte er ruhig, „der mir Hilfsquellen genug gegeben hat, um einen so harten Schlag ertragen zu können. Ein Zweig ist abgehauen, aber noch grünt der Stamm, und vermag einen neuen zu treiben." Sogleich ließ er unter die Schiffsequipage 50,000 Kronen vertheilen, verbot mittelst Proclamation jede öffentliche Trauer und dankte öffentlich Gott, daß seine Flotte nicht gänzlich vernichtet worden sei. Die Spanier trösteten sich damit, daß sie ihren Verlust der Heftigkeit der Stürme zuschrieben; der Herzog von Parma ward in den stärksten Ausdrücken königlicher Gnade und Zufriedenheit versichert und ein fruchtloser Versuch der englischen Minister, ihn zum Treubruch zu verleiten, stellte ihn nur noch höher in der Achtung seines Monarchen.

26.

Philipp II., König von Spanien.

Als Philipp zum ersten Male Spanien verließ und man ihn auch in andern Ländern sah, bemerkte man zunächst die große Aehnlichkeit, die er äußerlich mit seinem Vater hatte. Dasselbe mehr weiße als blasse Gesicht, dasselbe blonde Haar, das nämliche Kinn, denselben Mund. Sie waren beide nicht groß; Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater. Bald ging man in dieser Vergleichung weiter. Die Gesichtszüge des Sohnes schienen doch nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, der den Vater auszeichnete. Man ward inne, daß Philipp, sehr entfernt, diesen in natürlicher Leutseligkeit zu übertreffen, hierin vielmehr weit von ihm übertroffen ward. Während der Vater, wenn ihn Reichsfürsten nach Hause begleiteten, umzukehren, den Hut abnehmen, einem Jeden die Hand zu reichen und ihn mit freundlichem Bezeigen zu entlassen pflegte, bemerkte man mit Mißfallen, daß der Sohn, wenn sie ihm das Nämliche gethan, sich mit keinem Auge nach ihnen umsah, sondern den Blick gerade vor sich hin, die Treppe zu seinen Gemächern hinaufstieg. Er hatte keine Freude an Jagd und

Waffen, er schlug selbst die Einladungen seines Vaters aus, er liebte zu Hause zu bleiben, und mit seinen Günstlingen des Gespräches zu warten. Theilnahme und Offenheit waren nicht seine Tugenden, selbst der Freigebigkeit befleißigte er sich nicht, aller persönlichen Theilnahme am Kriege zeigte er sich abgeneigt.

Seit er nach dem Frieden von 1559 aus den Niederlanden nach Spanien zurückgegangen, verließ er die Halbinsel nicht wieder. Selbst hier vermied er von Ort zu Ort zu reisen, wie die frühern Könige und sein Vater immer gethan. Er richtete die Residenz in dem Schlosse zu Madrid ein. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volks; später ließ er sich das Jahr ein paar Mal auf einer Galerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dieß und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz unerschütterlichen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Texte, wenn sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch.“ Mit einem leisen Lächeln antwortete er.

Wir sehen, Philipp II. fehlte die äußerliche Thätigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nöthig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche an Ferdinand dem Katholischen lobten, daß er seine auswärtigen Kriege mehr führen lassen, als selbst geführt; Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon.

Die andere Seite der Thätigkeit Karl's, in dem Kabinet, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt sich derselbe auch hier von unmittelbarer Berührung mit Andern entfernt, und wir finden ihn weder persönlich unterhandeln, noch an den Sitzungen des Staatsrathes Theil nehmen. Alle Beschlüsse seiner Räthe von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rande er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Berathungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämmtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Sekretär unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, regierte er die ihm unterthänige Welt, hielt er auch die übrige in einer Art von

Aufsicht; von hier aus setzte er die geheimen Triebräder eines guten Theils der gesammten Geschäfte in Bewegung; da war er ganz unermüdlich. Wir haben Briefe, die er um Mitternacht geschrieben; wir finden, daß er die unerfreulichen flandrischen Sachen auf einem seiner Lustschlösser ausfertigt, während der Wagen unten hält, der ihn zur Königin führen soll. Mußte er einem Feste beiwohnen, so verlegte er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Courier abzusenden war. So war er der allerthätigste Geschäftsmann von der Welt. Mit seinen Finanzen beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über dieselben zuweilen besser unterrichtet, als seine Präsidenten. Von seinem Lande wollte er Alles wissen. Er veranstaltete, daß man zu seinem Gebrauch Hand an eine allgemeine Statistik von Spanien legte, von welcher Arbeit die Bibliothek des Escurials noch sechs Bände aufbewahrt. Aber auch die Einzelnen wollte er kennen. In jedem Sprengel hatte er einige Korrespondenten, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen aufführten. Bei den Universitäten hatte er immer einen Prälaten, der ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Kollegien in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er auch, ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut, wie von Person; er wußte von ihrer Natur und von ihren Eigenheiten, und als man ihm einmal Jemandes Wissenschaft und Tüchtigkeit lobte, entgegnete er: „Ihr sagt mir nichts von seinen Liebschaften.“ So regierte er sein Land im Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Es erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle die unterrichtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern das Alter, die Gestalt, die Natur, die Umgebung der Einzelnen genau kannte, wie er hierüber statt von Margarethen unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Auslande leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandte, welche ihm Relationen zuschickten, oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person adressirt waren. Ein Historiker dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntniß, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu theilen. Philipp nun saß und las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für

sich. Schien es ihm gut, so theilte er sie einem oder dem andern seiner vertrauten Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt; abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer; selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von Bewegungen, welche die Welt umfaßten.

Wenn nun aber gefragt wird, was als das Hauptbestreben dieser ganzen, ein langes Menschenleben hindurch nie rastenden Thätigkeit anzusehen ist; so lautet die Antwort kurz: die Erhaltung des katholischen Glaubens. Philipp selbst war ein strenggläubiger, der Kirche treu ergebener Katholik und hegte die feste Ueberzeugung, daß es sein Beruf sei, eine Säule der Kirche zu sein. Auf diese Idee war seine ganze Politik gegründet, diese Idee gibt uns den Schlüssel zu allen seinen Unternehmungen. So sieht er in den Moriscos, die er besiegt, wie in den Türken, die Don Juan bei Lepanto schlägt, vor Allem Feinde des Glaubens; in den Niederlanden gilt sein Eifer vornämlich der Glaubensneuerung; deßgleichen, wenn er die stolze Armada zur Eroberung Englands schickt, wenn er Frankreichs Krone auf seinen Neffen und seine Tochter zu bringen sucht, so überredet er sich, er thue Alles dieß zum Besten der katholischen Religion, ja zum Heile der Seelen. Diese religiösen Motive waren bei Philipp die vornehmsten, doch nicht die einzigen, denn sie wurden genährt und getragen durch politische Erwägungen. Hatte man doch seinem Vater vorgeworfen, daß er den deutschen Protestanten allzuviel Nachsicht bewiesen; bot Frankreich in den Religionskriegen das kläglichste Bild innerer Zerrissenheit dar; war hier in den Niederlanden und in Deutschland der Protestantismus der Haupthebel der politischen Opposition, so wird es erklärlich, wie Philipp in der Einheit des Glaubens das einzige Fundament der Ruhe und Ordnung des Staates erblickte und (wie auch Ranke anerkennt) durch eine zwingende Nothwendigkeit dazu bestimmt ward, die Erhaltung des Katholicismus zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen.

Werfen wir noch einen Blick auf seine Staatsverwaltung, so wechselt er mit seinen Ministern in einer Weise, daß man seine Unabhängigkeit von Dienern und Rathgebern erkennt. Und wie mit Ministern, so wechselt er, immer seinen Zweck im Auge, auch mit den Maßregeln, die diesen erreichen sollen. Wie manche und verschiedenartige Wege schlägt er allein in der flandrischen Sache ein. Es ist ein Irr-

thum, wenn man glaubt, er habe nichts zu versuchen gewußt als Gewalt. Allerdings ließ er die grausamen Maßregeln Alba's zu, doch nicht aus Grausamkeit, sondern um des Erfolges willen, den er erwartete. Als dieser sich nicht ergab, so wählte er den Requesens ausdrücklich darum, weil derselbe ein gemäßigter Mann war, um mildere Mittel zu versuchen. Er schickte den Don Juan d'Austria, der den Niederländern angenehm war, weil er ihr Landsmann schien, mit dem bestimmten Auftrage, Frieden zu schließen. Da es auch hiemit mißglückte, kehrte er zur Gewalt zurück. Hierin ist er mit seinem Urgroßvater Maximilian zu vergleichen, der, um zu seinem Zwecke zu kommen, auch immer neue und immer wieder andere Mittel ergriff. Nur daß Maximilian bald im Beginn abbrach, Philipp seine Sache bis auf ein Aeußerstes trieb; nur daß Maximilian immer sehr aufgeregt erschien, Philipp immer in vollkommener Ruhe verharrte. Niemals gab derselbe einer Gemüthsbewegung Raum. Es kam keine Nachricht so gut oder so schlecht aus Flandern, daß sie seine Mienen zu verändern vermocht hätte. Bei der ersten Nachricht von dem größten Siege, den die Christenheit seit 300 Jahren erfochten hatte, von dem Siege bei Lepanto, sagte er: „Don Juan wagte sich sehr," und weiter nichts. Bei dem größten Unfall, den er erleiden konnte, bei dem Untergange jener Flotte, an der er die Kräfte Spaniens erschöpft, an die er die größten Hoffnungen geknüpft, die er für unüberwindlich gehalten, sagte er: „Ich habe sie wider Menschen und nicht wider die Wellen gesendet;" übrigens blieb er ruhig. Die einzige Gesticulation, die man an ihm bemerkte, wenn ihm etwas ganz wider Erwarten kam, oder wenn ihn irgend ein Wort sehr aufbrachte, war die nämliche, die man an den ernsthaftesten Arabern wahrnimmt: er griff mit seiner Hand nach dem Bart.

Es gibt in diesem traurigen Leben einige vorzüglich trübe Stellen. Warum wollte Don Carlos, sein Sohn, sich gegen Philipp empören? Es ist nur allzu gewiß, daß er es thun wollte. — Allerdings stand der Prinz mit seinem Vater in entschiedenem Gegensatz. Dieser, zumal im Anfang, lauter Ruhe und Friedlichkeit, der Prinz voll brennenden Eifers zu den Waffen, den Soldaten zugethan, von einer Heftigkeit, die es nicht der Mühe werth hielt, Ehrgeiz, Grausamkeit oder eine andere Leidenschaft zu verbergen. Der Sparsamkeit Philipp's setzte er eine glänzende Freigebigkeit entgegen. Je mehr man ihn nun beschränkte, desto heftiger wurden seine Neigungen; er war noch sehr jung, als man davon redete, ihm eine Statthalterschaft anzuvertrauen. Doch unterblieb das. Von

seiner bereits stipulirten Verheirathung mochte er größere Selbstständigkeit hoffen; doch der Vater nahm die ihm bestimmte Frau für sich selbst. So oft ein Krieg ausbrach, wollte er hin; und immer mußte er zu Hause bleiben. Endlich richtete er alle seine Wünsche darauf, daß ihm die Beruhigung der Niederlande anvertraut würde: Alba ward ihm vorgezogen. So ward dieß heftige Gemüth, indem ihm eine lebhafte Thätigkeit auf allen Seiten abgeschnitten war, in sich selbst getrieben, bis zur Verrückung gespannt. Dann wollte Carlos Alba'n tödten und seinem Vater entfliehen. Dann hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er ausrief: er wolle an einen Menschen, den er hasse; eine That für die er zum voraus Absolution verlangte, bis er rasend genug war, die Theologen von Atocha vermuthen zu lassen, sein Vater sei es, an den er wolle, dessen Leben er bedrohe. Ließ ihn nun der Vater im Gefängniß langsam hinsterben? Oder hat man in der That, wie erzählt wird, Carlos Sarg untersucht, und Kopf und Rumpf getrennt gefunden? Genug, in so unglücklichen Verhältnissen lebte Philipp, daß er von seinem Sohne Alles befürchten, oder ihn ohne Mitleid umkommen lassen mußte.*)

*) Fanatischer Haß hat den König sogar zum Mörder des Prinzen und der Königin gestempelt, und das Verhältniß der letzteren zu Don Carlos romantisch verherrlicht. Allein die gründlichsten Untersuchungen haben bewiesen, daß beide natürlichen Todes starben und nicht das geringste Liebesverhältniß stattgefunden hat. — An einer, ultramontaner Tendenzen gewiß unverdächtigen Stelle (Sybel'sche historische Zeitschrift, Band 11, S 277 flgd.) wurden jüngst die Ergebnisse der auf das neuerdings sehr bereicherte Quellenmaterial basirten Forschungen zusammengestellt. Nach diesen ist als feststehend anzunehmen: „erstens, daß die Liebesintrigue zwischen der Königin und dem Prinzen nichts ist als eine französische Fabel, und zweitens, daß des Prinzen Sache nicht dem Inquisitionsgericht vorgelegen, sondern daß eine Commission aus Staatsmännern des spanischen Königs mit dieser Frage beauftragt gewesen ist.“ Und was die Neigung des Don Carlos zum Protestantismus und seine Verbindung mit demselben angeht, von denen eine böswillige und verlogene Geschichtschreibung zu erzählen wußte, so liegt hierüber an der besagten Stelle auch ein Resultat vor, das den Infanten wenigstens von dem Zusammenhang mit den Ketzern freispricht. „Aus alle diesem ziehen wir den Schluß, daß dem Don Carlos geradezu protestantische Neigungen zuzuschreiben, ihn einfach zu den Protestanten zu zählen, eine gewissenhafte Forschung Bedenken tragen muß, aber ebenso scheint es unwiderleglich festgestellt zu sein, daß dem Katholicismus des spanischen Königs, des spanischen Staates und der spanischen Politik Don Carlos nicht durchaus beigestimmt, daß er Besorgnisse, gerechtfertigte Besorgnisse im Vater erregt hat, in seiner Hand das mustergiltige Gebäude des Katholicismus, wie es der zweite Philipp in seinem Lande und in Europa aufzurichten gewillt und bestrebt war, zerfallen und zergehen zu lassen. Don Carlos ist nicht

Es hatte dieß auf die spätere Kinderzucht dieses Fürsten ohne Zweifel einigen Einfluß. Als er seinen Thronfolger Philipp ungewöhnlich lange und mit undienlicher Schärfe unter Weibern auferziehen ließ, glaubte man, er habe sich des Don Carlos erinnert. Er hütete sich, ihm einen Granden zum Erzieher zu geben. Er ließ, wie man sagt, nicht einmal zu, daß sein Sohn und seine getreue Tochter Isabella ohne sein Vorwissen mit einander sprächen.

Was daraus erfolgen mußte, erlebte er indeß auch noch selber. Als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen; seine Feinde und Rebellen mächtig, frisch zum Angriff gerüstet; — einen Nachfolger aber, der diesen hätte widerstehen, jenem aufhelfen können, den sah er nicht. Sein Sohn war ganz untüchtig. Man sagt, dieß habe sein Gefühl doch einmal übermannt. Seinem Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich, der sich ganz nach ihm gebildet, und Isabellen, die er sehr liebte, klagte er's. „Zu der Gnade ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen Beiden empfehle er das Reich." Mit Thränen sagte dieß der alte König, er, der beim Tode seiner Kinder die Thränen gespart.

27.

Maria Stuart.

Maria Stuart war nach dem Tode der Königin Maria rechtmäßige Thronerbin von England, wenn man Heinrich's VIII. Ehe mit Anna Boleyn als ungültig, und somit Elisabeth, Sprosse dieser Ehe, als uneheliche Tochter ansah. Maria war die Enkelin einer Schwester Heinrich's VIII. Schon in der Wiege verlangte sie dieser zur künftigen Gemahlin für seinen Sohn, allein die Königin-Mutter, als Schwester der Guisen, wahrte das katholische Interesse, und brachte die Tochter frühzeitig nach Frankreich, wo man sie sorgfältig in einem Kloster erzog. Kaum sechzehn Jahre alt, wurde sie mit dem Dauphin, nachmaligem König Franz II., vermählt. Es war die glücklichste Zeit ihres Lebens. Ausgezeichnet durch Geist, Bildung und Schönheit, wurde sie bewundert

ein Ketzer gewesen, aber er hat der Schwäche und des Schwankens genug gezeigt, er konnte nicht der Führer im Kampfe werden, den Spanien gegen die Ketzer unternommen.

und gepriesen, und eine glückliche Zukunft schien ihr bevorzustehen. Doch mit einem Schlage ward all ihr Glück und ihre Hoffnung vernichtet. Nach anderthalbjähriger Ehe starb ihr Gemahl, nicht lange darnach auch ihre Mutter. Da beschloß die verwaiste und verwittwete Königin in ihre Heimath Schottland zurückzukehren. Elisabeth vernahm mit Unwillen den Entschluß, denn Maria hatte sogleich nach dem Tode der Königin Maria Titel und Wappen einer englischen Königin angenommen. Vergebens forderte Elisabeth von ihr Verzichtleistung auf ihre Thronansprüche, verweigerte ihr die Erlaubniß, durch England nach Schottland heimzureisen, und sandte sogar Schiffe aus, der Heimkehrenden aufzulauern und sie gefangen zu nehmen. Indessen gelangte Maria wohlbehalten nach Schottland, wo sie unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug in die Hauptstadt hielt. Dieser Tag war vielleicht der einzige frohe und glückliche, den sie in Schottland erlebte; bald zeigte es sich, wie sehr ihr das Volk durch Elisabeth's Agenten, wie durch das Treiben schwärmerischer Prädikanten, entfremdet war.

Der fanatische Knox hatte allerwärts das Volk zur Glaubenswuth entflammt, katholische Kirchen ausgeplündert, katholische Priester mißhandelt. Er bot Alles auf, die Auflehnung gegen Maria's Regierung zu steigern. Jede unschuldige Freude, jedes Hoffest wurde von der Kanzel mit den grellsten Farben geschildert. Was Knox nicht vermochte, vollendete durch ihre Agenten die Königin Elisabeth und Marien's Halbbruder, der Graf von Murray, das Haupt der reformirten Partei, welcher es mit England hielt. Schon frühzeitig hatte Maria das Unglück, welches das Haus Stuart heimsuchte, erfahren; am achten Tage ihres Lebens hatte sie ihren Vater verloren, während der Regentschaft ihrer Mutter hatte sich der Trotz und Widerstand der schottischen Nation immer mehr verbreitet; im achtzehnten Jahre Wittwe, vermochte die zarte Frau nicht die unfügsamen, zum Aufruhr durch fremde Emissäre aufgestachelten Schotten zu regieren. Unglücklicher Weise wählte sie zu ihrem neuen Gemahl ihren Vetter Heinrich Grafen von Darnley, der ganz unfähig zum Regieren war. Darnley, Trunkenbold, Wüstling, eigensinnig, leidenschaftlich, unversöhnlich, genügte Maria's zartem Gefühle und feiner Bildung nicht. Er verlangte gekrönt zu werden; Maria verweigerte es. Nun warf sich Darnley's ganzer Haß auf ihren Rathgeber und Sekretär, den Italiener Riccio. Dessen Alter und Mißgestalt, meinte die Königin, müsse jeden Verdacht einer strafbaren Vertrautlichkeit fern halten. Riccio genoß das vollste Vertrauen Maria's. Deß-

wegen und als Katholik und Ausländer war er den schottischen Höflingen und Prädikanten ein Dorn im Auge. Der ränkesüchtige Murray übernahm es, ihn in's Verderben zu stürzen. Zuerst wurde Darnley vollends von Maria getrennt und in das Interesse der Calvinisten gezogen. Bald kam die Verschwörung zum Ausbruch. Riccio ward im Gemache der Königin und im Beisein Darnley's von schottischen Großen ergriffen und mit 56 Dolchstichen ermordet. Von dieser Zeit an änderte der Graf von Murray seine Rolle: er schien für die Königin gegen die Verschworenen zu sein. Neue Intriguen wurden gesponnen, als Maria einen Thronerben geboren. Daß dieser katholisch getauft worden, erregte große Unzufriedenheit, besonders war man darüber aufgebracht, daß der Graf Bothwell großen Einfluß am Hofe erlangte, und die Königin nach wiederholten Zwistigkeiten sich mit ihrem Gemahle versöhnt hatte. Da geschah es (10. Febr. 1557), daß der von den Blattern genesene und in einer Villa bei Holyrood von Maria mit aller Sorgfalt gepflegte Darnley durch Pulver in die Luft gesprengt und ermordet gefunden ward, in derselben Nacht, als Maria auf einen Ball in die Nachbarschaft gegangen war. Die öffentliche Stimme bezeichnete als Urheber der That den Grafen von Bothwell, doch ward er vom Parlament nicht schuldig gefunden. Alles deutet darauf hin, daß das ruchlose Verbrechen von dem Grafen von Murray ausgegangen war. Aber die nachfolgenden Umstände verliehen den Gerüchten einen Schein von Glaubwürdigkeit, daß Bothwell und die Königin Darnley gewaltsam aus dem Wege geräumt hätten. Bothwell überfiel nämlich die Königin und führte sie gefangen nach Dunbar, und drei Monate nach Darnley's Ermordung wurde die Hochzeit Mariens mit Bothwell gefeiert, der noch dazu erst von seiner rechtmäßigen Gemahlin unter nichtigen Vorwänden geschieden werden mußte.

Ueber die Theilnahme Maria's an Darnley's Ermordung ist viel gestritten worden. Soviel steht über jeden Zweifel fest, daß in Maria's Benehmen vor der Unthat sich kein Grund zum Verdachte findet, auch war ihre Trauer nach dem Tode ihres Gemahls eine herzliche und aufrichtige. Gleichwohl liegt in ihrem Benehmen nach der That, namentlich ihrer Einwilligung in die Ehe mit Bothwell Manches, was den Schein der Mitschuld auf sie wirft, obgleich die Gewaltthätigkeit Bothwell's ihre Schuld wieder mildert. Daß geheime Verabredung zwischen ihr und Bothwell stattgefunden habe, ist nicht genügend bewiesen. Bald rief Bothwell's Tyrannei eine Empörung des schottischen Adels hervor,

und er konnte nur durch eilige Flucht nach Norwegen sein Leben retten. Maria wurde gefangen genommen und von der Mutter des Grafen Murray, der Gräfin Douglas, in Lochlevin bewacht und vielfach gekränkt; der junge Douglas sucht aus Liebe zu der unglücklichen Königin sie zu befreien und wieder auf den Thron zu setzen. Doch der Versuch gelingt nicht vollständig. Die Freunde und Anhänger Maria's werden von dem Grafen Murray besiegt, die Königin, die in ihrem Land keine Sicherheit mehr findet, die kein Schiff zur Flucht hat, muß sich zu ihrer Feindin und Nebenbuhlerin, an die Großmuth der englischen Königin Elisabeth um schützende Aufnahme wenden. Aber nicht als Schiedsrichterin, sondern als Richterin tritt nun Elisabeth zwischen Maria und ihren rebellischen Unterthanen auf. Obschon Maria nicht als schuldig verurtheilt wurde, ließ sie Elisabeth achtzehn Jahre widerrechtlich gefangen halten, und alle Versuche zu ihrer Befreiung wurden als eben so viele Verschwörungen gegen die englische Königin erklärt. Als endlich ein gewisser Babington wirklich eine Verschwörung zu Stande brachte, um mit auswärtiger Hülfe Elisabeth vom Thron zu stürzen und zu ermorden, und Maria zur englischen Königin auszurufen, glaubte Elisabeth ihr eigenes Leben gefährdet, so lange Maria am Leben sei. Durch einen von Seite des Hofs angestifteten Briefwechsel suchte man sie in das hochverrätherische Komplott zu verwickeln. Maria, durch ihre Freunde gewarnt, ließ sich zu nichts verleiten. Dennoch ward sie nach Hinrichtung der Verschworenen vor ein Gericht gestellt. Maria gestand, allerdings dahin gestrebt zu haben, die ihr widerrechtlich entzogene Freiheit wieder zu erlangen, selbst mit auswärtiger Hülfe, aber sie läugnete entschieden, irgend etwas gegen Elisabeth's Regierung und Leben unternommen zu haben. Die Erklärung der Mitschuldigen Babington's, daß Maria von der Verschwörung gewußt und sie gutgeheißen habe, war durch die Folter erpreßt, sowie die Aussagen von Marien's Sekretären, daß sie in der Sache Briefe geschrieben hätte. Das Verfahren gegen sie war das gesetzwidrigste und bewies deutlich, daß man mit größter Parteilichkeit nur einen Schein von Recht gewinnen wollte, sie als schuldig zu verurtheilen. Das vom Parlament bestätigte Verdammungsurtheil unterschrieb Elisabeth herzlos und verstellt, als koste es ihr einen schweren Kampf. Maria empfing die Todesbotschaft mit einer Heiterkeit und Würde, die alle Anwesenden rührte und erschütterte. Der Tag, sprach sie, nach dem sie lange sich gesehnt habe, sei endlich eingetroffen; beinahe zwanzig Jahre habe sie im Gefängniß

geschmachtet, und kein glücklicheres und ehrenvolleres Ende eines solchen Lebens könne sie sich denken, als ihr Blut für ihre Religion zu vergießen. Dann zählte sie die Kränkungen auf, die sie erlitten, die Anerbietungen, die sie gemacht, und die arglistigen Kunstgriffe und Betrügereien ihrer Feinde, und schloß, die Hand auf einer Bibel, mit den Worten: „Was den Tod der Königin, Eurer Gebieterin anbetrifft, so nehme ich Gott zum Zeugen, daß ich nie nach demselben strebte und nie in denselben willigte."

„Dieß Buch, rief der Graf von Kent, ist eine päpstliche Bibel und folglich ist der Eid nicht giltig." „Es ist eine katholische Bibel, erwiderte die Königin, deshalb schätze ich sie um so mehr und ihr müßt also, nach Eurer eigenen Art zu schließen, meinen Eid für desto glaubwürdiger halten." Der Graf ermahnte sie, als Erwiderung allem päpstlichen Aberglauben zu entsagen, zum Heile ihrer Seele den wahren Glauben anzunehmen, und sich dem geistlichen Beistande des Dechanten von Peterborough, einem von der Königin angewiesenen Geistlichen, zu unterziehen. Aber Maria entgegnete, sie wäre vielleicht in den streitigen Glaubenssätzen besser bewandert, als er dächte; sie hätte viel gelesen und die berühmtesten reformirten Prediger gehört, aber nie einen Beweisgrund vernommen, der sie hätte bewegen können, den Glauben ihrer Väter zu verlassen. Daher begehrte sie statt des Dechanten von Peterborough, den sie nicht hören wollte, den Beistand ihres Almoseniers Le Préau, der sich noch im Hause befände. Dies wäre die einzige und letzte Gunst, die sie verlange.

Man antwortete, ihre Bitte könnte nicht gewährt werden; sie widerspreche dem Gebote Gottes und den Landesgesetzen und würde Seele und Leib der Commissäre gefährten. Hierauf folgt ein langes und unzusammenhängendes Gespräch. Maria fragte, ob ihr Sohn seine Mutter in ihrer Bedrängniß vergessen, ob keine der auswärtigen Mächte sich für sie verwendet hätte, und endlich: wann sie sterben sollte? Auf diese Frage antwortete der Graf von Shrewsbury mit großer Rührung: „Morgen früh um acht Uhr."

Maria hatte die Ankündigung ihres Todes mit einer Heiterkeit und Würde vernommen, welche die Anwesenden rührte und erschütterte. Sobald die Grafen fort waren, brach ihre Dienerschaft in Thränen und Wehklagen aus, sie aber gebot Stillschweigen und sagte: „Es ist jetzt nicht Zeit zu weinen, sondern sich zu freuen. In wenigen Stunden werdet ihr das Ende meiner Leiden sehen. Meine Feinde mögen nun

sagen, was sie wollen, aber der Graf von Kent hat das Geheimniß verrathen, daß meine Religion die eigentliche Ursache meines Todes ist. Seid also gefaßt und überlaßt mich meiner Andacht."

Nachdem sie allen ihren Dienern Verzeihung versprochen, und selbst um solche gebeten, verbrachte sie die letzte Nacht ihres Lebens mit Ordnen ihrer häuslichen Angelegenheiten, mit Schreiben ihres Testaments und dreier Briefe, an ihren Beichtvater, ihren Vetter Guise und den König von Frankreich. Hierauf gab sie sich Andachtsübungen hin; zurückgezogen in ihr Kabinet mit ihren beiden Kammerfrauen, Johanna Kennedy und Elsbeth Curley, las und betete sie abwechseld und suchte Stärkung und Trost in der Leidensgeschichte Christi und in einer Predigt über den Tod des reuigen Sünders. Gegen vier Uhr begab sie sich zur Ruhe, aber man bemerkte, daß sie nicht schlief. Ihre Lippen waren in beständiger Bewegung und ihr Gemüth schien im Gebet versunken zu sein.

Beim ersten Anbruch des Tages versammelte sich ihre Dienerschaft um sie. Sie las ihnen ihr Testament vor, vertheilte ihr Geld und Kleider unter sie und sagte ihnen Lebewohl, die Frauen küssend und den Männern die Hand zum Kusse reichend. Mitten in der großen Halle des Schlosses war ein Schaffot errichtet, welches von einem niedrigen Geländer umgeben war. Gegen sieben Uhr wurden die Thore geöffnet und zahlreiche Edelleute zogen ein. Maria hatte sich in das Oratorium begeben, wo um acht Uhr der Sheriff Andrews erschien, um sie zur Richtstätte abzuholen. Sie nahm das Crucifix vom Altare segnete ihre Diener, die ihre Hände und Mantel küßten, und sobald sie aus der Thüre getreten war, ertönte das Jammergeschrei der Zurückgebliebenen durch die Halle.

Sie bat flehentlichst um einen Priester, der sie auf des Lebens letztem Gang begleite; allein auch diese Tröstung ward ihr versagt. Mit einer Miene voll Ruhe und Majestät durchschritt sie die Halle, die zu dem Saale führte, wo das Blutgerüst aufgeschlagen war. Sie hatte ihre reichste Kleidung angelegt, wie es sich für eine verwittwete Königin geziemte. Um den Hals trug sie eine Kette, an der ein goldnes Kreuz befestigt war, am Gürtel hing ein Rosenkranz. In ihrer Hand hielt sie ein Crucifix von Elfenbein. Auf dem Wege fand sie ihren Haushofmeister Melville, dem seit mehreren Wochen der Zutritt zu ihr verboten war. Der alte treue Diener fiel in die Kniee und weinte laut auf. Sie bot im liebreich die Hand. „Klage nicht" — sprach sie — „ehr-

licher Mann, freue dich vielmehr, denn du wirst das Ende sehen von Maria Stuart's Leiden. Die Welt, mein guter Melville, ist nur Eitelkeit, und ein Meer von Thränen würde nicht hinreichen, ihre Trübsale zu beweinen. Gott vergebe Denen, die seit so langer Zeit nach meinem Blute dürsten, wie der Hirsch nach der Quelle." — Dann brach sie in Thränen aus und sprach: „Lebewohl, guter Melville, lebe wohl!"

Als sie die Blutbühne bestiegen hatte, trat der Dechant von Peterborough zu ihr, und ermahnte sie im Namen der Königin Elisabeth, die katholische Religion abzuschwören. Maria bat ihn wiederholt, sich selbst und sie nicht zu belästigen; er aber hörte nicht auf zu reden, und mit dem ewigen Höllenfeuer zu drohen. Entschlossen, in der Religion, in der sie geboren und erzogen war, zu sterben, sank sie auf ihre Kniee, betete voll Inbrunst für die bedrängte Kirche, für ihren Sohn Jakob und für Elisabeth. — Dann wurden ihr die Augen verbunden, und die Henker ergriffen sie bei den Armen und führten sie zum Blocke. Hier kniete sie nieder und sprach wiederholt mit fester Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!" Das Schluchzen und Stöhnen der Anwesenden machte den Henker verwirrt; er zitterte und verfehlte seinen Streich; erst auf den dritten Hieb ward ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. Als der Henker es emporhielt, rief jener Dechant: „Mögen alle Feinde der Königin Elisabeth also enden!" Aber keine Stimme hörte man, die Amen sprach. Der Parteigeist war untergegangen in Bewunderung und Mitleid.

So endete Maria Stuart im fünfundvierzigsten Jahre ihres Alters und im zwanzigsten ihrer traurigen Gefangenschaft.

28.

Shakespeare als Katholik.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der neuern Literatur bildet die Verschiedenheit und nicht selten die Sonderbarkeit der Urtheile über Shakestpeare. Lange Zeit in seinem eigenen Heimathland verkannt, erhielt dieser Dichter sein dramatisches Bürgerrecht nur um den Preis von Verstümmelungen oder auch selbst Zusätzen, welche seine Werke oft fast unkenntlich machten. Nachdem etwas länger als ein Jahrhundert nach seinem Tod die Wißbegierde seiner englischen Landsleute Shakespeare's persönlichen Charakter zu ihrem Gegenstand machte, so gerieth man bei der Schwierigkeit, diese Wißbegierde auf eine historisch

und logisch sichere Weise zu befriedigen, auf ganz willkürliche, oft widersinnige Hypothesen. Ein nationales Idol, durch Vaterlandsliebe und zugleich durch religiösen Sectengeist erhoben, war damals im hundertjährigen Besitz der öffentlichen Huldigungen der Verehrung und Dankbarkeit. Dieses Idol war die Königin Elisabeth. Man begreift, daß es für das englische Volk unmöglich war, ein zweites, mit jenem erstern gleichzeitiges Idol zur Verehrung aufzustellen, ohne vorher zwischen beiden Idolen eine Art von herzlichem Einverständnisse hergestellt zu haben; dadurch sollten die etwaigen Scrupel der Verehrer des einen Idols sowie der Verehrer des andern beruhigt und ausgeglichen werden. Daher entstanden alle die willkürlichen Erdichtungen ohne Sinn und Verstand, sowie ohne alle historische Grundlage, welchen aber dennoch jede der folgenden Generationen ihre blinde Zustimmung gegeben hat. Ungeachtet des gänzlichen Mangels authentischer urkundlicher Beweise dafür, ist man hartnäckig darauf bestanden, aus Shakespeare einen Hofpoeten zu machen. Man ist dann ferner auf dem Weg einzelner Inductionen so weit gekommen, daß man ihn nicht bloß zu einem einfachen Mitglied, sondern zu einem Apostel der neuen Religion stempelte. Endlich will man sogar in diesen letzten Jahren entdeckt haben, daß Shakespeare's Sonette, in denen die Ergüsse seiner Freundschaft für Southampton mit so bittern Anspielungen auf den Despotismus seiner Zeit sich verbinden, nichts anderes sind, als ehrerbietige Liebesbotschaften an Elisabeth. Daß diese Botschaften statt an eine Frau an einen Mann gerichtet sind, diese sozusagen physiologische Licenz soll nach derselben Erklärung darin ihren unverfänglichen Grund haben, weil der Dichter dadurch eine Idee von dem männlichen Charakter dieser unvergleichlichen Königin geben wollte.

Man muß zum Lobe der deutschen Kritik sagen, daß sie in Bezug auf Shakespeare weder so oberflächlich noch so kindisch sich zeigte, wie viele englischen Kritiker; aber statt dessen hat sie den Fehler, oft allzu systematisch zu sein. Dadurch wurden Uebelstände anderer Art herbeigeführt.

So wurde Shakspeare ähnlicher Weise wie Dante ganz ohne sein Verschulden mehr als einmal in unserer Zeit zum Apostel von Ideen gemacht, welche dem Geiste und der Richtung seiner Werke im Ganzen schnurstracks entgegengesetzt sind.

Shakespeare's Einfluß auf die Entwicklung des poetischen Genius von Göthe hat etwas Wunderbares: denn dieser Einfluß nöthigte ihn zu Widerrufen über Fragen, welche Göthe gelöst zu haben glaubte, so daß

seine Bewunderer darüber erstaunten und er selbst darüber erstaunt sein mußte. Man kann sagen, daß Göthe von seinem Standpunkte eines naturalistischen Dichters aus seinen Beurtheilungen Shakespeare's eine viel höhere Bedeutung und größere Tragweite zu geben wußte, als die Beurtheilungen seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen hatten; aber er verschmähte die religiöse Seite seines Gegenstandes oder faßte dieselbe so im Widerspruche gegen alle gegebenen thatsächlichen Momente der Sache auf, daß er wie mit einem großen Sprung zu dem unglaublichen Schlusse kam: Shakespeare sei vorzugsweise der Dichter des Protestantismus.

Höchst sonderbar! Während Göthe über den Naturalismus Shakespeare's in Ekstase geräth, wird Schiller, mit größerem Rechte, durch Bewunderung des Idealismus Shakespeare's in Ekstase versetzt. Aber die Quelle, aus welcher der englische Dichter diese Schönheiten einer höhern Ordnung, als die dramatische Poesie ist, geschöpft hatte, sieht er nicht, ja vermuthet sie nicht einmal. Man weiß, daß der Dichter der Maria Stuart und Wallensteins auf den religiösen Glauben seiner dramatischen Personen wenig Gewicht legt. Antwortete er ja doch selbst auf die Frage, warum er keine Religion habe: „Aus Religion.“

Jedenfalls kann es als entschieden gelten, daß, wenn Shakespeare überhaupt eine Religion hatte, es nicht diejenige sein konnte, in deren Namen man seine Familie verfolgt und zu Grunde gerichtet hatte. Das Studium seiner Werke, welches man darauf richtete, um die Religions-Eigenschaft Shakespeare's festzustellen, führte übrigens zu merkwürdigen Resultaten, bei denen man oft wirklich in Verlegenheit kommt, wie man sie charakterisiren soll. So fand man, daß das Christenthum Shakespeare's wesentlich verschieden von dem Christenthum Calderons, das „einfache, positive, biblische Christenthum der Protestanten“ sei, und daß, wenn das Volksbewußtsein in England und Nordamerika bis jetzt noch in solcher Stärke christlich geblieben sei, der Ruhm davon diesem Geiste deutscher Abkunft gebühre. Er habe seine Landsleute gelehrt, „den Priester nicht mehr als eine heilige Person zu betrachten.“ Endlich hat man durch eine letzte Anstrengung, Beweise für den Protestantismus Shakespeare's zu finden, den stärksten Beweis dafür darin gefunden, daß der Einfluß Shakespeare's da aufhöre, wo der Katholicismus herrscht.

Andere Kritiker sind noch weiter gegangen: sie haben Shakespeare von der protestantischen Religionsgemeinschaft ausgeschlossen und haben ihn auf der Leiter des Glaubens noch um einige Stufen tiefer gestellt. Man hat ihn als einen Verehrer des Atheismus oder des Pantheismus

gepriesen, man hat ihm dadurch eine Krone auf's Haupt zu setzen geglaubt, daß man ihn zum vollendeten Rationalisten machte, ja man hat ihn nicht mit der Ehre verschont, ihn zu einem Jünger des Heidenthums zu stempeln.

In demüthigendem Gegensatz zu den von vielen Seiten erschallenden Lobpreisungen Shakespeare's und den ehrgeizigen Bestrebungen aller philosophischen Richtungen, ihn als den ihrigen zu gewinnen, stand seither das Stillschweigen der Katholiken, obgleich diese Grund genug haben, gegen jene Usurpationen entschieden Protest einzulegen. Diese Protestation erscheint jetzt als um so nothwendiger, da nach den Aufklärungen, welche man nunmehr über den Dichter und seine Werke gewonnen hat, diejenigen, welche Shakespeare uns Katholiken entziehen und ihrer Seite zueignen wollen, uns nicht blos ein großes Genie entziehen, sondern zugleich eine große Seele, ein großes Herz, einen großen Charakter, mit Einem Worte, abgesehen von einigen vorübergehenden Schwankungen, ein würdiges Gegenstück von Michel Angelo, was man zu finden fast für unmöglich halten konnte.

Ja, Shakespeare! du bist groß, und noch größer vor Gott, als vor den Menschen, weil du bis zum letzten Athemzuge der Religion deiner Väter treu geblieben bist; weil du allein unter allen Dichtern deiner Zeit dich nicht erniedrigt hast, um dich zu beugen, weder vor einem königlichen noch vor einem Volks-Götzen; weil du allein die dramatische Poesie erhoben hast zu einer gegen die Lüge und die Verfolgungssucht streitenden Macht; weil du dein Mitgefühl stets den Schlachtopfern zugewendet und deine Brandmale den Henkern dieser Schlachtopfer aufgedrückt hast, wer diese Henker auch sein mochten; weil du den Cultus des heroischen und religiösen Ideals gegen die herrschenden politischen und literarischen Mächte des Tages vertheidigt hast; weil du aus der Berauschung durch Ruhm dich bis zur christlichen Demuth erhoben hast; weil du allen edeln und reinen Empfindungen und Gedanken, deren die menschliche Seele fähig ist, den herrlichsten Ausdruck, mit dem man sie je darstellte, gegeben hast. Aus diesen und vielen andern Gründen, deren Aufzählung hier zu lang wäre, machen wir unsern gerechten Anspruch auf dich, als auf Einen der Unsrigen geltend; wir zeichnen deinen Namen auf neben den Namen Dante's und Michel Angelo's, deiner würdigen Glaubensgenossen, damit du mit ihnen ein Triumvirat bildest, welches alle Mitbewerber und Mitgenossen des Ruhmes in die Schranken fordern kann.

Darf man hoffen, daß der Ton dieser Stimme, welchen ich in dem obengenannten unharmonischen Concert hier anzuschlagen mich erkühne, einmal die Dominante werden wird?

William Shakespeare, geboren zu Stratford, war der Sohn des Johann Shakespeare und der Maria Arden, und zwar das älteste unter sieben Geschwistern. Seine Familie gehörte zu den sogenannten Recusanten, d. h. zu jenen Katholiken, welche dem alten Glauben treu blieben und lieber monatliche Strafgelder zahlten, als den protestantischen Gottesdienst besuchten. Die vielen Bedrängnisse, denen diese Familien ausgesetzt waren — hatten die unerbittlich eingetriebenen Strafgelder ihre geringen Mittel erschöpft, so setzte man sie auf einige Zeit in das Gefängniß, wo sie selbst für ihren Unterhalt sorgen mußten, bei ihrer Entlassung durchstach man ihnen die Ohren mit glühenden Eisen oder peitschte sie öffentlich oder verbannte sie aus dem Königreiche; wie das Beispiel der Standhaftigkeit und Glaubenstreue, das Johann Shakespeare und seine Verwandten gaben — sein großer Wohlstand sank in Folge desselben dermassen, daß er um Befreiung von der geringen wöchentlichen Armentaxe von 4 Pence (12 kr.) nachsuchen mußte und von keinem Bäcker mehr Brod geliehen erhielt, bilden die ersten Jugendeindrücke des Dichters. Wie erhebend dieses Vorbild der Eltern auch auf den Charakter des Sohnes wirken mußte, so fehlten dennoch bei der gänzlichen Unterdrückung der katholischen Kirche alle die Mittel, um die „leidenschaftliche Natur," welche sich der Dichter in 110 seiner Sonette selbst zuschreibt, zu fesseln. Wohl beherbergten damals viele katholische Familien in ihrem Hause heimlich einen Priester, der ihnen die Sakramente spendete und ihre Kinder unterrichtete, aber es fehlte auch den Eltern des Dichters nicht an Muth, dem Gesetze, welches dieser unter Todesstrafe verbot, zu trotzen, so mangelten ihnen hiezu gänzlich die Mittel. Die Friedensrichter, deren Wohnstube man schon daran erkannte, daß zwei große Foliobände an ihrem Fenster zur Schau standen, die Bibel und das Martyrologium von Fox, welches letztere jener gleich geachtet wurde, entboten den ganzen Heerbann ihrer Spione, von denen die Familie Shakespeare sogar einen in ihrer Mitte zählte, um auf verborgene Priester oder auch nur auf Zeichen katholischer Andacht, wie Rosenkränze, Skapuliere, Kreuze in den Häusern, Jagd zu machen. Bei den Schrecken solcher nächtlichen Durchsuchungen kam es oft vor, daß Frauen aus Angst plötzlich starben wie Lady Nevil oder in Wahnsinn verfielen, wie eine Frau Vanassor. Eine

Margaretha Ward wurde gehenkt, weil sie das Entkommen eines Priesters begünstigte; eine Margaretha Middleton, die einen solchen in ihr Haus aufgenommen, wurde verurtheilt, fast unbekleidet zermalmt zu werden zwischen einem großen spitzigen Steine, der ihr das Rückgrat brach, und zwischen einem fünf Centner schweren Thorflügel aus Eichenholz, der ihre Rippen aus der Haut hervordringen ließ. An einem dieser Verfolger, dem Friedensrichter von Stratford, Thomas Lucy, einem orthodoxen Protestanten und Feind der Katholiken, hatte Shakespeare schon als Knabe durch einen Einfall in dessen Park eine kleine Rache genommen; die größere holte der Mann nach, indem er ihn in den lustigen Weibern von Windsor in der Person des Friedensrichters Schallow karikirte. Unter solchen Umständen ward dann Shakespeare gezwungen, die dürftigen protestantischen Staatsschulen zu besuchen. Zu diesem Verführungsmittel gesellte sich noch ein anderes, das jener Zeit ganz eigenthümlich. Kanzel und Theater hatte nämlich damals eine Art von Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen, um gemeinschaftlich nicht blos gegen die alten religiösen Ueberlieferungen, sondern überhaupt auch gegen alle historischen Traditionen jeden Gepräges einen Krieg auf Tod und Leben zu führen. Der Urheber jener Gattung von Schauspielen, in welche sich so viel Haß und Fanatismus als möglich zusammendrängte, um schon begangene Verbrechen zu beschönigen oder noch zu begehende zu rechtfertigen, war Bale, ein abtrünniger Mönch. Seine Stücke waren es, welche die Schauspielertruppe, die Leicester, der Günstling Elisabeths und Grundherr der Heimath Shakespeare's, besoldete, zu Stratfort aufführen mußte. Man kann sich denken, welche Gefühle diese Maßregeln in den katholischen Recusanten und auch in der Seele des jungen Shakespeare wachrufen mußten. Geißelte er nach 25 Jahren jene protestantischen Lehrer in den komischen Scenen der lustigen Weiber von Windsor, in denen Sir Hugh Evans in seiner doppelten Eigenschaft als Geistlicher und Schullehrer seine Unwissenheit und seine Gemeinheit zur Schau trägt, so legten jene dramatischen Saturnalien höchst wahrscheinlich die Keime zu der späteren katholischen Reaction von Seite des Dichters gegen den herrschenden protestantischen Charakter der damaligen englischen Bühne. Bedurfte es außer dem schon Erzählten noch eines Anlasses, um in dem Herzen Williams die Abneigung gegen den Despotismus des Protestanten unvertilgbar zu machen, ja zur Erbitterung zu steigern, so ward dieser durch die von Leicester bewirkte Hinrichtung des jungen Sommerville gegeben, welcher, ein naher Verwandter der katho-

lischen Familie Arden, der Shakespeare's Mutter angehörte, als Opfer seines Eifers für die unterdrückte Kirche fiel.

In seinem achtzehnten Jahre verheirathete sich Shakespeare mit einer Person, die wenigstens das fünfundzwanzigste Lebensjahr überschritten hatte. Hat diese Heirath, die man ohne Grund als die Sühne eines Jugendfehlers bezeichnet, auch sein Lebensglück vielfach gestört, so hat sie doch die Entwicklung seines Talents gefördert, indem sie seine Uebersiedlung nach London zur Folge hatte. Der Umzug Shakespeare's in diese Stadt fiel gerade in jene Zeit, als die Schreckensherrschaft ihren Höhepunkt erreicht hatte. Eine neue Verfolgung war ausgebrochen, welcher der Priester E. Lampian mit seinen Genossen, Babington und seine vierzehn Gefährten zum Opfer fielen. Dazu kamen bald darauf die Rüstungen des Königs von Spanien. Die Furcht, die gedrückten Katholiken möchten mit diesem gefährlichen Feinde gemeinsame Sache machen, so unbegründet sie war, verdoppelte die Strenge der Haussuchungen; man sperrte Männer und Frauen haufenweise zusammen, man beauftragte die Behörden, Verzeichnisse der hinsichtlich ihrer Religion verdächtigen Personen anzufertigen, also Verzeichnisse von Schlachtopfern, die man voraussichtlich der Rache des Volks überliefert hätte, sobald der Einfall der Spanier nur eine Aussicht auf Erfolg hatte. Die Zahl der so im Voraus Proscribirten betrug allein in der Hauptstadt 17,083 Namen. Nach Zerstreuung der spanischen Armada wurden vier katholische Priester hingerichtet, weil sie Priester waren, viele Laien, weil sie in den Schooß der Kirche zurückgetreten; zwanzig andere als angebliche Verschwörer verbannt. Den Eindruck dieser Grausamkeiten auf W. Shakespeare kann man aus einem jedenfalls merkwürdigen Umstande errathen.

Er nannte seine im Jahre 1585 gebornen Zwillingskinder Judith und Hamlet, Namen, die in zwei Ereignissen jener Tage eine überraschende Erklärung finden. Die Hochkirche hatte nämlich kurz zuvor das Buch Judith unter die Apokryphen stellen lassen und der Staat ließ den katholischen Buchdrucker Carter hinrichten, weil er ein Werk de chismate veröffentlicht hatte, in welchem der Sieg der Kirche vorausgesagt und mit dem der Judith über den Holofernes verglichen wurde. Hamlet in seinem Auflehnen gegen eine Königin, die nur durch Usurpation auf den Thron gelangt, erinnerte zu deutlich an den unglücklichen Sommerville, den Verwandten des Dichters, der dieselben Gedanken gegen Elisabeth, die ja auch nur widerrechtlich zur Herrschaft gelangte, in seinem Herzen trug; eine Parallele, die zudem die Theilnahme erklärt, welche

der Dichter gerade für die Tragödie dieses Namens durch deren mehrmalige Umarbeitung offenbarte. Sonach erscheint die Wahl dieser Namen gleichsam als ein Protest gegen die Unterdrückung der Glaubensgenossen des Dichters durch die blutige Regierung Elisabeths.

Die Leidenschaften der Regierung: der Haß gegen die Katholiken, gegen den Pabst, gegen Spanien als die Hauptstütze beider, fand einen porträtartigen Abdruck in den dramatischen Erzeugnissen jener Zeit. Sie vertheidigen oder verlangen den Mord der Anhänger der alten Kirche und streuen um die Wette Weihrauch einer Fürstin, die zur Erhaltung ihrer Herrschaft kein anderes als das von ihnen angerühmte Mittel kannte. Daß derartige Schauspiele der immer mehr um sich greifenden Verschlimmerung des Volksgeistes nicht entgegenwirkten, sondern dieselbe mehr förderten, bedarf keiner Erklärung. Unter solchen Verhältnissen trat Shakespeare in die Schauspielergruppe des Burbadge, ebenfalls eines katholischen Recusanten, ein. Nicht nur, daß er den Götzen des Tages keine Huldigung brachte, wozu eine Verführung mehr in seiner Armuth lag, und sich frei erhielt von den Fehlern seiner Kunstgenossen — die Art seiner geistigen Thätigkeit von dem Jahre 1589 an läßt uns einen festgefaßten Entschluß von seiner Seite erkennen, innerhalb der Sphäre seiner poetischen Hervorbringungen eine Reaktion gegen die damals herrschenden Zeitrichtungen zu beginnen, und so viel als für ihn möglich war, die wilden und schmutzigen Wasser abzuleiten, welche seit dem Regierungsantritte der Königin Elisabeth den Strom der öffentlichen Meinung trübten.

Der Beweis für diese Behauptung ergibt sich klar aus den Dramen, deren Entstehung in die Zeit bis zum Sturze Essex's i. J. 1601 fällt; in diesen äußert sich deutlich genug die religiöse und politische Gesinnung des Dichters. Schon das erste Drama „Perikles" enthält eine ganz unverhüllte Anspielung gegen die Einziehung der Kirchengüter, da wo in dem Gespräche der drei Fischer (Akt 2. Sc. 1) der erste sagt:

> „Ich habe von Wallfischen auf dem Lande gehört, welche nicht aufhören, den Rachen aufzusperren, bis sie verschlungen haben ganze Pfarreien, Kirchen, Kirchthürme, Glocken und Alles."

Als eine ebenso unzweideutige Huldigung gegen den alten katholischen Glauben muß es betrachtet werden, wenn in „Titus Andronikus" der wahrhaft satanische Mohr Aaron, der sich seiner unzähligen Meineide rühmt, von dem edlen Lucius, der als Muster ritterlicher Tugend dargestellt wird, sich die Erhaltung des Lebens seines Kindes durch einen

Eid versichern läßt, nur darum, weil er weiß, daß dieser „Paptistenbrauch und Ordnung" sorgfältig erfüllt (Akt 5. Sc. 1). Man denke sich die Zeit, in welcher, und das Volk, für welches der Dichter schrieb und man begreift die Kühnheit, welche in diesen Stellen hervortritt. In die nun folgenden vier oder fünf Jahre seiner Verirrungen, die er in seinen Sonetten später so rührend beweint, fallen die meisten seiner Lustspiele. Aber zwischen der Verirrung und dem auch nur theilweisen Abfall lag für einen Charakter wie Shakespeare eine unübersteigliche Schranke. „Man findet nicht nur bei ihm, selbst in seinen ausgelassensten Stücken, auch keinen Schatten eines Vergleichs mit den herrschenden Meinungen des Tages, noch irgend ein den Forderungen einer hohen Gönnerschaft gemachtes Zugeständniß: sondern was viel wichtiger ist, der Dichter findet sogar noch Mittel, mit der Schürzung und Lösung der Liebesintriguen seiner Lustspiele mitunter eine erneuerte Darstellung des ritterlichen Ideals auf die Bühne wieder zurückzuführen." Dies zeigt sich besonders an zwei seiner Stücke. In „Liebes Leid und Lust" macht der König von Navarra mit drei seiner Hofherren das Gelübde, sich während dreier Jahre ganz dem beschaulichen Leben mit seinen strengen Forderungen zu widmen. Dieses Gelübde wird aber durch die Ankunft der Prinzessin von Frankreich mit ihren drei Ehrendamen verletzt. Der Knoten löst sich dadurch, daß jede Dame ihrem Ritter ein Jahr der Buße auferlegt mit allen Uebungen der Ascese, wie Einsamkeit, Betrachtung, Fasten und Krankenbesuch. „So endigt dieses Lustspiel ganz im Gegensatze gegen das dramatische Herkommen mit dem Sakrament der Buße statt mit dem Sakrament der Ehe." Dieser Geist kommt noch stärker zur Erscheinung in der „Comödie der Irrungen", in der er Mittel gefunden, die christliche Liebe der geistlichen Orden zur Anschauung zu bringen und gleichsam die erste Skizze seines ritterlichen Ideals angedeutet hat an jener Stelle, wo Claudio sagt: „er habe die Thaten eines Löwen in der Gestalt eines Lammes vollführt," das er später zu so herrlichen Bildnissen zu gestalten wußte.

Bemerkenswerth ist auch die Ansicht Shakespeare's über die protestantische Bibellektüre, die uns in den ersteren dieser beiden Lustspiele in einer Aeußerung Birons über das vergebliche Suchen der Wahrheit in einem Buche (Akt 1. Sc. 1.) zum erstenmale entgegentritt und sich in seinen spätern Arbeiten immer deutlicher wiederholt. Den Mißbrauch, den man mit Bibeltexten trieb, geißelte er, indem er Richard III. sagen läßt:

„Dann seufz' ich, und nach einem Spruch der Bibel
Sag ich, Gott heiße Gutes thun für Böses;
Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen, aus der Schrift gestohlen,
Und schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin."
(Richard III., Akt 1. Sc. 4.)

wie in den zwei Stellen des „Kaufmann von Venedig":

„Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen;
Ein arg Gemüth, das heil'ges Zeugniß vorbringt,
Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange."
(Akt 1. Sc. 3.)

dann:

„In der Religion
Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Sprüchen nicht belegte,
Und bärge die Verdammlichkeit mit Schmuck?"
(Akt 3. Sc. 2.)

Die Pest des Jahres 1592 nöthigte Shakespeare in seine Heimath zu reisen. Die grausame Verfolgung gegen die Katholiken, die abermals ausgebrochen war, fand, wie aus gleichzeitigen Urkunden hervorgeht, den Vater des Dichters noch immer unter den Anhängern der alten Kirche. Die Eindrücke, welche diese Vorfälle auf Shakespeare machten, zeigten sich wieder nicht minder deutlich in der dramatischen Thätigkeit, die derselbe nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt in erhöhtem Grade entfaltete. Hier boten sich unterdessen dem Dichter zwei Theater zur Verfügung und es begann zugleich seine Freundschaft mit dem jungen edlen Grafen von Southampton, die für ein ganzes Leben währen sollte.

Auffallender Weise durfte die Schauspielergruppe, der Shakespeare angehörte, erst um das Jahr 1594 Vorstellungen bei Hofe geben — wahrscheinlich darum, weil Shakespeare, der Dichter derselben, nicht der Servilität der übrigen Theaterdichter im Lobe der jungfräulichen Königin folgte. Der um dieselbe Zeit entstandene und offenbar zur Aufführung bei einem Hoffeste bestimmte „Sommernachtstraum" enthält nun wohl eine einzige galante Anspielung auf die Königin, aber mit ihr wird zugleich eine gefühlvolle Erinnerung an Maria Stuart (die Worte Oberon's im Akt 1. Sc. 1.) verbunden, das einzige Zeichen der Huldigung, welches die gleichzeitige Poesie auf den Sarg dieses königlichen Schlachtopfers legte. — Das reichste Material zu dem angetretenen Beweise für die katholische Gesinnung des großen Britten findet sich in dessen historischen Stücken. Eine Reihe von Bühnendichtern unmittelbar

vor Shakespeare hatte bereits die englische Geschichte bearbeitet; aber ihre Darstellungen hatten den bestimmten Zweck, dem damals herrschenden Systeme zu dienen. Shakespeare unternahm es nun, gegen diese älteste Gattung von protestantischen Geschichtsbaumeistern eine Reaktion im katholischen Sinne durchzuführen, indem er theils ältere Stücke überarbeitete, theils Gegenstücke zu demselben schrieb, theils frei und selbstständig auf diesem Gebiete thätig war.

Das der Entstehung nach älteste dieser Stücke, „Heinrich IV.", hatte durch die so ungünstige Charakteristik des Bischofs von Winchester wie die Beschimpfung der Jungfrau von Orleans die meisten Bedenken gegen die katholische Gesinnung seines Verfassers hervorgerufen. Diese Bedenken fallen, nachdem Malone erwiesen, daß der betreffende erste Theil desselben einem älteren Dichter, nämlich Robert Green, angehört und die Zusätze Shakespeare's zu den beiden andern Theilen sich auf ein sehr geringes Maß zurückführen lassen. Ja der kühne Vers:

„Für Feinde beten Priester, Fürsten tödten sie."

den nur die Gräuelscenen zu Tyburn, dem Dichter eingegeben haben können, läßt uns in diesen wenigen Zusätzen die Gesinnung Shakespeare's nur allzu deutlich erkennen. In der ihm ganz angehörenden Tragödie „Richard III." die um 1593 oder 1594 entstand, hat er den Heuchlern, welche Textesstellen der hl. Schrift mißbrauchen, wie schon oben angeführt, ein Brandmal aufgedrückt; in demselben Trauerspiel zählt er die Gebete der Heiligen und der durch den Tyrannen hingemordeten Schlachtopfer unter den Mächten auf, die gegen Richard kämpfen. Mit „Richard II." verband Shakespeare einen Rückhaltsgedanken, der so unzweifelhaft ist, daß schon seine Zeitgenossen als die Erklärer desselben sich aussprachen und durch diese ihre Auslegung dem wagnißvollen Stück die ganze Bedeutung eines politischen Ereignisses gaben. Richard II. wurde seiner Würde entsetzt; die Anhänger Essex's hatten ähnliche Wünsche in Beziehung auf die Königin Elisabeth und sahen dieselben in den betreffenden Scenen jenes Stückes ausgesprochen. In diesem Sinne erklärte es ein Dr. Hayword in einem kleinen Werke, das er sogar dem Grafen Essex zu widmen die Kühnheit hatte. Nur mit Mühe konnte der Jurist Bacon den Verfasser dieser Schrift der ihm von der Königin zugedachten Strafe, derselben, welche einst den Buchdrucker Carter getroffen, entreißen. Aus diesem Grunde wurden auch in der ersten Ausgabe von 1597 die betreffenden Verse, die sogenannte Parlamentsscene, ausgelassen. Am Abende des 7. Februar 1601 dagegen, am Vor-

abende des Ausbruchs der Verschwörung des Essex, war Richard II., gleichsam als das Programm des kommenden Tages, aufgeführt und die Vorstellung durch ein sehr bezeichnendes Symbol, durch eine rothe Fahne angezeigt worden. — Die Zeit, welche zwischen der ersten Aufführung Richard II. und dem nächsten historischen Drama liegt, wurde durch „Romeo und Julie“ und durch den „Kaufmann von Venedig“ ausgefüllt. In dem ersten stellt Shakespeare das von ihm wieder zurückgeführte ascetische Ideal in den Klosterbrüdern Lorenzo und Johannes, von denen der letztere ganz seine Schöpfung ist, während der erstere bereits in dem ursprünglichen Gedichte A. Brooke's vorkommt, mit einer stets wachsenden Kühnheit dar, in dem Kaufmann von Venedig ist neben dem schon genannten Ausfall gegen den Mißbrauch der hl. Schrift, die Lobpreisung der Milde, als des höchsten Attributes königlicher Würde, sehr bedeutsam.

Als Shakespeare im Jahre 1596 sich wieder dem historischen Drama zuwandte, hatte er besonders Bale im Auge, den man für seinen Abfall von der Kirche mit dem Bisthum Ostory in Irland belohnte. Die Meisterwerke, mit denen er seine dramatische Laufbahn beschloß, waren Heinrich VIII. und König Johann; außerdem hatte er auch noch das Leben und den Tod des Sir John Oldcastle, eines der Häupter der Sekte der Lollharden, der darum als Vorläufer der Reformation gefeiert wurde, beschrieben. Die Hauptrolle in Bale's „König Johann“ spielt das personificirte England, dargestellt als eine verlassene Wittwe. Diese Wittwe nennt der Reihe nach die Urheber ihres Unglücks: es sind die Priester, die Mönche, die Cardinäle, besonders der Papst, und in deren Dienst die allegorischen Personen: Empörung, Verrath, Heuchelei. Das ist der einfache Rahmen, in welchen der bischöfliche Kämpe das Mittel fand, Alles hineinzubringen, was die Einbildungskraft eines haßerfüllten Apostaten von gemeiner Gesinnung nur Schmachvolles erscheinen kann, namentlich wenn dazu eine gesicherte Straflosigkeit kommt. Die Geschichte des Königs Johann ist außerdem noch Gegenstand eines andern im Jahre 1591 gedruckten Drama's, das ganz denselben Geist offenbart. Lange galt es als ein Werk Shakespeare's, bis endlich die Meinung der meisten englischen Kritiker, zugleich die von Gervinus, durchdrang, welche dasselbe aus der Reihe seiner Werke streicht.

Dieses ältere Stück hat nun Shakespeare in seinen „König Johann“ umgeschaffen, indem er das unreine Material von dem brauchbaren schied. Die Person des Königs, die Bale mit Moses verglichen

hatte, wird bei ihm eine Zusammensetzung aus List, Schwachheit und Grausamkeit. Wo er dem Cardinal Pandulpho gegenüber erscheint, um gegen ihn die Unabhängigkeit seiner Krone zu vertheidigen, läßt er durchscheinen, daß diese Unabhängigkeit mit ungehinderten Gelderpressungen im Zusammenhange steht. Er unterdrückt sogar die Worte geistliche und weltliche Suprematie, die sich in dem Stücke von 1591 finden. Die Scene, wo der Verfasser jenes Stückes die erdichtete Vergiftung des Königs durch den Abt von Swinstead schildert, ist weggelassen. Statt ihm mit Bale schöne Weissagungen in den Mund zu legen, läßt ihn Shakespeare die schrecklichen Worte sprechen: „Es ist eine Hölle in mir." Mehr Rücksicht fordert die Person des Faulconbridge, der bei den Einen als Sprößling Richard Löwenherz's Theilnahme erregte, den Andern als der schonungslose Angreifer der Asyle der Frömmigkeit theuer war. Indessen Shakespeare unterdrückte die abscheulichen Verleumdungen, welche derselbe in dem Stücke von 1591 spricht und entkleidete ihn des ihn umgebenden Schimmers gänzlich durch den Schlußmonolog, in welchem Faulconbridge den Reichthum den am meisten verehrten Götzen des Jahrhunderts nennt und sich selbst als dessen Anbeter erklärt. Die kühnste unter allen Weglassungen aber ist jene der Schlußworte, welche England gegen die katholischen Mächte zum Kampfe rufen und ihm den gewissen Sieg verheißen:

„Geh'n Englands Ritter und das Volk zusammen,
Nichts schaden Papstes, Frankreichs, Spaniens Flammen."

Die Wirkung, welche das von demselben Verfasser zu Ehren des angeblichen Martyrers Oldcastle geschriebene Stück auf die Zeitgenossen üben mochte, suchte Shakespeare dadurch aufzuheben, daß er die bekannte komische Figur Fallstaff in seinem „Heinrich IV." und in den „Lustigen Weibern von Windsor" ursprünglich nicht so, sondern Oldcastle nannte. Auf erhobenen Einspruch von protestantischer Seite sah sich Shakespeare genöthigt, später dafür den Namen Fallstaff zu setzen und in dem Epilog des zweiten Theils von Heinrich IV. eine Erklärung zu geben, welche die Deutung des früheren Namens auf den genannten Martyrer ausdrücklich ablehnte. Wie wenig Ernst es ihm aber mit dieser Erklärung gewesen, zeigt der sinnreiche Kunstgriff, den er gebraucht, um die nämliche Erklärung gleichsam zu widerrufen. Er trennt nämlich an einer Stelle seines Drama's den Namen OldCastle (altes Castell) in einer Weise, daß man daraus die unzweifelhafte Identität der zwei Personen Oldcastle und Fallstaff erkennt. Statt Oldcastle nennt nämlich

Prinz Heinrich den Fallstaff an einer Stelle: „My old lad of the castle.“ Das ist so, wie wenn Jemand, dem man den Namen Altschloß zu gebrauchen verböte, sagen würde, um dieses Verbot zu umgehen: „Mein alter Bursch vom Schloß.“ Wie wenig endlich die öffentliche Meinung sich hinsichtlich der Vertauschung der beiden Namen täuschen ließ, geht daraus hervor, daß die darüber entstandene Controverse noch mehrere Jahre fortdauerte und daß man verschiedene Versuche zur Wiederherstellung der Ehre des Namen Oldcastle auf der Bühne machte und bezahlte.

Die der Zeit nach folgenden Dramen sind „Heinrich VI.“ und „Heinrich V.“ Während Shakespeare gleich im Anfange des ersteren als der einzige unter seinen englischen Zeitgenossen, sich über die Kreuzzüge von dem Gesichtspunkte des Glaubens und des nationalen Ruhmes als katholischer Dichter äußert, wird in dem letzteren die Person des Königs mit besonderer Vorliebe gezeichnet und vor Allem seiner Frömmigkeit, seiner Demuth und Anhänglichkeit an die alte Kirche und ihre Gebräuche lobend gedacht. Dieselben Eigenschaften machten aber sein Andenken in der protestantischen Zeit gar nicht populär, daher gerade diese Auffassung des Dichters uns wieder seine Opposition gegen frühere, protestantische Darstellungen des Charakters dieses Königs zeigt.

Den Höhepunkt der bestrittenen Frage über das religiöse Bekenntniß des Dichters begreift dessen Drama „Heinrich VIII.“ in sich. Hier bei der Darstellung des Ursprungs der Reformation und ihrer Urheber, muß sich die kirchliche Gesinnung Shakespeare's am deutlichsten offenbaren. Der Vorgänger Shakespeare's in der dramatischen Behandlung dieses Stoffes war außer Bale noch der Dichter Chettle, dessen zwei Stücke vornehmlich den Sturz des Cardinals Wolsey zum Gegenstande hatten. Sie, wie die Geschichtschreiber Hall, Holinsched, Stowe, Herbert von Cherbury, Fox, Speed, Baker, Hoylin, Burnet und die lateinischen Poeten Leland und Buchanan hatten für Heinrich VIII. und gegen die Opfer seines Despotismus Partei genommen. Der in allen diesen Werken vorherrschenden maßlosen Schmeichelei und Lüge die Wahrheit entgegenzustellen, ist die Aufgabe von Shakespeare's Drama „Heinrich VIII.“, welcher Titel erst später statt des anfänglichen mehr bezeichnenden: „Alles ist wahr“ gewählt wurde. Nicht übersehen darf dabei werden, daß das Stück um 1602 also in der Zeit zwischen dem Tode Essex's und Elisabeths entstand. Der Ausgang des verzweifelten Versuches am 8. Februar 1601, zu dem, wie schon erwähnt,

die Aufführung von „Richard II.“ als Prolog gedient hatte, war die Hinrichtung des Grafen Essex durch das Beil und die Gefangennehmung des Lords Southampton, des Grafen und des Dichters Freund, aus der ihn nur der Tod der Königin befreite. Sehen wir nun, wie der Dichter seine Aufgabe gelöst. Drei Schlachtopfer Heinrichs VIII. erscheinen der Reihe nach auf der Bühne. Das erste derselben, der Herzog von Buckingham, mußte nach allen Worten, die ihm in den Mund gelegt werden, besonders in seiner Ansprache vor seiner Hinrichtung, das traurige Andenken an Graf Essex erwecken. Das zweite jener Schlachtopfer ist der Cardinal Wolsey. Die Schilderung seiner Bekehrung und Umwandlung nach seinem Sturze war offenbar darauf berechnet, mit seiner Vergangenheit zu versöhnen. Zugleich wird ihm im Widerspruche zu dem Urtheile der fanatischen oder bezahlten Schriftsteller jener Zeit, wie Hall, Holinsched und Fox, ein Lob des Thomas Morus in den Mund gelegt, welches in wenig Worten die schönste Leichenrede auf den großen Mann bildet, während man nicht einen Vers mit einem erheblichen Lobe des Charakters Cranmers, seines Nebenbuhlers, findet. Mit besonderer Vorliebe aber wird die Figur der Königin Katharina dargestellt. Sie ist die Hauptperson und ihre Ehescheidung der Schwerpunct des Stückes. Ihre Tugenden, die Ergebung, mit der sie ihr unverschuldetes Leiden trägt, lassen sie als eine Heilige erscheinen. Auf welche Seite darum vor allen die Theilnahme der Zuschauer sich neigen mußte, auf die der Königin oder die ihres Gemahls, ergibt sich von selbst. Nicht minderen Muth verkündet das Lob, welches die todtkranke Mutter ihrer Tochter Maria, der nachherigen Königin, jenem andern Opfer, gegen welche der puritanische Fanatismus alle Verläumdungen erschöpft hatte, spendet. Die Wirkung dieser Worte wird aber noch übertroffen durch jene, welche die Schlußscene des vierten Aktes hervorbringen mußte, in der die Königin durch das Spielen ihrer Lieblingsmelodie, welche sie ihr Grabgeläute zu nennen pflegte, in einen höheren Seelenzustand versetzt wird, welcher ihr einen Vorgeschmack der Seligkeit, als des Lohnes ihrer irdischen Prüfungen, gewährt.

In die Zeit von 1601—1603 fallen die Trauerspiele: „Julius Cäsar“, „Othello“ und „Hamlet“, welche vielfach an das noch neue Unglück des Grafen Essex und seines Freund Southampton erinnern. In dem ersten derselben theilt Brutus nicht wie bei Dante mit Judas Ischariot die ewige Verdammung; er ist für den Dichter vielmehr das Musterbild eines ganz uneigennützigen, von allem Egoismus entfernten

Verschwöreres, welcher nur in seinem eigenen Denken die Beweggründe seines patriotischen Entschlusses faßte. Deshalb nimmt Shakespeare aus der Geschichte nur das auf, was geeignet ist, dessen Charakter zu erheben, und unterdrückt ohne Anstand, was die gegentheilige Wirkung haben könnte. Der Dichter suchte offenbar nach seiner Rechtfertigung für Essex. Othello zeigt gewiß zum Aergerniß der protestantischen Zuschauer Anhänglichkeit an den Gewohnheiten eines abergläubischen Papisten, der etwas hält auf

„Abtödtung von der Welt, Gebet und Fasten,
Viel Selbstkasteiung, fromme Andachtübung."
(Akt 3. Sc. 4.)

Die neue Bearbeitung des Hamlet erfuhr gegen die erste um zehn Jahre frühere viele Aenderungen, welche nur mit Rücksicht auf die Geschichte der letzten Verschwörung vorgenommen wurden.

Am entschiedensten zeigt sich die katholische Gesinnung in dem Drama: „Maß für Maß." Am 28. März 1603 war der Tod Elisabeths erfolgt. Shakespeare allein unter seinen servilen Collegen unterließ es, eine Elegie auf die Königin zu schreiben, ein Stillschweigen, das man ihm sogar zum Vorwurfe machte. Die Thronbesteigung Jacob's I. hatte nicht nur Southampton aus dem Gefängniß befreit, sie hatte auch neue Hoffnungen in den Katholiken erregt. Allein aus Furcht, den Protestanten zu mißfallen, ließ der Sohn der Maria Stuart neue Verfolgungen gegen die alte Kirche und deren Anhänger zu. Als eine Bitte gleichsam an den Thron für seine bedrängten Glaubensgenossen wollte des Dichters Drama „Maß für Maß" erscheinen. Dasselbe ist eine Umgestaltung eines Stückes von Whetstone, dessen Sujet dieser selbst wieder einem italienischen Novellisten, Ferraris Geraldi Cinthio entnommen hat. In dem Stück tritt uns ein ascetisches Ideal entgegen, welches sich in seinem ganzen Glanze entfaltet, während wir flüchtigen Reflexen von demselben in andern Stücken begegnen.

Die Vollendung des ascetischen Ideals findet sich in dem fünften Akte zu „Richard II." und zwar in der Entsagung des Königs, welchen Shakesspearre später an die Stelle des früheren von der Regierung Elisabeths unterdrückten setzte, während das Drama „Cimbeline" in der Person des römischen Feldherrn Lucius gleichsam den letzten Pinselstrich zu dem Heldenideale des Dichters fügte. In den beiden Trauerspielen „Macbeth" und „Timon" sehen wir wieder den Dichter für seine Glaubensgenossen sich verwenden, gegenüber der Verfolgung, die auf's

Reue begann und bereits mehreren katholischen Priestern das Leben gekostet hatte. Aber es geschieht dies nicht mehr in der Form sanfter Bitten an die königliche Milde, sondern in der von kräftigen und bitteren Protestationen. In diesem Sinne müssen in „Macbeth" die Worte der Lady Macduff in der zweiten Scene des vierten Aktes gedeutet werden. Noch klarer werden diese Protestationen im „Timon von Athen", wahrscheinlich, weil es die letzten waren. So äußert sich der Diener des Timon:

> „Der Teufel wußte nicht, was er that, als er den Menschen politisch machte . . . Durch so nichtswürdige Klugheit disputirt sich der Sünder zum Heiligen . . . Frommen Vorwand nimmt er um gottlos zu sein, denen gleich, die mit inbrünstigem Religionseifer ganze Königreiche in Brand stecken möchten.". Akt 3. Sc. 3.

So wirft Timon dem Alcibiades seine Kriegslust und Grausamkeit mit den Worten vor:

> „Leg' erz'ne Rüstung dir auf Aug' und Ohr,
> So hart, daß Schrei von Mutter, Säugling, Jungfrau,
> Des Priesters selbst in heil'gen Kleidern blutend,
> Dir nichts sei."
> Akt 4. Sc. 3.

Die Kenntniß davon, wie Shakespeare die fünf Jahre von seiner 1611 geschehenen Rückkehr nach seiner Heimath bis zu seinem 1616 erfolgten Tode zubrachte, ist uns versagt. Die Unkenntniß davon, in welcher Religion er starb, ist eine künstliche zu nennen. Das Nichtglaubenwollen, daß Shakesspeare der katholischen Confession angehörte, welches fast zu einer Bedingung der Orthodoxie in der anglikanischen Kirche geworden ist, war im 17. Jahrhundert nicht vorhanden. Wenn auch andere locale Traditionen sich nicht erhielten, so konnte ihnen der Sinn seiner von ihm selbst verfaßten Grabschrift nicht entgehen. Die Worte:

> „In Jesu Namen sag' ich Dir,
> Freund, laß' in Ruh' den Staub allhier.
> Gesegnet sei, wer schont den Stein,
> Verflucht, wer rührt an mein Gebein."

konnte der Dichter nur schreiben, weil er den sacrilegischen Handel gesehen hatte, den man mit Grabsteinen aus der alten katholischen Zeit trieb. Die Forderung, man solle einen Auszug aus einem katholischen Pfarrverzeichniß der Sterbfälle oder authentische kirchliche Urkunden für

die Gegenwart eines katholischen Geistlichen als Beichtvater an dem Sterbebette Shakespeare's beibringen, klingt wie Hohn für jeden, der da weiß, daß gerade in dem Todesjahre des Dichters vier Priester gehenkt worden waren, als schuldig einer unerlaubten Ausübung ihrer priesterlichen Verrichtungen.

Indeß das fehlende Zeugniß eines katholischen Priesters wird durch das viel entscheidendere zweier anglikanischer Geistlichen ersetzt. Der eine ist der „hochwürdige Herr" David Davies, welcher in den Zusätzen zu den biographischen Arbeiten William Fulmann's († 1688) schreibt, daß Shakespeare als Papist starb (He died a papiste). Der andere ist der anglikanische Geistliche Ward, der in Stratford lebte und die Familie Shakespeare wohl kannte. Dieser Geistliche ließ Memoiren zurück, welche durch Dr. Severn, den Sekretär der medicinischen Gesellschaft, im J. 1839 zu London herausgegeben, den Tod des Dichters erwähnen, aber ohne alle nähern Umstände. Vor ihrem Erscheinen theilte Herr Payne Collier, der Verfasser der „Annalen des englischen Theaters", aus Gesprächen, die er mit Dr. Severn hatte, Herrn Rio mit, daß nach diesen Memoiren Ward's Shakespeare als Mitglied der katholischen Kirche gestorben sei. Als nun dieser nach deren Veröffentlichung Herrn Collier in einem Briefe seine Ueberraschung ausdrückte, daß sich keine derartige Stelle in denselben finde, sprach letzterer in der Antwort seine nicht geringere Ueberraschung aus, denn, fügt er bei, ich bin ganz sicher darüber, daß mir Dr. Severn auf eine Frage von mir antwortete, ich würde in diesem Werke Grund finden zur Bestätigung der Vermuthung, daß Shakespeare als römischer Katholik gestorben sei.

29.

Papst Sixtus V.

Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist. Während in der ganzen Welt erbliche Fürstenthümer oder Aristokratien die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, behielt das geistliche Fürstenthum das Ausgezeichnete, daß es von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range in derselben führen konnte. Eben aus dem niedrigsten Stande erhob sich ein Papst, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, um jenem Unwesen ein Ende zu machen.

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den illyrischen und dalmatinischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankommen, in Gruppen geschaart an dem Ufer sitzen, und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Anherr Sixtus V., Zanetto Peretti, herübergekommen. Er war von slavischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er noch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besonderen Glückes zu rühmen. Peretto Peretti, der Vater Sixtus V., mußte sogar Schulden halber diese Stadt verlassen; erst seine Verheirathung machte ihn fähig, einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Dieser Ort hat einen milderen Winter als sonst die Mark: er bringt Pomeranzen und Citronen hervor; um die Ruinen eines alten Tempels der etruskischen Juno, der Cupra, her war der Garten angelegt. Hier ward dem Peretti am 18. Dez. 1521 ein Sohn geboren. Es hatte ihm geträumt, er beklage sein Unglück und eine himmlische Stimme tröste ihn mit der Versicherung, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen werde. Deßhalb nannte er ihn Felix.

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt, und die Tante, die an dem Teiche wäscht, es herauszieht; der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten; die Buchstaben lernt er aus den Fibeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen, und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen; der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicher Weise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen Franziskaner, Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt, das Schulgeld zu zahlen. Dann ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht: er bekam ein Stück Brod mit; zu Mittag setzte er sich an den Brunnen, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen: als dieser sehr früh, im zwölften Jahre, denn noch verbot kein tridentinisches Konzilium so frühe Gelübde, in den Franziskanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng; er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vaterstelle vertreten; doch schickte er ihn auch auf Schulen. Oft studirte Felix, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im

Kreuzgang, oder, wenn diese ausging, bei der Lampe, die vor der Hostie in der Kirche brannte; es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprünglich religiöse Anschauung, oder eine tiefere, wissenschaftlichere Richtung in ihm andeutete, aber glückliche Fortschritte machte er allerdings, sowohl auf der Schule zu Fermo als auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna; mit vielem Lob erwarb er die akademischen Grade. Am meisten entwickelte er ein dialektisches Talent. Die Fertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, erwarb er sich in hohem Grade. Bei dem Generalkonvent der Franziskaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er den Antonio Persico aus Calabrien, der sich damals in Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart. Dieß verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehen. Der Protektor des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an. Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem andern Vorfall her.

Im Jahre 1552 hielt er die Fastenpredigten in der Kirche St. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend, ohne Floskeln, sehr wohl geordnet, er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort, bei vollem Auditorium, in der Mitte der Predigt inne hielt, wie es in Italien Sitte ist, und, nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegen, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden, und ganz etwas anderes enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet; neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: Du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen; er eilte zum Schluß; so wie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition. Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Oft hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes, mit seinen strengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den scharfmarkigen Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und gab keine Blöße. Als Ghislieri sah, daß der Frater nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so gut begründet war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch, er umarmte ihn mit Thränen; er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felice Peretti zu der strengen Partei, die so eben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio,

Filippo Neri und Andern, welche den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in seinem Orden, den er zu reformiren suchte, Widerstand fand, und von seinen Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV. eingeführt, und oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen; er arbeitete als Theologe in der Congregation für das tridentinische Konzilium, als Consultor bei der Inquisition. Das Vertrauen Pius V. erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvikar der Franziskaner — ausdrücklich in der Absicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisiren — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalkommissäre ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besessen; er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provinzialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen übertroffen: die Zuneigung, die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art von göttlicher Eingebung; ohne auf die Afterreden zu hören, die denselben verfolgten, ernannte er ihn zum Bischof von St. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal.

Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst und Vieh gehütet; doch waren die Vorhersagungen seines Vaters und seine eignen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen, wie dehmüthig er sich angestellt, wie er gebeugt hustend und am Stocke einhergeschlichen; der Kenner wird von vornherein erachten, daß darin nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.

Mantalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein Vergnügen war, in seiner Vigna, bei S. Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen, und seiner Vaterstadt einiges Gute zu erweisen. In ernsteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er auch darauf wandte, so war seine Behandlung doch etwas willkürlich. Sein Charakter schien gar nicht so harmlos, wie man gesagt hat. Eine Relation von 1574 bezeichnete Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und boshaft. Doch zeigte er eine ungemeine Selbstbeherrschung. Als sein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorombuona ermordet wor-

den, war er der Erste, der den Papst bat, die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Eigenschaft, die Jedermann bewunderte, hat vielleicht am Meisten dazu beigetragen, daß im Jahr 1585 die Wahl zum Papste auf ihn fiel. Auch beachtete man, wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs heißt, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre und von starker und guter Complexion war. Jedermann gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor Allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschen-würdiges Gefühl sein, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellie sich Alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnspruch: Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer. Auch in allen seinen Unternehmungen glaubte er fortan von Gott begünstigt zu werden. So wie er den Thron bestiegen, erklärte er seinen Beschluß, die Banditen und Missethäter auszurotten. Sollte er dazu an sich nicht Kräfte genug haben, so wisse er, daß ihm Gott Legionen von Engeln zu Hülfe schicken werde.

Mit Entschlossenheit und Ueberlegung ging er sogleich an dieß schwere Werk. Die Maßregeln seines Vorfahren mochte er nicht fortsetzen; er entließ den größten Theil der Truppen, die er vorfand; die Sbirren verminderte er um die Hälfte. Dagegen entschloß er sich zu einer unnachsichtigen Bestrafung der ergriffenen Schuldigen.

Es war längst verboten, kurze Waffen, besonders eine gewisse Art von Büchsen, zu tragen. Vier junge Menschen aus Cora, nahe Verwandte unter einander, ließen sich dennoch mit solchen Gewehren ergreifen. Den andern Tag war die Krönung: und ein so freudiges Ereigniß nahm man zum Anlaß für sie zu bitten. Sixtus entgegnete: „So lange er lebe, müsse jeder Verbrecher sterben.“ Noch an demselben Tage sah man sie alle vier an einem Galgen bei der Engelsbrücke aufgehängt.

Ein junger Transtiberiner war zum Tode verurtheilt, weil er sich den Sbirren widersetzt hatte, die ihm einen Esel wegführen wollten. Alles war voll Mitleiden, wie der Knabe weinend wegen so geringer Verschuldung auf den Richtplatz geführt wurde; man stellte dem Papst seine Jugend vor. „Ich will ihm ein paar Jahre von den meinen zulegen,“ soll er gesagt haben; er ließ das Urtheil vollstrecken.

Diese ersten Thaten Sixtus V. setzten Jedermann in Furcht; sie gaben den Verordnungen, die er nunmehr erließ, einen gewaltigen Nachdruck.

Barone und Gemeinden wurden angewiesen, ihre Schlösser und Städte von den Banditen rein zu halten; — den Schaden, den die Banditen anrichten würden, sollten der Herr oder die Gemeinde, in deren Gebiet er vorfalle, selber zu ersetzen haben.

Man hatte die Gewohnheit, auf den Kopf eines Banditen einen Preis zu setzen. Sixtus verordnete, daß diese Preise nicht mehr von der Kammer, sondern vielmehr von den Verwandten des Banditen, oder wenn diese zu arm, von der Gemeinde, aus der er stamme, zu tragen seien.

Es leuchtet ein, daß er das Interesse der Herren, der Gemeinden, der Verwandten, für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen suchte. Das Interesse der Banditen selbst bemühte er sich zu erwecken. Er versprach einem Jeden, der einen Genossen todt oder lebendig einliefern würde, nicht nur die eigene Begnadigung, sondern auch diejenige einiger seiner Freunde, die er nennen könne, und überdieß ein Geldgeschenk.

Nachdem diese Anordnungen getroffen worden, und man ihre strenge Handhabung an ein paar Beispielen erlebt hatte, bekam die Verfolgung der Banditen in Kurzem eine andere Gestalt, zumal die Justiz des Papstes nicht blos streng und rasch, sondern auch ohne Ansehen der Person geübt wurde.

Der Graf Johann Pepoli, aus einem der ersten Häuser von Bologna, der aber an dem Banditenwesen viel Antheil genommen, ward in dem Gefängniß strangulirt; seine Güter, sein baares Geld zog der Fiscus ein. Kein Tag war ohne Hinrichtung: aller Orten in Wald und Feld traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe stacken. Und wen die Gerechtigkeit nicht erreichte, der fiel durch die Räuber selbst. Die Versprechungen des Papstes hatten sie uneins gemacht: keiner traute dem andern; sie mordeten sich untereinander.

Es verging kein Jahr, so waren die Bewegungen des Kirchenstaates, wenn nicht in ihren Quellen erstickt, doch in ihrem Ausbruch bezwungen. Im Jahre 1586 hatte man die Nachricht, daß auch die letzten Anführer getödtet worden.

So geschah es durch äußerste Strenge des Papstes, daß, während vorher zügellose Ungebundenheit, Mord und Blutvergießen geherrscht

hatte. der Kirchenstaat nunmehr eine Ruhe genoß, wie man von England in den Tagen Wilhelm's des Eroberers rühmte. Wie aber in Bezug auf innere Ordnung Rom neu wurde, wurde es auch neu nach Außen, durch Straßen, Herstellung von Wasserleitungen, Kirchen, Palästen und anderen Gebäuden. Loretto und Montello wurden zu Städten erhoben. Hingegen verschwand das Prachtvolle des Septizoniums des Severus unter den römischen Ruinen spurlos, und auch andere litten nicht unbeträchtlichen Schaden, da der Gebrauch aufkam, sie als Steinbrüche für christliche Gebäude zu behandeln. Sixtus sah im Alterthume nur eine überwundene Welt, die dienen mußte, gleich dem antik-römischen Bogen, auf den er seine Neubauten stützte. Andererseits ließ er in dem Zeitalter, in welchem eine Fluth von Häresien aus der Auslegung der Bibel entstanden, aus der von ihm angelegten Druckerei eine prachtvolle Bibel hervorgehen, gleich als forderte er seine Zeit heraus, sich noch einmal daran zu machen, nochmals den Kampf mit der Kirche zu wagen, welche die Deutschen umgestürzt zu haben glaubten, und deren äußeres Abbild, die St. Peterskirche in Rom, Sixtus jetzt im Siegesgefühle zu vollenden trachtete. Ueberhaupt ist in Allem, was er that, eine Kühnheit, fast möchte man sagen, die trotzige Weltverachtung sichtbar, welche man oft in hervorragenden Charakteren des Franziskanerordens findet. Er hatte, als er Papst wurde, geschworen, Alles aufzubieten, die christlichen Fürsten zum Kampfe mit den Türken, wie mit den Ketzern zu entflammen, welche die einen nach Innen, die andern nach Außen, die Kirche zu Grunde zu richten sich bestrebten. Zu diesem Zwecke suchte er durch Entbehrungen aller Art einen Schatz für den Nothfall anzulegen, und während Sixtus IV. seinen Verwandten Alles gab, gab der fünfte Sixtus ihnen nichts, sparte aber fünf Millionen Scudi zusammen, um, da der Krieg mit den Hugenotten nicht entschieden war, für alle Wechselfälle gegen diese ebenso gedeckt zu sein, wie gegen die Osmanen. Mitten in großartigen Plänen starb der Papst am 27. August 1590. Er versorgte den Kirchenstaat mit einer Flotte, begründete fünfzehn Consistorien von Cardinälen, deren Gesammtzahl siebenzig nicht übersteigen sollte, bestimmte Todesstrafe auf Ehebruch, und suchte so die Grundlage aller Staaten, Heilighaltung der Ehe, wieder aufzurichten; stiftete neue Feste, besorgte bis zum letzten Hauche seine Geschäfte. Sein letzter Gang war, Gott in der Kirche St. Maria der Deutschen zu danken für die Bekehrung eines deutschen Fürsten, und starb dann mitten in einem Ungewitter, in welchem die Menge, verwundert über Alles, was in fünf Jahren der

Bauernsohn aus den Grotten von Castel di Fermo geschaffen, das Wirken des Bösen sah. Den Thatenreichthum seines Lebens faßt ein neuerer Kirchengeschichtschreiber in folgenden Worten zusammen: „Er vernichtete die Banditen, stellte durch unerbittliche barbarische Strenge einen festen Rechtszustand her, unterstützte die Armen auf vernünftige Weise, weckte die Betriebsamkeit, gab der vatikanischen Bibliothek ihre Größe, errichtete die vatikanische Druckerei zur Herausgabe der gesammten kirchlichen Ueberlieferung von der heiligen Schrift an, zog die Riesenwerke des Alterthums aus ihren Trümmern, so weit sie dienen mochten, den Sieg des Kreuzes zu verherrlichen, und obwohl er nicht unwürdige Bauwerke neben sie stellte, auch seine Verwandten bereicherte, hinterließ er zum Gebrauche seiner Nachfolger in genau bestimmten Fällen einen großen Schatz in der Engelsburg.“

30.

Vincenz von Paula.

Am Fuße der Pyrenäen, im Dorf Pouy, in der Hütte eines armen Landmannes, ward im Jahre 1576 das Kind geboren, welches aus einem Hirtenknaben ein Schutzengel der Menschheit ward. Ernst, fromm und still, wohlthätig, so weit seine kleinen Mittel es erlaubten, war er in früher Kindheit schon; dabei so eifrig im Lernen, daß der Vater beschloß, ihm eine geistliche Erziehung geben zu lassen, und ihn mit zwölf Jahren zu den Franziskanern brachte, von wo er zwanzig Jahre alt, auf die Universität nach Toulouse ging. Mit rastlosem Fleiß studirend, erwarb er sich seinen Lebensunterhalt, indem er jungen Edelleuten Unterricht ertheilte. Als er nach seiner Priesterweihe die erste heilige Messe opferte, ergriff ihn eine so ehrfurchtsvolle Scheu vor der Erhabenheit dieses Geheimnisses, daß ein Zittern durch alle seine Glieder lief, und die hohen Verrichtungen des Priesterthumes traten ihm in ihrer vollen Heiligkeit so groß entgegen, daß er später oft sagte: wäre er nicht in der Jugend Priester geworden, als er seine Unwürdigkeit noch nicht so gekannt — im Alter würde er sich nimmermehr dazu entschlossen haben. Im Jahre 1605 ward er zu einer Reise nach Marseille veranlaßt, um eine kleine Geldsumme zu heben, die ihm von einem Wohlthäter vermacht worden war. Zur Heimkehr wählte er den kürzeren Weg über's Meer. Da wurde aber seine Barke von tunesischen Seeräubern gekapert, und er mit seinen Leidesgefährten gefangen nach Tunis auf den Sklavenmarkt

geführt. Aus der Schule der Wissenschaft kam er in die Schule des Kreuzes. Ein Fischer kaufte ihn zuerst, dann ein Alchymist, endlich ein Renegat. Eine der drei Frauen dieses Menschen, eine Türkin, ging aus Neugier oder Langeweile auf's Feld, wo Vincenz arbeitete, und befahl ihm, Loblieder seines Gottes zu singen. Mit Thränen im Auge stimmte er den einhundertsechsunddreißigsten Psalm an: „An den Flüssen von Babylon saßen wir und weinten, da wir Sions gedachten.“ Aber auf das melancholische Lied der Gefangenschaft sang er ein zutrauenvolles „Salve Regina.“ Nachdenklich ging das Weib zu ihrem Manne zurück und erklärte ihm, daß er Unrecht gehabt habe, eine Religion zu verlassen, die solche Loblieder ihres Gottes eingebe; sie glaubte dereinst im Paradies ihrer Väter keine solche Freude empfinden zu können, als diese Lieder ihr gemacht hätten. Sie war überzeugt, daß irgend ein Wunder dabei im Spiel sei. Ihres Mannes schlafendes Gewissen erwachte. Er sagte zu Vincenz, er warte nur auf eine passende Gelegenheit, um mit ihm nach Europa zu entfliehen. Diese ließ sich zehn Monate erwarten, dann aber retteten sie sich in einem kleinen Boot und nach zweijähriger Sklaverei in Afrika betrat Vincenz wieder den Boden Frankreichs. Der Vicelegat in Afrika nahm den Renegaten als reuigen Büßer in den Schooß der Kirche auf und ging mit ihm und mit Vincenz nach Rom. Während jener in einem Kloster Gott das Opfer seines zerknirschten Herzens darbrachte, zog dieser durch seine seltene geistige Begabung die Aufmerksamkeit der Kirchenfürsten auf sich und ward mit einem geheimen Auftrag an König Heinrich IV. nach Paris geschickt.

Der Zustand der Kirche war ein trostlos versunkener in Frankreich. Die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts war mit dem Blut der Bürgerkriege zwischen Katholiken und Calvinern gefärbt, das Volk verwildert, die Kirche geschmäht und beraubt, der Priesterstand erniedrigt durch Verfolgung und durch Laster der Zeit; der Glaube ohne Wirkung auf die verwahrlosten Seelen. Gränzenloses leibliches Elend folgte, wie immer, dem Mangel an Gottesfurcht, Niemand gedachte der Armen und Nothleidenden, weil jeder sich selbst in der tiefsten Noth fühlte oder wähnte.

Ein allgemeines durchgreifendes Mittel, um aus dieser Sündfluth von Elend das arme Volk emporzureißen, das in Glauben-, Sitten- und Brodlosigkeit umkam, wußte Niemand und des Königs gutmüthiger Wunsch mit dem sonntäglichen Huhn im Topf für seine Bauern, war und blieb eben nur ein Wunsch.

Im Jahr 1609 kam Vincenz nach Paris, ward bekannt mit dem Abbé Berulle, der sich durch die Gründung der Kongregation der Oratorianer und durch die Einführung der Barfüßer-Karmelitessen in Frankreich so große Verdienste erwarb, daß der Kardinalshut ihn belohnte, und stellte sich mit unbedingtem Gehorsam unter dessen Leitung. Die Kongregation der Oratorianer war bereits im Jahre 1564 vom heiligen Philipp von Neri in Rom gestiftet, um junge Geistliche zu erziehen und sich in allen Werken der christlichen Barmherzigkeit zu üben. Abbé Berulle verpflanzte sie nach Paris (1611) und hatte dabei zum Hauptzweck, seine Zöglinge zu guten Lehrern und Missionspriestern zu bilden. Vincenz lebte einige Zeit im Hause der Oratorianer, dann als Almosenier der Königin Margaretha von Navarra, dann als Landpfarrer bei Paris — überall wo Abbé Berulle für gut fand, ihn hinzustellen. So kam er 1613 in das Haus des Grafen Emanuel von Gondi als Kaplan und Erzieher von dessen Söhnen.

Im großen und glänzenden Hause Gondi lebte und wirkte Vincenz wie ein stiller, wohlthätiger Geist, der auf alle Hausgenossen einen milden frommen Einfluß übte. Die Gräfin, deren Seele ohnehin schon den himmlischen Dingen zugewendet war, schätzte sich glücklich, durch ihn an der Heiligung ihrer Seele und der Rettung Anderer besser als bisher arbeiten zu können.

Auf ihren und ihres Mannes großen Besitzungen wirkte Vincenz als Seelsorger so segensreich, daß dadurch erst recht das Bedürfniß des armen Landvolks zum Vorschein kam, gründlich in seinem Glauben unterrichtet zu werden.

Nach seinen eindringlichen Predigten kamen die armen Landleute in Schaaren herbei, um ihre Generalbeicht ihm abzulegen, und dann, wiedergeboren in der Gnade, ein neues Leben zu beginnen. Im Jahre 1617 auf dem Gut der Gräfin Folleville, war der Zudrang so groß, daß zwei Jesuitenväter aus dem Kollegium des benachbarten Amiens zur Aushülfe kamen. Die Gräfin setzte sogleich ein Kapital von sechzehntausend Livres aus, von dessen Renten alle fünf Jahre auf ihren sämmtlichen Besitzungen Missionen gehalten werden sollten. Von welcher Ordensgesellschaft und in welcher Zeitfolge sie statt zu finden hätten, überließ sie der Einsicht des „elenden und armseligen Menschen“ — wie sich Vincenz nannte.

Während seiner fünfmonatlichen Pfarrverwaltung der gränzenlos verwilderten Gemeinde zu Chatillon that sein apostolisches Leben voll

Barmherzigkeit, Eifer und Weisheit wahre Wunder der Bekehrung an Priestern, Laien und Ketzern. Zwei Frauen unter andern, mit Allem ausgestattet, was die Welt Glück nennt und mit nichts beschäftigt als mit Tand und Eitelkeit, wurden so ergriffen von der liebenden Begeisterung, mit welcher er vom Reich und von der Liebe Gottes predigte, daß sie gleichgültig gegen das Geschwätz der Welt, sich ganz aus ihr zurückzogen und sich dem Dienst der Kranken und Armen widmeten. Sie waren die ersten Mitglieder jenes wohlthätigen Frauenvereins, den Vincenz über ganz Frankreich verbreitete. Mitten im Weltleben knüpften sich die Fäden dazu an, und spannen sich fort zu einem weiten Netz der Liebe, um alles Elend und allen Jammer lindernd zu umfangen.

Darauf trat Vincenz wieder seine Wirksamkeit im Hause Gondi an, aber nicht sowohl als Erzieher, als um seine seelsorgliche Wirksamkeit in größerem Maßstab auszudehnen. Nach wenig Jahren hatte er an dreißig Orten der Familienbesitzungen Missionen gehalten, und überall erblühte als deren Frucht ein wohlthätiger Frauenverein.

Graf Gondi war General der königlichen Galeeren. Dadurch ward Vincenz veranlaßt, sich der Gefangenen anzunehmen, welche dahin abgeführt wurden. Um seinem Eifer den freiesten Spielraum zu gewähren, bewirkte der Graf seine Ernennung zum ersten königlichen Almosenier aller Galeeren. Als solcher ging Vincenz 1622 nach Marseille. Der leibliche und seelische Zustand, in welchem er die unglücklichen Sträflinge fand, erpreßte ihm Thränen. Diese schwimmenden Kerker waren Wasserhöllen, in denen Verdammte verzweifelten. Ausgestoßen von der Menschheit, hatten sie aufgehört, Menschen zu sein und lebten nur für Haß und Ingrimm, Fluch und Lästerung. Auch Vincenz und sein gelinder Zuspruch ward Anfangs mit Hohn und Beleidigung aufgenommen. Er aber pflegte die Kranken, legte Fürbitte bei den Aufsehern für die Straffälligen ein, und wußte durch tausend kleine Mittel seine Theilnahme für sie an den Tag zu legen.

Im folgenden Jahre setzte er dieselbe Thätigkeit zu Bordeaux fort, und da der Zustand der zu den Galeeren Verurtheilten in den grausen Gefängnissen von Paris nicht minder jammervoll als auf den Schiffen selbst war, so begab er sich auch in diese Höllen und machte den Grafen Gondi verantwortlich für die schauderhafte Verkommenheit an Leib und Seele, in welcher die Verbrecher dort schmachteten. Der Graf gab ihm die Vollmacht, Alles für die Milderung dieses unaussprechliches Elendes zu thun, und unterstützt durch mitleidige Herzen, miethete er ein großes

Haus, worin er sie mit allen Erleichterungen unterbrachte, welche ihre Lage erlaubte. Als eine pestartige Krankheit unter ihnen ausbrach, schloß er sich mit ihnen ein, und würde mit Freuden ihnen sein ganzes Leben gewidmet haben, wenn nicht nach allen Seiten hin seine Umsicht und Thätigkeit in Anspruch genommen worden wäre. Er, der demüthige Mann, der nur glaubte, dem schlichten Bauern, dem Bettler, dem Verbrecher geistliche Pflege geben zu können, war zur geistlichen Leitung des eben in Paris eröffneten Klosters vom Orden der Heimsuchung Maria bestimmt. Der liebenswürdigste unter den Heiligen, Franz von Sales, Bischof von Genf, hatte diesen Orden, der sich auch nach seinem Namen Salesianerinnen nannte, kürzlich gegründet und seine geistliche Tochter Franziska von Chantal breitete ihn über ganz Frankreich aus. Beide wendeten sich an Vincenz mit der Bitte, dem jungen Hause in Paris liebend vorzustehen, und diese stillen Seelen in ihrer Abgeschiedenheit zum Himmel zu führen; denn Franz von Sales hielt ihn für den heiligsten Priester, den er je gekannt, und auf Befehl des Erzbischofs von Paris übernahm er dieß Amt und stand demselben, so wie dieser ganzen Congregation in Frankreich fast dreißig Jahre mit apostolischem Geiste, Klugheit und Festigkeit vor.

Zu dem kleinen Kapital, welches die Gräfin Gondi zur Abhaltung von Missionen für das Landvolk ihrer Besitzungen ausgesetzt hatte, fügten ihr Mann und der Erzbischof von Paris, ihr Schwager, auf ihre Bitten die Summe von 40,000 Livres und am 1. Mai 1625 fertigte die Familie Gondi eine Stiftungsurkunde aus des Inhalts: Zur Ehre Gottes und der Kirche und zum Heil der allerverlassensten Seelen auf dem Lande, die nicht wie die Städte mit eifrigen und genügenden Hirten versehen, sondern gar oft in großer Noth und Verlassenheit wären, wünsche sie eine Versammlung frommer, gelehrter und thätiger Weltpriester zu stiften, die unter der Vorsteherschaft des Herrn Vinzenz von Paul ein gemeinschaftliches Leben nach einer bestimmten Regel zu führen und die Verbindlichkeit zu erfüllen hätten, mit Erlaubniß der Diözesanbischöfe von Dorf zu Dorf herumzugehen, den Landmann zu unterrichten, ihn zu Generalbeichten und häufigerem Empfang der heiligen Sakramente zu ermahnen, und ihn durch wahre Frömmigkeit und gebesserten Lebenswandel auf die Wege des Herrn zu leiten. Diese geistlichen Sendungen hätten sie unentgeldlich nur für das arme Landvolk zu übernehmen, namentlich alle fünf Jahre auf den Gondischen Besitzungen. Eine Aus-

nahme hievon sollten sie nur für die unglücklichen Galeerensträflinge machen und sich deren Seelenheil erbarmen.

Als die Gräfin ihren heiligen Wunsch erfüllt sah, daß den Armen, den Verlassenen und Verlornen das Evangelium gepredigt und das Heil verkündet werde, that sie ihre erdenmüden Augen zu und entschlief zu einem besseren Leben am 23. Juni 1625; und ihr Mann zog sich bald darauf von der Welt zu den Vätern des Oratoriums zurück. Vincenz aber eröffnete seine Kongregation der Missionspriester, die nach zwei Jahren vom König Ludwig XIII. die Erlaubniß erhielt, sich in ganz Frankreich niederzulassen und Legate und Erbschaften zu empfangen, und vom Papst Urban VIII. zu einer Ordensgenossenschaft erhoben wurde. So gesegnet von Gott und den Menschen war die Liebe der Seelen eines einzigen katholischen Priesters. Vom Jahr 1625 bis zum Tode des Vincenz (1660) hielt die Congregation gegen neunhundert Missionen. Als die Kongregation sich so gemehrt und ihre Wirksamkeit sich so ausgebreitet hatte, daß der Stiftungsfonds nicht mehr hinreichte, sorgte der liebe Gott für seine armen treuen Diener, indem der Prior der Abtei St. Lazarus bei Paris dieß schöne Gebäude sammt bedeutenden Einkünften an Vincenz abtrat, der es mit den Seinen im Winter 1632 bezog. Nach diesem Hause führten die Missionspriester auch den Namen Lazaristen, unter dem sie noch jetzt bekannt sind. Da die Pflege einiger geistesschwachen und kranken Jünglinge dazu kam, so ward St. Lazarus noch nebenbei eine Art Seelenhospital, wo man sich der Heilung ihrer schlimmsten Krankheit befleißigte.

Nie auf das, was er geleistet hatte, immer auf das, was noch für das Reich Gottes zu thun war, schaute Vincenz; gedachte des Blutes Jesu, daß es nicht für so viele Tausende umsonst vergossen sein dürfe, daß seine Kraft in anderen Seelen und auf andere Weise die Liebe zum Kreuz erwecken könne, wie in seinen Missionspriestern, und unternahm ein neues Werk: die Bildung der barmherzigen Schwestern. Die Gehülfin, die er dazu brauchte, hatte er schon seit einigen Jahren an der Hand: Frau Louise von Marillac, verwittwete Le Gras, eine Seele, deren Opferfreudigkeit und Thätigkeit gar nicht zu erschöpfen und zu ermüden war. Sie sah in den Kranken die leidenden Glieder ihres Erlösers, also nicht blos Leiber, die gepflegt, sondern unsterbliche Seelen, die gehegt werden wollen. Mit Heldenmuth unternahm sie die Wartung entsetzlicher Krankheiten und tröstete die Leidenden mit frommem Zuspruch und linder Ermahnung. Vier Jahre prüfte Vincenz diese starke Seele

in allen Uebungen der Selbstverläugnung; dann (1629) veranlaßte er sie zu einer Rundreise durch ganz Frankreich, um nachzusehen, in welcher Weise die Frauenvereine ihre Wirksamkeit ausübten, und um den Mängeln derselben durch Belehrung und Anweisung abzuhelfen. Der Segen Gottes begleitete sie. Den erkalteten Eifer wußte sie zu entflammen, die versiegte Mildthätigkeit zu beleben, den guten Willen zweckmäßig zu verwenden. Frauen aus den vornehmsten wie aus den geringsten Ständen folgten liebentflammt ihrer Leitung, und obwohl dieser Verein ursprünglich nur für solche Orte bestimmt war, in denen es keine Spitäler gab, so verpflanzte er sich doch allmählig auch nach größeren Städten, sogar nach Paris.

Aber es ist schwer, zweien Herren zu dienen. Mochten die Frauen, aus denen die Vereine bestanden, noch so fromm und demüthig sein — sie gehörten der Welt an, und der Dienst der Welt bringt seine Pflichten mit sich.

Obwohl Vincenz den Frauenvereinen eine bestimmte Verfassung gab und ihre Vorsteherinnen überall unter die Leitung des Ortspfarrers stellte: so erkannte er doch bald, daß die Sorgen und Freuden der Welt immer ein Hinderniß an der vollkommenen Ausübung der Kranken- und Armenpflege sein würden, und war darauf bedacht, eine neue Pflanzschule der christlichen Barmherzigkeit anzulegen.

Er übergab drei junge Landmädchen, die weder den Beruf fühlten, in die Ehe, noch in die klösterliche Clausur sich zu begeben, der mütterlichen Obhut der Madame le Gras, welche sie in ihr Haus aufzunehmen, ihre Seelenbildung zu leiten und sie im Krankendienst einzuüben hatte. Dieser erste Versuch gelang so vollkommen, daß Madame le Gras sich entschloß, sich ganz der Bildung solcher frommen Mädchen zu widmen und sie zu einer neuen Genossenschaft um sich zu versammeln. Wiederum prüfte Vincenz ihren Flammeneifer und ihre Befähigung zwei Jahre, dann aber, als die kleine Genossenschaft an Zahl und an Gnaden wuchs, widerstrebte er nicht länger dem Finger Gottes und der Erzbischof von Paris erhob sie unter dem Namen Filles de Charité zu einer eigenen Congregation, die man auch ihrer schlichten grauen Kleidung wegen Soeurs grises nannte. Dieß ist der Ursprung der barmherzigen Schwestern.

Andere Ordensfrauen, welche der Welt entsagt haben, sind durch ihre Clausur vor der Berührung der Welt geschirmt; Leichtsinn, Eitelkeit, Thorheit, Lärm und Geräusch brechen sich an dem Gitter und der

stillen Zelle; zwischen den gottgeweihten Herzen und den Kämpfen, Qualen und Leidenschaften da draußen ist der Schleier eine undurchdringliche Scheidewand, die all' jenen Jammer verhüllt. Aber die barmherzige Schwester hat der Welt entsagt, ohne sich hinter Gitter und Clausur zu begeben, und die Qualen und Leidenschaften, die Bedrängnisse und Aengste der Welt schreien um sie her nach Hülfe, nach Rettung. Es ist nicht zu beschreiben, durch welche Schule der Geduld sie täglich wandeln, welch' eine Fülle von Langmuth und Gelassenheit sie den Launen und Grobheiten der Unvernunft und dem Eigensinn entgegensetzen muß. Und nicht bloß die Behandlung der Kranken muß sie so gut verstehen, sondern auch mit Menschen aus der Welt umzugehen wissen. Da sind die Aerzte, da sind die Angehörigen der Kranken, da sind die Beschützer oder Wohlthäter des Hauses, da sind Besucher, die aus Theilnahme oder Neugierde das Spital sehen möchten, mit diesen Allen hat sie zu verkehren und weltvertraut zu sein, als ob sie sich nicht die Welt unter die Füße gelegt hätte.

Das wußte Vincenz von Paula. Darum sandte er seine geistlichen Töchter in Spitäler, Galeeren, Lazarethe über ganz Frankreich aus. Paarweise zogen sie oft aus der stillen Arche über das Meer von Bedrängniß und Noth, welches die Zeit ausgoß, Tauben des heiligen Geistes, um das Oelblatt, den Balsam der Liebe, den Darbenden zuzutragen. Und so ziehen sie fort bis zu dieser Stunde. Während Vincenz in Paris ein großes Findelhaus, die erste wohleingerichtete Anstalt dieser Art, unter dem Patronat adeliger Frauen, und in Marseille ein Krankenhaus für die Galeerensklaven gründete, welches diese ihr Paradies nannten, bemühte er sich, dem geistlichen Stande einen frischen Aufschwung zu geben und führte deshalb die geistlichen Uebungen ein. Er und seine Missionspriester hielten Vorträge an die versammelten Priester über ihren hohen Beruf und veranlaßten sie dadurch zu einer tiefen Einkehr in sich selbst, zu einer Erneuerung ihres inneren Lebens. Als die guten Früchte dieser Uebungen sich zeigten, die Geistlichen eifriger, pflichtgetreuer, unterrichteter wurden, durch Beispiel und Lehre besser auf ihre Gemeinden wirkten, und in deren Achtung höher stiegen, beschloß Vincenz, den Weltleuten ebenfalls dieß Mittel zu einer geistigen Wiedergeburt anzubieten. Er öffnete sein Haus von St. Lazarus und überhaupt alle Missionshäuser ohne Unterschied jedem Menschen, der Verlangen nach den geistlichen Uebungen trug, und damit Niemand in der heiligen Abgeschiedenheit durch Sorge für den Lebensunterhalt gestört werde, wurden alle

unentgeldlich aufgenommen und verpflegt. Das Haus gerieth in Schulden; aber Vincenz betete; und immer wieder und wieder fanden sich Mittel, um die älteren Anstalten zu erhalten, zu vergrößern und neue zu stiften. Dieser blutarme Priester, dieser dürftige Bauernsohn, der nicht einen Heller besaß, verausgabte jährlich viele Tausende oder veranlaßte ihre Verausgabung aus den Mitteln der Barmherzigkeit, wie denn z. B. die alljährliche Ausgabe für das Findelhaus allein vierzigtausend Livres betrug. Wodurch bewirkte er das? — Er betete und er bat.

In Folge des unseligen dreißigjährigen Krieges wälzten sich alle Gräuel der Verwüstung über das arme Lothringen, das ein Tummelplatz der Kriegswuth für Deutsche und Franzosen, für Spanier und Schweden wurde. Verbrannte Städte und Dörfer, verwüstete Felder, geplünderte und zerstörte Vorräthe bezeichneten jeden Schritt der feindlichen Züge und versetzten die unglücklichen Einwohner in ein Uebermaß von Elend. Hunger und Pest und die schauderhafteste sittliche Verwilderung schwangen ihre dreifache Geißel.

Schilderungen dieser grenzenlosen Noth drangen bald nach Paris, und Vincenz ward ganz von bitterem Leid über einen solchen Zustand erfüllt, wo es möglich war, daß hungrige Wölfe Nachts in die Stadt kamen und über die Leichen fielen, daß gottgeweihte Jungfrauen auf den Landstraßen umherirrten, um Lebensmittel zu suchen, und daß Mütter, wie bei Jerusalems Zerstörung, ihre Kinder schlachteten und verzehrten. Der Heilige sprach: „Es sind nicht unsere Landsleute, und ihr Herzog kämpft gegen uns; aber es sind Katholiken und sie leiden — wir müssen sie unterstützen. Wir haben wenig Gold und Silber und bedürfen vielleicht Millionen — wohlan! Gott wird das Fehlende hinzulegen. Die Schätze der göttlichen Vorsehung sind unerschöpflich, unser Mißtrauen würde ihr Unehre bringen.“ So sprach dieser große Diener Gottes. Für Glaubensbrüder, Kinder der Kirche, schien ihm Nichts unmöglich. Dann machte er bei sich selbst den Anfang, wie es sich ziemt bei einem Heiligen: das Haus von St. Lazarus ward auf die Beköstigung mit schwarzem Brod gesetzt, und als er nun nichts weiter als das Allernothwendigste hatte, um sein Leben zu fristen, da durfte er kühn zu den Großen und Reichen der Welt gehen, um für die Darbenden zu betteln. Vom königlichen Hof an und aus allen Ständen empfing er so reichliche Spenden, daß sein vertrauter Bote, der vom Jahre 1635 bis 1648, als der westphälische Friede den Krieg beendigte, dreiundfünfzig Reisen nach Lothringen machte, jedesmal zwanzig- bis dreißigtausend Livres dahin

brachte. Ueberdies flohen viele Lothringer vor Krieg, Krankheit und in Hungersnoth nach Frankreich, und brachten nichts mit als ihr nacktes Leben. Auch diese mußten versorgt werden — und wurden es. Einhundertsechszig verweiste junge Mädchen, welche dem schrecklichsten Schicksale entgegen gegangen wären, nahm Madame le Gras in ihren Schutz, bis sie in guten Häusern einen passenden Dienst fanden. Für eine ebenso große Schaar Knaben sorgte Vincenz auf ähnliche Weise. Vierzehn unglückliche Klosterfrauen vom Orden des heiligen Benedikt empfahl Vincenz wohlthätigen Frauen, und die Gräfin von Chateau Vieux wies ihnen ein eigenes Haus an unter der Verbindlichkeit, der ununterbrochenen Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes sich zu widmen. Das Elend war groß — aber es fand zu seiner Linderung große Herzen. Endlich kamen Flüchtlinge von hoher Geburt aus vornehmen Häusern, welche in die jämmerlichste Lage geriethen, nachdem sie ihr mitgebrachtes Geld verzehrt hatten, da sie sich schämten, ihre Noth bekannt werden zu lassen. Ein edler Mann kam zu Vincenz und bat ihn, sich doch gerade dieser Personen anzunehmen, welche doppelt unter den ungewohnten und drückenden Verhältnissen litten. Vincenz antwortete mit seiner gewohnten Freundlichkeit und Einfachheit: „Freilich muß man diesen armen Edelleuten zu Hülfe kommen, um in ihnen ihren Erlöser zu ehren, der vom Adel und doch so arm gewesen ist.“ Und auf seine Anregung traten acht vornehme Männer zusammen und erhielten während acht Jahren mit möglichster Schonung und Zartheit ihre Standesgenossen, bis dieselben nach dem Frieden in ihre Heimath zurückkehren konnten. Jener vertraute Bote, der so oft die Wanderschaft nach und in Lothringen zu machen hatte, und wie durch ein Wunder, trotz der Unsicherheit der Straßen, nie beraubt und ausgeplündert wurde, obgleich man ihm oft nachstellte, war ein Laienbruder des Ordens und hieß Matthäus. Im ganzen Lande und sogar in Paris erzählte man von den Gefahren, denen er mit seinen Geld- oder Wechselsendungen entronnen sei, und endlich begehrte die Königin, ihn zu sehen. Sie fragte ihn, was ihn denn eigentlich aus so vielen Gefahren gerettet habe, und Bruder Mathäus erwiderte: „Das Gebet unsers Vaters Vincenz.“

Nachdem der Friede mit fremden Völkern geschlossen war, begannen in Frankreich, vom Parteigeist angefacht, die Bürgerkriege der Fronde, unter denen das ganze Land Unsägliches litt, namentlich die Champagne und Pikardie, wo eine furchtbare Hungersnoth wüthete, weil die Heere die Kornfelder abgemäht, die Vorräthe aufgezehrt und die Häuser geplün-

dert hatten. Die Einwohner aßen Gras, Baumrinde, eckelhafte Thiere und Dinge, und starben haufenweise vor Hunger und an Seuchen. Vincenz wurde immer zuerst von jeder Noth benachrichtigt; auch jetzt flehte man um seine Unterstützung. Er wendete sich sogleich an den Verein der adeligen Frauen in Paris, der, eingedenk des alten Wahlspruches des ächten Adels: „Noblesse oblige," es für seine Schuldigkeit hielt, Außerordentliches zu leisten, und nie hinter den Wünschen zurückblieb, die Vincenz ihm vortrug. Missionspriester mit Geld und Kleidungsstücken, denen bald barmherzige Schwestern nachfolgten, wurden nach den Orten gesendet, wo Krankheit und Hunger am heftigsten wütheten, und wo sie oft für Leib und Seele zugleich sorgen mußten. Mehrere von ihnen und von den Schwestern starben im Dienst der Liebe. Ein Oberaufseher stattete jede Woche an Vincenz einen genauen Bericht über alle Leistungen und Verrichtungen seiner geistlichen Kinder ab, und Vincenz legte diesen Bericht den Damen vor, um ihnen zu zeigen, daß ihre Mildthätigkeit unerschöpflich sein müsse. Während zehn Jahren sammelte er bei ihnen die erforderlichen Unterstützungsbeiträge. Als die beraubten, entweihten, halbzerfallenen Kirchen in jenen armen Provinzen wiederhergestellt und dem Gottesdienst zurückgegeben werden sollten, waren es abermals diese Frauen, welche die Altargeräthe und die Paramente lieferten, aus ihren kostbaren Kleidern und Spitzen priesterliche Gewänder verfertigten, und ihre Kunstfertigkeit in Stickereien zum Dienst und Schmuck des Altars verwendeten.

Endlich war die Noth in Paris selbst sehr groß, als die Armee der Fronde und die des Königs sich vor dessen Mauern gegenüberstanden. Alles drängte und flüchtete sich in die Stadt, als ob dort mehr Schutz und Hülfe wäre. Am Thor von St. Lazarus wurden täglich Tausende von Armen gespeist, und Unzählige mit den geistlichen Tröstungen der heiligen Sakramente versehen. Und worin bestand der Dank für dieß Uebermaß von Liebeswerken und Wohlthaten? — Darin, daß ein Regiment der ausgelassensten Soldaten in dieses Haus gelegt und dasselbe ausgeplündert wurde. Vincenz war nicht in Paris. In andern Häusern seines Ordens aß er das Brod der Trübsal und der Armuth, beklagte seine großen Verluste nur insofern, als ihm die Mittel geschmälert wurden, Andern zu helfen, und widmete sich um so mehr der Pflege der Seelen und der Bildung und Hebung seiner Congregation, und in der ganzen Zeit ward in Frankreich nichts zu Stande gebracht, wobei er sich nicht auf irgend eine Weise betheiligt hätte. Seine größte Freude

und Belohnung war die segensreiche Wirksamkeit und die große Ausbreitung seines Ordens, welcher, seiner demüthigen Stiftung treu, den Armen das Evangelium predigte, und den Christensklaven in Algier und Tunis, den unterdrückten Katholiken auf den hebridischen Inseln, den zerstreuten Hirten in der Champagne, den armen gequälten und verfolgten Irländern oft mit Gefahr und auf Kosten des eigenen Lebens das Wort Gottes zutrug. Als ächter Nachfolger des ewigen guten Hirten durchwanderte der Missionspriester die Wildnisse der Welt, um die verlorenen Schäflein aufzusuchen und auf seinen Schultern heimzutragen. Manche seiner tüchtigsten geistlichen Söhne sah Vincenz vor sich dahinsterben; sechs in Genua bei den Pestkranken, vier in Afrika bei den Christensklaven, sieben auf der Insel Madagaskar, zwei in Polen, sehr viele in Frankreich während der Kriege. Dennoch mehrten sie sich, wie die Sterne des Himmels, und gewährten dem greisen Vincenz einen unsäglichen Trost in all' den Bekümmernissen, welche er über das gränzenlose Unheil der Zeit empfand. Krieg in ganz Europa, Noth, Entsittlichung, materielle und geistige Verkommenheit in seinem Gefolge, die Kirche in manchen Ländern unterdrückt und mißhandelt durch die Häresie; in Frankreich der gefährliche Jansenismus, der mit seinen Verwirrungen der Kirche so großen Schaden that, daß die Irrgläubigen frohlockten und die treuen Diener Gottes weinten. Alles das erlebte und erlitt er. Aber nie wurde er muthlos. Wie Moses führte er die Seinen durch das rothe Meer der Leiden, versorgte sie in der Wüste mit Manna vom Himmel und mit Wasser aus dem Felsen, und hob, wenn alle Wunder der Liebe erschöpft waren, auch wie Moses seine Hände im unermüdlichen Gebet zu Gott empor.

Schwere Krankheiten und empfindliche Schmerzen warteten seiner in den letzten Jahren seines Lebens, ohne daß er von seiner Strenge gegen sich selbst, von seiner Liebe und Freundlichkeit für Andere, von seinen mühe- und sorgevollen Arbeiten, von seinen priesterlichen Obliegenheiten nachgelassen hätte. Ein so außerordentliches Leben, wie das seinige, war für die Erde zu selten und zu kostbar, um nicht bis in's höchste Alter ausgedehnt zu werden; und so ging er denn erst in seinem fünfundachtzigsten Jahre (1660) zur ewigen Ruhe ein. Himmlischer Segen folgte ihm! — Kein Armer in ganz Frankreich, der ihm nicht eine Thräne nachgeweint hätte.

31.

Meistersänger und Sprachgesellschaften.

Der Meistergesang ist allerdings aus den letzten halbverschollenen Traditionen des alten Minnegesangs entstanden, doch nur das leere Prachtgerüst ist davon geblieben, alles Ritterliche mit seiner Schönheit wie mit seinen Unarten sorgfältig ausgeschieden. Knapp, ehrbar, nüchtern und pedantisch, wie er ist, könnte man den Meistergesang vielmehr eine unbewußte und freiwillige Parodie des Minnegesangs, den in's Spießbürgerliche übersetzten Minnegesang nennen. Auch der Meistergesang hat anfangs fast nur religiöse Gegenstände, namentlich den Mariencultus behandelt, aber grübelnd und karikirt; er sollte die Stelle der alten Ascetik vertreten, ohne den alten Heldenmuth, der zur wahren Ascetik erforderlich, und so wurde er sehr bald lediglich eine Arche der lutherischen Lehre. Den Gesängen durften durchaus nur Texte aus der Bibel, die bei ihrem Hauptsingen jederzeit auf einem Pulte aufgeschlagen lag, untergelegt werden, und jede Abweichung, „alte papistische" Gedanken und Stellen waren als „falsche Meinungen" auf das strengste verpönt. Da hiernach das Wesen des Minnegesanges abhanden gekommen, so warf man sich lediglich auf die Form desselben und übertrieb diese, die ohnehin schon bei den Rittersängern überkünstlich gewesen, bis in's Unglaubliche. Da gab es 222 verschiedene Singstrophen, darunter manche zu 100 Reimen, es gab einen blauen und rothen Ton, eine Gelb-Veiglein-Weise, eine gestreift Safranblümleinweis, eine kurze Affenweis, eine Fett-Dachsweis u. s. w. Alles durch die sogenannte Tabulatur in unverbrüchliche Regeln gebracht. Dieses kindische Wesen, wo das Weberschiffchen des Reimes nach vorgeschriebenen Mustern in tausend wechselnden Verschlingungen hin- und herläuft, hat die meiste Aehnlichkeit mit der Leineweberei. Und doch, indem es förmlich studirt werden mußte, ist es auch wieder eine Art von Gelehrtenpoesie; um so verkehrter, da die Poeten nicht Gelehrte, sondern Schuster, Schneider, Lohgerber und andere Handwerker sind, die allabendlich vom Schusterschemel ihren hölzernen Pegasus besteigen und nach der Tabulatur zureiten. An den Sonntagen aber, nach dem Nachmittagsgottesdienst, versammeln sie sich mit Frau und Kindern in der Kirche, im Rathhause und zuletzt in den Handwerkerherbergen, um ihr Wochenfabrikat vorzulegen und „Schule zu singen." Obenan saß da feierlich der Vorstand, das sogenannte Gemerk; die Merker kritisirten und fällten das Endurtheil; die besten Gedichte

wurden in ein großes Buch zusammengeschrieben, das der Schlüsselmeister aufbewahrte, und wer so glücklich war, einen neuen Ton zu erfinden, ward vom Kronmeister gekrönt, oder mit einem Kleinod belohnt.

Manche neueren Literarhistoriker halten dem Meistergesange, wenigstens vom moralischen Standpunkte, eine auffallend warme Lobrede. Wir aber können bloß deßhalb, weil er eine Erfindung der Reformation war, die Philisterei, d. i. das ernste Wichtigthun mit Lappalien, unter welchem Namen es auch erscheine, durchaus nicht als eine würdige und angemessene Abenderholung abgearbeiteter Handwerker anerkennen. Und philisterhaft war dieser Meistergesang, wir mögen ihn nun von Seiten des Inhalts oder Seitens der Form betrachten. Wir meinen vielmehr, ein Abendgebet, ja selbst eine herzhafte Lustbarkeit nach der Tagesarbeit wäre stärkender und heilsamer gewesen, als diese „holdselige" Kunst, die nothwendig bei Vielen nur ein ganz nutzloses und vergebliches Streben, Autorneid, Eitelkeit und Eigendünkel erwecken mußte. Jedenfalls war es ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß diese guten Leute und schlechten Poeten, die doch jeden Pfuscher ihres Handwerks entrüstet aus ihren Zünften stießen, nicht einmal eine Ahnung davon hatten, daß sie selbst die ächten Bönhasen der Poesie waren. Der einzige, wirkliche Dichter unter ihnen, Hans Sachs, soll freilich selbst eine Unzahl von Meistergesängen verfertiget haben, hütete sich aber wohl, sie in die Sammlung seiner Poesien aufzunehmen.

Diesen poetisirenden Handwerkervereinen stehen die Sprachgesellschaften der höheren Stände ziemlich gleichartig gegenüber. Wie bei den Meistersängern handelt es sich auch in diesen Gesellschaften um die bloße Form; wie jene ihre Töne und Weisen, so haben diese ihre künstlich verschlungenen Beiwörter und eine (wenngleich nicht so benannte) Tabulatur von prosaischen Zwangsregeln und Schäferlichkeiten. Ihr gemeinsamer und sehr zeitgemäßer Hauptzweck war, die verwilderte deutsche Sprache zu reinigen und vom Latein, das allen Ausdruck der Gebildeten an sich gerissen, zu emancipiren; ihr Vorbild, die in Italien zur Veredelung der Vulgarsprache bereits seit geraumer Zeit bestehenden sogenannten Akademien. Allein die Italiener griffen dabei auf ihr nationales, klassisches Alterthum zurück, und da unsere Sprachgesellschaften sich auf dasselbe, hier aber volksfremde Element stützen wollten, so schlug bei ihnen Alles in eitel Philologie und Purismus um.

Den Reigen eröffnet die 1617 in Nachahmung der italienischen Akademie della Crusca gestiftete fruchtbringende Gesellschaft (auch Palmenorden genannt), welche erst in Köthen, dann in Weimar blühte, und deren erster Vorstand der anhaltische Herzog Ludwig war. Jedes Mitglied sollte dafür sorgen, daß die deutsche Sprache ohne Einmischung fremder Worte in ihrem rechten Wesen erhalten werde, und empfing bei seinem Eintritt ein Symbol und Beinamen aus dem Pflanzenreich mit dazu gehöriger Devise, z. B. der Herzog Ludwig ein Waizenbrod und die Bezeichnung: der Nährende, nebst der Devise: „Nichts Besseres.“ Unstreitig hat dieser Orden seinen Zweck noch am besten erfüllt, oder doch wenigstens eine Frucht gebracht, und zwar nicht durch seine poetischen Leistungen, sondern dadurch, daß vorschriftsmäßig vorzüglich nur der Adel darin aufgenommen wurde, welcher damals noch die höhere Bildung repräsentirte und beherrschte, und daher allerdings am geeignetsten war, die deutsche Sprache und Poesie wieder in Ansehen zu bringen. Denn während seiner 60jährigen Dauer zählte der Orden auf einen König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adelige, kaum 100 Bürgerliche. Doch beschränkte sich die Thätigkeit dieser Herren fast nur auf Uebersetzungen, und von ihren eigenen Früchten gibt es wenigstens einen schlechten Beigeschmack, wenn das fleißigste und gefeiertste Mitglied: Dietrich von dem Werder (der Vielgekrönte) vorzüglich mit seinem „Sieg und Krieg Christi“ allgemeine Bewunderung erregte, weil er darin durch 100 Sonette in jedem einzelnen Verse die beiden Worte „Sieg und Krieg“ angebracht.

Wie weitgreifend indeß der Impuls dieser Gesellschaft gewesen, zeigt schon der Eifer, womit sehr bald ähnliche Orden dem aristokratischen Beispiele folgten. So entstand in Straßburg eine aufrichtige Tannengesellschaft, ein Schwanenorden in Holstein, die deutschgesinnte Genossenschaft in Niedersachsen durch Philipp von Zesen, der so deutschgesinnt war, daß er mit zelotischem Purismus die Natur zur „Zeugemutter“, das Theater zur „Schauburg“, den Vers zum „Dichtlinge“, die Venus zur „Lustinne“ oder „Schauminne“, Pallas zur „Kluginne“, das Fenster zum „Tageleuchter“, den Affect zur „Gemüthstrift“, ja sogar die Nase zum „Löschhorn“ machte.

Die meiste Aehnlichkeit aber mit den Meistersängern, mit ihrer Formseligkeit, ihrem Bibelpedantismus und der durchaus protestantischen Färbung hatte der 1644 von Klai und Harrsdörfer gleichfalls in Nürn-

berg gegründete Blumenorden der Pegnitzschäfer. Auch hier haben wir wieder die alte Kinderei des Nürnberger Spielzeuges, eine ganze Tabulatur von Springreimen, Echo's, Bilderreimen, Rückreimläufer, Reimfolgerungen, Menglingsreden, Letterhäufungen und onomatopoetischen Gedichten, die den Gesang der Vögel, sowie die Laute der Thiere nachahmen und zeigen sollen, daß selbst die Thiere und Elemente deutsch reden. Harrsdörfer schreibt eine Poetik: „Den poetischen Trichter", um den lernbegierigen Zeitgenossen in sechs Stunden diese deutsche Dicht- und Reimkunst beizubringen. Auch hier hielt man sich gleich den Meistersängern an die Bibel, suchte aber dabei, wie in der Religion das Urchristenthum, einen angeblichen Urzustand der Gesellschaft herzustellen, und die ganze Bibel in eine Schäferei umzuwandeln. Denn die goldgüldene Zeit war: als Adam und Eva alles Vieh der Erde geweidet, die Erzväter waren Hirten, die im kühlen Schatten der Bäume den wolkenfliegenden Luftpsaltern und Schnabelharfen den Gesang ablauschten, und David, da er zugleich Schäfer und Poet und gekrönt war, wurde zu ihrem Gesellschafter aufgenommen. Die Gemüthlichkeit dieser goldgüldenen Zeit mußte natürlich auch eine Menge poetischer Frauenzimmer in ihren Kreis ziehen, und so gehen denn diese Pegnitzschäfer vergnüglich durch von der Vögel hellzwitschernden und zitschernden Stimmlein erhallende Wiesen, bei hellquellenden Springbrunnen hin, die durch das spielende Ueberspielen ihres glattschlüpfrigen Lagers lieblich platscherten und klatscherten. Wie aber diesen Springbrunnen, Vögeln und Lustwandelnden nicht der Athem vergangen, ist schwer zu begreifen, wenn man bedenkt, daß z. B. Birken zum Lobe des Hauses Oesterreich eine Schäferei von 400 Seiten verfaßt, und in seiner „Guelfis" die Ehre des Hauses Braunschweig-Lüneburg nebst der Dannenbergischen Heldenbraut in ein Schäfergedicht verarbeitet hat.

Alle diese Gesellschaften aber hatten, ganz abgesehen von ihren Abgeschmacktheiten, vorzüglich dreierlei eigenthümliche Nachtheile in ihrem Gefolge. Erstens hatten sie das natürliche Verhältniß von Poesie und Sprache völlig umgekehrt, indem sie die erste lediglich zur Dienerin der letzteren machten. Sodann wurden sie durch die Schonung und Lobhudelei der einzelnen Mitglieder untereinander eine offenbare Schule der Mittelmäßigkeit, und brachten endlich das gemeine Sklaventhum der Adelsprotection in die freie Dichtkunst, so daß es das ausdrücklich ausgesprochene Ideal dieser Poeten war, „großer Herren Gunst zu erreichen."

32.

Union und Liga.

Schon im Jahre 1572 hatten mehrere den neuen Lehren anhängende Fürsten sich zum Schutze ihres Glaubens verbündet. Dieses Bündniß hatte in der Folge sich mehr ausgebildet und immer mehr Theilnehmer gewonnen, wie die Recesse von den Jahren 1590 bis 1603 deutlich zeigen. Durch den letzteren dieser Recesse verpflichteten sich die Mitglieder der „Union" (wie sie sich hier schon nannten) einander gegen jeden Angriff zu beschützen, eine Summe Geldes zusammenzuschießen, über alle Verhandlungen die größte Verschwiegenheit zu beobachten u. s. w. Auch wurde dem Kurfürsten von der Pfalz das Direktorium übertragen.

Diese Verträge enthielten bereits die Grundlage des im Jahre 1608 zu Ahausen geschlossenen Bündnisses, welches hauptsächlich durch die Bemühungen französischer Abgesandten zu Stande kam. Es waren der Kurfürst von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Culmbach, der Herzog von Württemberg und der Graf von Baden, welche sich durch diesen Vertrag verpflichteten unter einander vertrauliche Korrespondenz zu halten, einander in allen Fällen mit Kriegsmacht beizustehen und deßhalb die nöthigen Geldmittel in Bereitschaft zu halten. Außerdem wurde festgesetzt, wie es mit eroberten Städten und Ländern zu halten sei, wie viel jedes Mitglied an Geld beizutragen habe, auf welche Weise neue Theilnehmer anzuwerben seien u. s. w. und auf einer bald darauf folgenden Zusammenkunft zu Rothenburg an der Tauber, wurden die Kriegsämter bestellt und ihre Besoldungen bestimmt. Von ausländischen Mächten waren England und Frankreich für den neuen Bund die wichtigsten. Heinrich IV. und sein Minister Sully hatten ohnehin großen Antheil an der Stiftung desselben, der Kurfürst von der Pfalz hatte schon im Jahre 1606 deßhalb den Fürsten von Anhalt nach Paris gesandt, und wenn man Sully's Memoiren glauben darf, so bezogen mehrere der verbündeten Fürsten bereits seit längerer Zeit Pensionen aus Frankreich.

Herzog Maximilian von Bayern mußte die immer häufiger werdenden Versammlungen der protestantischen Fürsten mit steigendem Mißtrauen betrachten. Er sah deutlich, daß der Kaiser weder Ansehen noch Kraft genug hatte, die katholischen Stände gegen die wachsende

Macht des protestantischen Bundes zu schützen. Nur ein festes Aneinanderschließen konnte ihnen diese Sicherheit gewähren. Kam es je zum offenen Kriege, so wurden die wehrlosen geistlichen Fürstenthümer eine leichte Beute der unirten Stände, welchen schon lange danach gelüstete. Auf der andern Seite konnte dem bayerischen Herzoge nicht entgehen, welchen Zuwachs an Macht und Ansehen ihm ein solches Bündniß gewähren würde, da nur er im Stande war, die obere Leitung desselben zu übernehmen. Die Nothwendigkeit eines katholischen Gegenbundes mußte sich ihm übrigens von selbst darstellen, um so mehr als — abgesehen von seinem Eifer für die Wahrung des alten Glaubens — das alte bayerische Haus, dessen nachgeborne Prinzen reichlich mit geistlichen Fürstenthümern versorgt waren, für deren Erhaltung großes Interesse tragen mußte. Bewundern muß man aber immer die Einsicht, Thätigkeit und Beharrlichkeit, mit welcher Maximilian seinen Plan verfolgte. Die ersten Eröffnungen ließ er den Gesandten der geistlichen Kurfürsten und anderer katholischer Stände auf dem Reichstage vom Jahre 1608 machen. Bald darauf schickte er einen eigenen Abgeordneten an die Höfe von Mainz, Köln und Trier, um die Sache zu betreiben. Den Wünschen des Kurfürsten von Mainz nachgebend, welcher nicht gerne den Anfang machen wollte, bestrebte sich Maximilian vor Allem die oberländischen Stände zu einer nähern Vereinigung zu bewegen und nach vielfachen Bemühungen wurde am 10. Juli 1609 in München der erste Bundes-Vertrag von den Bevollmächtigten des Herzogs von Bayern, des Erzherzogs Leopold als Bischofs von Straßburg und Passau, dann der Bischöfe von Würzburg, Konstanz, Augsburg und Regensburg, des Propstes von Ellwangen und des Abtes von Kempten unterzeichnet. Als Zweck des Bündnisses erklärte man die Erhaltung des katholischen Glaubens, die Abwendung besorgter Gefahren, die Handhabung des Religionsfriedens und anderer Reichsgesetze; die Verbündeten sollten einander gegen jeden Angriff vertheidigen; es wurde ein Geldvorrath gebildet und Herzog Maximilian wurde zum Bundes-Obersten ernannt.

Nachdem dieß geschehen, ward den drei geistlichen Kurfürsten Nachricht ertheilt, mit der Einladung, dem neuen Vereine beizutreten. Maximilian's Vater, der alte Herzog Wilhelm machte eine Reise an den Rhein, in der Absicht, den Eifer dieser Fürsten für die katholische Sache zu beleben. Zu Mainz, wo sie sich am 23. August versammelten, erschien auch ein bayerischer Gesandter, der Jägermeister Lorenz von Wensin, um jede Bedenklichkeit zu besiegen, welche die geistlichen Herren von dem

Eintritte in die Liga abhalten konnte. Der Kurfürst von Mainz hatte bisher allerlei Schwierigkeiten entgegengesetzt, selbst gegen den Herzog Wilhelm hatte er geäußert, das Bündniß dürfte nicht ohne des Kaisers Wissen, Zuthun und Gutheißen geschlossen werden; ja man müsse überhaupt damit zuwarten, bis die Thronfolge im Reiche geordnet wäre; indem der Kaiser oder sein bestimmter Nachfolger nothwendig auch das Haupt und der Director des Bundes sein müßte. Hingegen ließ Maximilian durch seinen Abgeordneten vorstellen, daß ein solcher Aufschub weder thunlich noch räthlich, sondern unter den obwaltenden Umständen in hohem Grade gefährlich erscheine; auch sei nicht abzusehen, warum gerade der Kaiser oder sein Nachfolger das Haupt des Bundes sein müsse; denn, wenn des Kaisers Person und Hoheit allenthalben im Reiche jene Autorität genöße, welche nothwendig wäre, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Bedrängten bei ihrem Rechte zu schützen, so würde es überhaupt solcher Liga nicht bedurft haben. Diese Gründe fanden um so eher Eingang, als die gewaltthätige Behandlung, welche sich kurz vorher der Kurfürst von der Pfalz gegen das Hochstift Speyer erlaubt hatte, den geistlichen Fürsten die Gefahr zeigte, welcher sie sich aussetzten, wenn sie ferner abgesondert und wehrlos blieben. Am 30. August unterzeichneten demnach die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier die Urkunde ihres Beitrittes zum katholischen Bunde, fügten aber die Bestimmung bei, daß der Kurfürst von Mainz als zweiter Bundes-Oberster dem Herzoge von Bayern an die Seite gesetzt wurde; doch solle dieser Letztere der Haupt-Bundes-Oberste bleiben, und wenn es zur wirklichen Anwendung der Bundeshülfe komme, die Direction ihm allein zustehen.

Aber nicht blos im Innern des Reiches suchte Maximilian den Bund zu verstärken, auch die katholischen Monarchen außer Deutschland sollten ihm ihren Beistand leihen. Zwar von Frankreich war in dieser Beziehung nichts zu erwarten; man kannte die Verbindungen, welche Heinrich IV. mit den deutschen Protestanten unterhielt. Anders aber war es mit dem Papste und den italienischen Fürsten und besonders mit Spanien, welches der Niederlande wegen sich gerne in die deutschen Händel mischte. Der spanische Botschafter am kaiserlichen Hofe, Don Balthasar de Zuniga war persönlich in München gewesen und hatte Maximilian's große Idee von der Wirksamkeit eines allgemeinen katholischen Bundes mit Eifer ergriffen. Auf sein Anrathen war der berühmte Pater Lorenz von Brindisi aus dem Kapuzinerorden nach Madrid ge-

schickt, um sich der Beihülfe König Philipp's III. zu versichern. Dieser Kapuziner, welcher sich bereits in mehreren Sendungen als ausgezeichneter Geschäftsmann erwiesen, hatte am Madrider Hofe mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man war allerdings geneigt, die Katholiken Deutschlands zu unterstützen, aber man traute dem Herzoge von Bayern nicht, und hätte gerne die Leitung des Ganzen in den Händen eines österreichischen Prinzen gesehen. Dessen ungeachtet wußte es Lorenz von Brindisi dahin zu bringen, daß König Philipp sich zum Protector der Liga erklärte und einen monatlichen Beitrag von 45,000 Gulden zusagte, womit zwei Regimenter zu Fuß und eines zu Pferd unterhalten werden sollten. — An den Papst ward eine feierliche Gesandtschaft von Seite der drei Kurfürsten abgeordnet; auch Maximilian sandte einen Agenten nach Rom. Der päpstliche Schatz war erschöpft. Doch ließ sich Paul V endlich zu dem Versprechen herbei, monatlich 8000 Gulden in die Bundes-Casse zu zahlen.

Die Verträge von München und Mainz enthielten nur die Grundlage des Bundes. Es kam jetzt darauf an, ihm die nöthige Ausbildung zu geben, und im Einzelnen die Bestimmungen über die Art und Weise seiner Wirksamkeit zu treffen. Zu diesem Ende beabsichtigte Maximilian eine allgemeine Versammlung aller Bundesglieder, sowohl der oberländischen als der rheinischen. Als er aber den Kurfürsten von Mainz, als zweiten Bundes-Obersten, deßhalb anging, hatte derselbe abermals vielerlei Bedenklichkeiten, und Maximilian mußte ihm die Gefahren, welche aus einer längeren Verzögerung entstehen konnten, auf das Dringendste vorstellen, bis er sich entschloß, an der Ausschreibung Theil zu nehmen. So konnte endlich am 8. Februar 1610 der erste allgemeine Bundestag zu Würzburg eröffnet werden, auf welchem die nöthige Organisation des Bundes, besonders der Geldpunkt festgesetzt wurde. Und so war denn nicht ohne viele Kämpfe und Unannehmlichkeiten für den Stifter des großen Werkes im Ganzen der Zweck erreicht; nämlich eine Vereinigung der katholischen Streitkräfte gegen den drohenden Uebermuth des protestantischen Bundes.*)

*) Aus Obigem ergibt sich deutlich, wer die Schuld des Angriffs trug, Union oder Liga. Dennoch wissen neuere Geschichtschreiber die Katholiken als Schuldige hinzustellen, ja v. Lang rechnet es dem Herzog Max als Verbrechen an, „durch Entgegenstellung der katholischen Liga die Gemüther noch höher gereizt zu haben.“ Die Katholiken hätten so tolerant sein und sich wehrlos und schweigend unterdrücken lassen sollen.

33.

Schiller's dreissigjähriger Krieg.

Als sich der deutsche Geist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der Fessel des Auslandes frei machte, und zu der lange entbehrten Selbstständigkeit erhob, da lenkte er nicht in eine deutsch-nationale Bahn ein, sondern entfaltete sich zu einem poetischen Enthusiasmus, der sich an dem Studium des antiken Lebens nährte und für die Geschichtschreibung maßgebend ward. Alle die großen Geister, welche als die Repräsentanten der Blüthenperiode der deutschen Dichtung dastehen, Lessing, Wieland, Herder, Göthe, Schiller, entbehrten des deutschen Patriotismus gänzlich und waren erhaben über Stammes- und Nationalgefühl, indem sie sich nur in der Sphäre des Kosmopolitismus bewegten. Schiller's weltbürgerlicher Standpunkt gipfelt in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges."

Mehrere Menschenalter waren der deutschen Nation nothwendig gewesen, um auch nur die gröbsten Spuren des zerstörenden Krieges zu verwischen. Das Volk hatte die grausame Tragödie eines vermeintlichen Religionskrieges verblutend zu Ende gespielt und konnte seine frühere Kraft nicht wieder gewinnen; alle Quellen seines Wohlstandes waren versiegt, aller Aufschwung des Bürgerthums war gelähmt; die schönsten Provinzen waren verloren gegangen und der Deutsche mußte auf den deutschen Meeren die Herrschaft der Fremden anerkennen. Aber solche Erwägungen bestimmten nicht Schiller's Urtheil über den Krieg. „Die Theilnahme der Staaten aneinander (sagt er in der Einleitung seines Buches), welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den W e l t b ü r g e r mit seinen Schrecken zu versöhnen."

Man hat Schiller's Auffassung des Krieges wohl eine „protestantische" genannt, was jedoch nur für den Fall richtig sein würde, wenn „protestantisch" gleichbedeutend mit „antiösterreichisch" wäre. Schiller's confessionelle Anschauung war vielmehr den protestantischen Dogmen völlig entgegengesetzt, indem sie ganz im Voltairianismus und Fridericianismus aufgegangen war und von dem positiven System des Protestantismus nichts mehr übrig behalten hatte, als die Territorial-Verfassung.

Trotz des weltbürgerlichen und philosophischen Standpunktes Schiller's war seine Darstellung des dreißigjährigen Krieges in Wahr-

heit eine kleinfürstlich-französische und nicht frei von dem Character einer Ernestinischen Hofhistoriographie. Von der großen Misère an den kleinen Höfen weiß Schiller nichts zu erzählen, während er dem heldenreichen Stamm der Ernestinischen Unsterblichkeit verkündet.

Schiller's territorial-fürstliche Anschauungen über „deutsche Freiheit", d. h. über die Vollmacht der einzelnen Fürsten gegen Kaiser und Reich zu rebelliren, waren zugleich die Anschauungen der fremden Nationen, die das deutsche Reich für ein Conglomerat von Staaten ansahen, deren gleichberechtigte Oberhäupter dem Kaiser nur einen Primat der Ehren schuldeten, und die im wohlverstandenen eigenen Interesse für diese „deutsche Freiheit" auftraten und zu jeder Zeit zur Schwächung des deutschen Kaisers und der Nation die deutschen Fürsten unterstützten.

Bekannt genug ist die Jahrhunderte lang fortgesetzte französische Politik, unter den deutschen Fürsten selbst einen Anhang gegen den Kaiser zu gewinnen und dessen Macht dadurch zu lähmen. Das Lob und der Preis dieser französischen Politik, wie es von deutschfeindlichen Historikern verkündet worden, fand eine Erhöhung in Schillers dreißigjährigem Krieg. Er geht wie Friedrich II. von Preußen von dem Satze aus, daß das österreichische Kaiserhaus nach dem Despotismus über die deutschen Fürsten, nach der Unterdrückung der deutschen Freiheit gestrebt und daß dieser Despotismus in der Person des Kaisers Ferdinand II. culminirt habe. Und ein wie tiefes Interesse der Dichter für diese Freiheit der Reichsfürsten nahm, wie sehr aus dem Geschichtschreiber der sachsen-weimarische Staatsdiener redete, ersieht man besonders aus seinem Schlußurtheil über Gustav Adolph, den er, nachdem er ihn in seinem Werke als eine hehre Lichtgestalt gefeiert, plötzlich für einen dem „Heiligthum deutscher Verfassung und der Freiheit der Stände" noch gefährlicheren Feind, als selbst das Haus Oesterreich hinstellt. Denn der Kaiserthron, wonach Gustav Adolph gestrebt habe, sagt er am Schlusse des dritten Buches, „war in seiner Hand einem weit größeren Mißbrauche ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte." Schiller sah in dem Namen „Kaiser" ein „Vermächtniß des despotischen Rom's."

Um seinen Schlagwörtern „österreichische Ländersucht," „österreichische Herrschbegierde" wenigstens einen Schein von Wahrheit zu geben, bringt Schiller die historischen Thatsachen in den vollsten Widerspruch mit seiner Phantasie und berichtet von den Kaisern Max II. und Rudolph II. Dinge, welche jenen nur allzu fremd waren, ja er behauptet

sogar, daß der lange kirchlich politische Krieg in Frankreich von Oesterreich angefacht und unterhalten worden sei. Heinrich's IV. von Frankreich „unversöhnlicher Haß" gegen das deutsche Kaiserhaus sei darum „gerecht" gewesen. Kein französischer Geschichtschreiber hat den französischen König, der Deutschland zerstückeln wollte, jemals mit so glühenden Farben verherrlicht, als der deutsche Dichter, der ihm den Beinamen „des Großen" zuerkennt, und der es bedauert, daß seine Plane vereitelt, daß Oesterreich „gerettet" worden, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten. Für die spätere Zeit erhält dann Cardinal Richelieu, unter dem Heinrich's Staatskunst wieder aufblühte, die Lobsprüche des Dichters. Heinrich's und Richelieu's Lob hing mit Schiller's Anschauungen über die „deutsche Freiheit" innig zusammen, und der Dichter blieb sich in diesem consequent, viel consequenter, als sich manche spätere Historiker geblieben, die den Kampf des deutschen Fürstenthums gegen das Kaiserhaus billigen und preisen, gleichzeitig aber aus nationalen Anwandlungen über Heinrich und Richelieu den Stab brechen, die sich über die von diesen geleistete Hülfe freuen, aber den Helfern keine Anerkennung zollen wollen.

Das blutige Drama des Krieges eröffnete sich in Böhmen und Schiller geht bei der Darstellung des böhmischen Krieges von dem doppelten Irrthum aus, daß derselbe religiöser Natur gewesen, und daß er als ein Krieg der böhmischen Nation anzusehen sei, die durch denselben, sagt er, „ihre Majestät zurückgenommen und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war." Und dieser doppelte Grundirrthum ist seitdem fast allgemein herrschend geworden und verhindert bis heute, wenigstens beim sogenannten gebildeten Publikum das richtige Verständniß des dreißigjährigen Krieges. Dank der unermüdlichen Thätigkeit einiger gewissenhaften und ehrlichen Forscher ist jetzt die unbezweifelbare Gewißheit festgestellt, daß die böhmischen Unruhen nur das Resultat slavo-czechischer Umtriebe, nur eine Auflehnung böhmischer Aristokraten gewesen ist. [Vergl. den Artikel: Der Aufstand in Böhmen].

Ebenso grundfalsch ist die durch Schiller landläufig gewordene Annahme, daß Ferdinand's II. Politik den böhmischen Aufstand zum Religionskrieg gemacht habe, indem er durch allzuharte Maßregeln die Gegenreformation durchzuführen bestrebt gewesen sei. Auch hier hat die neueste Forschung das nöthige Licht gebracht und eine schwere Schuld der Wissenschaft gesühnt. [Vergl. den Artikel: Die Häupter des dreißigjährigen Krieges].

Als Schiller des Gelderwerbes halber den ersten Entwurf seines dreißigjährigen Krieges für Göschen's Damenkalender in aller Eile machte, hat er nicht daran gedacht, daß man sein Buch zu einem klassischen Werk stempeln würde und noch weniger absichtlich Wirkungen hervorrufen wollen, die sein Buch in der That erzeugt haben. Aber diese Wirkungen sind nun einmal vorhanden und jedenfalls ungemein schädlich für unser religiöses und nationales Leben. So lange man, nach Schillers Vorgang, den dreißigjährigen Krieg als einen Religionskrieg betrachtet, in welchem nicht protestantische und katholische Fürsten, denen die Religion nur zum Vorwande diente, sondern Protestanten und Katholiken einander mit blutigem Hasse gewürgt haben, als einen Krieg ferner, in welchem die ausländischen Mächte mit deutschem Blute zum Segen Deutschlands gefochten: eben so lange flößt man auch der Gegenwart noch Parteihaß und confessionelle Erbitterung ein, und verhindert die Erstarkung jenes, jedem großen Volke nothwendigen Nationalgefühls, welches die innern Zwistigkeiten selbst ausfechten will und sich mit sittlicher Entrüstung gegen jede Einmischung des Auslandes erhebt. Je stärker der einseitige Confessionsgeist in Deutschland, desto schwächer ist der Nationalgeist.

Dieß erkennen alle Historiker, die für das friedliche Nebeneinanderstehen der Confessionen und für die Kräftigung der nationalen Gesinnungen wirken wollen, und einigen sich deshalb immer mehr in der Annahme, daß der dreißigjährige Krieg, an welchem unsere Nation nur grauenvoll leidend Antheil genommen, kein Religionskrieg, sondern ein Krieg gegen Kaiser und Reich gewesen, der zum Ruine Deutschlands von deutsch-feindlichen Mächten protestantischer und katholischer Confession geführt worden, und zwar geführt worden mit deutschem Blute; und daß er so unsäglich unheilvoll in seinen Wirkungen gewesen, vorzüglich durch die Sondersucht, den Verrath und die ganze Niedertracht deutscher Fürsten. Und diese Einigung findet statt, unabhängig von deren kirchlichem Bekenntniß, wie dieß K. A. Menzel, Barthold, Klopp und A. beweisen.

Schiller hat den Wahn, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg gewesen, hauptsächlich auf die Lichtgestalt begründet, in die seine dichterische Phantasie den Gustav Adolph kleidete. Er hat den fremden Eroberer zum Befreier des protestantischen Deutschlands, gleichsam zum kriegenden lutherischen Geistlichen in königlichem Gewand gemacht, der in Wehr und Waffen gegen Glaubenszwang und Gewissensdruck auftrat

und zugleich in Wehr und Waffen ein Prediger seines Glaubens war. Und das Bild, welches der Dichter von seinem Helden eines Religionskrieges entworfen, steht um so leuchtender vor den Augen des Lesers, weil er gleichzeitig in Tilly, dem Hauptgegner des fremden Eroberers, einen Mann von „blindem Religionseifer und blutdürstigem Verfolgungsgeist", ein Scheusal in Menschengestalt, erfunden und dargestellt hat.

Auch finden sich in dem Schiller'schen Werke eine große Masse von grellen Widersprüchen, die sich niemals ausgleichen lassen, wenn sie auch ihre Erklärung in der Eilfertigkeit finden, mit welcher jenes zu Stande gebracht wurde.

Faßt man die Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller mit der Schärfe der Kritik an, so erklärt sich das Urtheil leicht, welches ein so historischer Kopf wie Niebuhr über dieselbe gefällt hat. Derselbe schreibt: „Ich habe diesen Herbst Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen, nicht durch das Werk getroffen — o keineswegs, sondern durch Verwunderung über die Möglichkeit, daß eine solche Schrift, die nicht einmal erträglich gut geschrieben ist, und deren Erzählung nie fortströmt, sondern holpert und stolpert, zu einem classischen Werk gestempelt ist. „Die Zeit wird freilich Recht üben, und das Ding unter die Bank stecken." Und den besten Commentar zu dieser Stelle finden wir in Schillers eigenen Worten: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

34.

Der Aufstand in Böhmen.

In dem großen böhmischen Freiheitsbriefe (Majestätsbrief von 1609) war den böhmischen Herren und Rittern, sowie Prag, Kuttenberg und andern Städten der Bau von Kirchen auf ihren Gütern gewährt worden. Als aber die Unterthanen der erzbischöflichen Stadt Klostergrab und des Abtes zu Braunau auf den Territorien dieser ihrer geistlichen Herren protestantische Kirchen bauten, wurde es ihnen von diesen in Kraft des Majestätsbriefes untersagt; zugleich hatte Kardinal Khlesel dem Grafen Thurn das Burggrafenamt des Carlstein, somit

die Verwahrung der Privilegien und Insignien des Reiches abgenommen und diesen ehrgeizigen Mann, der nicht einmal Böhme, sondern nur in Böhmen begütert war, wider den Kaiser aufgebracht. In seinem Hasse fand er an dem Krainer Tschernembl, welcher, als Ferdinand die katholische Religion in Steiermark herstellte, nach Oesterreich ausgewandert war und sich an die Spitze der revolutionären Adelspartei gestellt hatte, einen Bundesgenossen. Von beiden wurde jetzt Alles aufgeboten, eine Umwälzung der Dinge herbeizuführen, die dem Kaiserhause im günstigsten Falle nichts als einen Schatten von Macht gelassen und der katholischen Religion den Untergang gebracht hätte. Thurn ergriff die eben obschwebende Kirchenangelegenheit und suchte aus ihr eine allgemeine Beschwerdesache zu machen, verletzte aber damit selbst den Majestätsbrief, und als der Kaiser dieses bemerkte, die Häupter der stattgehabten Versammlung als Aufrührer bezeichnete, ließ Thurn und sein Anhang verkünden, der Kaiser wolle dem Lande seine Privilegien entziehen; bald war die Sache so weit gekommen, daß Thurn und die Seinen nicht mehr zurück konnten; um so mehr suchte er durch eine blutige That ganz Böhmen in sein Schicksal zu verwickeln. Er, der Graf von Schlick, Wilhelm von Lobkowitz und einige andere vom böhmischen Herrenstande überfielen am 23. Mai 1618 — dem verhängnißvollen Tage für Böhmens Freiheit und Glück — die kaiserlichen Statthalter auf dem Hradschin zu Prag, und stürzten Wilhelm Slavata, Jaroslaw von Martinitz und den Secretär Fabritius vom hohen Schloßfenster in den Graben hinab. Auf diese schändliche That, welche als bömische Sitte entschuldigt wurde, folgte der offene Aufstand unverweilt nach. Die Stände wählten dreißig Directoren, übergaben ihnen alle Macht, ernannten den Grafen von Thurn zum obersten Anführer, vertrieben die Jesuiten und begannen, als die Städte Budweis, Krumau und Pilsen dem Kaiser treu blieben, den Krieg gegen diese, indem sie dieselben zum Abfalle zu zwingen suchten. Zugleich suchten sie auf allen Seiten Hülfe zu erlangen, wo möglich ganz Europa in Waffen zu rufen. Kaum war in diesen Wirren Kaiser Matthias gestorben, so zeigte sich auch schon, wie enge sie mit den österreichischen Ständen verbunden waren, wie ein allgemeiner Abfall der Erblande vorbereitet wurde. Man jubelte bereits von Seiten der Hugenotten in Frankreich (deren Haupt der Herzog von Bouillon, in der innigsten Verbindung mit den deutschen Calvinisten stand) über die Katastrophe, welche sich in den Erblanden über das Haus Habsburg zusammenzog. Es war kein Hehl, daß die revolutionäre

Partei mit Türken und Tataren in Verbindung stand. Bereits im Oktober 1619 war man katholischer Seits überzeugt, es handle sich „de Summa um Conservation oder Extirpation der katholischen Religion und deren Stifter." Bald zeigte sich nachdrücklicher, welches Netz vom 23. Mai 1618 an über Europa gesponnen worden war.

Die neueren Forschungen liefern den bündigsten Nachweis, daß die böhmische Bewegung, deren Entstehung man aus religiösen Motiven herleitet und deren unglücklichen Ausgang man als eine Niederlage der Gewissensfreiheit betrauert hat („Kaiser Ferdinand — sagt Schiller — nahm den Böhmen die Freiheit des Denkens"!), nur das Resultat slawoczechischer Umtriebe, nur eine revolutionäre Auflehnung böhmischer Aristokraten gewesen, die in ähnlicher Weise wie früher in den Hussitenkriegen und später in unsern Tagen das durch Habsburg vertretene germanische Element verdrängen wollten. Der Charakter des Aufruhrs kennzeichnete sich sofort nach dem Attentate des Fenstersturzes auf einem Landtag zu Prag, auf dem decretirt ward, auch die Deutschen in Böhmen „sollen gezwungen werden, ihre Kinder in der böhmischen Sprache unterrichten zu lassen." Und hieran knüpfte sich die Verfügung, „daß Kinder, die dieser Sprache unkundig wären, von dem Erbrecht an den liegenden Gütern der Eltern ausgeschlossen bleiben müßten. Vor Gericht habe einzig die böhmische Sprache zu gelten; in dieser sei zu predigen, der Jugend Religionsunterricht zu ertheilen; jeder Geistliche, der einer andern Sprache sich bedienen würde, sei zu entfernen."

Den treuesten Einblick in die Natur des böhmischen Krieges gewährt uns ein Zeitgenosse der Vorgänge, ein lutherischer Adeliger aus Böhmen, der sagt: „Wir geben Apologie und Vertheidigungen heraus, aber weder andere glauben, daß wir dadurch unsere Sache gerecht machen, noch bestehn wir vor unserem eigenen Gewissen. Der Türke, der König von Frankreich, der Kurfürst von Sachsen, der Schwiegervater unseres Königs, sie Alle mißbilligen unsere Sache, wenn auch dieser oder jener die Revolution begünstigt. Wir haben gegen unsern Eid angesehene Männer, die im Namen unseres Königs kamen, ungehört aus den Fenstern gestürzt; wir haben ihnen nicht Zeit zum Beten gelassen, geschweige denn zur Vertheidigung. Wir haben dem Kaiser Matthias, den König Ferdinand, die uns auch da noch Frieden, Verzeihung, unsere Rechte und Privilegien, schiedsrichterliche Beilegung anboten, nicht einmal hören wollen. Wir haben die Nachbarländer in und außer dem Reich,

wir haben die Ungarn, die Engländer, die Türken, den Teufel selbst beschworen. Wir haben Wien belagert und das ganze deutsche Reich, so viel an uns war, den Türken und Tataren offen dargeboten. Betlen Gabor sagt: er suche nicht Gerechtigkeit, sondern Herrschaft. Anhalt sagt: er suche Geld. Ebenso die andern Obersten und Hauptleute. Darin ist eine gewisse Ehrlichkeit. Aber auch das Gewissen will befriedigt sein, und darum schiebt man die Religion vor."

Was früher nicht in dem Maße stattgefunden hatte, die vollste Vereinigung der revolutionären Partei der Fürsten mit dem der Stände, fand jetzt statt. Von Amberg aus war Fürst Christian von Anhalt Theilnehmer der böhmischen Verschwörung geworden, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz hatte den Ernst von Mansfeld den Böhmen zu Hülfe geschickt, und dieser den Anhängern des Kaisers Pilsen weggenommen. Dem Herzoge von Savoyen war von pfälzischer Seite die Kaiserkrone angeboten worden; er hatte dafür Ungarn, Elsaß und Theile von Oesterreich dem Kurfürsten zugewiesen. Man hoffte sich durch Ueberrumpelung Genua's die nothwendigen Geldmittel zu verschaffen, durch Wiederaufnahme der Pläne Sickingen's die Reichsritterschaft zu gewinnen. Das geschah, während der Pfälzer sich dem König Ferdinand als Vermittler angeboten hatte. Ehe aber noch das Gewebe von Unterhandlungen zum Abschlusse gekommen war, hoffte die böhmische Partei, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Im Einverständnisse mit den aufrührerischen Oesterreichern drang Thurn, der Catilina des 17. Jahrhunderts,*) bis nach Wien vor und belagerte den König Böhmens in

*) Es ist Thatsache, daß gerade die sogenannten „Helden" dieses im Namen der Religion geführten Kampfes Menschen ohne alle Religion waren. So Thurn, so der Mansfelder, so Christian von Braunschweig. Verrath an Kaiser und Reich, Verhöhnung alles Rechts, Unsittlichkeit jeder Art waren die Maximen dieser „gottlosen Buben," wie sie ein ehrlicher Geschichtschreiber nennt. Und was für Leute hielten es mit ihnen? Ein Bericht von 1623 (Acta Mansfeldica) schildert des Mansfelders Heer: „Verdorbene von Adel, Freibeuter, verlaufene Pfaffen und Studenten, Schreiber, Bankerottirer, Gassenjungen, Vaterverderber, Leutfresser, müßige Gesellen aus aller Herren Landen und Confessionen. Das Lager ist eine Hochschule aller Bubenstücke." Darin gingen die Führer selbst mit dem besten Beispiel voran. Mansfeld, von verwachsenem und häßlichen Aeußern, schleppte einen Harem der schönsten Mädchen mit sich herum. Er wie der Braunschweiger waren schamlose Räuber. Als letzterer zu Paderborn die goldene Statue des heil. Liborius fand, umarmte er sie und dankte dem Heiligen, daß er auf ihn gewartet habe. In Münster warf er den 12 silbernen Aposteln vor, daß sie so müßig dastünden, sie sollten ausgehen in die Welt und predigen, ließ sie einschmelzen und Geld daraus machen. An offener Tafel rühmt er sich,

der kaiserlichen Burg. Nur die Standhaftigkeit Ferdinand's hielt einen schmachvollen Vertrag ab, der Sieg des kaiserlichen Generals Bucquoi über Mansfeld bei Zoblati weitere Fortschritte der Böhmen. Vergeblich hatte Ferdinand alle Mittel der Güte wie des Ernstes aufgeboten; schon im Januar 1619 war von der revolutionären Partei in Böhmen seine Absetzung als König von Böhmen, die Trennung Böhmens vom Hause Oesterreich ausgesprochen worden. Als die Nachricht in Prag ankam, der protestantische Fürst von Siebenbürgen, Betlen Gabor, habe beschlossen, sich des Königreichs Ungarn zu bemächtigen; als die Union sich rüstete und Kurpfalz den kaiserlichen Truppen den Durchzug verweigerte, wurde bereits eine Vermittlung der ungarischen Stände von den Böhmen abgewiesen, da man der Majorität der Protestanten sicher sei; die Nachricht eines großen Sieges über den kaiserlichen General Dampierre ward ausgesprengt, ein großer Fast- und Bettag anberaumt, dann Ferdinand völlig entsetzt, am 23. Geburtstage des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz (26. Aug. 1619) dieser von den aufrührerischen Ständen Böhmens zum König gewählt. In allen evangelischen Kirchen ward auf dieses mit den Glocken geläutet und Te Deum gesungen, dem neuen Könige aber geschrieben, es sei dieß in Kraft der allzeit unverbrüchlich gehaltenen Wahlfreiheit geschehen, er möge darin den gnädigen Willen Gottes und die Berufung erkennen; zwei Tage später wurde Ferdinand zu Frankfurt zum römischen König und Kaiser erwählt, nachdem kurz vorher der Pöbel in Wien schon davon gesprochen, ihn abzusetzen und in ein Kloster zu sperren, die Calvinisten aber meinten, man sollte lieber den Türken oder Teufel als den katholischen Ferdinand wählen. Ja, nachdem Ferdinand gewählt worden, belagerte Graf Thurn mit Betlen Gabor Wien zum zweiten Male und rettete dießmal nur der Sieg des ungarischen Palatin Georg Hommanay Wien vor den feindlichen Schaaren. Es ward dieser Sieg der Anfang der Entfaltung der katholischen Streitkräfte, der Eintritt eines unerwarteten Wendepunktes. Schon am 26. Januar 1619 hatte sich die Liga in ihrer alten Ausdehnung wieder hergestellt; am 8. Oktober schloß, da der Kurfürst von der Pfalz die Krone Böhmens wider Ehre und Pflicht angenommen, sein rechtschaffner Vetter Maximilian von Bayern den Verthei-

was er an Frauen und Jungfrauen Schändliches verübt. Wenn es Thatsache ist, daß der Mansfelder zu ein und derselben Zeit (1622) den Franzosen, Spaniern und Niederländern nach dem Meistgebot seine Dienste anbietet, so begreift man nicht, wie man einen solchen Mann als „deutschen Helden" hat rühmen können.

digungsbund mit dem Kaiser, verweigerte dem am 4. November zu Prag gekrönten Könige den Königstitel und begann als Director der Liga umfassende Rüstungen. Auf dem Tage zu Mühlhausen trennten sich nun auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Ludwig von Hessen von der Sache des unrechtmäßigen Königs; da ferner der Aufstand auf Vernichtung des Hauses Habsburg abgesehen war, nahm auch Spanien am Kriege Theil. Jakob I. von England mißbilligte das Benehmen des Kurfürsten von der Pfalz, seines Schwiegersohnes; in Frankreich wurde man bald selbst veranlaßt, wider die Hugenotten einzuschreiten und als nun die Union ihr Heer zusammenzog, gelang es dem Herzoge von Bayern am 3. Juli 1620, den Anführer des unirten Heeres, Markgraf Joachim von Anspach, welcher sich kurz vorher gerühmt, seine Partei habe Mittel, die Welt umzustürzen, zu einem Separatvertrage zu vermögen, durch welchen die Union Böhmen Preis gab. Schnell rückte nun der Herzog von Bayern in das im vollsten Aufruhr befindliche Oesterreich ein, unterwarf es und erzwang die Huldigung. Pfalzgraf Friedrich, der Winterkönig genannt, hatte das Kommando seines Heeres statt Böhmen, Deutschen übergeben; sein fanatischer Hofprediger Scultetus den calvinistischen Bildersturm in das uralte czechische Heiligthum der St. Veitskirche zu Prag übertragen und dasselbe verwüstet; kaum daß das Crucifix auf der Pragerbrücke vor Friedrich und seiner fanatischen Gemahlin Gnade fand. Die schwergedrückten Katholiken schöpften Hoffnung, als Herzog Max sich mit dem kaiserlichen General Bucquoi vereinigte, eine böhmische Stadt nach der andern in die Hände des anrückenden Heeres fiel, und dieses endlich nicht ohne große Mühseligkeiten westlich von Prag am Fuße des weißen Berges erschien. Hier erfolgte am Tage, als das Evangelium gelesen wurde: „Gebet Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist," der Angriff von Seiten des vereinigten bayerisch-kaiserlichen Heeres auf die noch unvollendeten Schanzen des böhmisch-ungarischen (8. Nov. 1620). Schon war der bayerische Feldherr Tilly im vollen Anzuge und der Winterkönig tafelte noch, seine Obersten und Generäle aber waren zum Theile noch nicht im Lager. Als auf ein unentschiedenes Reitergefecht hin die Infanterie nachrückte, löste sich das böhmische Heer in wilder Flucht auf; ein panischer Schrecken überfiel den Winterkönig. Statt Prag zu vertheidigen, floh er übereilt mit Hinterlassung der Krone.

Er wagte es nicht, sein Geschick der Hauptstadt anzuvertrauen; Prag kapitulirte und Tilly, der die Schlacht geleitet, führte nun den

siegreichen Herzog und das Heer in die bezwungene Stadt. Man ließ den Rädelsführern des Aufstandes Zeit, sich zu flüchten, aber die übrigen wurden vor Gericht gestellt und siebenundzwanzig, theils dem Herren-, Ritter- oder Bürgerstande Angehörige, enthauptet. Die protestantischen Prediger zu Prag, welche den Aufstand angefacht, wurden vertrieben, die Jesuiten wieder eingeführt; allmählig auch in den andern Städten und auf dem flachen Lande dasselbe Verfahren beobachtet. Der Majestätsbrief ward beseitigt, böhmische Herren und Ritter verloren einen Theil ihrer Güter, das Reich wurde katholisch; die Frage, ob es ein Wahl- oder Erbrecht sei, dadurch gelöst, daß Kaiser Ferdinand seinen gleichnamigen Sohn zum Nachfolger ernannte. Die Lausitz wurde (1622) dem Kurfürsten von Sachsen abgetreten; Mähren wie Schlesien schon 1620 unterworfen, der deutsche Zweig des Hauses Habsburg somit in den Besitz der westlichen Erblande wieder eingesetzt, die Revolution, wenn auch nicht vollständig bezwungen, doch mit Gewalt zu Boden geworfen.

35.

Die Häupter im dreissigjährigen Krieg.

So groß die Anzahl der Feldherrn und Staatsmänner ist, welche in dem langen Kriege mitgewirkt und sich einen Namen gemacht haben, so sind es gleichwohl nur vier Männer, durch deren Willen und Charakter die Begebenheiten bestimmt wurden, und welche auf den Gang derselben und auf den Geist ihres Zeitalters mächtig und selbstständig gewirkt haben. Ferdinand II., Wallenstein, Gustav Adolf und Richelieu; vier Männer von dem verschiedensten Geist und Glauben gaben jeder dem Kriege auch einen andern Zweck und eine andere Richtung. Alle anderen Helden des dreißigjährigen Krieges waren entweder nur Werkzeuge und Gehülfen der Genannten oder solche, die gegen das Ende des Krieges die Erfolge desselben benützten. Von Kaiser Ferdinand darf nur der falsche Schein hinweggeräumt werden, so zeigt sich die einfache Seelenstärke dieses Charakters von selbst in ihrem wahren Licht. Es hat Ferdinand II. den österreichischen Staat unläugbar errettet für seine Glaubensgenossen, da sie ohne seine Standhaftigkeit gewiß unterlegen wären, wenigstens das erkämpft, was sich unter solchen Umständen erkämpfen ließ, Gleichheit der Rechte, Erhaltung eines gesetzlichen Besitzstandes. Daß Pflichtgefühl und feste Ueberzeugung allein ihn mit Heldenmuth beseelte, der ihn nie verließ während des schweren Kampfes,

zu welchem er sich berufen fühlte, das wird nicht bezweifelt, wo man irgend nach den Thatsachen urtheilt; daß er die Gerechtigkeit zu ehren wußte, hat er mehrmals auch in der Hitze dieses erbitterten Kampfes bewiesen. Die sanftern Gefühle, für die er bei der Strenge seiner Sitten nicht unempfänglich war, die Treue und zärtliche Liebe besonders für seine erste Gemahlin beweisen, daß er selbst„ obwohl in einem Zeitalter des Hasses und der Zwietracht lebend, nicht von hassendem Gemüthe war. Ein Heldenmuth, wie der seinige, kann auch nicht von andern erlernt oder eingeflößt werden. Der Vorwurf, daß die Jesuiten zu vielen Einfluß bei ihm gehabt, ist um so sonderbarer, da die damals so innige Verbindung der Glaubens- und Kirchensachen mit dem Staat geistliche Rathgeber für einen Fürsten nothwendig machte, was selbst bei Protestanten der Fall war. Unter den so unbedingt verdammten Geistlichen, welche unter Ferdinand in Oesterreich großen Einfluß hatten, waren gleichwohl ein Fürst Cardinal Dietrichstein, welcher als Statthalter von Mähren der anerkannte Wohlthäter des Landes war; ein Cardinal Pazmany, der in der Geschichte von Ungarns Cultur nie vergessen werden wird.

Das Lebensbild Kaiser Ferdinands II. gehört zu denjenigen, welche durch eine unlautere, parteiliche Geschichtschreibung bis zur Unkenntlichkeit karikirt wurden. Er wurde bald als „finsterer Despot" den grausamsten Wüthrichen beigezählt, bald glaubte man ihn für das Unheil des dreißigjährigen Krieges verantwortlich machen zu sollen; die Bezeichnungen „feiger Tyrann," „ein anderer Caligula," „ein schwarzer Punkt in der Geschichte" waren für ihn landläufig geworden. Erst in unsern Tagen hat sich H u r t e r das außerordentliche Verdienst erworben, Ferdinand II. in das reine Licht der Wahrheit zu versetzen und durch ihn die Reihe edler Kaiser Deutschlands zu vermehren. Durch die aktenmäßige Darstellung Hurters wird aller Zweifel benommen, daß sich Ferdinand bei all' seinen Handlungen nur auf dem Gebiet des positiven Rechts bewegte und nur böswilliges Vorurtheil kann dem Kaiser die Anerkennung seiner Rechtlichkeit, moralischen Würde und Sittenreinheit versagen, welche die Frucht seiner kindlichen Frömmigkeit und Glaubenskraft waren. Dagegen fehlte es Ferdinand an einer hervorragenden politischen Begabung; er war kein Großgeist, wie ihn Deutschland damals nothwendig hatte, es fehlte ihm der sichere Blick und die selbstständige Festigkeit, um große Schicksalsmomente in der politischen Entwickelung zu würdigen, an der rechten Stelle zu handeln und an der Grenze des

Erreichbaren innezuhalten. Ferdinand zeigte eine erhabene Seelengröße, wo sein Glaube in Gefahr kam, und wankte nicht, als zweimal die Kronen auf seinem Haupte wankten; zweimal rettete er alle seine Länder durch persönlichen Muth, den sein Glaube ihm einflößte, aber im Uebrigen scheute er moralische Verantwortlichkeit, fand eine unausgesetzte größere Wachsamkeit beschwerlich, und fügte sich dem Rathe seiner Vertrauten. Der päpstliche Legat Caraffa berichtete nach Rom: „Der Kaiser weiß vortrefflich über die ganze Weltlage zu sprechen, und es ist schwer, Jemanden zu finden, der darüber besser unterrichtet wäre; aber er hat nicht jene Leichtigkeit im Entschlusse, die er in der Unterredung zeigt, oder will dieselbe nicht bewähren."

Nach dem Vorgange Schillers ist gegen Ferdinand unzähligemal der ungerechte Vorwurf erhoben worden, daß er den dreißigjährigen Krieg von den böhmischen Unruhen an zum Religionskrieg gemacht habe. Doch hievon weiß die wahre Geschichte nichts. Ungeachtet des bekannten Prager Attentates des Fenstersturzes und aller revolutionären Aufhetzungen wollte Ferdinand noch i. J. 1619 alle höheren Privilegien Böhmens nebst dem Majestätsbrief bestätigen, und bot damals, wie während des ganzen langen Krieges alle Mittel auf, den Frieden wieder herzustellen. Daß es sich bei dem Krieg auf Leben und Tod zwischen Ferdinand und dem erwählten König Friedrich von der Pfalz durchaus nicht um confessionelle Dinge handelte, ergibt sich klar genug daraus, daß nach dem Siege des ersteren über den letzteren auch im Lager der Lutheraner große Freude entstand, so daß nicht bloß der Kurfürst von Sachsen, sondern alle Fürsten Norddeutschlands den Kaiser beglückwünschten und die Einwohner Berlins bei der Nachricht von dem glänzenden Erfolg der kaiserlichen Waffen auf dem weißen Berge bei Prag ein Freudenfest begingen. Die geschichtlichen Vorgänge jener Zeit liegen in den Quellen so klar vor Augen, daß wir uns die Verblendung deutscher Historiker, die die Niederlage der Böhmen betrauern, kaum erklären könnten, wenn wir nicht i. J. 1848 gesehen, wie sich eine zahlreiche deutsche Partei für die Sache der Feinde Deutschlands erklärte und noch gegenwärtig erleben müßten, daß jene Revolutionshäupter, die Venetien, Südtirol, Friaul, Damatien, Istrien und Ungarn vom größten deutschen Staate losreißen wollten, viele begeisterte Anhänger finden. Wie wir in unsern Zeiten eines starken Oesterreichs zum Schutze gegen die Russen bedürfen, so bedurfte Deutschland und also auch der deutsche Protestantismus im siebenzehnten Jahrhundert eines solchen zur Vormauer gegen die Türken, die damals noch im

Besitze des schönsten Theiles von Ungarn waren und mit den Böhmen und den unirten deutschen Fürsten in enger Verbindung standen. Oder war es gleichgültig für Deutschland, daß der Pfälzer Friedrich Türken und Tartaren ins Reich rufen wollte, und an Bethlen Gabor die Aufforderung schickte: „er solle Oesterreich, Steiermark, Kärnthen verheeren, Mähren zerstören, Schlesien und andere incorporirte Länder in Asche legen.“

Höchst charakteristisch für die unter Friedrichs Partei vorhandenen Gesinnungen und Bestrebungen ist ein Entwurf, den Friedrich's Kriegsrath Tschernembl über die beste Art, wie man das deutsche Reich zerstückeln könnte, i. J. 1621 vorlegte. „Friedrich solle Dänemark nebst Schweden zu einer Ausrüstung von 30—40,000 Mann, den Prinzen von Oranien zum Angriff auf Spinola bewegen, Bethlen wider den Kaiser aufmahnen, von England zwei Millionen verlangen, gegen Geldhülfe den Venetianern Aussicht auf Friaul eröffnen. Sachsen müsse zur Entlassung seines Volkes gezwungen, Bayern in die Enge getrieben, die Donau bis nach Passau besetzt werden. Der König von Dänemark und Bethlen könnten dann in Oesterreich sich besprechen, wie der Kaiser aus dem Lande zu bringen, Steiermark zu gewinnen, Böhmen sammt den Nebenländern zu erobern sei. Inneröfterreich wäre Ungarn zuzuweisen, die Bisthümer Speier und Worms müßten an die Pfalz fallen.“ Und solche hochverrätherische Pläne hat man mit Principien religiöser Freiheit in Zusammenhang bringen wollen!

Als Böhmen unterworfen war, verfuhr Ferdinand in seiner Gegen-Reformation durchaus nur nach dem ihm zustehenden Recht, nur nach dem Grundsatze des Augsburger Religionsfriedens: cujus regio ejus religio, der von protestantischen Fürsten zur Ausbreitung und Festigung des Protestantismus ausgegangen war und fortwährend angewendet wurde, und den er seinerseits bei den protestantischen Fürsten anerkannte. Der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen gab deshalb nur dem Rechte Ausdruck wenn er sagt: „Allerdings hat der Kaiser in Böhmen, Mähren, Oesterreich, die katholische Religion hergestellt. Aber das sind seine Erblande, über welche diese Befugniß ihm zusteht, und mit dem Reich hat das nichts zu schaffen..... Wir alle wünschen und sehnen den Frieden zurück auf des Reiches Boden. Dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß der Pfalzgraf Kurfürst sein Vergehen bei den böhmischen Händeln aufrichtig bekenne und den Kaiser um Verzeihung bitte. Dann ferner ist es nöthig, daß alle evangelischen

Fürsten des Reichs in gebührlichem Gehorsam sich um ihren Kaiser schaaren und ablassen von allen Bündnissen unter einander und mit fremden undeutschen Mächten." Also der lutherische Kurfürst in einer offiziellen Schrift. Deshalb wiesen der Kaiser und die Katholiken mit gleicher Entschiedenheit die Lutheraner den Ruf eines Religionskrieges zurück.

In Wallenstein's sonderbarem Charakter war sein astrologischer Wahn wohl das, woraus Alles erklärt werden muß. Daher der gränzenlose Stolz, die Verachtung aller andern Menschen als Wesen geringerer Art. Mehr als durch seine letzten zweideutigen Anschläge, die seinen Sturz veranlaßten, hat er dadurch verschuldet und Unglück über Deutschland gebracht, daß sein Ehrgeiz es vorzüglich mit war, welcher den Krieg so groß machte, und durch die kundgegebene Absicht, eine Herrschaft auf der Ostsee an sich zu reißen, den König der Schweden, welcher durch den Beistand, den der Kaiser seinem Schwager Sigmund gegeben hatte, schon gereizt war, selbst nach Deutschland herbeilockte. Jener in sich gekehrte Stolz und sein Wahn bei der innern Gluth der Leidenschaften könnte Wallenstein's großen Verstand in sich selbst verwirrt haben, und so die Erklärung derjenigen rechtfertigen, die Einiges in seinem letzten Betragen weniger auf Verrath als auf diese Verwirrung seines Gemüthes deuten. Was ihn in die Zahl der ersten Männer seiner Zeit setzt, wenn ihn auch an eigentlicher Feldherrnkunst Andere übertroffen haben oder ihm gleich gekommen sind, das ist nicht blos sein erfinderischer Geist, sondern jene Gewalt, welche er über die Gemüther ausübte. Was würde wohl aus Deutschland geworden sein, wenn der sonderbare astrologische Held seine Entwürfe ausgeführt, wenn er wirklich obgesiegt hätte? So viel ist gewiß, wenn Oesteereich von einer herrschsüchtigen und eigennützigen Politik beseelt, zur rechten Zeit mit den Schweden hätte theilen wollen, so wäre nichts leichter gewesen, als mit dieser vereinten Macht Frankreichs Einfluß von Deutschland abzuhalten und es in seine Gränzen zurückzuweisen; die Beute aber groß genug, um auch für Wallenstein ein Königreich abzuwerfen. Dazu war aber Oesterreich's Denkart viel zu aufrichtig.

Als Wallenstein ein Gebieter der Ostsee zu sein wähnte, dann bald Gustav Adolf einen großen Theil von Deutschland so schnell als siegreich durchzog, als Augsburg dem schwedischen König huldigte, da ward ein ganz neuer Umschwung der Dinge erwartet, da erinnerte man sich in Italien an die Zeit der Völkerwanderung und an die alten

Heereszüge der ehemaligen Gothen; nach der Eroberung von Deutschland, von Polen und Ungarn schien selbst ein Zug der siegreichen Schweden nach Spanien nicht unmöglich. Gustav Adolf's Sinnesart war in anderer Weise ebenso einfach als die Ferdinand's. Neben der durchdringenden Klugheit, die mehrere Helden seiner Partei auszeichnete, besaß er von seinem Anherrn Gustav Wasa auch die Gabe, durch glänzende Thaten die Liebe seines Volkes zu begeistern; eine Gewalt, wie er sie auf die Gemüther und auf das Volk hatte, war seit Luther von Niemand der seinigen ausgeübt; das Vertrauen, der Glaube, den er auf sich selbst hatte, flößte auch andern denselben unerschütterlichen Glauben ein. Daß Ehrfurcht und Eroberungssucht bei ihm mit der Ueberzeugung für die gute Sache zu kämpfen verbunden und verwebt gewesen, darf kaum erinnert werden.

Nach Gustav's, Wallenstein's und Ferdinand's Tode war das Große aus dem Kriege verschwunden. Nur Richelieu lenkte jetzt noch mit einem einzigen zerstörenden Zweck im Auge die verwüstende Flamme, sie zu erhalten unablässig bemüht. Die alten französischen Entwürfe gegen Spanien und Deutschland verfolgend, nur behutsamer und mit desto sichererem Erfolg, im Innern aber Ludwig's XI. Grundsätze vollständig auszuführen, nur gewaltsamer und entschlossener, das war der Geist von Richelieu's Herrschaft; Despotismus im Innern, Anarchie in allen andern Staaten rund umher zur eigenen Vergrößerung. Wenn Gustav Adolf und Ferdinand aufrichtig für ihren Glauben kämpften, Wallenstein mit seinem großen Verstande dem astrologischen Wahne nachhing, so kann jenes System der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit, wenn man auch noch auf die Mittel sieht, welche Richelieu sich erlaubte, deren keines ihm zu schrecklich oder zu schlecht war, jene absichtliche Mißhandlung, jene Nichtachtung und Verletzung alles Heiligen und Guten, wohl als der wahre politische Atheismus betrachtet werden.

36.

Wallenstein.

Den 15. September 1583 wurde **Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein** als der dritte Sohn einer wenig bemittelten aber doch angesehenen böhmischen Adelsfamilie auf dem Gute seines Vaters Hermanik geboren. Die Jugendgeschichte dieses außerordentlichen Menschen ist früher mit Fabeln ausgeschmückt worden, wir halten uns an das

Historische. Schon im zehnten Jahre verlor Albrecht seine Mutter, und kurze Zeit darauf auch den Vater. Ein Oheim mütterlicherseits, Albrecht Slavata, nahm sich des verwaisten Knaben an und ließ ihn in einer Schule der böhmischen Brüder zu Koschumberg unterrichten. Denn das Haus der Waldsteine, wie das der Slavata, bekannte sich zu dem protestantischen Glauben. Aber nicht lange blieb der junge Wallenstein weder bei der Religion seines Vaters noch in derselben Lehranstalt. Einige Zeit später finden wir ihn in einer adeligen Jesuitenschule zu Olmütz, wohin ihn ein zweiter Oheim, Johann Kavka von Ricam, ein eifriger Freund der Jesuiten, gebracht hatte. Die Väter versäumten nicht, ihren Zögling zum katholischen Glauben zu bringen. Dieser Wechsel war entscheidend für sein ganzes Leben, denn er bestimmte seine Abneigung gegen die protestantische Revolution Böhmens, und bereitete dadurch seine Größe vor. Der junge Jesuitenschüler haßte den Unterricht in lateinischen Wörtern und andere Studien der Art, womit man lebhafte Knaben in den Schulen plagt. Einer der Patres, Pachta, sein Bekehrer, verschonte ihn nach Möglichkeit mit dem trockenen Geistesfutter, weßhalb der Knabe große Zuneigung zu dem Lehrer faßte.

Nach Beendigung seiner Studien ging er in Gesellschaft eines reichen jungen Edelmanns auf Reisen, und besuchte das südliche und westliche Deutschland, Holland und Italien. Als Hofmeister begleitete die beiden Herren ein Freund des berühmten Keppler, Peter Verdungus, aus Franken gebürtig, Mathematiker und Astrolog. Wahrscheinlich war es dieser Gelehrte, der in die Seele Wallenstein's Vorliebe für die geheime Wissenschaft der Sterne prägte. In Padua verweilten sie längere Zeit, wo Wallenstein von dem Professor Argoli, einem namhaften Himmelskundigen jener Zeit, Unterricht in der Kabbala und Astrologie erhielt. Nach der Rückreise in das Vaterland trat er in Kriegsdienste, und zwar trug er seine ersten Waffen gegen die Türken in Ungarn. Kaiser Rudolf hatte den Oberbefehl über die Völker in Ungarn einem italienischen General aus der niederländischen Schule, Georg Basta, übergeben. Unter Basta's Anführung schwang sich Wallenstein, 22jährig, während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Kompagnie Fußvolk empor. Der Friede wurde jedoch schon im Jahre 1606 geschlossen, und Wallenstein kehrte nach Böhmen zurück. Von seinem Vater hatte er nur ein geringes Erbe erhalten. Seine Umstände zu verbessern, bewarb er sich um die Hand einer schon ältlichen aber reichen Wittwe. Diese Frau, welche nach

kurzer Ehe starb, hinterließ ihm ausgedehnte Besitzungen in Mähren und eine bedeutende Summe an baarem Gelde.

An dem Bruderzwist zwischen Kaiser Rudolf und Erzherzog Matthias nahm er keinen Antheil. Dennoch gewann er die Neigung des Letztern. Noch mehr beeiferte sich Wallenstein, die Gunst Ferdinand's II. zu erringen, sobald diesem Prinzen der Weg zum Kaiserthron gebahnt war. Ferdinand führte als Herzog von Steiermark im Jahre 1617 Krieg mit der Republik Venedig. Wallenstein warb auf eigene Kosten 200 Dragoner, und führte sie dem Grafen Dampierre zu, den Ferdinand zum Befehlshaber seiner Truppen bestellt hatte. Er fand Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Die Festung Gradiska war seit einigen Monaten von den Venetianern eingeschlossen und litt solchen Mangel an Lebensbedürfnissen, daß ihre Uebergabe unvermeidlich war, wenn nicht schnelle Hülfe erschien. Wallenstein übernahm den Auftrag, einen Zug von Proviantwagen in die Stadt zu werfen, was er auch glücklich bewerkstelligte. Seine Freigebigkeit machte ihn auch hier schon zum Liebling der Soldaten.

Die kleine Schaar von 200 Dragonern wuchs während des Krieges zu einem ganzen Regiment, das sich durch Kleidung und Pracht der Waffen vor den übrigen auszeichnete. Bereits galt Wallenstein als eine der Stützen des kaiserlichen Hauses, und als er nach Beendigung des Krieges an den Hof nach Wien kam, wurde er von Matthias in den Grafenstand erhoben, zum Obersten ernannt, und erhielt auf des Kaisers Empfehlung ein Regiment der mährischen Landmiliz.

In Wien vermählte er sich zum zweitenmal mit Isabella Katharina Gräfin von Harrach, einer Tochter des kaiserlichen geheimen Raths und Kämmerers Karl von Harrach. So war er durch die Gunst des Kaisers, wie durch den Einfluß seines Schwähers unauflöslich an das habsburgische Interesse gekettet, als im Jahre 1618 die böhmische Empörung ausbrach. Wallenstein, der sich damals in Olmütz befand, schwankte keinen Augenblick über die zu ergreifende Partei. Die mährischen Stände bereiteten sich, gemeinsame Sache mit den Böhmen zu machen. Wallenstein handelte und sprach für den Kaiser. Als Graf Thurn die Kaiserlichen unter Dampierre nach Oesterreich zurückdrängte, versorgte er das fliehende Heer von Mähren aus mit Proviant und Schießbedarf. Seinen Vettern, die in dem böhmischen Heere dienten, ließ er sagen, „er werde sie mit Ruthen für ihre Dienste belohnen.“ Die Anführer der Böhmen, Thurn, Fels und Hohenlohe, verklagten ihn wegen seiner feindseligen Gesinnung

bei den mährischen Direktoren, und forderten dieselben auf, dem Verräther die Waffen abzunehmen und sich selbst an die Böhmen anzuschließen.

Diese Vereinigung kam, ohne daß Wallenstein sie verhindern konnte, bald darauf zu Stande. Ein allgemeiner mährischer Landtag wurde nach Brünn ausgeschrieben. Wallenstein legte sich nun mit seinem Regimente in einen Hinterhalt, um die ständischen Abgeordneten aufzuheben und dem Kaiser als Rebellen auszuliefern. Allein der Anschlag mißlang. Wallenstein mußte, von Thurn bedrängt und von seinen mährischen Soldaten im Stiche gelassen, die Stadt Olmütz räumen, nahm aber die Landeskasse, in der sich 100,000 Reichsthaler befanden, mit nach Wien zum Kaiser. Jetzt traf ihn ein schwerer Schlag. Alle seine Güter in Mähren und Böhmen wurden von der neuen Regierung zu Prag eingezogen, er selbst für einen Landesverräther erklärt. Indeß erhielt er aus der geretteten Kasse 12,000 Thaler angewiesen, um ein neues Reiterregiment zu werben, das er wirklich zusammenbrachte und zum Heere Bucquoi's führte. Gute Dienste leistete er der Sache des neuen Kaisers Ferdinand in dem Gefechte bei Teyn. Auch an der Vertheidigung Wien's gegen die zahlreichen Schaaren Bethlen Gabor's im November 1619 nahm Wallenstein Antheil. In dem böhmischen Feldzuge vom Jahre 1620 bekleidete er die Stelle eines Generalquartiermeisters der vereinten kaiserlichen ligistischen Truppen, und hatte als solcher für die Beischaffung der Lebensmittel zu sorgen. Nach erfolgter Unterdrückung des böhmischen Aufstandes half er die Feinde vollends aus Schlesien und Mähren vertreiben.

In dem Zeitraum zwischen 1621—1624 geschah es, daß Wallenstein jene Gütermasse zusammenbrachte, die es ihm möglich machte, Heere auf eigene Kosten anzuwerben, gerade wie 1700 Jahre früher römische Magnaten zu Ende der Republik.

Die Confiskationen, durch welche der protestantische Adel Böhmens sein Eigenthum verlor, machten mehr als den halben Grundbesitz des Landes flüssig. Für Spottpreise wurden die eingezogenen Güter losgeschlagen, theils weil es an den nöthigen baaren Mitteln für einen solchen Markt fehlte, theils weil der Erwerb des gewaltsam entrissenen Erbes Anderer schmählich und der neue Besitz höchst unsicher schien. Wallenstein erstand im Laufe weniger Jahre für 7,290,228 Gulden konfiszirte Güter. Mehr als das Fünffache mochte der wahre Werth dieser Erwerbungen betragen. Wie konnte aber Wallenstein solche Summen auf-

bringen? Der reiche Nachlaß seiner ersten Gemahlin, wie die zweite Vermählung erklärt Einiges, ebenso die Thatsache, daß er dem Kaiser große Gegenrechnungen zu machen hatte. Dennoch dürften diese und andere sehr günstige Umstände nicht hinreichen, um jene ungeheure Gesammtsumme der Käufe Wallenstein's begreiflich zu machen. Ohne Zweifel hat er in den verschiedenen Feldzügen, denen er seit 1617 anwohnte, nach damaliger Sitte der Obersten auf gewaltsame Weise für seinen Vortheil gesorgt, und durch den Raub der beweglichen Güter, die er in den durchstreiften Provinzen fand, den späteren Erwerb unbeweglicher vorbereitet. Gewiß ist, daß Kaiser Ferdinand in einem noch vorhandenen Briefe Klagen über die Erpressungen führt, welche sich das Kriegsvolk Wallenstein's vor dessen Erhebung zum kaiserlichen Feldhauptmann für den dänischen Krieg zu Schulden kommen ließ. Es wird darin unter Anderem angeführt, daß die Hauptleute eines Regiments ihrem Obersten wöchentlich je 100 Reichsthaler von dem Raub abgeben mußten. Statt Sold zu empfangen bezahlten also die Offiziere dem Befehlshaber des Regiments noch bedeutende Summen. Wie groß mögen demnach die Erpressungen gewesen sein! Die Gier, Güter auf jede Weise zu erwerben, wurde zur Leidenschaft bei Wallenstein. Wie er später ganze Herzogthümer, als Sagan, Mecklenburg, an sich zu bringen wußte, so verschmähte er es nicht, fortwährend kleine Besitzungen durch Kauf, Tausch oder durch andere Mittel zu erringen. Selbst seine Blutsverwandten wurden nicht geschont. Im Jahre 1628, da er schon nach dem Kaiser die erste Rolle in Deutschland spielte, erwarb er z. B. von seinen vier unmündigen Vettern die Herrschaft Milletin. Gleichwohl war nicht Geiz die Quelle dieser Erwerbungslust, der Besitz von Land und Leuten sollte vielmehr die Grundlage seiner politischen Größe sein. So eifrig er als Privatmann erwarb, so freigebig that er seine Schätze auf, als die Zeit zur Ausführung der Plane gekommen war, die er in seinem Innern hegte.

Stolz, leidenschaftlich, der äußern Pracht, dem Luxus und dem Prunk zugethan, strebte er nur nach seinem leeren blendenden Glanze, wodurch die Menge beherrscht wird. Seine Waffenthaten in Ungarn und Böhmen hatten ihm einen Ruhm erworben, den er noch zu vergrößern bemüht war, und den seine ungeheuren Reichthümer noch vermehrten. Uebrigens war er persönlich tapfer, die Gefahr verachtend, seine Manieren waren edel, seine Gastfreundschaft prachtvoll; er war geschickt, die Menschen zu durchschauen, sie zu beherrschen, sie bei ihren

schwachen Seiten zu packen und an sich zu ziehen; in seinen Belohnungen war er bis zur Verschwendung freigebig, aufopfernd wenn es galt seine Freunde zu beschützen; geduldig, wenn es nöthig war; nachgiebig, wo er ein Hinderniß nicht mit Gewalt wegräumen konnte, und in der Kunst des Zuwartens wohl erfahren. Aber Selbstsucht, Haß, Neid, Zorn, Anmaßung, das gewöhnliche Gefolge des Hochmuths stritten um die Herrschaft über dieses nur für große Thaten geschaffene Herz. Nur nach seinem eigenen Ruhme strebend, war ihm jeder andere Gedanke untergeordnet, selbst die Interessen, deren Vertheidigung ihm anvertraut war. Der Grund seiner Freigebigkeit war Berechnung, und seine bewunderte Großmuth war nichts als die Anlage eines Kapitals, von welchem er hohe Zinsen erwartete. Unerbittlich in seinem Hasse, war ihm Vergebung unbekannt und nie vergaß er eine Beleidigung. Seinesgleichen wollte er nie anerkennen, und duldete Niemanden über sich, nicht einmal den Kaiser. Der geringste Widerstand brachte ihn außer sich; er nährte einen tödtlichen Haß gegen diejenigen, welche sich nicht vor ihm beugen wollten. Ruhmredig in seinen Worten, oft bis zur Prahlsucht, schien er desto schwächer, wenn es zu handeln galt; sein Geist, erhitzt durch einen unersättlichen Ehrgeiz, hegte mehr Pläne, als sein Arm vollführen konnte. Diese eherne Seele schreckte vor nichts zurück, und selber käuflich, glaubte sie an die Bestechlichkeit aller Menschen. Sein religiöser Cultus war die Astrologie; sein Gewissen, allen kleinlichen Ansichten der Pflicht fremd, richtete sich nach den Sternen; außer diesen glaubte er nur an sich selbst. Er schmeichelte den Jesuiten, weil ihm ihr Einfluß nöthig war; er bewies ihnen seine Freigebigkeit, weniger aus Neigung, als um dem Kaiser zu gefallen.*) Uebrigens besaß Niemand die Kunst der Verstellung in höherem Grade als er.

Nachdem er durch ausgedehnten Landbesitz mächtig geworden, entgingen ihm auch die Titel nicht, die den Reichthum an Grund und Boden gewöhnlich begleiten. Im Jahre 1623 ward er vom Kaiser zum Fürsten und ein Jahr später zum Herzog von Friedland, damals seiner größten Herrschaft, ernannt. Zugleich erhielt er in den Schreiben, die der Kaiser an ihn erließ, die Titulatur „Oheim," für welche Auszeichnung Ferdinand II. ihm einen besonderen Gnadenbrief ausstellte.

---

*) Ueber die religiösen Anschauungen Wallenstein's bringt Hurter in seiner an neuen Aufschlüssen reichen Schrift: „Zur Geschichte Wallensteins" höchst interessante Daten bei, aus welchen sich ergibt, daß er sich kirchlichen Dingen im besten Falle nur des „Staatswohls wegen" geneigt erwies.

Seitdem hieß er unter dem Volke gewöhnlich „der Friedländer." In solchen Verhältnissen stand Wallenstein zu dem Kaiser, als dringende Aufforderungen nach Wien gelangten, die Streitkräfte der Liga durch ein kaiserliches Hilfsheer zu verstärken. Guter Rath war theuer. Ebbe herrschte in der Schatzkammer, und die kaiserlichen Minister wußten keinen Ausweg. Da machte Wallenstein den Antrag: auf eigene Kosten 40,000 Mann in's Feld zu stellen. Die Minister fanden Anfangs den Vorschlag prahlerisch und unausführbar, und meinten, man müsse froh sein, wenn es gelänge, 20,000 Mann aufzubringen; aber Wallenstein entgegnete: 20,000 Mann würden Hungers sterben, „mit 50,000 Mann will ich in's Feld rücken, die werden sich selbst ernähren." Nach längeren Unterhandlungen wies man drei Kreise in Böhmen an, damit der Herzog erst 20,000 Mann, dann die übrigen werben möge. Hierauf wurde Wallenstein's Bestallung als des Kaisers „General-Obristen-Feldhauptmann" ausgefertigt.

Der Tag, an welchem er den Befehl übernahm, bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Bis dahin war der Kampf zur Vergrößerung Bayerns, zum Vortheil der katholischen Kirche geführt worden. Wallenstein drückte ihm alsbald den kaiserlichen Charakter auf. „Vor des Friedländers Erhebung," sagt Khevenhiller, „hieß man unsere Leute Spanier, jetzt aber nennt man uns Kaiserliche." Bayern sollte von der obersten Leitung deutscher Angelegenheiten zurückgedrängt, die Reichsfürsten entweder zum Gehorsam gegen den Kaiser gebracht oder vernichtet werden. Unverkennbar hegte der Herzog von Friedland die Ansicht, daß es ein Mittel gebe, den traurigen Kirchenstreit ohne Zuthun der Theologen auf politischem Wege auszusöhnen. Er rechnete: wenn man das Uebermaß der Aristokratie, welches Germanien in's Unglück gestürzt und die Reformation zur Geißel gemacht, bändige, wenn man dann unter dem Banner der apostolischen Kirche dem deutschen Volke seine Einheit zurückgebe, und Macht, Ehre, europäische Geltung des Reiches wieder aufrichte, würden die deutschen Lutheraner und Calvinisten, die es mit sich und dem Vaterlande wohl meinten, eingedenk der unbestreitbaren Wahrheit, daß des Reiches Wohl unumgänglich Einheit der Kirche fordere, gutwillig ihrem katholischen Kaiser in die Messe folgen, und sich wieder zu dem Bekenntnisse wenden, unter dem Germanien acht Jahrhunderte lang das große Wort in der Christenheit geführt hatte. Merkwürdig ist, wie folgerichtig Wallenstein von Anfang an die wichtigsten Maßregeln diesem Gedanken anpaßte.

In der Liga Heer herrschte der Grundsatz, nur Katholiken zu höheren Offiziersstellen zu befördern. Als Tilly im März 1627 einen verdienten Soldaten Namens Walter zum Obersten vorgeschlagen hatte, ohne über die Religion desselben Auskunft zu geben, schrieb der Kurfürst von Bayern an seinen Feldherrn: „Ehe er diesen Antrag genehmige, müsse er erst wissen, ob der Vorgeschlagene Katholik sei, denn Tilly werde selbst ermessen, welche Ungelegenheiten es verursachen könne, wenn man Unkatholischen Befehlshaberstellen anvertraue.“ Wallenstein befolgte die entgegengesetzte Regel. Ohne Unterschied des Glaubens beförderte er Protestanten und Katholiken, ja er gab sogar ersteren den Vorzug, weil vorauszusehen war, daß Protestanten weniger als Altgläubige den Einflüssen Bayerns und der Liga zugänglich sein würden. Die bayerische Partei ermangelte nicht, die Gefahr, mit welcher dieß Verfahren sie bedrohte, in's Auge zu fassen. Auf einem Ligatage (Februar 1627) wurden bittere Klagen darüber geführt, daß der Friedländer die beträchtlichsten Werbungen unkatholischen Obristen und Edelleuten übertrage. Dieselbe Beschwerde wiederholte zwei Jahre später der Erzherzog Leopold in einem an seinen Bruder, den Kaiser, erlassenen Schreiben, worin er tadelnd sagt, die Mehrzahl des Wallenstein'schen Heeres bestehe aus Lutheranern und Calvinisten. Außer persönlicher Tüchtigkeit forderte der Friedländer von seinen Leuten eine gute kaiserliche Gesinnung, und es ist erstaunlich, wie schnell sich dieser Geist dem Heere und auch einem großen Theil der Nation mittheilte. Derselbe entwickelte seine eigene Art von Fanatismus. Wir wollen ein Beispiel erzählen. Im Sommer nach der Lützener Schlacht, in welcher Gustav Adolf fiel, erstürmte eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres die an der schweizer Gränze gelegene Festung Rheinfelden, welche Deutsch-Schweden unter dem Befehl des Oberst-Lieutenants von Andlau vertheidigten. Nach Einnahme der Stadt zog sich die Besatzung in den Bauhof an der Rheinbrücke zurück. Die Fahne des Hauptmanns Zink drang ihnen nach, hieb die Thore auf und stürzte hinein. Andlau war ein Verwandter des Hauptmann's, der die Kaiserlichen führte; er rief ihm zu: „Vetter und Waffenbruder Zink, gib mir und meinen Soldaten Quartier.“ Der Angerufene erwiderte: „Vetter Andlau, du bist ein Schelm, denn du dienst wider den Kaiser und dein Vaterland.“ Sprach's, riß dem nächsten Fußknecht die Partisane aus der Hand und rannte sie dem Deutsch-Schweden durch den Leib, daß er todt niedersank. Dasselbe Schicksal hatte die ganze Rotte, Alle wurden niedergehauen. Diese vom Friedländer dem Heere eingepflanzte

kaiserliche Gesinnung hat den Herzog lange überlebt. Sie bewirkte, daß treffliche Anführer, wie Johann von Werth, von den Bayern zum kaiserlichen Heere übergingen, und daß Protestanten, wie Melander, von Holzapfel die letzten waren, welche Ferdinand's III. gutes Recht verfochten.

Im Frühjahr und Sommer 1625 ließ Wallenstein, der sein Hauptquartier in Eger aufgeschlagen, die Trommel rühren. Ende August waren 7000 Mann zu Pferd und fast 15,000 Fußknechte beisammen. Aber das Geschütz und die Reiterei waren in einem schlechten Zustande. Die Rüstungen hatten den baaren Vorrath des Herzogs erschöpft, vielen Obersten und Soldaten war der Werbesold noch nicht bezahlt. So wird begreiflich, daß der erste Zug Friedland's einer Bereicherung seiner Kasse galt. Nachdem er seine Regimenter „in's Reich" hinaus bis nach Schwaben vorangesendet, brach er den 3. September selbst nach Franken auf. Das Gebiet von Nürnberg wurde gebrandschatzt, die Stadt selbst so lange geängstigt, bis sie sich zu Erlegung von 100,000 Gulden verstand. Von da rückte Wallenstein nach Niederdeutschland.

37.

Gustav Adolf und der Protestantismus in Deutschland.

Die Ansicht, Gustav Adolf sei zu Schutz und Schirm des Glaubens der Protestanten nach Deutschland gekommen, ist zwar durch Geschichtsforscher, wie Leo, K. A. Menzel, Barthold, Gfrörer, Theissing, Villermont, Klopp u. A. widerlegt, demungeachtet aber noch allgemein verbreitet, ja sogar einem protestantischen „Gustav-Adolfsverein" in Deutschland zu Grunde gelegt. Diese Ansicht ist jedoch weder historisch-wahr noch deutsch-patriotisch.

Wie wenig Gustav Adolf an Schutz des bedrängten Protestantismus dachte, als er (1630) ohne vorausgehende Kriegserklärung in's deutsche Reich einfiel, beweißt das Manifest, welches er damals erließ, worin er in der That nur höchst geringfügige Beweggründe für die unternommene Gewaltthat anzuführen weiß, davon keiner das Wohl des Protestantismus zum Zwecke hat, womit der König doch alle Herzen sich hätte gewinnen können. Mit energischer Kürze sagt Geijer, der schwedische Geschichtschreiber: Für Stralsund (den Schlüssel der Ostsee) stürzte der König sich in den deutschen Krieg. Ein angeborner und anerzogener Hang nach Krieg und Soldatenthum, sowie ein unbezwinglicher Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern von Gustav Adolf's öffentlichen Hand-

lungen. Vor seiner Landung in Deutschland hatte er sich nicht anders gezeigt, anders zeigte er sich auch nicht nachher. Für den Segen des Friedens und eine seine Völker beglückende Ruhe hat er, so lange er lebte, niemals eine ernste Theilnahme bewiesen. Sein Reich war ihm zu enge. Die Idee seines politisch-großen Reichskanzlers Oxenstierna, die Obergewalt im Norden zu erwerben, ein Kaiserthum des Ostens zu gründen, war der Pulsschlag seines großen Herzens. Arbiter totius Septentrionis zu werden, sagte Oxenstierna. Deßhalb eilte er von Krieg zu Krieg und hatte schon in achtzehn Feldzügen seinen kriegerischen Thatendurst gestillt, ehe er Deutschlands Küste betrat. Warum schloß Gustav, wenn er der Kämpfer für deutsche Glaubensfreiheit war, sich nicht für den niederdeutschen Krieg an Christian IV. an, und half ihm nicht einen Krieg führen, zu dem er früher vor Allem gerathen hatte?*)

Nicht allein das Manifest schweigt von der dem Könige beigelegten Absicht, den deutschen Protestantismus vom kaiserlichen Joche zu befreien, sondern es lassen auch weder die Verhandlungen zu Stockholm mit den Ständen**), noch die mit dem Kaiser, oder die mit den deutschen Kurfürsten eine Spur von einer solchen Absicht erblicken.

Als ein Eroberer und Eindringling haben ihn auch die Fürsten Deutschlands sogleich betrachtet. Selbst Mecklenburgs und Pommerns Herzoge, zu deren Rettung er gekommen zu sein vorgab, haben ihn weder gerufen, noch auch sich ihm sogleich angeschlossen.

Unbestritten mag sein, daß er auf die protestantischen Fürsten rechnete und die Absicht hatte, sie mit sich zu verbinden. Denn dieses war die Politik des Hauses Wasa, dessen durch Gustav's Vater verdrängten katholischen Zweig in Polen der Schwedenkönig noch immer zu fürchten hatte. Sich als den Befreier der Deutschen und des Protestantismus in Proklamationen und bei andern öffentlichen Gelegenheiten

---

*) Niemals war der Protestantismus in größerer Gefahr, als nach Christians IV. Niederlage bei Lutter. Man liest aber nicht, daß Gustav Adolf damals Miene gemacht, ihm zu helfen.

**) Oxenstierna erklärte im Jahre 1644 vor dem schwedischen Reichsrath: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion für die Krone Schweden; darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser. Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät in die Waffen brachte." Maximilian von Bayern rieth dem Kaiser: „Ich meine, Ew. Majestät sollten in Gottes Namen gleich anjetzt mit dem Salvius den Frieden auf ganz Pommern schließen lassen."

zu bezeichnen, gefiel sich Gustav erst dann, nachdem er inne geworden, wie er hiemit in die Ideen Derer einging, welche er für sich gewinnen wollte. Solche Sympathien zu erregen, haben andere große Eroberer ebenfalls nicht unter ihrer Würde gehalten, und man darf deßwegen gerade nicht einen Stein auf Gustav werfen, wenn er die Täuschung, als kriege er nur für die Aufrechterhaltung des protestantischen Glaubens zu befördern suchte. Er war schlauer Feldherr und Diplomat, ja Geijer nennt ihn einen „verschlagenen Staatsmann." Man darf nur seine Art, wie er in Deutschland schaltete und über die eroberten Länder verfügte, näher betrachten, um von der Ansicht, als habe er den Schutz des Protestantismus für seinen höchsten Beruf gehalten, gründlich kurirt zu werden. Die frommen Uebungen, welche der Schwedenkönig mit seinem Kriegshandwerke verband, und die er häufig öffentlich unter Theilnahme seines Heeres vornahm, braucht man nicht als ein Schauspiel darzustellen. Gustav hatte angeborne und anerzogene Frömmigkeit. Aber auch seine Gegner hielten ähnliche Uebungen. Tilly galt sogar für einen höchst frommen General*). Seine Proklamationen, welche einen religiösen Geist athmen und meisterhaft berechnet sind, können deßhalb zur Darlegung seiner geheimen Motive nicht benützt werden. Aus den Verhandlungen mit dem Kaiser geht dagegen hervor, daß dem Herrscher von Schweden an dem Frieden bei weitem nicht so viel gelegen war, als seine öffentlichen Erklärungen vermuthen lassen. Seine beständigen Versicherungen, den Frieden zu wollen, waren auch nicht von der geringsten Anstrengung begleitet, denselben wirklich herbeizuführen. Die Bedingungen, welche er aufstellte, machten den Frieden stets unmöglich. Schon vor seiner Landung in Deutschland führte er gegen den Kaiser eine Sprache und stellte Forderungen an diesen, als ob er mit einem siegreichen Heere im Herzen Deutschlands stünde. Sein Zweck war Krieg gegen Deutschland, nicht gegen die deutschen Katholiken**). Denn als sich der Herzog von Pommern seiner Landung zu

---

*) Jene Uebungen waren im Geiste der Zeit. Nicht nur Cromwell hielt sie systematisch, auch der sonst liederliche Marlborough ließ sie vor der Schlacht anstellen.

**) So redselig seine Zunge vom Religionskrieg, vom Evangelium da überfloß, wo er mit Bürgern und Magistraten deutscher Städte zu thun hatte, so hütete er sich doch sehr, diese Worte in officiellen Actenstücken an andere Regierungen (besonders die französische) zu gebrauchen, abgesehen natürlich von den deutschen Fürsten, die er durch die Anweisung auf den Raub katholischen Eigenthums zu ködern suchte. In solchem Falle leisteten zur Stärkung der Schwachen einige sogenannte evangelische Redensarten nütz-

widersetzen Miene machte, stellte ihm Gustav Adolf die Frage, ob er sein Freund oder Feind sein wolle? ein Beweis, daß er die seinen Plänen hinderlichen Staaten keineswegs zu schonen gewillt war, wobei ihm gleich galt, ob sie protestantisch oder katholisch waren. Nicht einmal die Neutralität gestand Gustav Adolf den Pommern zu.

Gustav Adolf hatte in manchen Stücken Aehnlichkeit mit Gustav III. Gleich große persönliche Liebenswürdigkeit erleichterte ihm sein Streben nach Popularität, und er verabsäumte keine Gelegenheit, auf diesem Wege seinen Vortheil zu suchen. Was anders als ein solcher wohl berechneter Versuch war es doch, da Gustav auf seinem Zuge gegen Stettin von einer Deputation aus der Stadt beehrt, an deren Spitze der Bürgermeister stand, sobald er des Letztern ansichtig ward, sein Haupt entblößte, jenem die Hand bot und so lange mit unbedecktem Haupte stehen blieb, bis der Bürgermeister in ihn drang, sich zu bedecken. Es mußte dem Bürgermeister schmeicheln, von dem skandinavischen Helden so artig behandelt zu werden. Seine Drohungen wider die Stettiner und den alternden Herzog wußte er in die süßesten Worte zu kleiden. Daß er, wenn man ihm Einfluß weigere, stürmen und plündern lassen werde, drückte er auf die verbindlichste Weise aus. Welche Absichten Gustav Adolf im Schilde führte, zeigte schon ganz deutlich der mit dem alten Herzoge Bogislaw geschlossene Traktat, welcher den Schweden auf den Fall von Bogislaw's Tode und mit Ausschluß des näher berechtigten Brandenburgs, die Besitznahme von Pommern zusichern wollte. Die Art, wie Gustav nachher seinen Schwager von Brandenburg bedrängte, wie er mitten im Frieden dessen Festungen eroberte und die Mannschaften behandelte, wie er unterließ, dem hart bedrängten Magdeburg

---

liche Dienste. Ferner kannte er den Werth der Presse als Agitationsmittel. In Deutschland ließ er unzählige Broschüren zum Beweise seiner Glaubensretterschaft ausstreuen, dagegen verkündete in französischer Sprache der auf seinen Befehl geschriebene „Soldat suédois“: die Behauptung, daß Gustav Adolf einen Religionskrieg führe, sei eine schwere Verläumdung. Die Freunde der Schweden, die Generalstaaten von Holland meldeten dem Cardinal Richelieu: das Vorgeben, daß der Schwede einen Religionskrieg führe, sei eine österreichische Lüge. Der Papst Urban VIII. erwiderte dem Kaiser auf die Vorstellung, daß die ganze katholische Kirche in Deutschland durch die Fortschritte des Schweden in Gefahr gerathe: dem sei nicht so; der Schwede führe einen politischen, nicht einen Religionskrieg Die schwedisch-französische Brandschrift des Hippolitus a Lapide gegen Deutschland und das Haus Habsburg sagt: Sileat autem accesset tandem vanus ille de religione praetextus: nam non de religione sed de regione agitur.

zu Hülfe zu eilen, und geschehen ließ, daß Tilly's Armee dasselbe mit stürmender Hand nahm, sind eine deutlichere Sprache, als seine frommen Betheuerungen und religiösen Versicherungen.

Diejenigen dagegen versündigen sich an dem Andenken Gustav Adolf's, welche im Gefühle, daß des Königs spätere Gewaltsamkeiten und Eigenmächtigkeiten mit der Rolle eines Beschützers des Protestantismus sich übel vertragen, denselben durch das Glück der Breitenfelder Schlacht übermüthig geworden und zu ehrgeizigen Plänen versucht, erscheinen lassen. Weit edler, consequenter und wahrer steht der Schwedenkönig da, wenn man ihm den falschen Heiligenschein, den er selber im Ernste nie beansprucht hat, von allem Anfange nimmt, statt ihn solcher Versuchung verfallen zu lassen. Wenn man aufhört, diesen mit ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestatteten Mann als den „Retter deutscher Freiheit" zu preisen, und vielmehr den Eroberer in ihm sieht, der er war, so entgeht man den Verlegenheiten, in die man geräth, wenn man die Reverse liest, in denen sich Gustav Adolf von den Bürgern und Obrigkeiten eingenommener protestantischer Städte, selbst freier Reichsstädte, als nunmehrigem Landesherrn huldigen läßt.

Es sollte aber auch die verdächtige und der deutschen Nation so nachtheilige Allianz, die Gustav Adolf mit Frankreich unterhielt, nicht unvergessen bleiben, wenn man fragt: ob Gustav Adolf wirklich als „Befreier Deutschlands" zu ehren sei. Freilich achtete er, nachdem der Lauf seiner Siege ihm den Bund mit Frankreich überflüssig gemacht, dieses Alliirten wenig mehr. Ja, als der französische Gesandte ihn zur mildern Behandlung der Lande des Kurfürsten von Bayern, des Heerführers der katholischen Liga, zu bewegen suchte, sprach er: „Seine französische Majestät möchten immerhin 40,000 Mann zur Liga stoßen lassen, es sei ihm gleichgültig, mit wem er Krieg führe, ja wenn es sein müsse, sei auch der Türk' guter Freund." Diese Aeußerung ist ein Beweis mehr, wie wenig Gustav Adolf die Förderung der protestantischen Sache als solcher am Herzen lag. Wenn dieß der Fall gewesen wäre, weßhalb verletzte er durch seine Eigenmächtigkeiten und Ansprüche die protestantischen Fürsten so oft und so tief? Warum behandelte er diese Herrscher als seine Vasallen und verleidete ihnen durch seinen Druck ihre Anhänglichkeit an die Sache des Protestantismus? Am schwersten wird es, den Vorwurf der Herrschsucht von Gustav Adolf abzuwenden, wenn man die empfindliche Weise erwägt, wie er den Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar zurücksetzte. Nachdem er ihm glänzende Versprechungen gemacht,

einflußreiche Befehlshaberposten zugesagt, erfüllte er nichts von Allem. Den heldenmüthigen Reichsfürsten, den genialen Heerführer Bernhard von Weimar, behandelte er wie einen schwedischen Soldaten. Gleich diesem waren auch die übrigen Fürsten, welche sich dem Schwedenkönige angeschlossen, der Herrschsucht, Befehlshaberei und Geringschätzung, welche er dieselben häufig genug empfinden ließ, vollkommen überdrüssig. Nach allem Bisherigen kann kaum bezweifelt werden, daß dem Könige von Schweden weit mehr an der Errichtung eines schwedischen Staates in Deutschland, als an der Förderung und Befreiung des deutschen Protestantismus gelegen war. Niemand wird dies in Abrede stellen, welcher die zu Mainz gepflogenen Verhandlungen zwischen den Abgeordneten Herzog Friedrich Ulrich's von Braunschweig nach der Leipziger Schlacht näher in Betracht zieht. Hierin verlangte Gustav nichts Geringeres, als daß der Herzog mit seinen gegenwärtigen und den zu seinem Anfalle stehenden Gebieten und Herrschaften sich vom Reiche trennen und jene von der schwedischen Krone zu Lehen nehmen solle; die hieraus etwa entspringenden Kriege solle der Herzog ganz dem Könige anheimgeben, und diesem das Recht behalten, daß er nach Erforderung gemeiner Nothdurft Frieden declariren, Krieg ankündigen und dirigiren solle, könne und möge. Man wird die Absicht des Königs und wie dieselbe aufgenommen am Besten aus der Antwort ermessen, welche ihm die braunschweigischen Abgeordneten zu Theil werden ließen. „Es sey dem Herzoge Friedrich Ulrich niemals in den Sinn gekommen, vom Reiche deutscher Nation abzutreten. Selbst des Herzogs Ulrich Einwilligung in des Königs Forderungen würde keine Kraft haben, wenn solches nicht einstimmig von allen Ständen des Reiches geschähe. Nach der vom König von Schweden erlassenen Proklamation sei die Erhaltung des Reiches deutscher Nation, und daß jeder evangelische Stand wieder in seinen vorigen Zustand gesetzt werden solle, der Zweck seines gegenwärtigen Krieges mit dem Kaiser. Wenn nun Se. Majestät selbst die Reichsverfassung über den Haufen würfen, so würde solches bei den evangelischen Ständen nur Mißtrauen und Betrübniß und bei den Katholischen Frohlocken zur Folge haben. Gesetzt auch, der König könne bei seinen Lebzeiten die an sich gerissene Herrschaft des deutschen Reiches behaupten, so würde er doch seine Nachkommen und die Krone Schwedens in ewige Kriege verwickeln und solche Herrschaft schwerlich behaupten können. Das Recht, Reichskriege anzukündigen und Frieden zu schließen, sei schon seit hundert Jahren dem Kaiser

zugestanden worden; der jetzige Kaiser, der sich dergleichen habe anmaßen wollen, sei auf dem Kurfürstentage zu Regensburg und dem Leipziger Convent zurecht gewiesen. In der Absicht, die eigenen Hoheitsrechte aufrecht zu erhalten, hätten sich die evangelischen Stände mit ihm verbunden, was den Reichsgesetzen nicht zuwider laufe."

Hieraus geht doch klar hervor, daß auch die Zeitgenossen Gustav Adolf's weit davon entfernt waren, ihn als den Beschützer der protestantischen Sache zu betrachten. Kaiser Ferdinand schrieb an die Kurfürsten von Bayern und Brandenburg: „Je länger, je mehr weiset der Augenschein, daß die beiden Kronen (Frankreich und Schweden) nicht, wie sie jederzeit vorgaben und sich rühmten, pro defensione religionis aut libertatis imperii sich in diesen deutschen Krieg eingemischt, sondern daß es zur Erweiterung ihrer Herrschaft und Eroberung fremder Länder, auch zu völliger Instruktion des Reiches und des deutschen Kaiserthums geschehen ist. Unter dem Vorwande, unser Erzhaus allein zu bekriegen, sind sie gewillt, das Reich unter ihre Gewalt zu bringen und unter sich zu theilen." (Koch, K. Ferdinand III. S. 32.) Wäre es dem Könige Ernst gewesen mit seinen Manifesten, so hätte er wohl nichts Besseres thun können, als den von der katholischen Partei vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz in seine Länder wieder einzusetzen, nachdem er dieselben erobert. Allein zu einer solchen Wiedereinsetzung machte er keine Anstalten, wich unter allerlei Vorwänden den von Friedrich's nahem Verwandten, dem Könige von England, ergangenen Ansuchen aus und enthielt die eroberten Länder ihrem rechtmäßigen Herrn vor. Nachdem derselbe Jahr und Tag dem Könige gefolgt war, verstand sich dieser endlich zur Rückgabe der Besitzungen unter Bedingungen, welche zweifelhaft ließen, ob fortan Gustav oder Friedrich als Herr der Pfalz zu betrachten sei. Eine Menge zweideutiger und doppelsinniger Ausdrücke sollte dem Könige von Schweden eine noch freiere Hand sichern, wenn er dieselbe zu gebrauchen für gut befinden würde. Der Kurfürst entsetzte sich über die Bedingungen, und gab dem Könige unverholen zu erkennen, daß er sich, nachdem er dem Könige beinahe ein Jahr lang aufgewartet, zu demselben eines ganz andern versehen habe.

Eben so wenig bewies sich Gustav als einen Befreier der Deutschen durch die Freigebigkeit, mit welcher er die eroberten Staatsgüter an seine Günstlinge vergabte und durch die Wegführung der schönen Büchersammlungen aus Würzburg, Bamberg und Mainz nach Schweden, von denen die letztere leiter ein Raub der Wellen ward. Verschenkte er

Ländereien und Herrschaften nicht, so versprach er dieselben wenigstens zum Geschenk, nicht selten mehreren zugleich, ohne daß aber einer der Begnadigten das Zugesagte erhielt, worüber er denn auf beliebige Weise anderweitig verfügte. Als einst wegen Nichterfüllung ähnlicher Zusagen an seine Soldaten, unter denen sich eine Menge deutscher Herren befanden, im Lager ein Aufstand sich erhob, wußte Gustav denselben zwar durch seine Geistesgegenwart und Gewandtheit zu beschwichtigen, ließ aber dabei folgende in der That verwunderliche Reden hören: „Ihr Fürsten, Herren u. s. w. Ihr zeigt Untreue gegen Euer Vaterland. Ich habe von Euch und Eurem Reich nicht so viel bekommen, daß ich mir ein Paar Hosen davon könnte machen lassen, ja ich würde lieber ohne Hosen geritten sein, als mich mit dem Eurigen zu bekleiden. Ich habe Euch Alles gegeben, was Gott in meine Hand gelegt hat, ich habe nicht den Saum von einem Städtchen behalten, den ich nicht mit Euch getheilt habe. Wollt Ihr Euch aber empören, so will ich mich zuvor mit Euch herum hauen, daß die Stücke davon fliegen sollen." Wenn man erwägt, daß, als diese Rede erging, der schwedische Held bereits wichtige Länder erobert und im Besitze hatte, wie alle diejenigen recht wohl wußten, an die er seine Worte richtete, so wird man auf die Zuverlässigkeit der in den Proklamationen enthaltenen Zusagen und Motive nicht ein so großes Gewicht zu legen den Muth haben, als die protestantischen Theologen es zu ihrer Zeit gethan. Wie er selbst vor seinem Zuge nach Deutschland im Reichsrathe zu Stockholm äußerte: „Für mich ist keine Ruhe zu erwarten, als die ewige," so erscheint er auch in den Geschichtsbüchern seiner Landsleute als ein unruhiger Siegesheld, welcher bei allen Verhandlungen, die er pflog, immer die Kriege im Auge hatte, die er noch führen wollte, da das Siegen einmal seine Leidenschaft war und ein Siegen ohne Kriegen nicht zu haben ist. „Das Endziel seiner Wünsche aber war," wie Geijer nicht bezweifeln zu dürfen meint, „eine große Monarchie, zu deren Stützen er den jungen Friedrich von Brandenburg, nachmaligen großen Kurfürsten, und Bernhard von Weimar zählte, jenen an der Hand seiner Tochter, diesen seiner Schwestertochter." Daß im Laufe seiner Siege seine Entwürfe wuchsen, ist eine psychologisch erklärliche Erscheinung. Daß er nach der Leipziger Schlacht selbst an die deutsche Kaiserkrone dachte, ist mehr als wahrscheinlich; denn bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Sachsen nach der Schlacht forderte er diesen auf, ihm seine Stimme zum römischen Kaiser zu geben und die übrigen deutschen Fürsten zu einem Gleichen zu bewegen. Bald

darauf wurden zwölf Punkte in Deutschland verbreitet, welche der König als Bedingungen für den Frieden mit Oesterreich vorgeschlagen habe, und deren zehnter also lautet: „Ihre Königliche Majestät zu Schweden sollen zum römischen Könige erwählt werden, weil sie das Reich vom Untergange gerettet haben." Ob es dem Könige hiermit augenblicklich Ernst gewesen, läßt sich nicht ermitteln. Allein selbst seine Freunde geben zu, daß er damit die Stimmung der Deutschen habe erforschen wollen. Wozu aber, wenn er nicht ernstliche Absichten im Hintergrunde hatte?

In einer Botschaft an den Kurfürsten von Sachsen vom Juni 1632 läßt er demselben vermelden: „Die Sachen wären dahin gekommen, daß die Evangelischen durchaus eines Kaisers von ihrer Nation bedürften. Der Kurfürst solle nur ernstlich daran gehen, daß der König hiezu erwählt werde. Die Stimmen der Evangelischen habe er genugsam verdient; die Länder vieler Katholiken habe er im Besitz und die anderen würden nach Aufhebung des Vorbehaltes nicht ungern auf seine Seite treten. Ferdinand habe sich durch Uebertretung der Reichsgesetze selbst der kaiserlichen Würde verlustig gemacht." Die Vorsehung meinte es aber besser mit beiden Herrschern, sie erhielt den Kaiser in seiner Würde und rief den Schwedenkönig von dem Schauplatze, auf welchem er durch weitere Entwickelung seiner hochstrebenden Pläne den Nachruhm verdunkelt haben würde, welcher ihm auch von denen zuerkannt wird, die ihn nicht für den Hort des Protestantismus und den Befreier Deutschlands halten.

38.

Tilly und Magdeburg.

Nicht leicht ist ein großer Mann ungerechter verläumdet worden, als Tilly. Dichter und Geschichtschreiber haben gewetteifert, seinen Charakter als den eines kalten fanatischen Blutmenschen zu brandmarken. „Die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly ist ein geschichtlicher Glaubensartikel geworden." Und doch ist dieser Glaubensartikel ein bloßes Trugbild, geschaffen durch absichtliche oder poetische Verunstaltung der Thatsachen. Neuere Geschichtsforschung hat die Verläumdung nachgewiesen und die Ehre eines der größten deutschen Kriegshelden gerettet. Es ist hier nicht am Orte, diese Beweisführung umständlich darzulegen, nur die Resultate sollen mitgetheilt werden.

Johann Tserclas, Graf von Tilly, Sohn eines kaiserlichen Kriegsrathes, geboren 1559 auf einem Landgute bei Lüttich, wählte,

von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, im Alter von vierzehn Jahren die Kriegslaufbahn, und erlernte das Waffenhandwerk unter dem großen Kriegsmeister Alba, in der spanischen Schule, damals der besten in Europa. Hier ward sein Charakter vornämlich in strengem Gehorsam und militärischer Zucht gefestigt. Seine ersten glänzenden Kriegsthaten verrichtete er als kaiserlicher Oberst im Kampf wider die ungarischen Mißvergnügten (1602—1606) an der Spitze eines auf seine Kosten geworbenen Wallonen-Regiments. Nach Beendigung dieses Krieges trat Tilly in die Dienste des Herzogs Maximilian von Bayern, jenes Fürsten, auf welchen damals alle Hoffnung der deutschen Katholiken gerichtet war. An die Spitze des bayerischen Kriegsrathes gestellt und später zum Feldherrn der Liga ernannt, eröffnet er nunmehr jenen siegreichen Kampf mit den Gegnern der katholischen Sache, dessen Glanzpunkte eine Reihe von welthistorischen Schlachten bildet. Zuerst wendet er sich dem bedrängten Oesterreich zu Hülfe, trifft die Rebellen am weißen Berge bei Prag entscheidend und rettet die Erblande. Darauf geht er den Partheigängern des Winterkönigs zu Leibe, dem charakterlosen Ernst von Mansfeld, der nach der Weise der Raubritter des 16. Jahrhunderts weniger um seines Glaubens als um der Beute willen dem böhmischen Könige zugezogen war, und zuerst den Grundsatz geltend gemacht hatte, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse. Gräuel, wie sie seit den Zeiten der Hunnen und Mongolen nicht erhört worden, bezeichneten seinen Weg. Mit ihm vereinigte sich der Markgraf Georg Friedrich von Baden, der in seinem Lande ein bedeutendes Heer geworben. Diesen beiden schloß sich ein dritter militärischer Abenteurer, Herzog Christian von Braunschweig an, derselbe, der den Handschuh der Gemahlin Friedrich's auf dem Hute führte und aus geraubtem Kirchensilber Thaler schlagen ließ mit der Umschrift: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Trotz seiner Liederlichkeit und seines Freibeuterlebens hatte die protestantische Partei ihm außer dem Bisthum Halberstadt so viele Pfründen übertragen, als irgend zu ihrer Verfügung standen. Mit den aus diesen Kirchengütern gezogenen Einkünften hatte er, dem Namen nach General, in den Diensten des Kurfürsten von der Pfalz ein Heer geworben, mit diesem seit dem Herbste des Jahres 1621 Niedersachsen und Westphalen durchzogen, Kirchen und Stifte geplündert und an wehrlosen katholischen Priestern, die in seine Hände fielen, unnennbare Grausamkeiten verübt. Tilly züchtigte diese Abenteurer. Zuerst ward der Mansfelder geschlagen, darnach bei Wimpfen am Neckar das Heer des Markgrafen vernichtet,

endlich der Braunschweiger bei Höchst am Main getroffen, Alles in einem Zeitraum von wenigen Monaten. Die Eroberung der ganzen Pfalz, des Erblandes des flüchtigen Friedrich's, machte den Beschluß dieses glänzenden Feldzugs. Vom Rhein wendet sich nunmehr Tilly's Thätigkeit dem Norden zu. Der niedersächsische Kreis wird sein Kriegsschauplatz. Dort hat sich die Opposition gegen den Kaiser mächtig erhoben, unterstützt von Christian IV., König von Dänemark, mit einem Hülfsheer von 60,000 Mann. Tilly entscheidet den Krieg durch die siegreiche Hauptschlacht bei Lutter am Barenberge (27. Aug. 1606). Er und Wallenstein dringen seitdem unaufhaltsam bis an die Küsten der Ost- und Nordsee vor; Dänemark muß um Frieden bitten und aller Angelegenheiten des Reichs sich enthalten; ganz Norddeutschland ist unterworfen.

Unter diesen Umständen glaubte Kaiser Ferdinand II. jenen Plan ausführen zu können, den die katholischen Stände schon im Jahr 1608 auf dem Reichstage zu Regensburg angeregt hatten, nämlich die Sachen auf denjenigen Zustand zurückzuführen, wo sie zur Zeit des Religionsfriedens, namentlich seit dem Passauer Vertrage von 1552 gewesen waren, somit den Protestanten alle seit jener Zeit von ihnen widerrechtlich angeeigneten Stifter und Abteien, 120 an der Zahl, abzufordern und den ursprünglichen Besitzern zurückzuerstatten. So erschien das Restitutions-Edikt vom 6. März 1629. Ueber dieses Edikt kann in modernen Geschichtsbüchern viel Fabelhaftes und Ungereimtes gelesen werden. „Von der streng rechtlichen Seite betrachtet" — sagt der gründlichste deutsche Geschichtschreiber — „möchte das Restitutionsedikt schwerlich anzufechten sein," aber in hohem Grade unpolitisch war es, das ganze protestantische Deutschland in solcher Weise herauszufordern. „Der Akt, die Güter der Kirche, nachdem sie sich 77 Jahre in protestantischen Händen befunden, ihrer frühern Bestimmung zurückzugeben, war freilich nicht gewaltsamer, als der Akt, der sie derselben entrissen hatte; aber denen, die es unternommen haben, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen und längst aufgegebene Zustände wiederherzustellen, ist das Gottesurtheil des Ausgangs minder günstig gewesen, als jenen, welche sich den neuen Richtungen des Zeitgeistes überlassen haben. So hatte denn auch das Restitutionsedikt die traurige Wirkung, die kaum beruhigten Gemüther von Neuem aufzuregen. Diese Aufregung war um so bedenklicher, als vom Auslande her die Feindseligkeit gegen das Reichsoberhaupt genährt ward. Frankreich hatte eben die Brücke geschlagen, über welche der Schwedenkönig

nach Deutschland marschirte. Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf an Pommerns Küste. Wallenstein war entlassen, die Truppen des Kaisers mit der Liga durch die Besetzung von ganz Norddeutschland vereinzelt und zersplittert: so konnte ein großer Feldherr, wie Gustav Adolf, an der Spitze eines vereinigten Heeres rasch Fortschritte machen und bereits am 3. April 1631 das wichtige Frankfurt an der Oder erstürmen. Gegen diesen Andrang suchte Tilly in dem noch wichtigeren Magdeburg einen festen Stützpunkt. Der Besitz Magdeburgs schien militärisch vom höchsten Werthe, weil die Festung der Schlüssel des Elbstroms war. Ebenso groß war die moralische Bedeutung Magdeburgs als Herd eines Feuereifers für die protestantische Sache, wie er sonst nirgends in ganz Deutschland gefunden wurde. Der ehemalige Administrator des Erzbisthums, Christian von Brandenburg, vom Kaiser abgesetzt und geächtet, hatte sich zu Gustav Adolf geflüchtet und Hülfe erbeten. Der König gab ihm den Rath, sich mit Feindseligkeiten gegen den Kaiser nicht zu übereilen, sondern lieber nach Wien zu gehen, scheinbar zu unterhandeln und sich allmählig wieder in den Besitz des Erzstiftes zu setzen. Das ließ aber die Ungeduld des Mannes nicht zu. Schon etliche Wochen nach Gustav's Landung kehrte er nach Magdeburg zurück, ward mit großem Jubel empfangen und begann sofort eine ebenso unkluge als unzeitige Agitation gegen den Kaiser. Durch offene Briefe wurden die Unterthanen des Erzstiftes aufgemahnt, alle Feinde der evangelischen Religion als Landesfeinde auszuschaffen und mit allgemeinem Sturmschlag aller Enden zu verfolgen. Die Werbfahne ward aufgesteckt, der Zulauf war groß, in Kurzem hatte der Administrator sich wieder der meisten Städte und Schlösser des Erzstiftes bemächtigt. Aber Eines fehlte, worauf man gerechnet hatte — Gustav Adolf's Beistand. Schon rückten die Kaiserlichen von allen Seiten heran und der Schwedenkönig erschien nicht. Anstatt eines Heeres hatte er nur einen Offizier gesandt, den Obersten Dietrich von Falkenberg, um die Leitung der Vertheidigungsanstalten zu übernehmen. Diese waren in mangelhaftem und verworrenem Zustande. Der Magistrat hielt mit dem Geld zurück, Soldaten zu bezahlen, desto freigebiger war er mit Worten und Erklärungen wider den Kaiser. Tilly erließ unter'm 29. Dez. 1630 ein Abmahnungsschreiben an die Stadt: „Er habe das Kommando über die kaiserliche Armee in den niedersächsischen Revieren übernommen und ermahne sie Namens des Kaisers ernstlich, seines Theils aber wohlmeintlich, von den wider den Kaiser und das Reich seither verübten, ohne Zweifel aus fried-

hässiger Leute Ueberredung und Verleitung hergeflossenen unverantwortlichen Handlungen abzustehen und die unnöthiger Weise ergriffenen Waffen niederzulegen, zumal sie nicht die geringste Ursache zu einiger Widersetzlichkeit habe. Sollte sie diese Erinnerung nicht fruchten lassen, so werde sie ihren gänzlichen Ruin und Untergang unfehlbar zu gewärtigen haben, wie alle diejenigen, die sich dem Kaiser, als ihrer von dem Allmächtigen vorgesetzten Obrigkeit, widersetzt, aus Gottes gerechtem Verhängniß jederzeit hart gestraft worden, wie solches durch lebendige Exempel, daran man sich billig spiegeln sollte, genugsam zu Tage gebracht werde." Noch während der Belagerung, welche Ende März ihren Anfang nahm, erließ Tilly ähnliche Aufforderungen, das bevorstehende Unglück abzuwenden und eine Kapitulation zu schließen, da die Stadt keinen Entsatz zu hoffen habe. Der Magistrat antwortete ablehnend, begehrte jedoch in der letzten Zeit Pässe für Abgeordnete, die er an den Kurfürsten von Brandenburg und an die Hansestädte schicken wollte, um ihren Rath über die von dem kaiserlichen Feldherrn geforderte Unterwerfung einzuholen. Tilly war sogleich bereit, Pässe zu ertheilen, erklärte aber auch, daß er den Gang der Belagerung nicht hemmen könne. Da die Gesandten am 18. noch nicht abgereist waren, wiederholte er an diesem Tage seine dringenden Vorstellungen, dem unzweifelhaft bevorstehenden Unglücke durch rechtzeitige Kapitulation zuvorzukommen. Die Machthaber in der Stadt waren aber der Meinung, daß der König von Schweden sich nähere, und sahen mit jedem Augenblicke dem Entsatze entgegen. Es lag ihnen daher Alles daran, die Belagerer hinzuhalten. In dieser Absicht beschlossen sie, den Trompeter, der am 18. die drei Schreiben Tilly's überbracht hatte, erst am 20. abzufertigen, indem sie glaubten, daß die Feinde bis dahin keinen Sturm unternehmen würden.

Aber gerade dieser Tag war es, auf welchen Pappenheim, der im Kriegsrathe die Hauptstimme führte, und auch unter den Einwohnern Verständnisse unterhielt, einen Sturm in Vorschlag brachte; Tilly, der die Stadt zu erhalten wünschte, ging nur ungern darauf ein. Um die Belagerten sicher zu machen, ließ er am 19. einen Theil des Geschützes aus den Laufgräben abfahren, als wolle er wegen Annäherung der Schweden am folgenden Tage den Rückzug antreten. Aber beim Ausbruche dieses verhängnißvollen Tages berief er, anstatt das Zeichen zum Angriff geben zu lassen, nochmals einen Kriegsrath und stellte die Gefahr vor, bei hellem Tage zu stürmen, in der Erwartung, daß der in die Stadt

geschickte Trompeter noch Vorschläge der Ergebung zurückbringen könne. Zwei Stunden wurde gerathschlagt, zu größerm Verderben der unglücklichen Stadt; denn um fünf Uhr hätten die Stürmenden den Wall noch von den Bürgern besetzt gefunden, um sieben Uhr lagen die letzteren ermüdet in den Armen des Schlafes, und schläfrige Söldner waren an ihre Stelle getreten. Die Meinung eines italienischen Hauptmannes, daß gerade am hellen Tage ein Sturm am Leichtesten gelinge, weil die Belagerten am Wenigsten darauf gefaßt wären, wie auch Maestricht auf solche Weise erstiegen worden sei, gab endlich den Ausschlag. Auch jetzt noch zögerte Tilly, in der Hoffnung, die Bürger würden die von allen Seiten anrückenden Streitmassen erblicken und im letzten Augenblicke die Ergebungsfahne aufstecken. Pappenheim aber, in der Besorgniß vor abermaligem Gegenbefehl, eilte zu seinen wallonischen Regimentern, die gegen die Bastei an der Neustadt aufmarschirt standen, und ohne die zum Signal bestimmten Kanonenschüsse abzuwarten, ließ er von einigen Auserlesenen den Wall an einer Stelle ersteigen, wo der Graben trocken lag und die Brüstung abgängig war. Die schwachbesetzte Thorwache wurde niedergemacht und die Pappenheimer befanden sich in der Stadt, ehe noch auf den drei andern Seiten die Schlachthaufen sich in Bewegung setzten.

Der Oberst von Falkenberg, der den Eingedrungenen entgegen eilte, erhielt durch eine Kugel den Tod. Der Administrator, der schon am frühen Morgen bei Besichtigung der Wachen von einer Kartaunenkugel am Schenkel gestreift worden war, wurde, als er auf den Lärm von dem Eindringen der Feinde aus seinem Quartier trat, von einem Trupp kaiserlicher Soldaten gefangen genommen, auf ein Pferd gesetzt und über den Wall zur Stadt hinaus in's Lager geschleppt. Dennoch leisteten die erwachten Bürger Widerstand, schossen aus den Häusern und wehrten auf mehreren Punkten die Stürmenden ab. An zwei Stunden dauerte dieser Kampf in den Straßen, der den Pappenheimern gegen 1000 Mann an Todten und Verwundeten kostete, bis sie des Widerstandes Meister wurden, die geschlossenen Thore von Innen mit Petarden sprengten, und die Vertheidiger zwischen zwei Feuern erlagen. Um zehn Uhr war die ganze Stadt in den Händen der Feinde. Auch der Schwedenkönig hatte seinen Truppen in dem eroberten Frankfurt, obwohl es eine protestantische Stadt war und er den Kurfürsten von Brandenburg sich zum Freunde machen wollte, als Arbeitslohn

eine dreistündige Plünderung gestatten müssen *), und die kaiserlichen Feldherren mochten weder im Stande noch geneigt sein, zu Gunsten der Magdeburger ihren Leuten den kriegsüblichen Preis für das vollbrachte Werk zu versagen; aber das Unglück wurde dadurch gränzenlos, daß die Truppen hier mit dem Bürger selbst als mit ihrem eigentlichen Feinde zu thun gehabt hatten, daß in den Straßen gekämpft, aus den Häusern geschossen und vor Ueberwältigung des Widerstandes keinerlei Abkommen getroffen worden war, daß endlich in den ersten Stunden an mehreren Orten Feuer ausbrach, welches auf den Flügeln eines sich erhebenden Sturmwindes schnell nach allen Richtungen hinflog. Pappenheim hatte aus militärischen Gründen ein Haus hart am Walle anzünden lassen; wie aber der Brand an einer andern, davon entfernten Stelle entstanden, ist zweifelhaft geblieben und von Mehreren der Verzweiflung der Bürger beigemessen worden. In dieser Verwirrung überließ sich der wüthende Soldat ungezügelt jedwedem Gelüste der Habsucht, der Rache, der Wollust. Raub, Mord und Schändung wurde in den Häusern, in den Kirchen, auf den Straßen verübt. Die Kunde von der Eroberung Magdeburgs setzte das an so viel Gräßliches gewöhnte Geschlecht in dumpfes Erstaunen. Außer denen, die in den Häusern verbrannten, sollen über 20,000 Leichen theils begraben, theils in die Elbe geworfen worden sein. Die Stadt war ein Schutthaufen; nur der Dom, zu dessen Rettung die kaiserlichen Befehlshaber ihre Leute antrieben, das Frauenkloster und hundert und neun Fischerhütten an der Elbe entgingen dem Feuer. **)

---

1) „Hätten sich die Frankfurter gegen die Schweden gewehrt, wie die Magdeburger gegen Tilly und Pappenheim, was würde dann aus Frankfurt geworden sein? Sicherlich ein Schutthaufen wie Magdeburg.“ Gfrörer. Uebrigens berichtet ein schwedischer Bericht von Frankfurts Eroberung: „Außer zwei Pfarrhäusern und der Kirche ist weder des Rathhauses noch einiger Menschen Wohnung verschont, Kisten und Kasten erbrochen . . . die meisten Menschen bis auf's Hemd ausgezogen und dergestalt prozedirt worden, daß Ihre Majestät die Plünderung endlich mit Prügeln ablegen müssen, auch der geschehene Schaden mit vielen Tonnen Goldes nicht erstattet werden kann.“ Und das geschah von Gustav Adolf an einer protestantischen Stadt! Will man weitere Beispiele für die furchtbare Sitte einer schrecklichen Zeit, so lese man die Geschichte der Plünderung Würzburgs durch Gustav Adolf bei Scharold, Gesch. der kgl. schwed. Zwischenregierung ꝛc. ꝛc 1842. Bensen, Verhängniß Magdeburgs S. 516.

**) Tilly, der anerkannt große Feldherr, soll den groben Unverstand gehabt haben, eine Stadt absichtlich zu zerstören, deren Untergang für ihn selbst der größte Schaden war. Welcher Schätze, welcher Geldsummen, welcher Hülfsmittel beraubte er sich, die alle durch den Brand vernichtet wurden! Mag man den berühmten General blutdürstig schelten; ihn „dumm“ zu heißen, hat Niemand das Recht!

Am dritten Tage ritt Tilly durch die rauchenden Trümmer, und ließ unter Trommelschlag Quartier ausrufen. An der Thür der Domkirche trat ihm ein alter Geistlicher, der Domprediger Bak, mit einer Menge Menschen, meist Frauen und Kindern, welche zwei Tage und Nächte ohne Nahrung zugebracht hatten, mit den Worten Virgils entgegen:

Venit summa dies et ineluctabile tempus
Dardaniae. Fuimus Troes. Fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum.

Der General wiederholte die Zusage der Gnade und ließ unter die halb Verhungerten Brod austheilen; dann besichtigte er die gefangenen Soldaten und schalt sie aus, daß sie sich nicht besser gewehrt, und von der Stadt das Unglück nicht abgewendet hätten. In der That war der Untergang Magdeburgs auch für den Sieger, der auf einen Waffenplatz und Stützpunkt an der Elbe gerechnet hatte und statt dessen eine öde Brandstätte fand, ein harter Verlust. Mit Schmerz sah er seine früher gehegten Besorgnisse erfüllt und traf nun Anstalten, die Ordnung wiederherzustellen, ließ die pappenheimischen Regimenter, die bisher auf dem alten und neuen Markte gelegen waren, den Wall besetzen, und gab strengen Befehl, daß keinem Einwohner mehr ein Leid zugefügt werden solle. Ob dieß, wenn es früher geschehen, die Gräuel, deren Andenken sich an seinen Namen geheftet hat, verhütet oder verkürzt haben würde, muß dahingestellt bleiben; daß er an demselben Gefallen getragen, das Morden und Brennen befohlen habe, wird aber durch alle Umstände und durch Tilly's ganze Sinnesart widerlegt. Es reicht hin, die Schreiben, die er vorher an den Administrator, an den schwedischen Kommandanten und an den Rath und die Bürgerschaft erlassen hatte, zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ein Feldherr, der an die Belagerten in solchem Tone geschrieben hatte, unmöglich zu seinen Soldaten gesagt haben kann, was nun auf seine Rechnung von Mund zu Munde durch die Jahrhunderte geht: „Mordet und brennet noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen."*) Von glaubwürdigen Zeit-

*) Welches ist die erste Quelle dieser Worte? Kein gleichzeitiger Bericht, weder ein katholischer noch protestantischer enthält dieselben. Sie stammen aus dem im Auftrage Gustav Adolf's von dem calvinistischen Professor Spanheim herausgegebenen unzuverlässigen Buch: le soldat suédois, jedoch mit dem Zusatz: „wenn es wahr ist." Diesen Zusatz haben die Späteren weggelassen, Schiller aber hat durch seine unhistorische Darstellung das Märchen beim großen Publikum eingebürgert.

genossen wird bezeugt, daß Tilly beim Anblicke der jammervollen Verwüstung, als er durch die mit Leichen bedeckten Straßen geritten, in Thränen ausgebrochen sei; aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerxes, des Scipio und des Titus nicht zu Theil geworden.

„Grausam war das Schicksal Magdeburgs," bemerkt ein anderer großer Geschichtschreiber unserer Zeit, „aber nicht gegen die damalige Gewohnheit. Man muß keinen allgemeinen Maßstab, weder an Menschen, noch Ereignisse, noch Thaten legen, sondern jede betrachten nach ihrer Zeit. Eine außerordentliche Grausamkeit ist eine solche, die ein einzelner Unmensch gegen die gewöhnliche Handlungsweise der Mitlebenden begeht. Als eine solche hat man die Zerstörung Magdeburgs gebrandmarkt, aber mit Unrecht. Die Einwohner verschossen ihre letzten Patronen, ehe sie vom Walle wichen; nach einem zweistündigen verzweifelten Kampfe hatte Pappenheim die Fechtenden überwunden. Der Bürger übernahm die Rolle des Soldaten, also mußte er sich auch gefallen lassen, als bewaffneter Feind behandelt zu werden. Hiezu kommt, daß der Parteihaß damals eine fürchterliche Höhe erreicht hatte. Dieses Madeburg war bekannt, als eine alte Rebellin gegen Kaiser und Reich, als eine widerspenstige Guelfin. Schon Kaiser Karl V. mußte vor ihren Wällen abziehen, und erst zwei Jahre früher, unter Wallenstein's Kommando Pappenheim selbst. Unentschuldbar bleiben freilich die gegen Weiber und Kinder begangenen Scheußlichkeiten, aber dieser Vorwurf trifft nicht die Generale, nicht Tilly, nicht Pappenheim, sondern die menschliche Natur, oder vielmehr die Rohheit und Barbarei jenes Zeitalters."

Sollte es aber nach den Zeugnissen der Geschichte noch eines Zeugnisses zu Tilly's Rechtfertigung bedürfen, so liegt das beste und schönste in seinem Charakter, sowie er von seinen Zeitgenossen geschildert wird. Der Hauptzug in demselben war ein unerschütterlicher fester katholischer Glaube, um den sich treu und uneigennützig sein Leben dreht. Im Gegensatze gegen die Sinnesart der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, war er ein großartig kirchlicher Charakter im vollen Sinne des Wortes, der weder für Geld und Lohn, noch für die Ehre dieser Welt, sondern allein für den Glauben stritt, der ihn durchglühte. Die Tageszeiten des Breviers pflegte er wie ein Priester zu beten; reichte der Tag nicht aus, so nahm er die Nacht zu Hülfe. Nie unternahm er einen Angriff, ohne vorher sich vor Gott niedergeworfen und gebetet zu

haben, daß sein Wille geschehe. Seine Soldaten, denen er in jeder Hinsicht ein Vater war, pflegten ihn deßhalb den deutschen Josua zu nennen.

Ohne die Erkenntniß von dem warmen und lichtvollen Glauben Tilly's wird derselbe immer falsch beurtheilt werden, denn derselbe umfaßt sein ganzes Leben, ohne Lücke, ohne Unterbrechung, und erklärt einerseits die Verehrung, deren Gegenstand er war, andererseits den fanatischen Haß, welcher in der Geschichte nie aufgehört hat, ihn zu verfolgen. Unter dem Harnisch des Kriegers war er ein Heiliger, und wer den Werth dieses Wortes begreift, wird darin die Erklärung für jede Stunde dieser langen Laufbahn finden. Er liebte das Gebet, aber nie war die Ausübung desselben ein Hinderniß in Erfüllung seiner geringsten Pflichten. In seinem Zelte lag er den Gebetstunden ob, wie ein Mönch in seiner Zelle. Stets hatte er Gott vor Augen, häufig erhob er seine Seele zum Himmel, das innerliche Gebet war ihm wie ein Schild, dessen er sich bediente, um entweder seine eigenen Leidenschaften zu bezähmen oder die Schwierigkeiten und Mißgeschicke des Lebens ertragen zu können. Für die heilige Jungfrau hegte er jene besondere Verehrung, welche reinen, edlen Seelen eigen ist, und gefiel sich, dieselbe durch reiche Geschenke bei den volksthümlichen Altären der unbefleckten Mutter Gottes an den Tag zu legen, so wie dadurch, daß er ihr seine Fahnen weihte.

Diesem inneren Leben entsprach die Strenge seiner Sitten; er ist nie trunken gewesen und hat nie ein Weib berührt. Aber der Mann des Gebetes hielt unerbittlich die Zucht in seinem Heere aufrecht. Es wird berichtet, daß einst auf dem Zuge durch Oberösterreich nach Böhmen sechs wallonische Ausreißer unter dem Galgen dem Henker entsprangen und von ihren Kameraden mit gewaffneter Hand in Schutz genommen wurden. Auf der Stelle griff Tilly, der eben gegenwärtig war, zehn der Aufrührer, und unter diesen zufällig vier Edelleute, aus dem Gliede heraus und ließ sie, so wie sie gebeichtet hatten, im Laufe von anderthalb Stunden aufknüpfen. So streng er im Dienste war und so sehr er die Irrlehre verabscheute, so mitleidig und barmherzig erwies er sich den Irrenden. Als nach der Schlacht am weißen Berge viele Haupträdelsführer des Aufruhrs, uneingedenk, daß sie nach den Gesetzen aller Zeiten und aller Völker den Hals verwirkt hatten, in unbegreiflicher Sicherheit in Prag blieben, war es Tilly, der dem Blutgerichte seine Opfer entziehen wollte, und der ihnen den Rath geben ließ, sich eiligst aus dem Staube zu machen. Er hatte heimlichen Befehl ertheilt,

ihnen die Flucht zu erleichtern, und zu diesem Ende auch die Offiziere zurückgezogen, die jeden der Betheiligten bewachen sollten. Daß diese letztern, wahrscheinlich aus Furcht vor der Einziehung ihrer Güter, den Wink unbenützt ließen, und nun dem peinlichen Halsgerichte anheimfielen, war nicht seine Schuld. Auch in Nördlingen rühmte die erzprotestantische Bürgerschaft ihm nach, daß er, wie kein Anderer, strenge Mannszucht gehalten und ihr eine durch aufrührerische Reden vieler ihrer Mitglieder vielleicht wohlverdiente Züchtigung großmüthig geschenkt habe. Seine unparteiische strenge Gerechtigkeit traf schonungslos den Hohen wie den Niedern, den Edelmann wie den Bauern. Er betrachtete die Religion als den sichersten Grundstein eines guten Soldaten und duldete in seinem Lager keine der Ausschweifungen, welche in dem Wallensteins so häufig waren. Aber er liebte seine Soldaten, wie ein Vater, und sorgte unaufhörlich für sie; ihre Bedürfnisse, Wünsche und Gedanken wurden die seinen, für sie wurde er zudringlich und wunderlich, sparte ihnen zu Liebe weder Bitten noch Beschwerden, theilte ihre Mühsale und Entbehrungen, nahm sich ihre Noth so zu Herzen, daß seine Gesundheit darüber Schaden litt, während hingegen ihr Wohlsein ihm mehr Freude verschaffte, als ihnen selbst. Er war auch in der Armee außerordentlich beliebt. Die Soldaten nannten ihn ihren „Vater" und gaben ihm den gemüthlichen Spitznamen des „alten Hans."

Tilly vereinigte mit den Gaben eines Befehlshabers die Fügsamkeit eines Mönchs, gepaart mit kindlicher Herzenseinfalt. Sicher, auf dem rechten Pfade zu wandeln, wenn er den Gehorsam übte, frei von jeder weltlichen Eitelkeit und von jeder Rücksicht der Eigenliebe, suchte er keine andere Befriedigung, als die seines Gewissens und keine andere, als Gottes Ehre.

Nicht minder ehrwürdig wie seine Menschlichkeit war seine uneigennützige Großmuth. Er ist vielleicht der einzige unter den Feldherren des dreißigjährigen Krieges, von dem die Geschichte meldet, daß weder das Geld noch der Ehrgeiz über ihn Gewalt hatte. Kostbare Geschenke, die er erhielt (wie tausend Rosennobel, die ihm die Stadt Hamburg verehrte, und eine reiche mit Diamanten besetzte Kette, welche ihm eine spanische Infantin geschenkt hatte), legte er auf den Altar der Mutter-Gottes von Altötting nieder; auch bedurfte er, nachdem ihm durch den Tod seiner ältern Brüder ein mäßiges Vermögen zugefallen war, des Geldes nicht. Sechzigtausend Thaler, die er hinterließ, vermachte er den ältesten Offizieren der wallonischen Regimenter. Ferdinand II.

wollte ihn in den Fürstenstand erheben, allein er vermochte den kaiserlichen Geheimschreiber durch ein Geschenk von fünfhundert Thalern, die kaiserliche Gnadenbezeugung durch verzögerte Ausfertigung zu hintertreiben. Seiner äußern Erscheinung nach wird Tilly als ein kleiner, hagerer, aber kräftiger Mann geschildert; die Nase lang, die Stirne aber breit und hervorragend, die tiefliegenden Augen blau und feuerig, das Kinn spitzig mit starkem Knebelbart, die Haare kurz, in der Jugend röthlich, im reiferen Mannesalter weiß. Das Gesicht hat nach gleichzeitigen Portraits den Ausdruck des Ernstes und der Strenge, aber das Auge verräth die Milde eines edlen Gemüthes. Prachtliebe war ihm fremd; gewöhnlich ritt er einen Schimmel und seine Tracht war die spanische der damaligen Zeit: ein Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln, hohe Reitstiefel, lederne Beinkleider und weißer Gürtel, worin zwei Pistolen steckten; von dem hoch aufgekrämpten Hute wallte eine lange rothe Feder herab. Als einst ein junger französischer Großer, der in seinem Gefolge den Krieg kennen lernen sollte, über diesen seltsamen Aufzug spöttelnd fragte: was das für eine Mode sei? antwortete er trocken: c'est à ma mode. — In der Pfarrkirche zu Altötting ist sein Grab. Dort ruht, wie eine kurze Inschrift sagt, der Sieger in sechsunddreißig Schlachten: qui post tot ultimam expectat tubam.

Als Wallenstein Tilly's Tod erfuhr, äußerte er lebhafte Rührung: „Er hatte nicht seines Gleichen!" rief er aus. Aber Gustav Adolf bewies nicht einmal diese flüchtige Regung des Edelmuthes. „Der alte Korporal," wie er Tilly verächtlich nannte, hatte seine Empfindlichkeit gereizt, indem er seine entgegenkommenden Schritte mit stolzer Kälte zurückgewiesen. Als nach der Einnahme von München der Sieger von Breitenfeld mit seinem Gefolge deutscher Fürsten vor der Jesuitenkirche vorüberkam, fiel es ihm ein, sie zu besuchen. Er ging mit entblößtem Haupte bis zum Chore vor und betrachtete Alles mit Aufmerksamkeit. Der Rector der Jesuiten, welcher eiligst gerufen worden war, empfing ihn daselbst. Nach verschiedenen auf das gottgeweihte Gebäude bezüglichen Fragen knüpfte Gustav Adolf in lateinischer Sprache eine Diskussion über den katholischen Ritus an, und indem er rasch zu einem andern Ideengang überging rief er: „Leset ihr wohl Messen für Tilly? Wo glaubt ihr wohl, daß er jetzt sein wird." „Im Himmel, so hoffen wir," antwortete der Rector. Worauf der König voll Zorn mit dem Fuße stampfend, heftig erwiderte: „Erat barbarus, erat tyrannus."

Sonderbar klingt dieser Vorwurf aus solchem Munde; allein es war dies das Zeichen zum Losbruch der Verläumdungen, welche so lange den Ruf der Wahrheit ersticken sollten.

Zwei Jahrhunderte waren verflossen, zwei Jahrhunderte durch aufgeregte Leidenschaften und hartnäckige Unwissenheit geförderter geschichtlicher Verschwörungen: Da trat König Ludwig I. von Bayern kühn der klassisch gewordenen Unwahrheit entgegen und verkündigte mit einem bei gekrönten Häuptern selten gewordenen Muthe, daß nun der Wahrheit ihr Recht werden sollte. Bei der Einweihung der durch seine Fürsorge errichteten Tilly-Statue sprach der König die erhabenen Worte: „Dieses Standbild ist ein Beweis, daß wir die Dienste Tilly's nicht vergessen. Arg verläumdet war er zwei Jahrhunderte lang; aber durch des Vorurtheils Nebel drangen der Wahrheit Strahlen."

39.

Gustav Adolf's Sieg und Tod bei Lützen.

Bei Nürnberg waren die beiden Kriegsfürsten, Wallenstein und Gustav Adolf, Wochen lang in verschanzten Lagern gegenüber gestanden. Endlich hatte sich letzterer mit Verlust zurückgezogen, worauf der Friedländer nach Sachsen zog, den Kurfürsten zu einem Separatfrieden zu zwingen, um dann den Schwedenkönig leichter zu überwinden. Auf das Andringen des bedrängten Kurfürsten brach auch Gustav Adolf eilig nach Sachsen auf und bezog bei Naumburg ein verschanztes Lager. Wallenstein, des Glaubens, der Feind werde wegen vorgerückter Jahreszeit nichts unternehmen, entließ den General Pappenheim mit einem Theile des Heeres nach dem Rhein. Wie dieses Gustav hört, eilt er schnell nach Lützen, um Wallenstein anzugreifen.

Sogleich fertigt dieser einen Eilboten an Pappenheim nach Halle, mit dem Befehl: „Laßt Alles stehen und liegen und zieht herbei mit allem Volk und Stücken, daß Ihr Morgen frühe bei mir eintreffet; denn der Feind marschirt her."

Lützen liegt in einer Ebene, welche durch die Landstraße nach Leipzig und einen kleinen Kanal durchschnitten wird. Längs der Landstraße dehnten sich die friedländischen Linien in nordöstlicher Richtung aus. Wallenstein stützte seinen rechten Flügel auf die Stadt und die Windmühlen, die vor derselben lagen; die benachbarten Gärten wurden mit Musketieren besetzt. Zu beiden Seiten der Straße liefen trockene Gräben hin,

welche die Bauern aufgeworfen hatten, um zu verhindern, daß die Fuhrleute nicht in ihre Güter hineinfahren könnten. Der Herzog ließ dieselben vertiefen und durch Musketiere besetzen. Etliche massenhafte, aus mehreren Regimentern Fußvolk zusammengesetzte Vierecke nahmen die Mitte des kaiserlichen Heeres ein, wo sich Wallenstein selbst befand. Vor sich, an der Landstraße, hatte es eine Batterie von sieben Kanonen, den linken Flügel, der sich in's Feld hinausstreckte, nahmen Piccolomini's Kürassire ein, rechts schlossen sich ebenfalls Reiterhaufen an die Vierecke des Centrums an, hart an Lützen stand wieder eine Abtheilung Fußvolk, die äußersten beiden Flügel wurden durch Schwärme von Kroaten gedeckt. Das übrige Geschütz, außer jenen sieben Kanonen, stand bei den Windmühlen und bestrich in schräger Richtung die ganze Fronte des kaiserlichen Heeres, das zwei Treffen, eines hinter dem andern, bildete. Die Stärke desselben wird sehr verschieden angegeben. Wallenstein in seinem Bericht an den Kaiser will bloß 12,000 Mann gehabt haben, ehe Pappenheim eintraf. Dieß ist gewiß nicht wahr, ebenso wenig als die entgegengesetzte Angabe protestantischer Quellen, welche das ganze kaiserlicher Heer auf 40—50,000 Mann schätzen. Der Wahrheit möchte am nächsten kommen, daß Wallenstein gegen 25,000 Mann unter sich hatte. Die Schweden rückten von Südwest her auf die Landstraße zu, und stellten sich gegenüber dem Feinde auf. In zwei Treffen ward das Heer geordnet. Die Mitte nahmen acht Brigaden Fußvolk ein, wovon vier im ersten, die übrigen im zweiten Treffen. Auf dem rechten Flügel führte Gustav Adolf selbst sechs Reiter-Regimenter von seiner Nation. Sechs weitere Regimenter, aber deutsche, standen in zweiter Linie. Der linke Flügel war dem Herzog Bernhard anvertraut, er bildete zwölf Reiterabtheilungen, ebenfalls in zwei Linien. Musketierhaufen von 50—100 Mann waren unter die Schwadronen vertheilt. Hinter dem Fußvolk im Mittelpunkt, standen noch zwei Regimenter, eines zu Fuß, das andere zu Pferde. Vor jeder Brigade im ersten Treffen waren 5 große Kanonen aufgepflanzt, 40 leichtere wurden den Musketieren, die unter die Reiterei gemischt waren, auf jedem Flügel beigegeben. Die erste Linie des Fußvolks führte Graf Nils Brahe, das zweite Treffen befehligte Knipphausen. Gegen 20,000 Mann war das königliche Volk stark. In dieser Stellung erwarteten beide Heere ahnungsvoll den Aufgang der Sonne, um zu entscheiden, wer Herr in Deutschland werden solle.

Ein dichter Nebel bedeckte folgenden Tags die Ebene von Lützen. Obgleich so nahe aneinander, konnte man den Feind nicht sehen, bis das

Gewölk sich gegen eilf Uhr Mittags zertheilte. Das schwedische Heer verrichtete sein Morgengebet, die Trompeter bliesen Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott;" der König selbst stimmte einen Psalm an: „Verzage nicht, du Häuflein klein." Khevenhiller berichtet, daß er an diesem Morgen nicht dasselbe fröhliche Vertrauen gezeigt habe, wie sonst. Sein hoher Geist griff prophetisch der Zukunft vor; er fühlte sich am Saume der Ewigkeit. Um seinem Waffenvolk eine Zuversicht einzuhauchen, die in seiner eigenen Brust nicht auftauchen wollte, ritt er durch die Reihen und hielt an jede Nation insbesonders eine Rede, die auf uns gekommen ist. „Liebe Freunde und Landsleute," sprach er zu den Finnen und Schweden, „heute ist der Tag gekommen, an dem Ihr Eure Kraft zeigen sollt. Dort steht der Feind, nicht auf hohem Berge, oder hinter unersteiglichen Schanzen, sondern auf freiem Felde. Daß er es jetzt zur Schlacht kommen läßt, geschieht nicht freiwillig, noch aus Hoffnung des Siegs, sondern weil er nicht länger Euren Händen entrinnen kann. Darum haltet Euch wohl, wie es tapfern Soldaten geziemt, steht fest zu einander und fechtet ritterlich für Gott, Vaterland, König. Werdet Ihr Solches thun, so will ich Euch redlich belohnen, so Ihr aber nicht wacker kämpfet, so schwöre ich Euch, daß Eures Gebeins nicht soll wieder in Schweden kommen." In gleichem Sinne redete er zu den deutschen Regimentern. Wallenstein hat an diesem Tage nicht zu seinem Heere gesprochen, obwohl er die Reihen durchschritt. Der strenge Feldherrnblick, der Schlechten unnachsichtige Strafe, Tapfern sichere Belohnung verkündigte, wirkte mehr als alle Reden. Die Loosung war: „Gott mit uns" für die Lutherischen, „Jesus Maria" für die Katholiken. Gegen eilf Uhr zerriß die Sonne den Nebel. Nachdem beide Nationen Gustav Adolf's Anrede mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf erwiedert hatten, rief der König die Augen gen Himmel gewendet: „Nun wollen wir in Gottes Namen daran, Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heut zu Ehre deines heiligen Namens streiten," schwang das Schwert über dem Haupt und gebot „Vorwärts." Es galt über die Landstraße mit beiden Gräben zu dringen. Zur Linken des Heeres sah man die Stadt Lützen brennen, welche die Kaiserlichen angezündet hatten, um Ueberflüglung zu verhindern. In des Königs nächster Umgebung befand sich der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Kreilsheim, der Kammerherr Truchseß, der Edelknabe August Leubelfing, ein Nürnberger Patriziers-Sohn, sammt mehreren Offizieren der in Erfurt aufgelösten Regimenter, welche Adjutantendienste thaten, und zwei Reitknechte.

Zu gleicher Zeit rückte Herzog Bernhard mit dem linken Flügel gegen die Windmühlen und das befestigte Müllerhaus, die Fuß-Brigaden in der Mitte gegen die Landstraße und die Batterie von sieben Kanonen, die Reiterei des rechten Flügels, vom König geführt, in derselben Richtung vor. Gewehrfeuer empfing sie von Seiten der Musketiere, die in den Gräben lagen, auch die Kanonen aus beiden feindlichen Batterien thaten Schaden. Mehrere Kugeln fielen dicht bei Gustav Adolf nieder, der während des Vorrückens sein Pferd wechselte. Bei dem Graben angekommen, stutzten Gustav Adolf's Reiter Anfangs, folgten aber dann schnell dem Könige, der als einer der Ersten übersetzte. Schnell kam es zum Gefecht mit Piccolomini's Kürassieren und den Kroaten. Während dessen war das Fußvolk in der Mitte schnell vorgedrungen, hatte die Gräben gesäubert, die Landstraße überschritten, die Batterie von sieben Kanonen erobert, gegen den Feind gerichtet, zwei von den großen Vierecken bereits eingestoßen, und bearbeitete eben das dritte, als die feindliche Reserve und die noch stehende Reiterei mit Uebermacht auf die ermatteten Sieger fiel, ihnen die Kanonen wieder abnahm und sie über die Landstraße zurückwarf. Sobald der König auf dem rechten Flügel, der siegreich focht, Nachricht erhielt, daß sein Fußvolk weiche, stellte er sich an die Spitze des smaländischen Regiments, dessen Oberst verwundet weggetragen worden war, und eilte davon, um den Fuß-Brigaden zu helfen. Allzubehend trug ihn sein edles Roß über die Gräben hinüber, die Smaländer konnten nicht schnell genug folgen. Zur nämlichen Zeit hatte sich der Nebel wieder dichter ausgebreitet, nur mit wenigen Begleitern gerieth Gustav Adolf unter einen Haufen feindlicher Kürassiere. Sein Pferd bekam einen Pistolenschuß durch den Hals, ein zweiter zerschmetterte des Königs linkes Armbein. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppte. Nur ein einziger Begleiter war bei ihm geblieben, der Edelknabe Leubelfing. Dieser 18jährige Jüngling, der wenige Tage später zu Naumburg seinen Wunden erlag, erklärte auf dem Sterbebette vor Zeugen: „Als der König vom Pferde gefallen, sei er von dem seinigen herabgesprungen und habe es dem Monarchen angeboten; der König habe auch beide Hände nach ihm ausgestreckt, allein er sei nicht im Stande gewesen, die Last vom Boden aufzuheben; darauf seien feindliche Kürassiere dahergekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre; als er, der Edelknabe, es nicht

sagen wollen, aber der König selbst sich zu erkennen gegeben, habe einer der Feinde dem Liegenden mit dem Pistol durch den Kopf geschossen." Der König wurde bis auf's Hemd geplündert, ebenso der Edelknabe, den die Kürassiere schwer verwundet und für todt liegen ließen.

Währenddessen war es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Bernhard den Befehl führte, blutig zugegangen. Mit gewohnter Entschlossenheit vertrieb der Herzog die feindlichen Musketiere aus den Gärten um Lützen, eroberte das stark besetzte Müllerhaus, und ließ nun auf die Batterie an den Windmühlen Sturm laufen. Dieselbe war mit 14 Stücken besetzt, welche mörderisch unter den anrennenden Schweden wütheten. Unentschieden schwankte der Kampf, als der linke Flügel auch im Rücken angegriffen ward. Isolani hatte nämlich mit seinen Kroaten Lützen umritten und war über den Troß hergefallen. Viele Schweden flohen dort und es entstand unter den hinteren Truppen große Verwirrung, die jedoch nur so lange dauerte, bis aus dem zweiten Treffen etliche Schaaren herbeieilten und die Kroaten wieder verjagten. Ungefähr um diese Zeit erhielt Bernhard durch den Kammerherrn Truchseß Nachricht von des Königs Tode. Gustav Adolf hatte für diesen Fall den Oberbefehl dem Weimarer zugesagt. Also übergab Bernhard den linken Flügel dem Grafen Nils Brahe, eilte zu Knipphausen und benachrichtigte ihn von des Königs Tode. Knipphausen, ein trefflicher Offizier, aber vorsichtig und dem Glück mißtrauend, antwortete: daß seine Truppen in guter Ordnung wären, und daß man einen schönen Rückzug machen könne. Bernhard entgegnete: daß nicht von Weichen, sondern nur von Rache, Sieg oder Tod die Rede sein könne, eilte auf den rechten Flügl und stellte sich an die Spitze des smaländischen Regiments, dessen Oberstlieutenant er, entweder weil derselbe nicht gehorchen wollte, oder zur Strafe dafür, daß das Regiment dem Könige nicht schnell genug gefolgt war, mit dem Degen durch und durch rannte. Schon hatte sich hier, wie im Centrum, die Kunde von dem großen Unglück verbreitet; denn man sah Gustav Adolf's lediges Pferd mit Blut bedeckt die Fronte hinunterrennen; ein Gemurmel: „der König ist verwundet, gefangen, todt," lief durch die Reihen. Mit unbeschreiblicher Wuth stürzten Reiter und Fußvolk, ihn zu retten oder zu rächen, von Neuem auf die Landstraße los, Alles vor sich her zermalmend. Die Batterie der sieben Kanonen ward zum zweitenmal genommen, zum zweitenmal gegen den Feind gerichtet. So fürchterlich war der Andrang, daß die ganze kaiserliche Reiterei auf dem linken Flügel geworfen, die großen

Vierecke zerrissen wurden. Zum Unglück für Wallenstein kam Feuer unter seine Pulverwagen, mehrer flogen unter großer Verheerung in die Luft. Ganze Reiterschwadronen rissen aus und galoppirten Leipzig zu, eine Menge Weiber, die sich der Troßpferde bemächtigt hatten, folgten ihnen nach. Zur nämlichen Zeit waren die Windmühlen sammt der dortigen großen Batterie nach langem Kampfe in die Gewalt des schwedischen linken Flügels gefallen. Auch auf dieser Seite wurde der Feind aus dem Felde geschlagen und mit seinen eigenen Kanonen beschossen. Die Schlacht war für Wallenstein verloren; da traf Pappenheim mit seiner Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Der Befehl Friedland's hatte ihn zu Halle erreicht, als eben sein Fußvolk mit Plünderung dieser Stadt beschäftigt war. Weil er keinen Augenblick verlieren durfte, gab er dem nächsten Offizier den Auftrag, die Infanterie zu sammeln und sogleich nachzuführen, nahm die Reiterei mit sich und ritt in großer Hast nach Lützen. „Wo kommandirt der König?" war seine erste Frage, als er auf dem Schlachtfelde ankam. Schnell bricht er auf den rechten Flügel der Schweden ein, voll Begierde, persönlich mit einem Gegner zu fechten, der nicht mehr unter den Lebendigen war. Zwei Kugeln trafen ihn, er mußte tödtlich verwundet aus dem Gewühle weggetragen werden. Allein seine Ankunft erneuerte den Kampf. Wallenstein fand unter dem Schutze der Pappenheimischen Kürassire Gelegenheit, Fußvolk und Reiterei wieder zu sammeln. Der Herzog Bernhard von Weimar erstaunte über die Menge frischer Truppen, die sich ihm entgegen warfen. Ein neuer Kampf, fürchterlicher als alle früheren, erfolgte. Noch einmal wurden die Schweden über die Landstraße zurückgetrieben. Aber drüben hielten sie mit unerhörter Tapferkeit Stand. „Nie ward," so berichtet ein Zeitgenosse, „eine Schlacht von Truppen, die so lange im Feuer standen, besser geschlagen." Während dieser ganzen Zeit hielt Knipphausen seine Regimenter des zweiten Treffens außer dem Gefecht, „was," wie ein Bericht sagt, „keine geringe Ursache des Sieges war, weil die Schaaren der ersten Linie hier in einer großen und ungebrochenen Masse sichere Stütze fanden." Herzog Bernhard war nicht wenig froh, als er bei Lichtung des Nebels Knipphausen, den er nach seiner eigenen Aussage in Stücke gehauen zu finden fürchtete, nun in so guter Ordnung dastehen sah. Kurze Zeit vor Sonnenuntergang brach der Nebel von Neuem, es wurde wieder hell, obgleich nur auf eine halbe Stunde. In diese kurze Frist war jetzt die Entscheidung des Tages, Sieg oder Niederlage, zusammengedrängt. Das zweite Treffen rückte

vor, wer vom ersten noch lebte oder die Fäuste rühren konnte, schloß sich an. Mit letzter, verzweifelter Anstrengung fiel man auf den Feind, die Landstraße ward zum drittenmal überschritten, die Kanonen erobert und auf die eigenen Besitzer gerichtet. Indessen brach die Nacht über das blutige Gefilde ein. Wallenstein ließ zum Rückzuge blasen, den er unverfolgt nach Leipzig antrat. Spät Abends kam Pappenheim's Fußvolk an, ward aber von der rückgängigen Bewegung mit fortgerissen. So endigte nach neunstündigem Kampfe die Lützner Schlacht, von welcher Khevenhiller mit Recht sagt, sie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währte und auf etliche Meilen Wegs rundum gehört wurde, theils wegen des tapfern Widerstandes, indem eine Partei der andern, ob sie gleich gewichen, immer von Neuem auf's Heftigste zugesetzt, oder mit andern Worten, indem kein Theil ganz zu siegen, keiner ganz besiegt zu werden verstand.

Spät in der Nacht kam Wallenstein, der während der Schlacht sich großer Gefahr ausgesetzt und seine Feldherrnpflichten wohl erfüllet, mit wenigem Volk in Leipzig an. Am folgenden Morgen sammelte sich das kaiserliche Heer um Leipzig und erhielt dann Befehl, nach Böhmen zu ziehen. Auf 9000 Todte wird der Verlust beider Theile geschätzt. Von der Wuth des Kampfes zeugt besonders der auffallend große Verlust an Offizieren. Der edelste von ihnen, Pappenheim, starb den 7. November Morgens frühe um 3 Uhr in der Pleißenburg an seinen Wunden.

40.

Pappenheim.

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim wurde in demselben Jahre, wie Gustav Adolf (1594), aus einem edlen spanischen Geschlechte geboren. Sein Vater, den er früh verlor, war der Reichserbmarschall Veit, Herr zu Pappenheim und Triechling. Bei der Geburt brachte der Knabe zwei rothe Striemen auf der Stirne, den Schwertern ähnlich, die sein Hauswappen führt, mit auf die Welt. Dieses Muttermal verschwand, als er heranwuchs; doch kamen die Schwerter in leidenschaftlichen Aufregungen wieder hervor, wenn sein Blut durch Zorn oder sonst in Wallung gerieth. So schien er von der Natur selbst zum Soldaten gestempelt. Sein Vormund gab ihm eine wissenschaftliche Erziehung. Pappenheim studirte zuerst in Altdorf, dann

in Tübingen, machte hierauf schöne Reisen durch die verschiedenen Länder des romanischen Europa, deren Sprachen er lernte, und ward dann zu Prag als Reichshofrath angestellt. Beim Ausbruche des Krieges griff er zu den Waffen. Mit immer steigender Auszeichnung diente er unter Tilly und Wallenstein. Daß er es verstand, auf eigene Faust Krieg zu führen, beweist sein siegreicher Kampf gegen die schwedischen Waffen in Westphalen. Nur er allein von allen andern gewann den Feinden Boden ab, obgleich seine Streitkräfte nicht bedeutend waren. Sein Zug nach Mastricht ist glänzend, vielleicht ein wenig ausschweifend, denn dieser Geist liebte das Außerordentliche. Trotz manches Widerspruchs gegen Friedland's Befehle, stand er doch mit dem Herzog bis zu seinem Ende auf freundlichem Fuße. Beweis dafür sein letzter Wille, den Pappenheim wenige Tage vor der Lützener Schlacht abfaßte, und in welchem er den Herzog von Friedland zum Vormünder seines einzigen Sohnes und seiner Wittwe einsetzte, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte. Wallenstein rechtfertigte dieses Vertrauen auf eine ehrenvolle Weise. Er verschaffte der Wittwe einen Jahresgehalt von 4000 Gulden. Nach Pappenheim's Tod fand man seinen Körper von mehr als hundert Narben bedeckt, sein Gesicht war durch frühere Wunden ganz zerfetzt, sprechende Zeugen einer außerordentlichen Kühnheit. Diese Eigenschaft, verbunden mit unbegränzter Freigebigkeit, machte ihn zum Abgott der Soldaten. Der Besieger so vieler Städte, in dessen Händen ungeheure Brandschatzungen zusammenströmten, verwandte Alles auf sein Volk, und erübrigte Nichts für sich, und das zu einer Zeit, wo das Kriegshandwerk in gierige Glücksjägerei ausgeartet war. Zu Leuten, die ihn darüber tadelten, daß er Geld so wegwerfe, pflegte er zu sagen: „Das Verdienst steckt nicht in der vollen Börse." Ruhm war das Ziel, das er erstrebte, aber diese edle Leidenschaft trug eine ghibellinische Färbung, die ihren Werth erhöht. Pappenheim suchte den erstrebten Ruhm nicht bloß in dem Namen eines tapfern Haudegens, sondern in dem Rufe eines Helden, der für Herstellung des deutschen Reiches sein Blut verschwendet. Sicherlich war seine Begeisterung eben so gut politischer als kirchlicher Natur. Pappenheim genoß das Glück, schon bei Lebzeiten große Anerkennung zu finden. Gustav Adolf schätzte ihn unter allen Gegnern am Höchsten; er nannte ihn vorzugsweise den Soldaten. Auch das katholische Volk, das der glänzenden Erscheinung des schwedischen Fürsten ein Gleichgewicht derselben Art entgegensetzen wollte, träumte in ihm den ebenbürtigen Gegner des Königs. Eine schöne Sage ward aus

dieser Volksmeinung geboren: in den Archiven seines erlauchten Hauses sei die Weissagung eines Mönchs gefunden worden, kraft welcher einst ein mit Narben bedeckter Pappenheim, auf weißem Rosse reitend, einen großen König des Nordens auf dem Wahlplatz mit eigener Hand erlegen werde. Ueberhaupt ist es merkwürdig, in welche enge Beziehungen das Schicksal beide Männer gesetzt hat. In einem Jahre geboren, hochgefeierte Vorfechter zweier Bekenntnisse, von ihren Glaubensgenossen bewundert, starben Beide bei gleicher Veranlassung an einem Tage (innerhalb vierzehn Stunden). Mit Pappenheim, dem schönsten Urbilde eines deutschen Edelmanns, war die Blume des katholischen Heldenthums abgeknickt, wie mit Gustav Adolf's Abtreten die des lutherischen. Von nun an nahmen die bösen Künste der Arglist auf eine abstoßende Weise überhand.

41.

Richelieu.

Frankreichs Ruhm und Glanz in der neueren Geschichte beginnt mit Richelieu. Als dieser Mann Minister geworden (1624), nahm er allein die Regierung des Reiches in die Hand, duldete keine Nebenbuhler. Zum ersten Male nach langjährigem Schwanken ward jetzt in Frankreich ein bestimmtes, scharf begränztes System der Politik verfolgt und mit eiserner Consequenz durchgeführt. Es war die auf Demüthigung Spaniens und Oesterreichs gerichtete Politik Heinrich's IV., welche vom Cardinal wieder aufgenommen wurde. Wer seine Pläne zu durchkreuzen drohte, wurde vom Hofe entfernt; selbst Condé und die Königin-Mutter, welche zugleich mit ihm nach der Ausübung der höchsten Gewalt rangen, mußten dem Mächtigen nachstehen, der mit List und Untreue, mit Scharfsinn, Thätigkeit und starr despotischem Willen die Gegner bezwang, vom Könige nie geliebt und doch über den Schwächling gebietend, durch keine Verschwörung erschüttert, war er stets gegen die feingesponnenen Umtriebe am Hofe durch Schlauheit und besoldete Spürer gewaffnet. Seine Hand lastete schwer auf den Großen, Mitleid war ihm fremd, aber nicht aus persönlichem Groll züchtigte er, sondern nach einer aus besonnener Ueberlegung hervorgegangenen Ueberzeugung, daß die Durchführung seiner Pläne Rücksichtslosigkeit erheische. Es sollte in Frankreich kein Wille gelten, als der des Königs, und durch den König wollte der Cardinal mit unumschränkter Gewalt herrschen. Seine Politik war die Größe Frankreichs; das war die ganze Richtung

seines Ehrgeizes. Frankreich sollte über die Welt, er wollte über Frankreich herrschen. Dieses zu erreichen, galt ihm jedes Mittel für gerecht und unbedenklich, einte er sich mit den Feinden des römischen Stuhles gegen das habsburgische Doppelhaus. In seinen Händen befanden sich die höchsten Stellen der Krone; selbst zum Ober-Anführer der königlichen Flotte ließ er sich ernennen. „Ein Admiral vom süßen Wasser," spöttelte der Herzog von Buckingham.

Seit dem Augenblicke, daß Richelieu in's Ministerium getreten war, zeigte sich die Abneigung Frankreichs gegen Madrid und Wien unverhohlener als zuvor. Es war ihm unerträglich, das Veltlin in dem Besitze Spaniens zu sehen; dadurch konnten die habsburgischen Häuser ihre Kräfte ungehindert zusammenstoßen lassen, konnten die Verbindung von Frankreich und der Schweiz mit Venedig hemmen. Richelieu erreichte seinen Zweck sehr bald durch geschickte Verbindungen auf der einen, Drohungen auf der andern Seite. In dem Vertrage von Moncon verzichtete Spanien auf die Straße durch das Veltlin.

Es war aber dem Cardinal unmöglich, die Machtstellung Frankreichs nach Außen durchzuführen, bevor nicht im Innern politische Einheit und dadurch Kraft gewonnen wäre. Sein mächtigstes Hinderniß waren die Hugenotten. Seit geraumer Zeit hatten sie die Stütze aller Parteien gegen den Hof abgegeben; deßhalb sollten sie unschädlich gemacht, ihrer Sicherheitsplätze beraubt werden; wenn auch als religiöse, doch nicht mehr als politische Genossenschaft fortbestehen. Nur wenn Ordnung und Gehorsam im Innern Frankreichs galt, wenn Jeder wußte, daß Widerstreben gegen den königlichen Willen unerbittlich zum Tode führe, konnte der Cardinal die ihm untergebenen Kräfte frei gegen das Ausland verwenden. Das mächtige La Rochelle war damals Hauptsitz der Hugenotten; dieser mußte gebrochen werden. Weil es dazu einer Flotte bedurfte, warf Richelieu seine ganze Thätigkeit auf eine neu zu gründende Seemacht Frankreichs.

Der Cardinal gedachte der Worte, welche der aus Spanien geflüchtete Antonio Perez einst zu Heinrich IV. gesprochen hatte: „Roma, pielago, consejo" (Freundschaft mit Rom, Marine, ein brauchbares Cabinet). Er sah, daß England vermöge seiner Flotte gebot, daß Spanien ihr seinen Reichthum verdankte. Er konnte sich die Vortheile nicht verhehlen, welche die trefflichen Häfen der Bretagne und Provence ihm boten. Nicht nur gegen La Rochelle bedurfte er der Flotte, er konnte durch sie auch Spanien schwächen, indem er ihm die Verbindung mit

seinen Nebenreichen abschnitt. Deßhalb rief er eine amerikanische Handelsgesellschaft in's Leben, sandte Galeeren zur Entdeckung in den stillen Ocean aus, ließ Häfen sichern, Fahrzeuge zimmern, Schiffsbauer aus den Niederlanden berufen. Aber noch war er im Rüsten begriffen, als er mit den Engländern, die seine Handelsschiffe beunruhigten, in Streit gerieth. Er schloß mit Spanien einen Bund, England zu erobern. Buckingham kam ihm zuvor und landete mit 16 000 Mann, die Hugenotten zu verstärken und den Bürgerkrieg anzuzünden. Freudig reichten die durch den Aufbau von Schlössern rings um ihre Stadt geängstigten Bürger von La Rochelle den Engländern die Hand, als diese auf der Insel Ré landeten. Aber bald nahte ein vom Marschall Schomberg geführtes Heer, welchem der König und Richelieu folgten, nöthigte die Engländer zur Einschiffung, und beraubte dadurch La Rochelle der letzten Unterstützung von Außen. Unbekümmert um Rohan, welcher mit 4000 Fußgängern und 1500 Reitern Languedoc durchstreifte, wandte Richelieu sein ganzes Sinnen auf die Einnahme von La Rochelle.

Merkwürdiger Wetteifer der Höfe an Lüge und Treulosigkeit! Während Richelieu mit ketzerischen Franzosen und Engländern rang, unterstützte er die französischen Widersacher des Kaisers; das katholische Savoyen, Lothringens Herzog, der Freund von Habsburg, näherten sich den Hugenotten; Rom suchte die Feinde Richelieu's, eines Fürsten der Kirche, zu einen; Spanien lebte im Bunde mit Frankreich, um England unter des Papstes Hoheit zurückzuführen, und unterstützte gleichzeitig den Herzog von Rohan, um Frankreich durch innere Kriege von der Theilnahme an dem mantuanischen Erbfolgestreite abzuhalten.

Vor La Rochelle lagerte sich Richelieu, die Stadt stand wie ein Freistaat in dem monarchischen Frankreich; kein Statthalter waltete drinnen, keine Besatzung belästigte die Bürgerschaft, welche von einer selbstgewählten Obrigkeit regiert wurde, und durch eine kleine, aber trefflich bemannte Flotte die Küsten der Normandie und Bretagne bedrohte. Von La Rochelle aus, sprach Pater Joseph zum Cardinal, schleiche die Zwietracht in's Herz von Frankreich; hier sei die Freistätte aller Mißvergnügten, das offene Thor für Fremde, mit La Rochelle werde die Macht der Hugenotten zerschmettert, an deren Spitze kein Mann gefürchteten Namens, kein Navarra, kein Condé oder Coligni stehe. Als sich das königliche Heer vor der Stadt ausbreitete, zog der neuerwählte Maire Guiton seinen Dolch, legte ihn auf den Tisch im Stadthause nieder, gelobte mit einem feierlichen Eide, Jeden niederzustoßen, welcher

von Uebergabe reden werde, und fügte hinzu, daß er auch sich dem Tode biete, falls er für einen Augenblick der Freiheit der Stadt vergessen sollte. Selbst die ungewöhnliche Strenge des Winters hemmte den Cardinal nicht, die Stadt mit Schanzen und Bollwerken zu umgeben. Schon litten die Bürger empfindlichen Mangel an Nahrungsmitteln; ihre einzige Hoffnung beruhte auf Hülfe von England, so lange der Riesendamm, welchen der Cardinal bauen ließ, noch nicht jede Verbindung mit der See aufhebe. Aber der von Karl I. gesandte Graf Denbigh wagte den Angriff auf die französische Flotte nicht, und kehrte unter den Verwünschungen seiner Mannschaft nach der englischen Küste zurück. Immer höher stieg die Noth der Bürger. Das wußte Richelieu, und deßhalb bot er, weil der Erbfolgestreit um Mantua ihn beunruhigte, den Eingeschlossenen die Gnade des Königs an, versprach ihnen gegen Niederlegung der Waffen Erhaltung der Habe, des Gottesdienstes, selbst der Mauern. Der Stadtrath zeigte sich zur Nachgiebigkeit bereit; nur Guiton wollte von der Freiheit nicht lassen und blickte ungerührt um das Elend um sich; begeisterte Prädikanten verkündeten die nahe Hülfe Gottes. Viele aus der Bürgerschaft erfaßte Verzweiflung; mit ihren Frauen flüchteten sie, dem Hungertode zu entgehen. In La Rochelle aber waren bereits 16,000 Mann der Qual des Hungers erlegen. Auch jetzt noch blieb Guiton ungebeugt; wer von Uebergabe sprach, den ließ er durch die Nachrichter zum Galgen führen. Als jetzt abermals die Wimpel einer englischen Flotte unter Lord Lindsay erblickt wurden, war der Damm von 4440 Fuß vollendet, und damit das Eindringen in den innern Hafen unmöglich gemacht.

Ein fernerer Widerstand überstieg selbst die Kräfte eines Guiton; er öffnete die Thore, nachdem er Leben, Habe und freie Religionsübung seiner Bürgerschaft zugesagt erhalten hatte. Die bewilligte Amnestie bestätigte der schon früher nach Paris zurückgekehrte König, aber die Privilegien der Stadt wurden vernichtet, ihre Mauern geschleift, kein Bürger sollte sich des Besitzes von Waffen rühmen dürfen. *Erst seit der Einnahme von La Rochelle konnte Ludwig XIII. mit königlicher Gewalt über ganz Frankreich verfügen.* Seit langer Zeit hatte die feste Seestadt die Zuflucht aufrührerischer Großen abgegeben; mit ihr waren die mächtigen Pairs besiegt, welche seitdem keine Schilderhebung mehr wagten. Von dieser Zeit an war Richelieu seinem Herrn unentbehrlich; leichter ward es ihm nunmehr, auch den Kampf mit denjenigen aufzunehmen, die seine Allgewalt über den König mit neidischen Blicken

betrachteten und auf den Sturz des mächtigen Ministers ihre Pläne richteten.

Den ersten Sieg trug er über die Mutter des Königs davon, die endlich, so sehr er sich auch sie zu schonen bemüht hatte, in Compiegne so gut wie in Gefangenschaft gehalten wurde, von wo sie in der Folge nach Brüssel zu der Regentin Isabella entkam. Der lange Streit, den sie um die Regierung geführt, konnte nicht anders enden, wenn der König nicht Richelieu, dessen Bedeutung zu erkennen er einsichtig genug war, aufopfern sollte. Ein neuer Gegner erstand aber dem Cardinal in dem Bruder des Königs, Gaston von Orleans, der gleich Maria es nicht ertragen konnte, die nächste Stelle nach dem Könige von einem Fremden besetzt zu sehen. Er schrack vor dem Bürgerkriege nicht zurück, erneuerte denselben nach zweimaligem Mißlingen, das ihn aus Frankreich vertrieben hatte, jedesmal wieder, und nachdem er im Jahre 1632 bei Castelnaudary besiegt, der Führer seiner Truppen, ein Montmorency, zu Toulouse enthauptet worden war, verließ er Frankreich zum dritten Male, kehrte aber im Jahre 1634 zurück und fügte sich seitdem so sehr in die Verhältnisse, daß Truppen, die in den Niederlanden gegen die Spanier kämpften, unter seinen Befehl gestellt wurden. In sein Schicksal wurde auch der Herzog Karl IV. von Lothringen, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, verflochten. Da der Herzog, nachdem Gaston auf seiner ersten und zweiten Flucht bei ihm Schutz gefunden, auch durch Unterstützung der Kaiserlichen und der Spanier gegen die Absichten der französischen Regierung gehandelt, wurde sein Land zur Beute der Franzosen, und er selbst trat in Dienste des Kaisers, ohne von Gallas fran zösischem Feldzuge seine Wiedereinsetzung erhalten zu können. Nach der zweiten Entfernung Gaston's fand Richelieu auch eine Gelegenheit, das Pariser Parlament zu demüthigen, das sich das Recht beilegte, königliche Verordnungen durch Verweigerung ungültig zu machen. Als es dieses Verfahren auf eine Verordnung anwandte, welche die Anhänger des Geflüchteten für Beleidiger der königlichen Majestät erklärte, wurde sein Beschluß durch den Staatsrath vernichtet, und dieser Vernichtungsbeschluß in Gegenwart des vor den König berufenen Parlamentes in dessen Bücher eingetragen. So mußte sich das Recht des Widerstandes in ein Recht der Bitte verwandeln.

Gleichzeitig mit diesem Streben, Frankreich durch Gründung eines unbeschränkten Königthums nach Innen stark zu machen, war Richelieu's Thätigkeit nach Außen, wie bereits erwähnt, ganz auf die Schwächung

der österreichisch-spanischen Macht, als der bedeutendsten Rivalin Frankreichs, gerichtet. In Italien trat er zuerst als Schiedsrichter gegen den Kaiser auf, als 1627 das Haus Gonzaga in Mantua geendet hatte. Während der Kaiser sich die Entscheidung über Mantua und Montferrat als erledigte Reichslehen vorbehalten wollte, führte Richelieu in Person ein französisches Heer nach Italien gegen Oesterreich und die ihm verbündeten Spanier, sowie gegen den Herzog von Savoyen, der auf Montferrat Anspruch machte. Er vertheidigte das Erbrecht einer Nebenlinie des Hauses Gonzaga, die durch Heirath in den Besitz des französischen Herzogthums Nevers gekommen war. Ein Friede zu Chierasco 1631 nöthigte den Kaiser, der französischen Linie der Gonzaga die Belehnung mit Mantua und einem Theile Montferrats zu ertheilen, während ein anderer Theil von Montferrat den Staaten des Herzogs von Savoyen einverleibt wurde.

Viel bedeutender war Richelieu's Einfluß in Deutschland auf den Gang der Kriegsereignisse zu Ungunsten des Kaisers. Während er im eignen Lande die Hugenotten, die so vielfach von den deutschen Protestanten unterstützt worden waren, beharrlich bekämpfte und den von ihnen begründeten Staat im Staate vernichtete, fand er in dem Kampfe, den in Deutschland die Protestanten gegen den Kaiser führten, die günstige Gelegenheit, dem Hause Habsburg Abbruch zu thun. Richelieu war es, der den König von Schweden auf den deutschen Kampfplatz rief, und dessen Kriegsvolk über die Zeit seines Lebens hinaus gegen den Kaiser in Thätigkeit hielt. *) Nachdem er zuerst dem Schweden-

---

*) Die kleindeutsche Geschichtsmacherei, welche seit längerer Zeit bekanntlich in ganz Deutschland ihr Wesen treibt und selbst in Bayern eine Filiale gegründet hat, wälzt die Schuld der langen Dauer des Krieges und die Verzögerung des Friedens auf das zum Sündenbock für alles über Deutschland gekommene Unheil ausersehene Kaiserhaus. So scheut sich der preußische Hofhistoriograph Droysen nicht, den Kaiser Ferdinand III. mit der Schuld zu belasten: „Ohne Erbarmen mit dem Untergange des deutschen Landes und Volkes den Krieg weiter getrieben zu haben, weil es sein spanisch-österreichisches, sein Hausinteresse so forderte."

Es ist das große Verdienst von M. Koch in seiner Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III., einem nach handschriftlichen Quellen höchst gewissenhaft gearbeiteten Werke, gezeigt zu haben, daß jener Kaiser von dem Vorwurfe, den man gegen ihn erhoben, durchaus frei ist. „Die Politik Ferdinand's III., sagt er, war eine durchweg erhaltende, die tief begründet in einer wahrhaft reichspatriotischen Gesinnung, auf kein anderes Ziel als auf Vertreibung der Franzosen und Schweden vom Reichsboden, auf Erlangung eines billigen und mit der Ehre verträg-

könige die Hände für den deutschen Krieg durch einen Waffenstillstand mit Polen frei gemacht, lieferte er ihm auch die Mittel zum Krieg.

Zuerst wurde ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem Frankreich 400,000 Reichsthaler jährliche Hülfsgelder zu einem Kriege in Deutschland gegen den Kaiser zu zahlen, Gustav aber 30,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter nach Deutschland zu führen übernahm. Zwecke des Krieges sollten sein: Beschützung der Freunde, Versicherung sowohl der Ostsee, als des Meeres, freier Gebrauch der Commercien, Wiedereinsetzung der unterdrückten und bedrängten Stände des römischen Reiches, deßgleichen Demolirung der an beiden Meeren erbauten Schanzen und Festungen. Da der Cardinal nicht das Ansehen haben wollte, einen Krieg zum Vortheile der protestantischen Glaubenspartei angestiftet zu haben, wurde bestimmt, daß der König von Schweden in den Orten,

---

lichen Friedens gerichtet war. Tausende von Aktenstücken, bei deren Einsicht wir eben diese Frage sorgfältig in's Auge faßten, überzeugten uns, daß Ferdinands Politik der angedeuteten Art war und sich immer gleich blieb."

Wie groß, wie edel und erhaben steht Richelieu und seiner königlichen Puppe gegenüber der deutsche Kaiser Ferdinand III. und sein Minister Trautmannstorf. Nicht als ob Ferdinand ein Mann gewesen wäre von eminenter geistiger Begabung. Darin war ohne allen Zweifel der Cardinal Richelieu ihm bei weitem überlegen. Allein der Kaiser war ehrlich, wahrhaft und treu. Und ebenso war es Trautmannstorf, nicht der geringste in der Reihe der um Oesterreich und Deutschland hochverdienten Männer, die viele Jahrzehnte mit unwandelbarer Treue und Ehrlichkeit dem Kaiserhause und dem deutschen Vaterlande gedient haben. Und noch mehr als das: Ferdinand III. war durchaus ein Habsburger, mit ganzer Seele erfüllt von der Tradition seines Hauses. Und diese Tradition ist — es thut Noth die Sache wieder und immer wieder in den Vordergrund zu stellen — der Schutz und die Errettung, die Erhaltung Deutschlands. „Denn ich halte es für gerecht, sagt Leibniz i J. 1690 seinem Landesfürsten Ernst August von Hannover, diesem Hause Habsburg es beizumessen, daß Deutschland noch besteht, daß der Name des deutschen Reiches und der deutschen Nation noch nicht untergegangen ist."

Das Friedenshinderniß kam allein von Frankreich. Richelieu trug sich mit der Ansicht, daß Oesterreich bei der Fortsetzung des Krieges, in welchem es von so wenigen Bundesgenossen unterstützt wurde, zuletzt denn doch erliegen werde, und da ihn einestheils der Ruhm und die Größe Frankreichs bewegte, anderntheils das eigene Interesse, nämlich die Bedingung, sich seinem Herrn nothwendig zu machen, um sich in seiner Stellung zu behaupten: so waren in seiner Seele alle Friedensgedanken ausgeschlossen. Der Cardinal besaß Freimuth genug, um seine Ansichten in dieser Beziehung auszusprechen, am offenkundigsten aber hat der französische Graf d'Avaux die Pointe der französischen Politik durch seinen Rath hervorgehoben: „Die Religionsstreitigkeiten in Deutschland dürfen nie zu Ende gebracht werden, damit Frankreich aus dieser Schwäche den Vortheil immerwährender Einmischung und Eroberung ziehe."

welche er erobern würde, nach den Reichssatzungen sich verhalten und nicht reformiren, sondern die katholische Religionsübung, wie er sie fände, verbleiben lassen, mit dem Herzoge von Bayern aber, und mit der katholischen Liga Freundschaft, oder wenigstens Neutralität halten solle, wofern sie deßgleichen thun würden.

So war Richelieu's Politik nach Außen, ganz im Einklang mit jener nach Innen, nur auf Frankreichs Glanz und Größe gerichtet, unbekümmert um jedes religiöse Interesse, das ihm, schmählich und unwürdig genug, nur als Mittel zu politischen Zwecken diente. Mögen daher die Urtheile über Richelieu immerhin den großen Staatsmann anerkennen: den Geist seiner Staatskunst müssen sie verwerfen.

Die Zusammenstellung des Cardinals mit dem Spanier Ximenez bietet wohl manche äußere Vergleichungspunkte, aber im Ganzen doch den wesentlichsten Unterschied. Beide waren große geistliche Staatsmänner. Beider Thätigkeit hatte Erhöhung und Befestigung der königlichen Macht zum Ziele und Ergebnisse. An mächtiger Wirkung übertrifft die Thätigkeit des französischen die des spanischen Staatsmannes, da seine Hand die Geschicke Europa's lenkte. Doch überwiegt bei ihm die Rücksicht auf den klug berechneten nächsten Vortheil der französischen Krone dermaßen jeden andern Zweck, daß der Fürst der Kirche in den französischen Staatsmann aufgeht. In seinem eigenen Leben verläugnet er nicht den Priester, aber während bei Ximenez die dem Priester entsprechende Gesinnung die ganze staatsmännische Thätigkeit durchdrungen hat, sieht man bei Richelieu den priesterlichen Charakter nicht auf das staatliche Walten übertragen, und während Ximenez dadurch, daß er von der Welt nichts verlangt und nichts bedarf, mächtig und unüberwindlich ist, ist es Richelieu dadurch, daß er in dem Gebrauche der Welt und ihrer Künste die Meisterschaft übt.*)

Will man ein Gesammturtheil über die welthistorische Bedeutung Richelieu's, so gibt es kaum ein richtigeres, geschichtlich und sittlich wahreres, als das Gfrörer's, des ebenso charaktervollen als deutschgesinnten Geschichtschreibers. Es ist das folgende.

*) „Zu derselben Zeit, wo Hugo Grotius in seinem berühmten Werke über das Recht des Kriegs und Friedens Gerechtigkeit, Billigkeit und christliche Gesinnung als die Grundlagen und Bedingungen der Völkergemeinschaft darzuthun bemüht war, machte es Richelieu zu dem Hauptgeschäft seiner Politik, Europa in unruhige Bewegung zu setzen, Empörungen der Unterthanen anzustiften oder zu fördern, um in der innern Verwirrung und Entkräftung Frankreichs Einfluß und Eroberungsgelüste zu verwirklichen." K. Menzel.

Richelieu's Regierungsweise trieb in dem Königthume Ludwig's XIV. eine prächtige Blüthe, welche ganz Europa bewunderte, in der aber schon der tödtende Wurm saß. Gewiß hat der Allmächtige die Völker nicht dazu bestimmt, daß sie Lastthiere der Könige, Dünger für das üppige Wachsthum eines Hofes sein sollen. Die Fehler des Systems blieben verborgen, so lange ein kräftiger König Frankreich beherrschte. Als aber auf dem Throne zerfließende Liederlichkeit saß, als dort ein Hurenregiment aufkam, dergleichen die Welt in solcher Ausdehnung nie sah — an den deutschen Höfen wurde es nur im Kleinen nachgeahmt — da zeigte es sich, daß man dem Zufall der Geburt, den Händen einer einzigen bevorrechteten Familie nicht Alles anvertrauen dürfe, und daß für Europa nur eine solche Verfassung tauge, wo König, Klerus, Adel, Volk seine abgewogenen Freiheiten und Rechte besitzt, was während des Mittelalters überall — ausgenommen in Byzanz — der Fall war, in dem Zeitraume aber zwischen dem Siege der Reformation und dem Ausbruch der französischen Umwälzung nur in England fortdauerte. Die Revolution von 1789 ist der Schlußakt des von Richelieu gegründeten Staats und zugleich der Beginn einer neuen Zeit; sie hat den Zauber gesprengt, der die mittelalterlichen Kräfte gefangen hielt: dieselben wirken seitdem wieder. Es ist kein Zweifel, Richelieu wollte nichts, als die Größe Frankreichs, aber in Wahrheit hat er zwei Nationen zu Grunde gerichtet: die deutsche durch Uebermaß der Aristokratie, deren Zuchtlosigkeit er zum Siege verhalf, die französische durch das Uebermaß der Knechtschaft.

Erleuchteter Despot im Innern, spielte der Cardinal gegen außen, gegen Deutschland, den Calvinisten, er nahm die Plane Heinrich IV. wieder auf. Während seiner neunzehnjährigen Verwaltung hat er unaufhörlich, und zwar in kleinen Gaben und mit größter Einsicht, Gift in den Körper des deutschen Reichs gegossen, indem er mit dem Blutgelde, das dem französischen Bauer und Bürger abgepreßt wurde, theils die einheimischen Verräther, theils die fremden Abenteurer bezahlte, die sich als französische Söldner gegen den deutschen Kaiser brauchen ließen. Sehr lange Zeit führte er den Krieg nur mit Geld; erst nachdem die kriegerische Kraft der deutschen Nation durch furchtbare Leiden gebrochen war, erschienen bewaffnete Franzosen auf dem Boden des Reichs. Ist es ein Wunder, daß die deutsche Nation durch einen so teuflisch klugen, lange unsichtbaren Feind zwei Jahrzehnte verfolgt, zuletzt erliegen mußte?

42.

Der westphälische Friede.

Die Friedensunterhandlungen, deren Ergebniß am 24. Oktober 1648 zu Stande gekommen war und, obgleich in zwei besondern Urkunden niedergelegt, als ein Ganzes unter dem Namen des westphälischen Friedens gelten sollten, hatten sich in die Länge gezogen, nicht allein durch die in der Sache liegende Schwierigkeit, sondern auch durch die Neigung der Fremden, besonders der französischen Gesandten, die Sachen noch mehr zu verwirren, damit sie desto leichter die Uebrigen trennen und dadurch selbst gewinnen könnten. Nur der beharrliche Wille des Kaisers, der Deutschland um jeden Preis beruhigt sehen wollte, konnte die Sache zu Ende führen und die kaiserlichen Abgeordneten, zunächst Graf Trautmannsdorf, erwarben sich das Verdienst, die von Selbstsucht, Engherzigkeit und Beschränktheit erregten Hindernisse durch kluges Nachgeben allmählig zu beseitigen. Obgleich die beiden fremden Mächte, die immer zur Unterstützung von Reichsständen Krieg zu führen behauptet hatten, auch bei den Friedensunterhandlungen die Selbstständigkeit der Reichsstände Behufs der Schwächung des Reiches gewahrt sehen wollten, drangen sie darauf, daß vor Allem ihre Entschädigungen bestimmt wurden. So wurden denn Theile des Reiches abgerissen, um die Hülfe zu bezahlen, mit welcher die Fremden so eifrig an dessen Untergang gearbeitet hatten. Frankreich erhielt unter Aufhebung jeglicher Beziehung der abgetretenen Gebiete zum Reiche das schon längst in seinem Besitze befindliche weltliche Gebiet der drei lothringischen Bisthümer, sodann die Eroberung Bernhard's, die Landgrafschaft im obern und die im untern Elsaß mit zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädten und jenseits des Rheines als Thor zum Eindringen in Deutschland, die Stadt Breisach. Für Italien wurde ihm der Besitz, der seit dem Mantuanischen Erbfolgekriege behaltenen Gegend von Pignerol, auf Kosten Savoyens zugesprochen, wodurch es Herr der wichtigsten nach Italien führenden Alpenstraße blieb. Schweden erhielt außer einer Geldsumme den westlich der Oder gelegenen Theil Pommerns, Vorpommern genannt, nebst einem kleinen Theile des jenseitigen Pommerns oder Hinterpommerns, den Inseln Usedom, Wollin und Rügen und dem Gebiete von Wismar, sowie seine letzte Eroberung, die Bisthümer Bremen und Verden, Alles jedoch so, daß diese Gebiete Theile des deutschen Reiches

blieben und die Könige von Schweden für dieselben in das Verhältniß von Reichsfürsten traten. Die Abtrennungen an Schweden hatten Einfluß auf Brandenburg, welchem dadurch ein Theil des ihm gebührenden Pommern entzogen war. Zur Entschädigung wurden das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt und Minden, die auch weltlich selbstständige Gebiete bildeten, und ein in Hinterpommern im Bisthum Kamin gelegenes, dem Bisthume in weltlicher Hinsicht gehöriges Gebiet, das erste unter dem Namen eines Herzogthums, die drei letzten unter dem Namen von Fürstenthümern verwendet. In gleicher Weise erhielt Mecklenburg zur Entschädigung von Wismar die Stiftslande der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg. Eine Gebietsvermehrung auf demselben Wege, dem Wege der Säcularisation, forderte und erhielt wegen ihres beharrlichen Festhaltens an der Verbindung mit Schweden und Frankreich, die Wittwe des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, der nebst einer Geldsumme das Gebiet der Abtei Hersfeld zugesprochen wurde. Von den übrigen im Reiche festgesetzten Veränderungen war die wichtigste die, daß man dem Herzoge von Bayern nicht allein die von ihm in Besitz genommene Oberpfalz, sondern auch die Kurwürde ließ, während für den wiedereingesetzten Sohn Friedrich's V., Karl Ludwig, eine achte Kurwürde errichtet wurde, für welche man nachher, sie den übrigen gleichzustellen, das Erzschatzmeisteramt gründete. Das Bestreben, das Reich in Umfang und Macht zu schmälern, brachte noch eine ausdrücklichere Anerkennung der schweizerischen Unabhängigkeit zuwege. Stillschweigend wurde ferner die Lösung der Niederlande aus dem Reichsverbande zugestanden, da im Jahre 1647 auch der König von Spanien in Münster mit den freien Niederlanden einen Frieden schloß und seiner Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Seiten des Reiches keine Einrede entgegengesetzt wurde. Dabei wurden den freien Niederländern die nördlichen Striche von Flandern, Brabant und Limburg, die sie erst erobert hatten, abgetreten, und diese galten unter dem Namen Generalitätslande als gemeinschaftlicher Besitz der vereinigten Lande. Unerledigt blieb das Verhältniß Lothringens, das in Folge der Verwicklung seines Herzogs in den französisch-spanischen Krieg von den Franzosen besetzt worden war, und ihnen ungeachtet der durch den Herzog dem Kaiser geleisteten Dienste jetzt preisgegeben wurde. Noch wichtiger als die Gebietsveränderungen, war die Veränderung der Reichsverfassung. Der westphälische Friede that einen entscheidenden Schritt zur Auflösung des Reiches in eine Anzahl von einander unab-

hängigen Staaten. Insbesondere gab das den Reichsständen neu beigelegte Recht, auch mit Auswärtigen Bündnisse, sofern sie nicht gegen Kaiser und Reich oder gegen den Landfrieden und den westphälischen Frieden gerichtet seien, zu schließen, vielfache Veranlassung, den Vortheil des Reiches über den besondern zu vergessen. Dem Kaiser blieb nur die Leitung der in Angelegenheiten des Reiches zu pflegenden Berathungen und die durch Reichskammergericht und Reichshofrath zu übende Rechtspflege. Der Abnahme kaiserlicher Gewalt entsprach die Steigerung der fürstlichen Macht in den einzelnen Gebieten. Dazu trug in der Folge die im Laufe des Krieges aufgekommene Gewohnheit bei, stehende Heere zu halten. Im Kriege hatte das Bedürfniß die Beibehaltung der einmal geworbenen Söldnerheere geboten, und zu deren Vermehrung durch Aushebung im Lande geführt. Dabei verlor der Ritterstand, dessen Dienst sich mit der veränderten Kriegführung nicht mehr vertrug, die Bedeutung eines besonderen Kriegerstandes und behielt nur den Genuß der Vorrechte, welche seiner früheren Stellung entsprochen hatten. Das so veränderte Heerwesen wurde nun die sicherste Stütze für die Ausübung der Landeshoheit, da es jedem Versuche des Widerstandes vorbeugte oder begegnete und eine Beschränkung landständischer Thätigkeit erlaubte. Hinsichtlich der Religion und des sie betreffenden Besitzstandes, wurden der Passauer Vertrag und der Religionsfriede vom Jahre 1555 bestätigt und auf die Reformirten ausgedehnt. Dabei sollte das Jahr 1624 in der Art maßgebend sein, daß jeder Fürst seinen andersgläubigen Unterthanen freie Religionsübung soweit zu gestatten habe, als dieselben in jenem Jahre dieselbe genossen; daß ferner in protestantischen Ländern ein Recht zur Beitreibung der Einkünfte katholischer Stiftungen gelte, soweit es in jenem Jahre bestanden; daß endlich hinsichtlich des kirchlichen Güterbesitzes der erste Tag jenes Jahres entscheide. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die aufgestellten Grundsätze durchgeführt waren und Alles sich von Neuem geordnet hatte. Noch viel länger aber dauerte es, bis das Land von den Wunden, die der Krieg dem Wohlstande und der Sittlichkeit geschlagen, sich einigermaßen wieder erholte. Landstriche waren verödet, Wohnplätze ausgestorben, ein großer Theil der übriggebliebenen Bevölkerung verwildert. Was sich aber nicht mehr ersetzen ließ, war der Verlust des nationalen Bewußtseins bei einem Volke, dessen Besitz Fremde getheilt, über dessen Streit Fremde zu Gericht gesessen, dessen Spaltung Fremde vergrößert hatten.

43.

Elend des dreissigjährigen Krieges.

Es ist die traurigste Pflicht der Geschichte, Kriegsgräuel zu schildern. Und doch ist diese Schilderung bei keinem Kriege so unerläßlich zur Wahrheit des Gemäldes, als bei dem dreißigjährigen, welcher in den letztern Zeiten seines Verlaufes alles großartigen Charakters ledig, zu einem, man möchte sagen, zwecklosen Morden und Verwüsten entartete. Tilly's Schaaren waren wild, Wallenstein's Truppen überboten sie. Nach der Schacht von Liegnitz heißt es von den Kaiserlichen, sie haben Alles geplündert, die Einwohner verjagt und wie wilde Thiere auf dem Felde gehetzt, das Frauenvolk aber wie eine Heerde Vieh in's Lager getrieben, um nackt mit ihnen zu tanzen, oder sie zu schänden. Die armen Leute wurden beim Feuer, oder in Backöfen gebraten, ihnen die Augen ausgestochen, Riemen aus dem Rücken lebendig geschnitten, Arme und Beine, Ohren, Nasen und Brüste wurden abgeschnitten oder die Leute dabei emporgehoben, Kien und Schwefel wurde unter die Nägel oder an heimliche Orte gesteckt und angezündet, mit Pistolenstöcken die Daumen geschraubt, die Fußsohlen aufgeschnitten und Salz hineingestreut, Kinder den Eltern aus den Armen gerissen, in Stücke gehauen und wider die Wände geworfen. — Von den Kroaten wird erzählt: „Sie haben Zungen, Nasen, Ohren abgeschnitten, Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heißes Pech, Zinn, Blei und allerlei Unflath durch die Ohren, Nase und den Mund in den Leib gegossen, viele mit dem Rücken aneinander gekoppelt, auf freiem Felde in eine Reihe gestellt und auf sie, wie nach einem Ziel geschossen, Weiber und Mädchen geschändet, ihnen die Brüste abgeschnitten, Kinder niedergesäbelt, gespießt, in den Backöfen gebraten u. d. m.“ Von den Franzosen heißt es: „Im Jahre 1642 löste sich das französisch-weimar'sche Heer unter Guébriant in einzelne Schaaren auf, scharmutzirte, plünderte, brannte, schlug todt, wo und was es konnte und vermochte, so daß allenthalben großer Jammer entstand, wie es zu gehen pflegt, wenn der Schrecken im Lande und dawider keine Hülfe ist. Was im Haus und Hof, Alles war ihr; diese Flegel hatten mehr Recht dazu, als Väter und Hausväter. Hatten die letzten junge Weiber und wollten nicht davon gehen, so wurden sie wohl gar todtgeschlagen. — Feindesland war ihnen zuvor frei, sie wollten aber auch aus dem ihrer Freunde und Bundesgenossen

Feindesland machen, hierdurch ihre Bubenstücke, Raub, Hurerei, Schlägerei und Anderes durchzubringen; gleichsam als wäre solches in Feindesland recht, und die darin wider geistlich und weltlich Recht begangene Sünde und Schande unter diesem Vorwand gar wohl gereinigt und vor Gott entschuldigt."

„So kamen Viele zur Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinten, wenn er lebte, soll er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen. Ja es mußten die armseligen, vor Schreck und Bekümmerniß thörichten Weiber ihren Männern Leib und Leben fristen, den Vater bei den Kindern und ihre kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plünderung zu erhalten, endlich freiwillig und öffentlich (Ehre und Tugend hintangesetzt) ein Mehreres thun, und ließ es Jedermann also fortgehen, aus Herzeleid und Betrübniß und überschwänglicher Wehmuth noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchsten der Sache für einen Anschlag geben möchte. Der König selbst spricht sich über die Armee in einer amtlichen Verfügung entsetzlich aus; er sagt: „Da ich sehe, daß die Auflösung (le débandement) in meinen Heeren fast allgemein ist, und alles bisherige Bewachen der Wege die Freiheit und Feigheit nicht zu zügeln vermag, so halte ich es für das beste Mittel, rings um jene Heere Reiterposten aufzustellen, welche jeden Ausreißer verhaften u. s. w." Und an einer zweiten Stelle wird gesagt: „Nicht bloß die Soldaten gehen davon, sondern die Anführer, welche sie zum Dienste anhalten sollten, geben das Beispiel der Desertion."

Ueber die Soldaten Herzog Bernhard's wird berichtet: „Sie litten gar keine Ordnung, sondern hausten, daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa: sie erwiesen sich in stetem Zechen und Bankettiren und mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, Prügeln, Hauen, Stechen, ja Todtschlagen und Niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen. In Frankfurt insbesondere wurden ungeheure Steuern gefordert, worüber großes Winseln, Seufzen und Schreien enstand. Viele jagte man von Haus und Hof und bei Wirthen, Krämern, Handwerkern und Andern war inzwischen das Schinden und Schaben so groß, daß es fast nicht auszusprechen, und während Viele arm wurden, bereicherten sich Wenige." Bernhard's Soldaten gossen den Leuten so lange kaltes Wasser in den Hals, bis es, wenn man ihnen mit dem Fuß auf den Bauch trat, oben

wieder herauskam und nannten dieß den schwedischen Trank. Viele sind noch jetzt der Meinung, daß die schwedischen Truppen anders waren; aber dieß ist ein Irrthum. Als Gustav Adolf landete, waren sie allerdings gut disciplinirt und andächtig; das Volk sah mit Bewunderung wie sich das Heer zum Morgen- und Abendgebet schaarte und nach Gustav's eigenen Worten hätte keiner in einem Weinberg gegen des Eigenthümers Willen auch nur eine Traube angerührt; und ein gleichzeitiger katholischer Schriftsteller sagt: „Es war ein gar arbeitsames Volk, welches in geschwinder Eile ein Großes thun und sich also vergraben konnte. Sie ließen sich mit Brod und Wasser vergnügen; die Einwohner hatten keine B.schwer oder Bedrängniß von ihnen. Welche Geld hatten, zahlten und kauften um's Geld, welche nichts hatten, nahmen verlieb mit Dem, was ihnen gegeben wurde, weßhalb die Einwohner sie liebten und ihrer Ankunft sich erfreuten, hingegen die Kaiserlichen haßten und wo sie ihrer mächtig werden konnten, niedermachten." Aber diese Ordnung währte nicht lange. Das ungewohnte Wohlleben in Deutschland, das Beispiel der deutschen Truppen, die sich an die Schweden anschlossen, endlich, daß die verderbten deutschen Truppen die Mehrzahl bildeten, also die Größe des Beispiels gleichfalls zur Rechtfertigung des Frevels diente, riß auch die kleine Zahl der Schweden hin. Auf dem Triumphzug durch Franken fiel den Schweden große Beute zu. Nach der Einnahme von Würzburg gab es kaum einen Soldaten in der Armee, der nicht neue Kleider hatte. Im Lager verkaufte man eine Kuh für einen Reichsthaler, ein Schaf für einige Stüber. Die finnischen Burschen gewöhnten sich an das Weinland. Ein gleichzeitiger Schwede sagt: „In den liefländischen Kriegen mußten sie oft mit Wasser und verschimmeltem groben Brode zur Biersuppe vorlieb nehmen. Jetzt macht sich der Finne sein Kallsköl (kalte Schale) in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln." Im Lager zu Nürnberg, wo Gustav Adolf die größte Macht während aller seiner Feldzüge versammelt hatte, ward das Band strenger Kriegszucht noch lockerer, als während der Noth zu Werben. Die heftige Rede des Königs an die versammelten Offiziere gibt es zu erkennen. „Ihr Fürsten, Herren und Edle — rief er aus — ihr, die ihr helfet, euer eigen Land zu zerstören: mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide zittern, da ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken.

Hätte ich euch gekannt, ihr Deutschen, daß ihr so wenig Liebe und Treue zu eurem eigenen Lande traget, ich hätte kein Pferd euretwegen gesattelt, geschweige meine Krone, mein Leben für euch eingesetzt." Als Gustav Adolf im zweiten Jahre nach seiner Landung in die Stadt Erfurt einzog, gab er den Bewohnern die Erlaubniß, solche Gesellen, die entweder der gemeinen Stadt oder einem ehrlichen Mann den Hausfrieden brechen oder Unfug anrichten, ohne Jemandes Einreden mit rechtlicher Strafe zu belegen, sie sollen nicht fürchten, ihn hiedurch zu erzürnen; er werde ihnen dankbar sein und sie gegen Jedermann vertreten. Er gibt es in ihre Hand, Schafe oder Wölfe zu haben, je nachdem sie sich die Bestrafung des Bösen angelegen sein, oder sich einschränken, überschnarchen und den Uebelthätern ihre Streiche hingehen lassen. Wie furchtbar mußte die Disciplin gesunken sein, um Gustav Adolf zu einer solchen Erlaubniß zu bringen. Von da an wurde die Disciplin des schwedischen Heeres im dreißigjährigen Kriege nie wieder hergestellt. Die Verwilderung nahm immer zu und die Schweden haben in Deutschland wenigstens eben so viel Gräuel vollbracht, als die Kaiserlichen. Die scheußliche Erfindung, Mistjauche einzugießen, und so das Geständniß verborgener Schätze zu erzwingen, hat unter der Benennung Schwedentrunk die Erinnerung an die Erfinder dieser Tortur bis in unsere Zeit erhalten. Ueber die Verwüstung Bayerns durch die Schweden sagt ein neuerer Geschichtschreiber: „Meine Hand weigert sich, die Gräuel niederzuschreiben, welche den Namen der Schweden zum Fluch im Munde des deutschen Volkes verwandelt haben. Es ist gut, daß der Nachwelt das Gräßlichste verschwiegen bleibt, damit ihre Bösewichter sich nicht trösten können, in der Vorwelt von noch größeren Ungeheuern übertroffen worden zu sein." Bei dieser Art Krieg zu führen, mußten die Länder veröden und zuletzt die Heere selbst verderben. Es kam dahin, daß der Räuber kein Brod mehr fand zum Rauben. Ganze Heere verschwanden von der Erde, ohne einen Feind gesehen zu haben. Ein Augenzeuge schreibt: „In Deutschland ging es in dieser Zeit erbärmlich her; die Landeskinder waren vertrieben und Fremde hatten das Reich inne. Welche aber noch zu Hause lebten, wurden dermaßen von den fremden Völkern behandelt, daß sie lieber das bittere Elend hätten bauen (in der Fremde leben), als den Untergang des Vaterlandes sehen sollen. Auf einer Seite wütheten die Schweden, Finnen, Lappen, Irländer; auf der andern Kroaten, Kosaken, Polen und Husaren, Spanier, Wallonen, und wußte Niemand, wer da Freund oder Feind; wer Geld hatte, wurde

gemartert. Da war kein Unterschied des Ortes oder der Person, des Heiligen oder Unheiligen, des Geweihten oder Ungeweihten und die eingebornen Landeskinder befleißigten sich, ihre Meister in der Tyrannei noch zu übertreffen. Niemand suchte Frieden von Herzen, sondern Jeglicher das Seine; Ehrsucht und Geldsucht war das Maß, nach welchem alle Dinge gemessen wurden, und der große Haufe litt, wie das unvernünftige Vieh, das sich schlagen und raufen läßt, und sieht sich nicht einmal um nach dem, der es schlägt." Von der Hungersnoth während der Jahre 1636 und 1637 wird berichtet, daß man Fleisch vom Schindanger nicht verschmähte, Leichen vom Hochgerichte herabholte, die Kirchhöfe umwühlte, bis man zur Sicherung der Begrabenen Wachen dabei stellte, daß der Bruder die todte Schwester, die Tochter ihre verstorbene Mutter nicht verzehrte, Eltern ihre Kinder ermordeten und dann über die That in Wahnsinn verfallend, sich selbst das Leben nahmen. Banden, welche sich zusammenthaten, machten auf Menschen wie auf wilde Thiere Jagd, und als man in der Gegend von Worms Frevler solcher Art, die um siedende Kessel umhersaßen, plötzlich auseinander scheuchte, fand man Arme, Hände und Beine, von Menschen zur Speise bereitet. — Wie furchtbar Deutschlands Wohlstand und Bevölkerung gesunken, läßt sich aus einigen wenigen Zügen ermessen. In Hessen waren 17 Städte, 47 Schlösser und 300 Dörfer geplündert und verbrannt. In Würtemberg lagen 8 Städte, 45 Dörfer und 36,086 Häuser in Asche. Dieses Land zählte 1634 noch 313,000 Menschen und sieben Jahre darauf nur noch 41,000 Einwohner; der von 1628 bis 1650 erlittene Schaden Würtembergs wird auf nahe 119 Millionen Gulden angegeben. In Schlesien und den brandenburgischen Marken war in den Städten ein Dritttheil der Häuser eingeäschert und die Bevölkerung bis auf ein Fünftheil zusammengeschmolzen. 1610 war in Minden ein Verbot erschienen, mehr als 240 Gäste zur Hochzeit zu laden und das vorgeschriebene Maß von Speisen und Getränken bei schwerer Strafe nicht zu überschreiten, 1620 bettelten ebendaselbst zerlumpte Bürger zwischen Brandstätten. In niedersächsischen Städten hatte man selbst Handwerker mit Goldketten um Hals und Brust gesehen, und jetzt gewahrte man mehr herrenlose als bewohnte Häuser; wurden bei Erhebung der Steuern die Thore geschlossen und die Wohnungen der Bürger von Bewaffneten durchsucht. Nur in Carawanen wagte man von einer Stadt zur andern zu reisen. Augsburg von 80,000 auf 30,000 Einwohner herabgesunken. Es wird des gesammten Deutschlands Verlust an Menschen auf 12 Mil-

lionen angegeben. Die Blüthe der Bevölkerung fiel; denn wie ein Geschichtschreiber des Alterthums sagt, im Frieden begräbt der Sohn den Vater, im Kriege der Vater den Sohn. Die Hanse sank, der Handel im Innern Deutschlands war völlig dahin, der Bürger ohne Einfalt und Ehre. Die Erzeugnisse deutschen Fleißes wanderten durch gedungene Söldner in die Fremde. Fürsten griffen zu einer werthlosen Interimsmünze und in Thüringen, wo gegen Ende des Krieges ein Pferd mit 30,000 Gulden bezahlt wurde, sah man von Frauen den Pflug gezogen.

44.

Die Hexenprozesse.

Bis in das fünfzehnte Jahrhundert kamen in Deutschland wohl da und dort Prozesse wegen Zauberei vor und wurden Zauberer und Zauberinnen verurtheilt. Aber, wenn wir die Fälle ausnehmen, in welchen die Angeschuldigten nebenbei wirkliche Verbrechen begingen, wie Giftmischerei, Kindsmord, Betrug und Anderes, so waren solche Verurtheilungen durch wirkliche Gerichte selten. Nun aber, von dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, scheint Deutschland von einer wahren Hexenepidemie ergriffen worden zu sein. Die Hexenprozesse kamen nun wahrhaft an die Tagesordnung. Es mögen hier nur einige Angaben aus den zahlreichen Berichten über Hexenprozesse folgen.

In der bayerischen Grafschaft Werdenfels wurde im Jahre 1582 ein Hexenprozeß anhängig, der immer weiter auf mehr Personen führte; das Resultat war, daß 48 Hexen verbrannt wurden. In der protestantischen Reichsstadt Nördlingen beschloß im Jahre 1590 der Rath, auf Anregung des Bürgermeisters Pferinger, der ein eifriger Hexenverfolger war, nun einmal auch die Hexen in Nördlingen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Man begann die Hexen zu suchen und der Erfolg war, daß in der kleinen Reichsstadt in drei Jahren 32 Personen wegen Hexerei und Zauberei theils verbrannt, theils geköpft und nachher verbrannt wurden. In Ellingen, einer Landkomthurei des deutschen Ordens, wurden in demselben Jahre in acht Monaten 65 Personen wegen Hexerei hingerichtet. In der kleinen Grafschaft Henneberg wurden im Jahre 1612 allein 22 Hexen hingerichtet und in einem Zeitraume von achtzig Jahren (1597—1676) im Ganzen 197 Hexen verbrannt.

Besonders stark wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts gegen die Hexen gewüthet. In der Stadt Offenburg im Breisgau wurden in

den Jahren 1627—1630, also in vier Jahren, 60 Personen wegen Hexerei hingerichtet. Das gleiche Loos traf um dieselbe Zeit im Bisthum Würzburg eine Menge Personen. Es wurden dort in drei Jahren (1627—1629) mehr als 200 Personen wegen Hexerei und Zauberei hingerichtet, Personen jeden Alters, selbst Kinder von 8—12 Jahren, Personen jeden Standes; irgend eine ausgezeichnete Eigenschaft war Veranlassung, am Ende auf den Scheiterhaufen zu führen. So waren z. B. unter jenen Hingerichteten, wie es in einem Verzeichnisse jener Zeit heißt, die Kanzlerin, ferner die Tochter des Kanzlers von Aichstedt, der Rathsvogt, ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren, ein Rathsherr, der dickste Bürger in Würzburg, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein kleineres, ihr Schwesterlein, der zwei Mägdlein Mutter, die Bürgermeisterin, zwei Edelknaben, einer von Reitzenstein und einer von Rothenhan, das Göbel Babele, die schönste Jungfrau in Würzburg, ein Student, so viel Sprachen gekonnt und ein vortrefflicher Musiker gewesen, der Spitalmeister, ein sehr gelehrter Mann, eines Rathsherrn zwei Söhnlein, große Tochter und Frau, drei Chorherren, vierzehn Domvicarii, ein blindes Mägdlein, die dicke Edelfrau, ein geistlicher Doktor u. s. w. *)

Ein Hexenrichter in Fulda, der über neunzehn Jahre sein Unwesen trieb — Balthasar Voß hieß der Unmensch — rühmte sich: Er habe allein über 700 beiderlei Geschlechts verbrennen lassen und hoffe es über 1000 hinauszubringen. In Lindheim wurde in Folge einer Hexen-Untersuchung in den Jahren 1661—64 der achtzehnte Theil der Bevölkerung des Ortes verbrannt, von 540 Einwohnern 30 Personen. Und beinahe alle diese Personen wurden auf ihr eigenes Geständniß hin verurtheilt. Der Teufel, sagen sie, sei unter der Gestalt eines anständigen Mannes, eines Junkers, Reiters, Jägers, Bürgers ꝛc. und unter verschiedenen Namen, — Volland, Federlin, Federhanns, Claus, Hölderlein, Peterlein, Papperle, Kasperle, Gräßle, Hämmerlein, Kreutle ꝛc. zu ihnen gekommen; am Ende hätten sie ihn aber immer an seinen Bocksfüßen erkannt; er habe versprochen, ihnen in ihren Bedrängnissen beizustehen, ihnen auch Geld gegeben, das sich aber meistens in Scherben oder Dung verwandelt und sie mit glatten Worten zu einem Bündnisse mit ihm

*) Man sieht schon hieraus — abgesehen von andern Beweisen — daß es nicht die Geistlichkeit war, welche die Hexen verfolgte. „Nicht die Theologen," sagt J. J. Ritter, „sondern die Juristen waren die Hexenrichter."

verführt. Sie hätten sich ihm ganz hingegeben, Gott gelästert und ihm abgesagt, dem Teufel gedient und versprochen, Menschen und Thieren möglichst Schaden zuzufügen. Sie haben Zusammenkünfte mit dem Teufel und anderen Hexen und Zauberern bei Nacht auf benachbarten Bergen oder in Schlössern oder auf Haiden, oder im Rathhaus und im Rathskeller gefeiert, dort geschmaußt (jedoch in der Regel ohne Salz und Brod), getanzt und allerlei Unfug getrieben; zu diesen Festen seien sie auf Ofengabeln oder Besenstielen oder einem schwarzen Bocke oder auf Pferden durch die Luft geritten, mit Hülfe einer Hexensalbe, mit der sie sich oder die Gabel bestrichen. Der Teufel habe sie auch gelehrt, Menschen und Vieh durch Berührung Krankheiten anzuhängen, Gewitter und Wind zu machen, und ihnen ein Pulver gegeben, mit dem sie fremde Felder verderben könnten u. s. w.

Und diese unsinnigen Fabeln glaubten die Richter steif und fest, protestantische, wie katholische, glaubten die meisten Gelehrten. Selbst der Umstand machte Gerichte und Geistlichkeit in ihrem Glauben nicht wanken, daß der mächtige Teufel, vor dem sich alle fürchteten, seine Schlachtopfer gerade im entscheidenden Augenblicke im Stiche ließ, daß er seinen Pact selten hielt, daß der Vortheil aus den Verträgen mit ihm höchst unbedeutend war, daß das Geld, das er seinen Genossen gab, sich in Scherben oder Dung verwandelte, und daß nicht der Teufel seinen Paciscenten diente, sondern sie ihm. Denn meist gaben sie an, sie hätten dem Teufel dienen, oft die niedersten Dienste leisten, z. B. auf den Hexentänzen kehren oder Teller putzen oder noch gar Aergeres und Schmählicheres dem Teufel thun müssen.

Wie aber erklärt sich nun diese Erscheinung theils an sich, theils daß sie in Deutschland gerade vom fünfzehnten Jahrhundert an so häufig vorkommt und nicht früher? Man hat diese Frage verschieden beantwortet, allein Alles, was zur Erklärung angeführt wurde, konnte wohl hie und da einen einzelnen Fall erklären, das Ganze der Erscheinung aber nicht im Geringsten. Und doch läßt sich die Sache leicht und einfach erklären. Wir würden in unserer Zeit noch eben so viele Hexen finden und verbrennen können, als in jenen Zeiten, wenn man dasselbe Mittel, sie zu finden, bei uns noch anwenden wollte. Das Mittel war einfach, sicher und schnell zum Ziele führend. Es war die unsinnigste Ausgeburt menschlicher Verirrung: die Folter. Ohne die Folter hätte man vergebens nach vielen Hexen gesucht, und gerade der

Mangel der Folter, überhaupt das völlig andere Beweissystem und prozessualische Verfahren erklärt es allein, wie in der früheren Zeit bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur wenig Hexen verurtheilt wurden, obgleich in jenen Zeiten der Hexenglauben nicht minder fest war.

Im Mittelalter unterschied man beim Beweisverfahren zwischen handhafter und übernächtiger That. Zum Prozesse auf handhafte That konnte es bei Hexen und Zauberern nicht leicht kommen. Wie sollte man sie auf frischer That ertappen? Beim Prozesse auf übernächtiger That aber hatte der Unschuldige, sofern er das Vertrauen seiner Mitbürger genoß, einen günstigen Stand. Man suchte nicht wie später, durch alle mögliche inquisitorische Mittel, den Angeschuldigten zu einem Geständnisse zu bringen, noch viel weniger ihn dazu zu zwingen. Er konnte sich durch seinen Eid losschwören, und hatte er auch nach manchen Statuten noch einige Eidhelfer nöthig, welche mit ihrem Eide ihr Vertrauen in seine Rechtlichkeit bekräftigen mußten, so fand eine ehrliche Person in der Regel die nöthige Zahl der Eidhelfer. Freilich, wenn der Angeschuldigte keine Eidhelfer fand, oder übel berüchtigt war, und deßhalb sich nicht losschwören durfte, mußte er sich einem Gottesurtheile unterwerfen und hier konnte allerdings eine angeschuldigte Hexe unterliegen, wenn ihr nicht ein Priester unter der Hand half. Allein gerade das Gottesurtheil, dem die Hexen häufig unterworfen wurden, mußte diesen armen Personen in der Regel günstig sein: es war nämlich die Wasserprobe, welche die Meisten aus sehr natürlichen Gründen glücklich bestanden. Sie wurden gebunden in's Wasser geworfen; blieben sie über dem Wasser, so galt es als Beweis der Schuld, weil man den Hexen die besondere Eigenschaft zuschrieb, leichter zu sein, als das Wasser; sanken sie aber unter, so war dieß ein Beweis ihrer Unschuld.

So erklärt es sich, daß man bis in das fünfzehnte Jahrhundert nicht häufig Hexen vor Gericht zog, und daß noch seltener Hexen verurtheilt wurden. — Allein gegen das Ende des Mittelalters im fünfzehnten Jahrhundert trat in Deutschland eine wesentliche Aenderung im Verfahren und Beweissystem ein. Die Gerichte fingen an, das alte rein formelle Beweissystem zu verlassen, und Alles vom Geständnisse der Angeschuldigten abhängig zu machen, und dieses auf alle Weise herbeizuführen. Als Mittel hiezu wurde zur Folter gegriffen, und dieselbe nach und nach durch Landesgesetze, und im sechzehnten Jahrhundert durch die Reichsgesetzgebung, die peinliche Gerichtsordnung Karl's V., bestätigt. Das Beweisverfahren im Kriminalprozesse war nun lediglich auf Zeugen

und auf Geständniß des Angeschuldigten gebaut, und das Mittel, letzteres herbeizuführen, war die Folter.

Diese Folter führte beim Hexenprozesse beinahe unfehlbar auf ein durch den Aberglauben der Richter gewünschtes Resultat, und selbst an Zeugen durch Beweis fehlte es bei der neuen Form des Hexenprozesses nicht, Zeugnisse, die auf eine merkwürdige Weise durch die Folter erpreßt, und dann noch durch die Folter ergänzt wurden.

Wirklich war auch die Zeit der Einführung der Folter die Zeit des Anfangs jener empörenden Hexenprozesse. Das Einschreiten von Amtswegen bewirkte, daß man häufig nach Hexen suchte; die Folter machte, daß man sie in Menge fand. Es hatte sich der Grundsatz gebildet, daß die Hexerei ein ausgenommenes Verbrechen, daher an die gewöhnlichen Regeln der Untersuchung nicht gebunden sei. Durch Stadt und Dorf liefen die Späher, um Schuldige zu finden. Von ihrer Willkür hing es ab, Verdächtige jeden Alters und jeden Geschlechtes zu finden. Der Angeklagte war in der Regel verloren. Die nichtigsten Verdachtsgründe galten als Beweise. Wer im Geruche der Hexerei stund, wurde inquirirt. Hatte die Angeschuldigte Andern geschadet, so mußte sie eine Hexe sein. Ja, wenn sie nur dem Nachbar einmal Böses angewunschen, und dieser nachher zufällig in seinem Eigenthum Schaden gelitten hatte, es sprach gegen sie. Wenn eine Person Andern nicht offen in die Augen sah, so war sie verdächtig; ebenso, wenn sie in den Tag hineinschlief, weil sie bei Hexenversammlungen schläfrig geworden war. Große Heiterkeit wie große Traurigkeit waren Verdachtsgründe. Aeußerlich frommer Lebenswandel galt als Verdeckung des Teufelsbundes; ausgelassenes Leben zeigte offen davon. War bei der Verhaftung eine Beschuldigte erschrocken, so war dieß ein Zeichen bösen Gewissens; war sie ruhig, wer anders als der Satan sollte ihr diese Ruhe gegeben haben? Gestand sie vor oder unter der Folter, so war sie verloren. Ueberstand sie ohne Geständniß die Folter, so hatte der böse Feind sie gestärkt; sie war dennoch schuldig.

Die Folter oder die peinliche Frage begann man in der Regel mit dem Daumenstock. Die Daumen wurden in Schrauben gebracht, diese langsam zugeschraubt, und so die Daumen zerquetscht. Folgte das Geständniß nicht, so nahm man die Beinschrauben oder die spanischen Stiefel, durch welche Schienbein und Waden platt gepreßt wurden, oft so, daß die Knochen zersplitterten. Dazwischen wurde mit dem Hammer auf die Schraube geschlagen. Der folgende Grad war der Zug, die

Expansion oder Elevation. Dem Gefolterten wurden die Hände auf den Rücken gebunden, ein Seil an sie befestigt, an dem er, bald frei in der Luft schwebend, durch einen an der Decke angebrachten Kloben, bald an einer aufgerichteten Leiter, langsam in die Höhe gezogen wurde, bis die Arme verkehrt und umgedreht über dem Kopfe stunden. Dann ließ man zu Erhöhung der Schmerzen ihn einigemal schnell herabschnellen, und zog ihn wieder empor. Läugnete er fort, so hing man ihm Gewichte an die Füße, um ihn noch mehr auszuspannen. In diesem schrecklichen Zustande ließ man ihn eine halbe, oft eine ganze Stunde, öfters länger hangen, legte ihm wohl noch die spanischen Stiefel an, während die Richter nicht selten aus der Folterkammer abtraten und sich bei einem Mahle oder Schmauße gütlich thaten. Half auch dieses nicht, so träufelte man dem unglücklichen Schlachtopfer brennenden Schwefel oder brennendes Pech auf den nackten Leib, oder man hielt ihm brennende Lichter unter die Arme oder unter die Fußsohlen oder an andere Theile des Leibes; trieb auch wohl Keilchen zwischen die Nägel und das Fleisch der Finger und Zehen. Wer hätte unter solchen Qualen nicht jedes beliebige Verbrechen gestehen sollen? „Ja," ruft der Jesuit Friedrich Spee aus, „ich schwöre feierlich, von den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen geleitete, war keine Einzige, von der man, Alles genau erwogen, hätte sagen können, daß sie schuldig gewesen, und das Gleiche gestanden mir zwei andere Theologen von ihrer Erfahrung. Aber," sagt er, „behandelt die Kirchenobern, behandelt die Richter, behandelt mich ebenso, wie jene Unglücklichen, werft uns auf dieselben Foltern — und ihr werdet uns Alle als Zauberer erfinden." Derselbe bezeugt, es hätten ihm ganz kräftige Männer, welche gefoltert worden, versichert, es könne kein Schmerz gedacht werden, so heftig und unausstehlich, wie der der Folter jener Zeit, und sie würden auch die abscheulichsten Verbrechen, an welche sie nie gedacht hätten, auf sich nehmen und zugestehen, und lieber, wenn es sein könnte, zehnmal sterben, als sich noch einmal foltern lassen. — Hatten die Richter auf diesem Wege jedes beliebige Geständniß erpreßt, so wollten sie nunmehr von den Geständigen wissen, wer ihre Mitschuldigen seien, wer sie das Hexen gelehrt, und wer mit ihnen beim Hexentanze gewesen. Behaupteten sie, die andern Hexen hätten sich vermummt, oder seien schon gestorben, so wollte der Richter lebendige Mitschuldige wissen. In der entsetzlichen Qual nannten sie den nächsten Besten, der ihnen einfiel, oder den der Richter ihnen vorsagte. Sie gaben auch wohl solche an, die ihnen

abgeneigt waren. Die also Angeschuldigten wurden gefoltert und zum Scheiterhaufen verdammt. Das Geständniß durfte vom Richter nicht unmittelbar unter der Folter, sondern mußte später abgenommen werden. Die Gefolterten durften nur sagen, daß sie gestehen wollten. Wenn sie nachher nicht gestanden, so wurden sie wieder gefoltert. Es wird ein Fall erwähnt, wo die beschuldigte Person 22mal auf die Folter kam; ein anderer, wo eine Person drei und eine halbe Stunde gefoltert wurde. Wer unter der Folter starb oder sich nachher tödtete, dem hatte der Teufel das Genick gebrochen; er wurde unter dem Galgen begraben. — Nach dem Geständniß oder der Ueberführung wurde meistens der Feuertod erkannt. Der Verurtheilte wurde an einen Pfahl gebunden und von unten herauf langsam verbrannt, wenn er hartnäckig und unbußfertig blieb; den Reuigen und weniger Belasteten wurde ein schnellerer Tod zu Theil. Solche, welche Mitleid mit den Opfern zeigten, besonders Priester, welche sie zum Tode vorbereiteten und zur Hinrichtung geleiteten, wurden nicht selten wegen dieses Mitleids in die Anklage verwickelt. Wer aber zählt die Tausende und aber Tausende, welche aus allen Altern, allen Ständen und Geschlechtern, unschuldige Kinder und zarte Jungfrauen nicht ausgenommen, den Martern und dem Feuertode überantwortet wurden? Zwar die Reformation war über Deutschland gekommen, von der alles Licht ausgehen sollte. Die Protestanten wollten jeden Wahn abschütteln, dem die Katholischen huldigten. Aber diesem fluchwürdigsten Wahne der Hexenverfolgung jagten sie in unglücklichem Wetteifer nach, ja in katholischen Landen fielen weniger Opfer als in protestantischen. „Gespenster- und Teufelswahn," sagt ein protestantischer Geschichtschreiber, „erfüllte anderthalb Jahrhunderte in Deutschland unantastbar die Köpfe, und mehr als in Spanien Ketzer, wurden in Deutschland, in den Gebieten beider Religionsparteien um die Wette, Zauberer und Hexen verbrannt. Wenn sich irgend Jemand der letzteren annahm, so waren es die katholischen Seelsorger, welche nach Kräften gegen die Hexenprozesse eiferten. Der Jesuit Friedrich Spee, geboren 1595 aus einer heute noch am Niederrhein blühenden Familie, hatte in den Jahren 1627 und 1628 200 Personen von jedem Range und Stande zum Tode vorbereitet und zum Scheiterhaufen begleitet, die er alle als unschuldig erkannte. Aus Kummer über ihre Leiden waren seine Haare gebleicht worden vor der Zeit. Schon vorher hatte der Priester Cornelius Loos (gest. zu Mainz im Jahre 1593) gegen das Hexenwesen geeifert. Und gleichzeitig mit Spee suchte dagegen zu wirken sein

Ordensgenosse, der Jesuit Adam Tanner (gest. 1632). Da schrieb, mit eigener Gefahr, Friedrich Spee sein berühmtes Werk: Cautio criminalis, seu de processibus contra Sagas liber ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius etc. Auctore incerto theologo Romano. Rintelii 1631 — eine Schrift, in der die schrecklichen Gräuel, die raffinirte Ungesetzlichkeit und Unvernunft der Gerichte bei den Hexenprozessen auf eine auch juristisch ausgezeichnete Weise aufgedeckt werden. Spee widmete das Werk „den Obrigkeiten, die es nicht lesen würden," und glücklicher pries er die Todten, als die Lebendigen, glücklicher als Beide, welche nicht geboren und nicht Zeugen seien der Unthaten, die unter der Sonne sich zutragen." Die Schrift wurde im Ganzen kühl aufgenommen. Wie hätte sie auch in einem Jahrhundert entscheidend wirken sollen, von dem Horst mit Recht sagt, daß in den Burgen der Ritter, in den Palästen der Großen, in den Bibliotheken der Gelehrten, auf jedem Blatt in der Bibel, in den Kirchen, auf dem Rathhaus, in den Stuben der Rechtsgelehrten, in den Officinen der Aerzte und Naturlehrer, in dem Kuh- und Pferdestall, in der Schäferhütte, überall und überall der Teufel war, wo jedes Donnerwetter, jeder Hagel, jede Feuersbrunst, Dürre, Viehseuche u. s. w. dem Teufel und den Hexen Schuld gegeben wurden, wo jedes Mädchen, jedes ehebrecherische Weib vom Teufel in Person verführt wurde, in einem Jahrhundert, das durch die Schrecken und die Noth des dreißigjährigen Krieges nur noch verwilderter wurde? Doch trug die Schrift immerhin ihre guten Früchte. Der Mainzer Kurfürst Johann Philipp von Schönborn, einer der weisesten Regenten jener Zeit, dem sich Spee als Verfasser entdeckt hatte, stellte in seinem Gebiete das Verfahren gegen die Hexen ein, und andere katholische Fürsten ahmten ihm nach. In den eigentlich katholischen Ländern wurde überhaupt das Unwesen nicht so stark getrieben. So waren in Italien die Hexenprozesse nicht so furchtbar. Die Hexen, welche ihre Künste abgeschworen, konnten sich in Rom durch eine Taxe von der Strafe loskaufen. In Bologna bestand die Strafe in Pranger und Ruthenschlägen. Bei den Protestanten dauerte im siebzehnten Jahrhundert das Unwesen fort in ungeschwächter Kraft. Wir begegnen hier dem großartigen Hexenprozeß zu Borra in Schweden vom Jahre 1670. Benedikt Carpzov in Leipzig (gest. 1666), der Gesetzgeber Sachsens genannt, wollte nicht bloß, daß die Zauberei gestraft werde, sondern sogar die Läugnung der Möglichkeit eines Bundes mit dem Teufel. — Daß hier endlich die öffentliche Meinung sich gegen die Hexenprozesse

erhob, wird besonders dem Professor Christian Thomasius aus Leipzig zugeschrieben. Zwar fand dieser sehr viele Widersacher, sie konnten aber die schlechte alte Zeit nicht zurückrufen. Die Fälle, daß Hexen verurtheilt wurden, kamen nun seltener vor. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Hexenprozesse allgemein aufgehört.

45.

Die englische Revolution.

Zur Zeit, da in Deutschland der durch die Kirchenspaltung verursachte Krieg tobte, sah die Welt in England ein anderes, blutiges Nachspiel derselben, in welchem die neuen Ansichten sich auf dem staatlichen Gebiete bis zu ihren äußersten Folgerungen verwirklichten. Nicht katholische und protestantische Religion standen sich hier gegenüber, sondern zwei Richtungen des Protestantismus stritten mit einander. Der Kampf mußte sich auf das staatliche Gebiet versetzen, nachdem das Staatsoberhaupt zugleich Kirchenoberhaupt in England geworden war. Derjenige Theil der Protestanten, der das kirchliche Ansehen des Königthums nicht anerkannte, erschien als der gefährlichste Feind des Königthums. Erschien aber einmal der Widerstand gegen die königliche Gewalt als rechtmäßig, wer wollte dann diesem Widerstande überhaupt Schranken setzen oder Einhalt gebieten? Die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen die königliche Gewalt war die Vorstufe zu der Lehre, daß die Quelle der Gewalt der Wille des Volkes sei, und diese Lehre hat ihre äußerste Anwendung in dem furchtbaren Ereignisse, daß ein Volk über seinen König zu Gericht sitzt, ihm das Todesurtheil spricht und vollzieht.

Mögen mancherlei politische Mißstände, sowie schreiende Mißgriffe der Regierungsgewalt als Ursachen der englischen Revolution aufgezählt werden, das ist festzuhalten: ihre eigentliche Wurzel war religiöser Natur. Die Puritaner sind ihre Träger und Helden gewesen. Ihren Charakter, ihre Sitten, ihre Denkungsweise hat Macaulay, der gefeierte moderne Geschichtsschreiber, auf unübertreffliche Weise geschildert.

„Die ächten Puritaner hegten für das alte Testament ungemeine Vorliebe, welche sich in allen ihren Gefühlen und Gewohnheiten aussprach. Sie zollten der hebräischen Sprache eine Achtung, welche sie der Sprache verweigerten, in welcher die Reden Jesu und die Briefe

des Paulus auf uns gekommen sind; sie gaben in der Taufe ihren Kindern Namen nicht von christlichen Heiligen, sondern von hebräischen Patriarchen und Kriegern. Sie suchten in dem mosaischen Gesetz nach juristischen Grundsätzen und in den Büchern der Richter und Könige nach Vorgängen, um darnach ihr gewöhnliches Verhalten einzurichten. Ihre Gedanken und Gespräche beschäftigten sich meistens mit Handlungen, welche uns sicher nicht als nachahmungswürdige Beispiele aufbewahrt sind. Der Prophet, welcher einen gefangenen König in Stücke hieb, der rebellische Feldherr, welcher das Blut einer Königin den Hunden zu trinken gab, das Weib, welches trotz des gegebenen Wortes und der Hospitalität das Gehirn des flüchtigen Gastfreundes mit einem Nagel durchbohrte, wurden als Muster für Christen aufgestellt. Sittlichkeit und Sitten wurden einem Codex unterworfen, welcher dem der Synagoge glich, als sie in ihrem schlechtesten Zustande war. Kleidung, Lebenswandel, Sprache, Studien, Vergnügungen dieser starren Sekte waren nach Grundsätzen geregelt, welche denen der Pharisäer glichen, die stolz auf ihre reinen Hände und ihre weiten Phylacterien den Erlöser einen Entheiliger des Sabbaths und einen Säufer schalten. Es war eine Sünde, Blumenkränze an einen Maibaum zu hängen, die Gesundheit eines Freundes zu trinken, einen Falken steigen zu lassen, einen Hirschen zu jagen, Schach zu spielen, Schmachtlocken zu tragen, eine Halskrause zu stärken, das Spinett zu schlagen, die Elfenkönigin zu lesen. Gesetze, wie diese, breiteten über das ganze Leben ein mehr als klösterliches Dunkel aus. Die Gelehrsamkeit und Redegabe, durch welche sich die deutschen Reformatoren wenigstens hervorgethan, und welchen sie in nicht geringem Grade ihre Erfolge dankten, wurden von dieser neuen Schule der Protestanten mit Mißtrauen, wenn nicht mit Abneigung betrachtet. Einige Rigoristen trugen Bedenken, lateinische Grammatik zu lehren, weil die Namen Mars, Bacchus und Apollo darin vorkämen; die schönen Künste wurden gänzlich geächtet, der feierliche Ton der Orgel war abergläubisch, die leichte Musik von Ben Johnson's Masken war ausschweifend; die Hälfte der schönen Gemälde in England war götzendienerisch und die andere Hälfte unschicklich. Der extreme Puritaner war sofort vor andern Menschen erkennbar durch seinen Gang, seine Kleidung, seine schlichten Haare, den sauren Ernst seines Gesichts, durch das nach oben gekehrte Weiß seines Auges, durch den näselnden Ton seiner Stimme, und vor Allem durch seine besondere Redeweise. Er wandte bei jeder Gelegenheit die Formen und den Styl der heiligen Schrift an. Hebräismen,

gewaltsam in die englische Sprache eingeführt, und Bilder der kühnsten lyrischen Poesie, einem entfernten Zeitalter und Lande entlehnt und auf die gewöhnlichen Beziehungen des englischen Lebens angewandt, waren die am stärksten hervortretenden Eigenthümlichkeiten dieses Jargons, welcher mit Recht den Spott sowohl der Anhänger des Prälatenthums als der Freigeister erregte.

So erweiterte sich während des ersten Viertheils des 17. Jahrhunderts immer mehr das politische und religiöse Schisma, welches im 16. Jahrhundert begonnen hatte. Theorien, welche sich zum türkischen Despotismus neigten, standen bei einem großen Theile des Hauses der Gemeinen in Gunst. Die heftigen Anhänger des Episcopats, welche alle eifrig der königlichen Prärogative zugethan waren, und die heftigen Puritaner, welche alle eifrig Partei für die Privilegien des Parlaments nahmen, betrachteten sich gegenseitig mit einer heftigeren Feindschaft, als diejenige war, welche in den vorhergehenden Menschenaltern zwischen Katholiken und Protestanten bestanden hatte.

Während die Gemüther der Menschen sich in dieser Verfassung befanden, ward das Land nach einem vieljährigen Frieden endlich in einen Krieg verwickelt, welcher große Anstrengungen erforderte. Dieser Krieg beschleunigte das Herannahen der großen konstitutionellen Krise. Es war nothwendig, daß der König über eine große Militärmacht verfügen konnte; eine solche Macht konnte er nicht halten ohne Geld, konnte er auf gesetzmäßigem Wege nicht erlangen ohne Zustimmung des Parlaments. Daraus folgte, daß er entweder in Uebereinstimmung mit dem Hause der Gemeinen regieren, oder den Versuch einer Verletzung der Grundgesetze des Landes machen mußte, wie solche während mehrerer Jahrhunderte nicht vorgekommen war. Gerade in diesem verhängnißvollen Augenblick starb König Jakob; Karl I. folgte ihm auf dem Thron. Er war von der Natur mit einem viel schärferen Verstande, einem viel stärkeren Willen, einem viel festeren Gemüthe begabt, als sein Vater. Er hatte die politischen Theorien desselben geerbt, war aber viel mehr als sein Vater dazu berufen, dieselben zur Anwendung zu bringen. Er war wie jener ein eifriger Anhänger der bischöflichen Kirche, er war außerdem, was sein Vater nie gewesen, ein eifriger Arminianer, und obgleich kein Katholik, glich er einem Katholiken mehr, als einem Puritaner. Es würde ungerecht sein, zu läugnen, daß Karl einige Eigenschaften eines guten und selbst eines großen Fürsten besaß; er schrieb und sprach nicht wie sein Vater mit der Genauigkeit eines

Professors, aber in dem Styl unterrichteter und wohlerzogener Gentlemen. Sein Geschmack in Literatur und Kunst war vortrefflich, seine Manieren waren würdig, obgleich nicht angenehm, sein häusliches Leben war ohne Vorwurf, Treulosigkeit war die Ursache seines Unglücks und der häßlichste Flecken an seinem Andenken; er ward in Wahrheit durch einen unheilbaren Hang auf dunkle und krumme Wege getrieben.

Jetzt begann das gewagte Spiel, dessen Ausgang die Geschichte des englischen Volkes entscheiden sollte. Es ward von Seiten des Hauses der Gemeinen mit Schärfe, aber mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, Kaltblütigkeit und Ausdauer gespielt. Große Staatsmänner, welche in die Vergangenheit und in die Zukunft blickten, befanden sich an der Spitze der Versammlung. Diese war entschlossen, den König in eine solche Lage zu versetzen, daß er entweder in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Parlaments regieren oder gewaltsame Angriffe auf die Verfassung machen mußte; sie bewilligte deßhalb eine sehr spärliche Unterstützung an Geld. Nun löste Karl sein erstes Parlament auf und erhob Steuern auf eigene Autorität. Darnach berief er ein zweites Parlament und fand es unbeugsamer als das erste. Er ergriff wiederum das Mittel der Auflösung, erhob neue Steuern ohne irgend einen Schein eines gesetzmäßigen Rechts, und warf die Häupter der Opposition in's Gefängniß. Um dieselbe Zeit erregte eine neue Beschwerde, welche die besonderen Gefühle und Gewohnheiten des englischen Volkes peinlich bis zur Unerträglichkeit machte, und welche jedem urtheilsfähigen Mann als gefährliches Vorzeichen erschien, allgemeine Unruhe. Kampagnien von Soldaten wurden beim Volke einquartiert, und das Kriegsgesetz an die Stelle des alten Rechtes des Königreiches gesetzt.

Der König berief ein drittes Parlament und mußte bald erfahren, daß die Opposition stärker und heftiger war als jemals. Er beschloß jetzt, seine Taktik zu ändern. Anstatt einen unbeugsamen Widerstand den Forderungen der Gemeinen entgegenzusetzen, ließ er sich nach vielem Streit und manchen Ausflüchten auf einen Vergleich ein, welcher, wenn er ihn treu gehalten hätte, eine lange Reihe von Calamitäten beseitigt haben würde. Das Parlament bewilligte eine große Unterstützung; der König bestätigte in der feierlichsten Weise das berühmte Gesetz, welches unter dem Namen der „Petition of Right“ bekannt, und die zweite große Charte der Freiheiten von England ist. Durch Bestätigung dieses Gesetzes verpflichtete er sich, niemals wieder Geld zu erheben, ohne Ein-

willigung des Hauses, niemals wieder Jemanden einkerkern zu lassen, es sei denn nach gewöhnlichem Lauf des Gesetzes, und niemals wieder sein Volk der Jurisdiktion von Kriegsgerichten zu unterwerfen. Der Tag, an welchem die königliche Sanktion dieser großen Akte feierlich vollzogen ward, war ein Tag allgemeiner Freude und der Hoffnung. Aber schon in drei Wochen ward es offenbar, daß Karl nicht die Absicht habe, den Vertrag zu halten, den er geschlossen hatte. Das Geld, welches die Vertreter der Nation bewilligt hatten, ward erhoben, das Versprechen, durch welches die Bewilligung erlangt war, gebrochen. Es folgte ein heftiger Kampf. Das Parlament ward unter allen Zeichen der königlichen Ungnade aufgelöst; einige der ausgezeichnetsten Mitglieder wurden in's Gefängniß geworfen, und einer derselben, Sir John Eliot, starb nach Jahren der Trübsal im Kerker.

Indessen wagte Karl nicht, auf seine eigene Autorität die für die Fortführung des Krieges erforderlichen Abgaben zu erheben; er beeilte sich daher, Frieden mit seinen Nachbarn zu schließen, und befaßte sich von jetzt an nur mit der innern Politik.

Nun begann er eine neue Aera. Viele englische Könige hatten gelegentlich verfassungswidrige Handlungen vorgenommen, aber keiner hatte es jemals systematisch versucht, sich zum Despoten, das Parlament zu einer Null zu machen. Dieß war aber das Ziel, welches Karl zu erreichen strebte. Vom März 1629 bis zum April 1640 wurden die Häuser nicht berufen. Niemals hat es in Englands Geschichte einen Zwischenraum von eilf Jahren zwischen zwei Parlamentssitzungen gegeben.

Es ist durch das Zeugniß der eifrigsten Anhänger des Königs nachgewiesen, daß die Bestimmungen der „Petition of Right" während dieses Theils seiner Regierung nicht gelegentlich, sondern fortwährend und systematisch verletzt wurden; daß ein großer Theil seiner Einnahmen ohne gesetzliche Autorität erhoben ward, und daß Personen, welche der Regierung mißliebig waren, Jahre lang im Gefängniß schmachteten, ohne jemals vor Gericht gestellt zu werden.

Wegen dieser Handlungen muß die Geschichte den König selbst als in erster Reihe verantwortlich betrachten. Von der Zeit seines ersten Parlaments an, war er sein eigener Prinzipal-Minister; einige Personen jedoch, deren Charakter und Talente seine Pläne fördern konnten, standen an der Spitze verschiedener Departements der Verwaltung. **Thomas Wentworth**, später zum Lord Wentworth und Grafen von Straf-

ford ernannt, ein Mann, welcher sich durch große Fähigkeiten, durch Beredtsamkeit und Muth auszeichnete, aber von grausamer und herrschsüchtiger Natur, war der vertrauteste Rathgeber in politischen und militärischen Sachen.

Die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten war in der Hand von William Laud, Erzbischof von Canterbury. Von allen Prälaten der anglikanischen Kirche ist Laud am weitesten von den Grundsätzen der Reformation abgewichen und hat sich Rom am meisten genähert. Aber sein Verstand war beschränkt, und sein Verkehr mit der Welt war unbedeutend gewesen. Er war von Natur heftig, reizbar. Unter seiner Leitung ward jeder Winkel des Königreichs einer beständigen und genauen Aufsicht unterworfen; jede kleine Gemeinde von Separatisten ward aufgespürt und mit Gewalt auseinander getrieben. Seine Härte flößte solchen Schrecken ein, daß der tödtliche Haß gegen die Kirche, welcher unzählige Herzen vergiftete, meistens unter den äußern Schein der Uebereinstimmung mit derselben verborgen ward.

Die Gerichtshöfe gewährten den Unterthanen gegen die bürgerliche und kirchliche Tyrannei jener Periode keinen Schutz; die Richter des gemeinen Rechts, welche ihre Stellung nur so lange inne hatten, als es dem König gefiel, waren in der ärgerlichsten Weise folgsam. Ausgezeichnet unter diesen Gerichtshöfen war die Stern-Kammer. Die Regierung konnte durch ihren blinden Gehorsam ohne Beschränkung Geldstrafen erkennen, einkerkern, an den Pranger stellen und verstümmeln. Kaum gab es einen bekannten Mann im Königreiche, welcher nicht die Härte und Gier der Stern-Kammer persönlich kennen gelernt.

Die Regierung von England war jetzt mit Ausnahme Eines Punktes so despotisch als die von Frankreich. Aber dieser Punkt bedeutete Alles: es gab keine stehende Armee. Deßhalb war keine Sicherheit vorhanden, daß das ganze Werkhaus der Tyrannei nicht in einem einzigen Tage dem Erdboden gleichgemacht werde, und wenn durch königlichen Machtspruch für die Unterhaltung einer Armee Steuern sollten auferlegt werden, so war es wahrscheinlich daß eine unwiderstehliche Explosion erfolgen würde.

In dieser Krisis verwandelte ein Akt wahnsinniger Bigotterie plötzlich die ganze Gestalt der öffentlichen Angelegenheiten. Wäre der König weise gewesen, so würde er eine vorsichtige und beruhigende Politik gegen Schottland beobachtet haben, bis er Herr des Südens geworden. Denn Schottland war von allen seinen Königreichen dasjenige,

in welchem er am leichtesten Gefahr lief, daß aus einem Funken eine Feuersbrunst entstehe. Das schottische Volk war immer besonders unruhig gewesen. Es hatte seinen Ersten Jacob in dessen Schlafzimmer ermordet; es hatte wiederholt die Waffen gegen Jacob II. ergriffen; es hatte Jacob III. auf dem Schlachtfelde erschlagen; es hatte Maria abgesetzt und eingekerkert; es hatte ihren Sohn gefangen gehalten, und seine Sinnesart war noch immer so unbändig wie früher. Seine Sitten waren roh und kriegerisch. Allenthalben längs der Südgränze wüthete ein beständiger Raubkrieg, in jedem Theile des Landes war man gewohnt, für erlittene Uebel mit der Faust Genugthuung zu nehmen.

In keinem Theile Europa's hatte die calvinische Lehre einen so starken Halt gewonnen; die katholische Kirche ward von der großen Masse des Volkes mit einem Hasse betrachtet, welcher mit Recht ein grimmiger genannt werden konnte, und die Kirche von England, welche von Tag zu Tag der römischen Kirche ähnlicher zu werden schien, war daher ein Gegenstand kaum geringerer Abneigung. Die Regierung hatte lange gewünscht, das anglikanische System über die ganze Insel auszubreiten, und hatte zu diesem Behuf schon mehrere Aenderungen eintreten lassen. Jetzt aber beschlossen Karl und Laud, den Schotten die englische Liturgie aufzuzwingen. Als zum ersten Male die fremden Ceremonien zur Anwendung kamen, entstand ein Tumult; dieser ward schnell zu einer Revolution. Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Fanatismus vereinigten sich zu einem reißenden Strome, die ganze Nation stand unter den Waffen. Freilich war die Macht Englands, wie sich einige Jahre später zeigte, ausreichend, um Schottland im Zaume zu halten; aber ein großer Theil des englischen Volkes theilte die religiösen Gefühle der Aufständischen, und viele Engländer, welche sonst gegen Kniebeugungen, Altäre und Chorhemden keine Bedenklichkeiten hatten, blickten doch mit Freude auf den Fortschritt eines Aufstandes, welcher die Aussicht darbot, den Hof zu bekämpfen und die Zusammenberufung des Parlaments nothwendig zu machen. Ein Versuch ward gemacht, den Aufstand mit dem Schwerte niederzuschlagen; aber des Königs militärische Mittel und Fähigkeiten reichten für ein solches Unternehmen nicht aus. Es würde Wahnsinn gewesen sein, im Widerspruche mit dem Gesetze unter diesen Umständen England neue Steuern aufzulegen; nur das Parlament konnte Hülfe gewähren, also ward es im Frühjahr 1640 berufen.

Als der Nation die Aussicht auf Wiederherstellung einer verfassungsmäßigen Regierung und Abstellung der Beschwerden eröffnet ward, besserte sich die Stimmung. Das neue Haus der Gemeinen war gemäßigter und ehrerbietiger gegen den Thron als irgend ein anderes. Aber Karl blieb sich in seiner unpolitischen und unedlen Handlungsweise consequent, jede Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Volkes zu verweigern, bis diese Wünsche in einem drohenden Tone ausgesprochen wurden. Sobald die Gemeinen eine Neigung zeigten, die Beschwerden, unter welchen das Land eilf Jahre gelitten hatte, in Erwägung zu ziehen, löste der König mit allen Zeichen der Ungnade das Parlament auf.

Alles hing nun von dem Erfolg der militärischen Unternehmungen des Königs gegen die Schotten ab. Unter seinen Truppen war wenig von den Gefühlen zu finden, welche Soldaten von Profession von der Masse des Volkes trennen und sie an ihren Führer ketten. Seine Armee, die zum größten Theil aus Rekruten bestand, die erfüllt waren von den damals im ganzen Lande herrschenden religiösen und politischen Gefühlen, war ihm selbst furchtbarer als dem Feinde. Die Schotten, welche durch die Häupter der englischen Opposition ermuthigt wurden, überschritten Tweed und Tyne, und bezogen an der Gränze von Yorkshire ein Lager. Nun wuchs das Murren zu einem gewaltigen Lärm, welcher alle Geister, mit Ausnahme eines einzigen, in Schrecken setzte. Strafford's Ruf blieb wie immer „durch," und selbst in der äußersten Bedrängniß zeigte dieser Mann eine so grausame und despotische Natur, daß seine eigenen Pikenmänner bereit waren, ihn in Stücke zu zerreißen.

Es gab jedoch ein letztes Auskunftsmittel, welches, wie der König sich schmeichelte, ihn vor dem Kummer bewahren würde, vor ein anderes Haus der Gemeinen zu treten. Ohne Geld, ohne Kredit, ohne Autorität selbst in seinem eigenen Lager, fügte er sich dem Drange der Nothwendigkeit; die Häuser wurden berufen, und die Wahlen zeigten, daß seit dem Frühjahr das Mißtrauen und der Haß, mit welchen die Regierung betrachtet ward, gefährliche Fortschritte gemacht hatten.

Im November 1640 trat das neue Parlament zusammen. Der Kampf wurde mit einer Anklage Strafford's auf Landesverrath eröffnet. Obwohl sich dieser im Oberhause mit Erfolg vertheidigte, wußte das von der höchsten Leidenschaft getriebene Unterhaus das Oberhaus und den König also einzuschüchtern, daß ersteres einen Antrag auf Todes-

strafe genehmigte, und der König das Urtheil mit Thränen unterschrieb. Das Beispiel des empörten englischen Parlaments veranlaßte eine Erhebung der Irländer, die sich Freiheit ihrer katholischen Religionsübung erkämpfen wollten und die lange, beispiellos ungerechte und grausame Behandlung jetzt blutig rächten.

Mit den Schotten dagegen war ein Friede unterhandelt worden, und obgleich derselbe noch nicht zu Stande gekommen, begab sich der König nach Schottland, um das dortige Parlament selbst zu eröffnen. Auf eine Ausgleichung mit den Schotten hoffend, kehrte er nach London zurück, fand das Parlament, von dem er vergebens kräftige Hülfe zur Unterdrückung des irischen Aufstandes forderte, noch in gleicher Feindseligkeit und steigerte dieselbe dadurch, daß er im Jahre 1642 einige hervorragende Mitglieder desselben verhaften wollte. Nun war an Aussöhnung nicht mehr zu denken. Das Unterhaus übte alle Gewalt und nahm sogar das Recht, dem Heere zu befehlen, in Anspruch. Der König verließ London und suchte im Norden und Westen des Landes Beistand, während seine Gemahlin nach den Niederlanden ging, um auswärtige Hülfe zu gewinnen. Der Bürgerkrieg brach aus, in welchem der König hauptsächlich in den Cavalieren des Adels seine Anhänger hatte, während die Macht des Parlaments auf Bürgern und Bauern beruhte, die man nach ihrem kurz abgeschnittenen Haare „Rundköpfe" nannte. Der Krieg war zugleich Religionskrieg. Die Parlamentspartei bekämpfte in den Königlichen oder den Cavalieren zugleich die Anhänger eines verhaßten Kirchenthums, und fühlte sich in sittlicher Hinsicht über dieselben erhaben, da sie auf Beispiele von Unsittlichkeit unter dem Adel hinweisen konnte, denen sie die Schlichtheit des Bürger- und Bauernstandes gegenüber hielt. Ueberdieß betrachteten sich ja diese Puritaner als das Volk Israel im Kampfe mit den Kananitern, und diese Anschauung war es, welche ihren Sitten und Reden das charakteristische Gepräge gab. Zwei Kriegsjahre vergingen ohne entscheidendes Ereigniß, während denen die Empörer sich mit dem schottischen Covenant verbündeten. Im Jahre 1644 eröffnete der König zu Oxford ein aus seiner Partei berufenes Parlament, das er dem zu London regierenden entgegenstellte. Doch es gelang ebenso wenig, das Land von dem feindlichen Parlamente abzuziehen, als mit demselben angeknüpfte Unterhandlungen einen Erfolg hatten. Das Parlamentsheer, das von Schotten unterstützt die Stadt York belagerte, erfocht über ein königliches Heer, das zum Entsatze heranrückte, bei Marstonmoor einen entscheidenden Sieg. Des errungenen

Uebergewichtes bediente sich die Partei zu blutiger Verfolgung der Anhänger des bischöflichen Kirchenwesens, von der auch Katholiken betroffen wurden. Der Erzbischof Laud wurde (1645) auf das Blutgerüst gebracht. Noch in demselben Jahre wurde der Krieg durch einen Sieg beendigt, den die Partei des Aufruhrs bei Naseby unweit Northampton erfocht. Zu diesem Siege trug ein Mann bei, der von nun an als der vorzüglichste Vertreter der Revolution erscheint, Oliver Cromwell. Er war im Beginne des Aufstandes schon durch Kühnheit der Rede hervorgetreten, gehörte zu denjenigen, welche die mißfälligen Verhältnisse von Grund aus aufheben wollten, und war zugleich durch kriegerische Geschicklichkeit für die Partei von Bedeutung, so daß er vermöge des großes Einflusses, den er im Heere übte, bald zu einem Leiter der Partei, ja zum Gebieter Englands wurde. Zugleich vertrat er eine religiöse Partei, die sich in dem Kampfe gegen die bischöfliche Kirchenverfassung dadurch aus den Presbyterianern ausgeschieden hatte, daß sie jede Kirchenverfassung, als einen das Gewissen beengenden Zwang verwarf, und für jede Gemeinde gänzliche Unabhängigkeit von jeder andern verlangte. Diese Partei, Independenten genannt, erhielt eine besondere Stärke dadurch, daß sich ihr alle aus dem Protestantismus hervorgegangenen Sekten anschlossen.

Der König, der sich nach der Schlacht bei Naseby nach Oxford geflüchtet hatte, konnte sich daselbst nicht halten, entkam im Jahre 1646 bei dem Herannahen eines Parlamentsheeres, und erreichte den Boden von Schottland. Die Schotten, die ihn nun in ihrer Gewalt hatten, suchten bei ihm die bei ihnen schon vollendete Aufhebung der bischöflichen Kirchenverfassung auch für England zu erhalten, und da er sich nicht dazu verstand, behandelten sie ihn, wenngleich mit Achtung seiner königlichen Würde, als Gefangenen; als aber das englische Parlament seine Auslieferung begehrte, ließen sich die Schotten durch Zahlung der für ihre Hülfeleistung geforderten Gelder dazu bestimmen, und so kam der König im Jahre 1647 in Haft nach Holmby unweit Huntington.

Es brach nun ein Zwist zwischen dem Parlamente und dem Heere aus, von denen das erstere vorzugsweise presbyterianisch, das letztere vorzugsweise independentisch war. Cromwell barg unter dem Scheine religiöser Begeisterung herrschsüchtige Pläne, und setzte diejenigen Independenten, die man aus dem Parlamente verjagt hatte, mit Gewalt wieder ein. Während dieser Vorgänge machte der König im Jahre 1648 einen Versuch, seiner Haft zu entkommen, ward aber auf der Insel

Wight in neuen Gewahrsam gebracht. Auch fand noch einmal eine Erhebung seiner Partei in England statt, die von einem Einfalle der Schotten begleitet sein sollte, allein das Ausbleiben der Schotten erleichterte die abermalige Besiegung der Königlichen. Als nun die Schotten doch zu Gunsten des Königs in England einrückten, besiegte sie Cromwell bei Preston, südlich von Lancaster. Bei seiner Rückkehr nach London fand der Sieger die eigentlich presbyterianischen Mitglieder durch die zurückgebliebenen Truppen aus dem Parlamente getrieben, das seitdem den Namen eines Rumpfparlaments verdiente. Die Gewalt lag jetzt in den Händen des Heeres, und wurde durch die Führer desselben ausgeübt. Auf deren Forderung wurde von dem Parlamente die Anklage des Königs auf Hochverrath beschlossen. Mittelst eines förmlichen Rechtsverfahrens wurde Karl, indem man ihm das im Bürgerkriege vergossene Blut zur Last legte, von einem zu dem Ende von dem Unterhause ernannten Gerichtshofe im Jahre 1649 zum Tode verurtheilt, nachdem das Unterhaus sich als Vertreter des Volks, aus welchem alle gesetzliche Gewalt stamme, im Widerspruche gegen das Oberhaus, das Recht zu solchem Verfahren beigelegt hatte. So starb der König, den man während der Verhandlung nur Karl Stuart genannt hatte, wie seine Großmutter, auf dem Blutgerüste. Als sein Haupt gefallen war, erklärte Cromwell die Religion für gerettet und die Republik für gegründet. Es wurde sowohl das Königthum als das Oberhaus abgeschafft, und zur Führung der Regierungsgeschäfte für die Zeit, wo das Parlament nicht versammelt sei, ein Staatsrath ernannt. Die Grundsätze der Umwälzung, durch welche ein früherer König England von der Kirche losgerissen, hatten sich gegen seine Nachfolger gekehrt, und den Urhebern der argen Thaten, die sich selbst Heilige nannten und in einer zur Gewohnheit gewordenen Verblendung oder Heuchelei ihr Thun als einen Kampf im Namen Gottes darstellten, mußte die heilige Schrift fortwährend Sprüche zu ihrer Rechtfertigung liefern.

II. Zeitalter Ludwig's XIV.

1.

Ludwig XIV.

Ludwig XIV. und sein Hof galten lange Zeit den Fürstenhäusern Europa's als Vorbild. Unter ihm trat Frankreich an die Spitze der europäischen Bildung und behauptete durch Eroberungen, durch die Entwickelung geistigen Lebens, durch den Glanz des Hofes, vorzüglich durch die vermöge der unbeschränkten Monarchie geschehene Vereinigung aller Kräfte auf einen Punkt gebieterisch das Uebergewicht. Als der König den Thron bestieg, bedrohten feindliche Heere die Gränzen seines Reiches, in dessen Innerm Zwietracht vorwaltete. Aber durch Siege weckte er in dem Herzen seiner Unterthanen das Gefühl für Nationalruhm; er konnte, seit die innere Verwaltung geordnet war, alle Kräfte nach Außen zur Verfolgung einer Politik verwenden, deren Gang er mit Klarheit und Sicherheit überblickte. Aus der fieberhaften Bewegung, welche durch die Zeiten der Fronde hervorgerufen war, erkeimte, sobald den inneren Unruhen Schranken gesetzt waren, ein rasch sich entwickelndes geistiges Leben, für welches Paris und Versailles den großartigen Mittelpunkt gaben. Aus der Schule von Richelieu und Mazarin gingen gewandte Staatsmänner hervor, als Schüler Condé's und Turenne's glänzten die kriegslustigen Marschälle Frankreich's. Auf manchen Reisen begleiteten Boileau und der mit Corneille um den Preis ringende Racine den König, der dem mit der Schärfe des Witzes geißelnden Molière seinen Schutz angedeihen ließ und die berühmten Kanzelredner und Kirchenmänner Bossuet und Fénélon an den Hof zog. Von Versailles ging der, wenn auch meistentheils nur auf Eitelkeit beruhende, Sinn für Künste und Wissenschaften in die Provinzen über. Es wollte Jeder sein Frankreich verherrlichen, und wenn früher

die deutschen Fürstensöhne nach Rom, oder zur Zeit des Carnevals nach Venedig zogen, so drängten sie sich jetzt in den Vorsälen des Schlosses von Versailles, um Wort und Bewegung dem gefeierten Könige abzulauschen, den Farbenzauber eines Poussin, die Bauwerke beider Mansard's zu bewundern.

Als Ludwig XIV. (1661) selbstständig die Regierung übernahm bildeten der Kanzler Le Tellier, der, durchdrungen von der Allgewalt des königlichen Willens, seinen ältesten Sohn, den Marquis von Louvois, zu gleicher Ergebenheit auferzog, Lionne, welcher die auswärtigen Verhältnisse leitete, und der prachtliebende Fouquet, welcher den Finanzen vorstand, den geheimen Rath. Den Letzteren, welcher durch Härte die allgemeine Erbitterung auf sich zog, und durch Geld — er hatte für sich einen Schatz von 40 Millionen Livres gesammelt — um Anhang warb, weil er nach der Gewalt eines Mazarin strebte, opferte der König dem Hasse des Volkes. Doch ward dem in der Bastille zum Tode Verurtheilten Gnade zu Theil; er endete in strenger Haft zu Pignerol. Seitdem verwaltete der berühmte Colbert, Marquis von Seignelai, die Finanzen; ein ernster kenntnißreicher Mann von festem Willen und unermüdeter Thätigkeit, der, geboren 1619 zu Rheims, in Paris und Lyon als Kaufmann gelebt hatte, dann in den Dienst Le Tellier's getreten und von Mazarin, wie dieser einst von Richelieu, seinem Könige auf dem Todbette empfohlen worden war. Durch ihn wurde eine sorgfältige Ordnung in die Verwaltung gebracht, die Unsitte der Steuerverpachtungen abgeschafft, die Rechtspflege verbessert. Er kannte die Hülfsquellen und Bedürfnisse Frankreichs und wußte durch Ausdehnung des Handels, durch Begünstigung desselben mittelst Kanälen und Straßen, durch Gründung von Colonien und Manufacturen dem Könige die Mittel zur Durchführung seiner großen Kriege zu bieten. Er war es, der den prächtigen Kanal von Languedoc zur Verbindung des nördlichen Meeres mit dem südlichen graben ließ, der den Häfen von Dünkirchen und Brest ihre Bedeutung gab und eine Seemacht in's Leben rief, welche den vereinten Flotten von England und Holland zu wiederstehen stark genug war. Durch ihn wurde ein Mittelpunkt der Verwaltung in Versailles geschaffen, in jeder Provinz überwachten Intendanten die Erhebung der Abgaben. Und doch mußte die Leiche Colbert's (1683) in der Nacht bestattet werden, weil man die Verunglimpfung derselben durch das über die Strenge der Steuererhebung aufgebrachte Volk fürchtete.

Was Colbert für die innere Verwaltung und für die Flotte, war der Marquis von Louvois, Sohn Le Tellier's, für das Landheer. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling bekleidete er das Amt eines Staatssekretärs. Durch Anlegung von Kriegsschulen, durch Einführung einer strengen Kriegszucht schuf Louvois die Kraft der Heere. Der unbeugsame, hochmüthige Mann wollte nur über Sklaven gebieten. Deßhalb trat gegen jeden großen Feldherrn seine Eifersucht hervor. Er war der Scherge des blinden Gehorsams. Durch die fortwährenden Kriege mußte das Ansehen von Louvois gesteigert werden. Sein Scharfblick, sein harter, zäher Charakter war vom Könige bewährt gefunden. Trotz des Widerstandes, auf welchen er bei Colbert stieß, der auf eine möglichst große Sparsamkeit in den Ausgaben bestand, gelang es ihm, seinen Herrn von einem Kriege zum andern zu hetzen.

Wegen der Kämpfe der Fronde war Paris dem Könige unangenehm geworden; es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß er als Kind aus dieser Hauptstadt vor seinen rebellischen Bürgern habe flüchten müssen. Deßhalb und um ungestörter der Jagdlust zu fröhnen, seinen Verkehr mit leichtfertigen Frauen nicht den Parisern zum Gegenstande von Chansons zu bieten, verlegte er sein Hoflager nach St. Germain. Aber bald genügte ihm das alterthümliche Schloß nicht mehr, aus dessen Fenstern er die Thürme von St. Denis, der Königsgruft erblickte, die den im sündenreichen Leben Alternden an Gott mahnten. Deßhalb schuf er aus dem kleinen Jagdhause im Walde zu Versailles ein prächtiges Schloß, das märchenhaft aus der Wildniß emporstieg, um zu zeigen, daß der Gewaltige aus Nichts das Größte zu schaffen vermöge. Es wurden unermeßliche Summen auf den Bau von Kanälen und Cascaden, Labyrinthen, Aquäducten, Statuen und Marmortreppen vergeudet.*) So entstand das todte einförmige Wunderwerk, eine prachtvolle Einöde ohne Frische und Jugend, wie sein Gründer es war. Hier sah man Feste an Feste sich reihen, das Theater, an welchem selbst Prinzen theilnahmen, Feuerwerke, italienische Ballets. Dorthin wurde der Adel Frankreichs gezogen und durch Uebertragung von Hofämtern von der Gnade der Krone abhängig gemacht; es sollte der provinzielle Geist erlöschen, der lebendige Athem für ganz Frankreich nur von dem Hofe von Versailles ausgehen. Französische Garden, Schotten und Schweizer umgaben den König selbst auf Reisen; eine furchtbare, geheimwirkende,

---

*) Versailles hat in fünf Jahren allein 46 Millionen Livres gekostet. Ranke.

selbst von den Prinzen von Geblüt gefürchtete Polizei streckte ihre Riesenarme über ganz Frankreich.

Ludwig XIV. hatte eine schlechte Erziehung genossen, kaum daß er Schreiben und Lesen lernte. Mit der Geschichte der Gesetzgebung seines Landes war er fast völlig unbekannt. Er war der Arbeit nicht abgeneigt und lebte der Ueberzeugung, daß nur er allein die Regierung Frankreichs lenke. Aber nur im Kleinen regierte der König, den Colbert durch die Forderung von Unterschriften erdrückte, während er sich selbst die Leitung der wichtigeren Angelegenheiten vorbehielt. Durch Schmeicheleien war der König zu allen Zeiten zu beherrschen, auch die gröbsten verletzten ihn nicht. Eine hohe und edle Gesinnung ertrug er ungern, der einzige Weg, ihm zu gefallen, bestand in kriechender Unterthänigkeit. Und doch hatte Ludwig XIV. viel natürlichen Verstand und eine große Gabe, sich die Gedanken anderer anzueignen. Er wußte sich zierlich und gewandt auszudrücken, niemals vergab er der äußeren Würde, ein Verstoß gegen diese galt ihm mehr, als die gröbste Unsittlichkeit. Er sah es gern, wenn seine Minister sich deutschen Fürsten gleichsetzten, da der Glanz seiner Diener nur ein Ausfluß der eigenen Größe war. Der Grundzug seines Wesens war kalte Eitelkeit. Er würde sich geschämt haben, den Menschen hervortreten zu lassen, wenn er beim Tode des Dauphin eine Thräne vergossen hätte. Niemals verrieth er einen Zug kindlicher Liebe für die Mutter, welche während der Zeit der Fronde mit männlichem Muthe für ihn gerungen hatte. Abgeschieden lebte Anna von Oesterreich in Val de Grace, wo sie 64 Jahre alt starb (1666), und Ludwig ordnete, ohne ein Gefühl von Schmerz zu verrathen, die prächtige Leichenfeier an; denn Anna war seine Mutter und Königin von Frankreich.

Fragen wir schließlich nach dem Gebrauche, den Ludwig XIV. von allen herrlichen, ihm zu Gebot stehenden Mitteln gemacht, nach seinen Zwecken und Planen, ob sie in der Anlage groß und ruhmvoll waren, und würdig in der Ausführung, so lautet die Antwort, welche die Geschichte auf diese Fragen gibt, weniger günstig als Ludwig von den Lobrednern seiner Nation dargestellt zu werden pflegt. Er wollte Holland erobern, und ward gerade dadurch der Begründer der Macht Englands, welches fast schon abhängig von ihm war. Daß König Wilhelm mit unbedeutender Macht, selbst in Holland mit Hindernissen und Hemmungen umringt, auch als Feldherr keiner der Ersten seiner Zeit, blos durch besonnenen Muth und ausdauernde Klugheit, worin er seinem Vorfahr Wilhelm von Oranien

gleich im Stande gewesen ist, Holland in unabhängiger Freiheit und Kraft zu erhalten, England wieder zu einem der mächtigsten und kraftvollsten Staaten umzuschaffen, Europa aber eine neue Gestalt zu geben; das ist eines der erhebensten Beispiele, welche die Geschichte aufstellt, von dem, was Einsicht und standhafte Beharrlichkeit auch gegen die größte Uebermacht vermögen. — Das deutsche Oesterreich wollte Ludwig durch die türkische Macht vollends vernichten. Aber so wenig gelang diese Absicht, daß gerade die mißglückte türkische Unternehmung es war, welche Oesterreichs kriegerischen Geist nach dem Zustande von Schwäche, der auf den dreißigjährigen Krieg folgen mußte, von neuem weckte, und hier im Osten einen großen Umschwung der Dinge herbeiführte, so daß nach vollendeter Befreiung Ungarns, schon ehe Eugen Oberfeldherr ward, an die Wiedereroberung auch der ungarischen Nebenlande gedacht werden konnte. Wenn es Ludwig endlich doch noch gelang, sein Haus auf dem spanischen Thron zu erhalten, so ist bekannt, daß er dieß nur dem Zufall und den Fehlern des Gegentheils einer von jenen plötzlichen Veränderungen verdankte, welche in Englands Verfassung liegen, und Ursache sind, daß diese Macht glückliche Kriege selten durch einen vortheilhaften Frieden zu benutzen wußte. Gelungen sind Ludwig seine Vergrößerungsabsichten außerdem vorzüglich nur gegen die Gränze des in verfassungsmäßige Ohnmacht versetzten deutschen Reichs; auf eine Weise betrieben, die selbst seine Lobredner kaum zu entschuldigen vermögen. — Daß Ludwig's XIV. stete Kriege Frankreichs Kräfte erschöpft, der Zustand von Schwäche, in welchen es nach ihm abermals zu sinken drohte, also nicht blos seinen Nachfolgern zuzuschreiben, sondern die erste Quelle davon in seinem unausgesetzten Ehrgeiz zu suchen sei, das ist oft bemerkt worden. Die größte und gefährlichste Wunde aber schlug er Frankreich wohl durch die Verfolgung der Protestanten und überhaupt durch die gewaltsame Einmischung in Kirchen- und Glaubenssachen; eben dadurch veranlaßte er eine innere Gährung und geistige Gegenwirkung, welche so stark war, daß sie späterhin ganz Frankreich erschüttert hat. Dieser unzeitige Verfolgungsgeist war es, welcher jenen Charakter der heftigsten und leidenschaftlichsten Opposition vorbereitete, welcher die französische Literatur und Philosophie im achtzehnten Jahrhundert so sehr auszeichnete, und sie zu einer großen gefährlichen Staatskraft machte. Was von da aus, um nur einen aus vielen zu nennen, Voltaire's Vorgänger, Bayle, auf Frankreich wirkte, das war in seinen Folgen vielleicht wichtiger, als was Kriegsheere und Feldherrn vermocht hätten.

2.

Die Damen am Hofe Ludwig's XIV.

Wenn Ludwig XIV. schon in den ersten Zeiten seiner Ehe die Treue, die er seiner Gemahlin schuldig war, verletzte, so fühlte er sich auch durch die Verbindungen, die er alsdann leidenschaftlich erregt einging, nicht auf immer gefesselt. Vor den Augen der La Valliere, seiner ersten Maitresse, entspann sich ein anderes Verhältniß zu einer der Hofdamen der Königin, die bereits verheirathet war, Frau von Montespan. Sie fesselte den König durch Anmuth und leichte geistvolle Unterhaltung noch mehr fast als durch ihre Schönheit, oder vielmehr durch die Verbindung von beiden, ihre Augen leuchteten von Verstand. Von Natur neigte sie nicht zu Ausschweifungen: man erzählt, sie habe Anfangs den König durch ihren Geist zu beherrschen und dabei ihre Tugend zu behaupten gemeint. Das neue Verhältniß ward eine Zeit lang in das tiefste Geheimniß gehüllt. La Valliere, die es entstehen und wachsen sah, hat dabei unendlich viel gelitten, aber ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin sogar Dienste, die nur einer untergeordneten Stellung zukommen, geleistet, so daß der Hof ihrer Blindheit und Unterwürfigkeit spottete. In der That aber war in ihr eine lebhafte geistliche Anregung erwacht, die ihr das Leiden fast lieb machte, weil sie dadurch Buße thue. Meinte sie doch, ihr früherer Tugendstolz sei zu ihrem Falle Ursache gewesen! Mitten in ihrem Glück hatte sie nie innere Ruhe empfunden; sie suchte und fand dieselbe jetzt in einem Kloster der Carmeliterinnen. Bei ihrem Eintritt war sie noch einmal vom Geräusch und Getümmel der Welt umgeben; kaum konnte sich ihr Wagen durch die theilnehmende Menge Bahn machen. Aber ohne Bedauern hörte sie die Thore des Klosters hinter sich schließen; der Oberin sagte sie, sie lege die Freiheit in ihre Hände nieder, von der sie immer einen schlechten Gebrauch gemacht habe.

Schon berührte der Ernst der Kirche den König und seine Buhlerin. Am Gründonnerstag 1675 wurde der Frau von Montespan das Sacrament versagt; als der König sich darüber beschwerte, fand er bei Männern, die er sonst am höchsten stellte, dem Erzieher seiner Sohnes, Montausier, und bei Bossuet Widerspruch; diese billigten nicht allein die Handlung des Priesters, sondern sie machten auch den König selbst aufmerksam, wie sehr er durch die Ungesetzlichkeit, die er begehe, seinen

Ruhm, ja die Religion beeinträchtige. In einer raschen Aufwallung religiösen Gefühles versprach Ludwig, sich von der Geliebten zu trennen; diese selbst willigte ein, oder schien einzuwilligen, unter dem Einfluß Bossuet's, der bei diesem Werke sich alle Gaben der alten Kirchenväter herbeiwünschte, denn er möchte vergessen, daß er in der Welt sei. In Kurzem aber zeigte sich, daß Alles vergebens war. Bei dem ersten Wiedersehen erklärte ihm der König, er habe der Frau von Montespan wieder ein Zimmer anweisen lassen. Ihm und andern schien es nun einmal, als sei sie für ihn unentbehrlich. Die Königin selbst fügte sich mit guter Miene in die Rückkehr, weil dieser Umgang den König erheiterte. Abgesehen von dem Unentschuldbaren des Verhältnisses selbst, übte Frau von Montespan übrigens keinen verderblichen Einfluß aus. Den Staat zu beherrschen trachtete sie nicht, auf gesellschaftliche Intriguen ließ sie sich nicht ein; ihr Ehrgeiz war, als Gebieterin des Königs zu glänzen, alle die Vortheile und das Ansehen zu genießen, die mit einer solchen Stellung verknüpft waren. Sollten die religiösen Antriebe bei dem König zur Wirksamkeit gelangen, so mußten sie auf eine andere Weise, als es durch die Ermahnung der Theologen geschehen konnte, vertreten werden. Eine andere Dame übernahm diese Mission, die zu derselben wie durch Natur und Schicksal vorbereitet war.

Es war die Enkelin des beredten und unbeugsamen Hugenotten Agrippa d'Aubigné, Françoise. Von ihrem Vater, der ein wenig rühmliches Leben führte, in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen, hatte sie sich von Jugend an auf sich selber angewiesen gefühlt. In jungen Jahren war sie zwar unter äußern Einflüssen, jedoch nicht ohne Selbstbestimmung und Nachdenken zum Katholicismus zurückgetreten. Zur Gesellschaft der Hauptstadt gelangte sie dadurch in ein gewisses Verhältniß, daß sie dem bejahrten S c a r r o n, dem Gründer der französischen Burleske, die Hand reichte. In dessen Hause bildete sie einen Kreis um sich, der von Jedermann gesucht ward. Sie glänzte in demselben, wie durch Schönheit und über allen Tadel erhabenes Betragen, so auch durch literarisches Talent. Nach dem Tode Scarron's hielt sie sich an einige vornehme Familien, in deren Häusern sie Zutritt fand. Hier lernte sie Frau von Montespan, noch vor dem Verhältniß derselben zu dem König, kennen, und schloß eine Art Freundschaft mit ihr. Sie gehörte zu den Frauen, welche Bildung und praktische Talente, wie sie dem weiblichen Geschlechte wohl anstehen, vereinigen. Es gab keine, die sich einer kranken Freundin selbstvergessener gewidmet, ein fremdes Hauswesen verständiger geführt,

der die Dienerschaft so leicht Gehorsam geleistet hätte. Sie besaß die eigenthümliche Gabe, zugleich zu dienen und doch sich geltend zu machen.

Als nun Frau von Montespan für die Kinder, die aus ihrer Verbindung mit dem König entsprungen waren, eine Erzieherin suchte, erinnerte sie sich dieser alten Freundin, die zugleich vollkommen verschwiegen und zuverlässig erschien. Diese hatte einiges Bedenken; sie nahm den Vorschlag an, als der König sie wissen ließ, daß er selbst es wünsche. Ein entferntes, einsam liegendes geräumiges Haus mit einem Garten war zur Erziehung der Kinder gemiethet. Hier stellte sich der König selbst zuweilen ein; Alles, was er bemerkte, besonders auch das tiefe Geheimniß, in welches sie die Angelegenheit zu hüllen wußte, gereichte ihm zu voller Genugthuung. Nach einiger Zeit ward sie durch seine Dankbarkeit in den Stand gesetzt, sich die Besitzung Maintenon zu kaufen; der König war der erste, der sie als Madame de Maintenon bezeichnet hat.

Vom ersten Augenblicke ihres Lebens war ihr Gesichtspunkt, sich des allgemeinen Beifalls durch ein untadelhaftes Leben zu versichern. Niemals, sagt sie, habe sie tiefere Beschämung empfunden, als da sie erfuhr, daß sie dennoch von einer Bekannten als die Frau bezeichnet werde, welche in Frankreich die schönsten Augen habe und die meiste Coquetterie. Ueberdieß von einem Zug der Gemüther, der damals unter den französischen Frauen fast allgemein war, ergriffen, wandte sie sich, selbst den literarischen Kreisen entsagend, zur Religion. Nicht ohne erst mit ihrem Beichtvater Abbé Gobelin zu Rathe gegangen zu sein, war sie in die Stellung getreten, die man ihr anbot; bei den kleinsten Abweichungen von der strengsten religiösen Ordnung, welche ihr Aufenthalt am Hofe nothwendig machte, holte sie sein Gutachten ein, alle Monate besuchte er sie einmal in Versailles.

Zwischen den beiden Damen stellte sich, wie es in einem solchen Verhältniß nicht anders sein konnte, ein steter Wechsel von Vertraulichkeit und Mißverständniß ein. Die eine, die sich als die Höhere fühlte, zwischen leichten Anwandlungen von Reue und unbekümmerter Fortsetzung ihres Wandels, dem Ehrgeiz, den König zu besitzen und der Furcht, ihn zu verlieren, unaufhörlich hin- und hergeworfen, zwar voll Selbstgefühl darüber, daß sie die Mutter königlicher Kinder war, welche ihr Vater legitimirte und zu dem höchsten Range in seinem Reich bestimmte, aber ohne die Fähigkeit, sie in seinem Sinn zu erziehen; die andere, die Niemand verpflichtet zu sein meinte, als dem König allein,

und demselben täglich werther wurde, da sich ihre geistige und leibliche Pflege den Kindern, die er liebte, sehr vortheilhaft erwies; diese selbst zogen sie der Mutter vor; — überdieß aber von der ruhigen Haltung, die auf das Bewußtsein untadelhafter Führung und anerkannter Verdienste gegründet, durch den Wiederschein religiöser Ueberzeugungen, von denen Alles getragen wird, einen neuen Glanz erhält. In den Streitigkeiten zwischen den beiden Damen, die der König als Hausvater entscheiden mußte, nahm er zuweilen auch für die Erzieherin Partei, der es nicht entging, daß dieß sie weiter führen könne.

Es waren die Zeiten, in denen sich der König von einer neuen Leidenschaft für ein Hoffräulein seiner Schwägerin von Orleans, das eben in dieser Absicht an den Hof gebracht worden sein soll, hatte ergreifen lassen. Geist war es nicht, was ihn an sie fesselte, sie hatte nur Schönheit und Lebenslust; sie glaubte vollkommen glücklich zu sein, als sie der König zur Duchesse von Fontanges erhoben hatte, und ihr alle Mittel, ein glänzendes und verschwenderisches Leben zu führen, gewährte. Sie hatte einst geträumt, sie werde, auf einem Berge stehend, von einer plötzlichen Helle umleuchtet, die sich eben so plötzlich in ein tiefes Dunkel verwandelte; wie ihr ein Kapuziner diesen Traum gedeutet hatte, so geschah ihr. Nach kurzem Glanz, schon im Begriff und in der Nothwendigkeit, sich zurückzuziehen, ward sie von einem frühen Tode hinweggerafft.

Das liegt wohl am Tage, daß die Herrschaft der Frau von Montespan sehr erschüttert war, wenn ein solches Verhältniß sich bilden konnte; die Stürme ehrgeiziger Leidenschaft und rücksichtsloser Launenhaftigkeit, die der König darüber auszuhalten hatte, dienten nun nicht mehr dazu, sie herzustellen. Sie mögen vielmehr bewirkt haben, daß ihm ein Umgang anderer Art Bedürfniß wurde. Eben damals trat ihm Frau von Maintenon näher. Sie hatte sich zuweilen versucht gefühlt, den Hof zu verlassen; sowie sie aber bemerkte, daß sie Aufmerksamkeit und Gehör fand, war auch ihr Entschluß gefaßt, zu bleiben und den König, wie sie sagte, zu Gott zurückzuführen. Sie sprach ihm von den Pflichten und Segnungen der Religion mit Vorsicht und doch überzeugender Kraft, in Momenten, wo er am meisten dafür offen war, ohne ihn zu drängen, ihm beschwerlich zu fallen. Ganz im Gegentheil. Sie war schon einige Jahre älter als der König, von dem Reiz der Sinnlichkeit kann bei ihr nicht die Rede sein, aber sie konnte noch immer als eine schöne Frau

gelten. Man bemerkte es als eine ihrer Eigenschaften, daß man nie eine Veränderung an ihr wahrnahm: indem sie dem König Tugend und Enthaltsamkeit predigte, wußte sie zugleich sein Herz zu gewinnen, ihn vollkommen einzunehmen. Die erste Wirkung dieses Verhältnisses war, daß Ludwig XIV. wieder mehr zu seiner Gemahlin zurückkehrte. Es war die letzte Genugthuung, welche dieser Fürstin zu Theil wurde; im Juli 1683 starb sie eines plötzlichen Todes. Seitdem ward Frau von Maintenon von Tag zu Tag mächtiger.

Madame de Montespan blieb noch Jahre lang am Hofe, und der König sah sie zuweilen, aber niemals mehr allein; alle seine Aufmerksamkeiten galten der Frau von Maintenon, der er ebenfalls eine Stelle bei Hofe, im Hofhalt der Dauphine, gegeben hatte. In ein paar Lehnstühlen nebeneinander sitzend, pflegten sie stundenlange Unterredungen; der König schien kein größeres Vergnügen zu kennen, als das, mit ihr zu sprechen. Die Feinheit zugleich und Gediegenheit ihres Geistes, die Einsicht und Gesinnung, die sie zeigte, berührten eine lebendige Ader in seinem eigenen Dasein. Ob sie den Eindruck, den sie machte, mit bewußter Absicht berechnet hat oder nicht, wer will es sagen oder es auch läugnen? Wer will überhaupt die flüchtigen und doch so nachhaltigen Beziehungen dieser Art bis in die Tiefe ihres Geheimnisses verfolgen? Die Summe ist hier, daß die Mutter der natürlichen Kinder des Königs von der Erzieherin derselben verdrängt wurde. Die Stürme und Aufregungen eines zuweilen unterbrochenen und immer angeknüpften Verhältnisses hörten auf; an ihre Stelle trat ein anderes, das wie ein häusliches angefangen, sich ebenso fortsetzte, und auf einer religiösen Richtung ebensowohl wie auf persönlichem Wohlgefallen beruhte. Höchst wahrscheinlich hat es gleich damals die kirchliche Sanction empfangen. Und wie nun der Geist dieser Frau alle Kreise, die er berührte, sich zu unterwerfen pflegte, so bemerkte man ihn auch ohne Verzug an dem Hofe. In Kurzem erschien der König als strenger Handhaber der Sittenzucht, anstößige Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern wollte er nicht mehr dulden; die Mitglieder seiner Oper ließ er wissen, er wolle sich lieber des Vergnügens, sie zu hören, berauben, als ihren schändlichen Ausschweifungen nachsehen. Das hinderte ihn aber nicht, prächtige Feste zu veranstalten, bei denen Frau von Maintenon die Unterhaltung von Lotterien einführte, von denen der König die Kosten ganz oder doch größtentheils trug, wie sie einst zu Mazarin's Zeiten vorgekommen waren. Wenigstens im Anfang fand man das sehr angenehm.

Einen sehr guten Eindruck machte auf den niedern und bedürftigen Adel die Stiftung von St. Cyr. Frau von Maintenon hatte ein natürliches Mitgefühl mit den Zuständen, aus denen sie selber hervorgegangen war; sobald sie zu einigen Mitteln gelangte, ließ sie sich die Erziehung armer Fräulein angelegen sein. Sie hatte das erst in einem Haus zu Montmorency, dann zu Rueil unternommen, aber man begreift, daß ihr die Kosten, sobald die Zahl anwuchs, zu hoch wurden; leicht bewog sie den König, für sie einzutreten. Denn diesem Fürsten, der das Hotel der Invaliden gestiftet hat, war es Ernst damit, für die Hinterlassenen der in seinem Dienste Gefallenen oder Verarmten zu sorgen. Ein Kloster wollte er nicht stiften, denn er liebte weder die Klöster noch die Klostererziehung, sondern eine Genossenschaft mit einfachen Gelübden, zur Erziehung junger Fräulein nach den Bedürfnissen ihres Standes, zum Beruf ihres Lebens. So ward St. Cyr gegründet; es war das gemeinschaftliche Werk des Königs und der Frau von Maintenon. Einen Tag um den andern ward das Institut von der letztern besucht, sie meinte hier allein sich glücklich zu fühlen; von ihr und einer ihrer Freundinnen sind die Statuten entworfen, von dem König selbst in langen Sitzungen revidirt worden. Von der Erziehung erwarteten sie beide die Reform der Sitten, die ihnen nothwendig schien.

3.

Herrschaft französischer Sitten und Moden.

Nach dem Beispiele Ludwig's XIV. strebten die meisten Fürsten seiner Zeit danach, ihre Macht unumschränkter und ihre Einkünfte größer zu machen, um mit ihm in Pomp kostbarer Feste, Anlegung prächtiger Paläste, Lustschlösser und Gärten, im glänzenden Hausrath und Equipagen, Kleidung und Putz wetteifern zu können, und alle diese Dinge wurden nach französischen Mustern und von französischen Meistern ausgeführt. Mit der Verschwendung verpflanzte sich auch der Maitressenunfug von Ludwig's XIV. Hofe an einen großen Theil der europäischen Höfe. Den Fürsten ahmten die höhern Stände nach; dann ergriff auch die mittleren und niederen Stände die Sucht, französischem Wesen nachzuäffen, und so mächtig war diese, daß selbst eingewurzelter Nationalhaß sie nicht zu unterdrücken vermochte.

Unter Ludwig's Zeitgenossen besaß kein Fürst größere Vorliebe für französisches Wesen, als Karl II. von England. Zwar ver-

schmähte er völlig die an Ludwigs Hofe herrschende peinliche Etiquette, dagegen übertrug sich Feinheit und Gewandtheit im Umgange von ihm auf seinen ganzen Hof, leider aber damit auch gränzenlose Sittenlosigkeit. Wie auf Ludwig, so übten auch auf ihn Weiber den größten Einfluß, und zwar nicht bloß auf seine Person, sondern auch auf die ganze Regierung; so in den ersten zehn Jahren besonders Mistres Palmer, nachherige Herzogin von Cleveland, und später in noch höherem Grade die Mademoiselle de Keroualle, die er zur Herzogin von Portsmouth erhob und mit Reichthümern überschüttete. Bis an seinen Tod vermochte sie über ihn mehr, als in Frankreich die Montespan über Ludwig. Später wurde es allerdings am englischen Hofe anders. König Georg II. (seit 1727) hielt nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Karoline, nie offene Tafel. Das einzige Hoffest im ganzen Jahre war der Geburtstag des Königs, und auch dann wurde Niemand zur Tafel geladen. Je einsamer und stiller es aber am Hofe war, um so mehr fanden gerade in jener Zeit, durch häufige Reisen von Engländern und Engländerinnen veranlaßt, bei dem Adel und den vornehmen Kaufleuten französische Sitten Eingang.

Italien nahm leichter und allgemeiner die französischen Moden als die französischen Sitten an. Die höheren Stände kleideten sich dort ganz wie in Frankreich; dagegen blieb es etwas Vereinzeltes, daß die Häuser Orsini und Colonna in Rom auf französische Art eingerichtet waren, daß die vornehmen Venetianer Fremden in ihre Familien Zutritt gestatteten, daß in Florenz eine ähnliche Freiheit im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte eintrat, wie in Paris. Selbst in Florenz aber wurden vornehme Jungfrauen vom zehnten oder zwölften Jahre bis zu ihrer Vermählung so unter Schloß und Riegel gehalten, daß sogar ihre Brüder sie nicht anders, als durch Gitter oder Schlüssellöcher zu sehen bekamen, und nur einmal im Jahre, am grünen Donnerstage, durften sie das Haus verlassen, um in die Kirchen zu gehen. Auch verheirathete Frauen, selbst aus den mittleren und unteren Ständen, durften in Italien noch zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht ohne Begleitung ausgehen, oder in Buden und Läden Verkäuferinnen sein.

Nur geringen Einfluß hatte französisches Wesen auf Spanien, obgleich dieß Land von bourbonischen Königen regiert wurde. Philipp V. erlaubte seinen Hofleuten allerdings auch, sich französisch zu kleiden; der König und die Königin tanzten auch wohl bisweilen nach Tische; die Orsini brachte es dahin, daß die Hofdamen den Tontillo, die lange Schleppe

ihrer Kleider, in welche sie die Füße verbargen, ablegten, daß die Kavaliere sich an Perücken gewöhnten; aber im Allgemeinen blieb die alte Kleidung wie die alte Sitte vorherrschend, und nach dem Sturze der Orsini wurde Philipp selbst immer mehr Spanier. — Ebenso unberührt von jenem Einflusse blieb Portugal. Noch nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Portugiesinnen wie Sklavinnen eingeschlossen, und durften weder nach Belieben ausgehen, noch Besuche empfangen; auf der andern Seite aber genossen sie die höchste Verehrung; Männer, selbst Geistliche, durften ihnen nur knieend etwas überreichen oder von ihnen empfangen, und mußten ihnen ehrerbietig die Hände küssen.

Weit größeren Einfluß gewann französisches Wesen im Norden Europa's; selbst in Rußland fand französische Sprache und Sitte Eingang; namentlich aber machte sich dieser Einfluß an einem großen Theile der Fürstenhöfe geltend. Besonders früh war dieß in Sachsen der Fall. Kürfürst Johann Georg II. (1656—1680) führte einen überaus glänzenden Hofhalt, und seine Prachtliebe und sein Hang zu Vergnügungen kosteten so ungeheure Summen, daß das durch den Krieg erschöpfte Land sie kaum zu erschwingen vermochte. Noch schlimmer wurde es unter Johann Georg IV. (1691—1694), auf den die schöne Magdalena Sibylla von Neitschütz, die Tochter eines sächsischen Generallieutenants, den ungemessensten Einfluß übte. Zwar mußte er sich auf Andringen seiner Mutter und des Kurfürsten von Brandenburg 1692 mit der verwittweten Markgräfin von Brandenburg-Ansbach vermählen, aber dieß knüpfte sein Verhältniß zur Magdalena Sibylla nur enger. An ihrer Seite empfing er bei der Einholung seine Gemahlin; wenige Monate darauf erhob er sie zur Gräfin von Rochlitz; ja er hatte schon Vorbereitungen getroffen, sich förmlich mit ihr zu vermählen, als sie im April 1694 an den Blattern starb. Er war untröstlich über ihren Verlust, ließ sie mit der größten Pracht und fürstlichen Ehren bestatten, starb aber noch in demselben Monat an der nämlichen Krankheit. Das Volk hatte während seiner kurzen Regierung unter seinen Erpressungen schwer geseufzt, und doch wurde es noch weit schlimmer unter seinem Bruder und Nachfolger August dem Starken. Seine Gemahlin lebte getrennt von ihm; dagegen übten andere Damen über ihn die unumschränkteste Gewalt. Im Jahre 1694 kam die Gräfin Aurora von Königsmark nach Dresden. Sie war durch geistige wie körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnet, von seltener Schönheit, eine hochgebildete, kluge, geistreiche Frau. Bald fesselte sie den Kurfürsten so, daß er in

das vertrauteste Verhältniß zu ihr trat. Dasselbe löste sich zwar, nachdem sie ihm den später so berühmt gewordenen Marschall Moritz Grafen von Sachsen geboren hatte; aber sie wußte sich doch die Achtung und Freundschaft des Kurfürsten zu erhalten, und starb 1728 als Pröpstin des fürstlichen Stiftskapitels zu Quedlinburg. Einen weit dauernderen und größern Einfluß übte auf August die Gräfin Cosel, die Tochter eines dänischen Obersten von Brocksdorf. August lernte sie als Gemahlin seines Ministers von Hoymb kennen. Sie mußte sich von demselben scheiden lassen, nahm den Namen Madame de Cosel an, und Kaiser Joseph erhob sie zur Reichsgräfin; August aber ließ ihr mit ungeheuerm Kostenaufwande in Dresden ein überaus prächtiges Palais erbauen. Sie übte im Lande fast unumschränkte Macht; ihr Wille galt für Befehl; selbst der Liebling des Königs, der Kanzler Graf Beichling, wurde durch sie gestürzt. Aber ihre gränzenlose Herrschsucht und Eifersucht bereiteten ihr zuletzt den Sturz. Ueber neun Jahre hatte sie sich in der Gunst des Königs behauptet; aber inzwischen hatten ihre Feinde die Neigung desselben der Gräfin Dönhof zuzuwenden gewußt, und als sie 1716 dem Könige nach Warschau nacheilte, wurde sie an der schlesischen Gränze festgenommen, nach Dresden zurückgebracht, und bei August's Rückkehr von dort verwiesen. Sie ging nach Halle. Hier ließ sie August wegen unvorsichtiger Aeußerungen verhaften und nach der Festung Stolpen bringen, wo sie bis an ihren Tod in Gefangenschaft blieb. Ein kleiner Garten, den sie selbst pflegte, und ihre Bibliothek gewährten ihr hier den einzigen Trost. In vielen Büchern fand man Bemerkungen von ihrer Hand, die sich auf die Vergänglichkeit alles Irdischen bezogen. Sie starb 1765, vierundachtzig Jahre alt, nach beinahe fünfzigjähriger Gefangenschaft. Diese und viele andere Maitressen kosteten dem Könige ungeheure Geldsummen. Die Gräfin Cosel erhielt während jener neun Jahre allein eine Million Thaler Gnadengehalt, die vielen kostbaren Geschenke ungerechnet, und doch kostete die Dönhof weit mehr. Und was kosteten die Feste, die der prachtliebende, verschwenderische König den Damen, Günstlingen und fremden Großen zu Ehren gab, die glänzenden Lustlager, die ganze Pracht des Hofstaates! Ludwig XIV. war wenigstens in seiner äußeren Erscheinung nicht prunksüchtig, aber August schmückte sich selbst nicht minder, wie seine Maitressen. So trug er an einem Feste, das er der Gräfin Königsmark zu Ehren gab, ein Kleid, das ganz mit Perlen und Diamanten übersäet war. Was half es, daß er Dresden verschönerte, daß seine feenhaften Feste, der ganze üppige

Prunk seines Hoflebens, zahllose Fremde dorthin zog? Das Land seufzte und die Klagen seiner Unterthanen drangen vergebens an sein Ohr. Nur darauf kam es ihm an, seinen Ehrgeiz und seine Prunksucht zu befriedigen. Und während er bei der Vermählung seines Sohnes 1719 in Dresden vier Millionen vergeudete, herrschte im Erzgebirge Hungersnoth und im ganzen Lande Theuerung.

Sein Sohn August III. besaß nicht seine Geistesgaben, aber er folgte ihm wenigstens im Aeußeren, ahmte ihm nach in Veranstaltung glänzender Feste und in dem verschwenderischen Prunk der Hofhaltung, sammelte wie er kostbare Gemälde, und verwandte bedeutende Summen auf die Unterhaltung einer tüchtigen Kapelle; und doch hatte er weder Sinn für Kunst, noch fand er an jenem Prunk Geschmack. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd; die Regierungsgeschäfte überließ er seinem Günstlinge, dem Grafen Heinrich von Brühl, während er sich einbildete, Alles selbst zu regieren. Nie hat ein Minister es besser verstanden, seinen Fürsten zu beherrschen, als Brühl. Kein Lakai durfte ohne seine Genehmigung in den Dienst des Königs treten; Alle, die ihm hätten schaden können, wurden allmählig entfernt; selbst der Liebling des Königs, der Graf Sulkowski, wurde entlassen. Ueberall hin begleitete Brühl seinen königlichen Herrn. Ganze Tage war er bei ihm, ohne daß zwischen ihnen ein Wort weiter gewechselt wurde, als daß der König, der rauchend im Zimmer auf und abging, fragte: „Brühl, habe ich Geld?" und dieser antwortete: „Ja Sire!" Freilich wurde, um dieß sagen zu können, Sachsen mit Schulden belastet, und in Polen wurden die Aemter an den Meistbietenden verkauft. Dabei sorgte Brühl vor Allem trefflich für sich selbst. Er bezog zuletzt von seinen Aemtern ein jährliches Einkommen von 52,000 Thalern, und überdieß ließ er sich vom Könige die reichsten Besitzungen schenken. So erlangte er die Mittel, ungeheure Summen für seinen Hofstaat zu verschwenden, der nicht minder glänzend war, als der des Königs. Er hielt 200 Bediente, darunter zwölf Kammerdiener, eben so viele Pagen, vier Mundköche, zwölf andere Köche, eben so viele Küchenjungen und Gehülfen. Er unterhielt eine Ehrenwache von Adeligen, die besser besoldet wurden, als die königlichen Kammerjunker. An seiner Tafel herrschte königliche Pracht, seine häusliche Einrichtung war die üppigste und glänzendste; Equipagen, Bibliothek, Kunst und Naturaliensammlung kosteten unermeßlich viel. Ebenso verschwenderisch war er in der Kleidung. „Brühl," sagt Friedrich der Große, „war der Mann dieses Jahrhunderts, der die

meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schönfrisirten und parfümirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete." Und dieß Alles kam in keiner Weise dem Land zu Gute. Alles, was Brühl zur Befriedigung seiner Prunksucht brauchte, lieferte das Ausland; selbst Perücken ließ er zu Dutzenden, Schuhe zu Hunderten aus Paris kommen. Das Land hatte nur zu zahlen. Die Schulden der Kammer wurden verfünffacht; die gewöhnlichen Abgaben stiegen um zwei Millionen; dreißig Millionen wurden an außerordentlichen Abgaben erpreßt.

In Bayern, das durch den Krieg schon so viel gelitten hatte, schloß sich Kurfürst Max Emanuel (1679—1726) ganz an Frankreich an. Da er als Statthalter der Niederlande meistens in Brüssel lebte, richtete er daselbst seinen Hof ganz in französischer Weise ein, und Bayern mußte oft die dreifachen Steuern aufbringen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Auch unter seinem Nachfolger Karl Albert war der bayerische Hof einer der glänzendsten in Deutschland. Täglich war französische Komödie, Ball und Spiel, dreimal wöchentlich waren Concerte, nach denen gleichfalls gespielt und getanzt wurde.

Auch an den kleineren deutschen Fürstenhöfen machte sich französischer Einfluß geltend, und zwar hier zum Theil verderblicher als an den größeren. So besonders in Würtemberg. Der Hof des Herzogs Eberhard Ludwig (1693—1733) war einer der glänzendsten in Deutschland; mehr aber, als der Hofprunk, kostete dem Lande die Grävenitz, ein ränkevolles, herrschsüchtiges Weib, das den Herzog völlig zu fesseln wußte. Sie wurde zur Gräfin von Urach erhoben, und 1707 trat sie sogar als Gemahlin des Herzogs auf. Zwar wurde sie auf kaiserlichen Befehl aus dem Lande vertrieben und mußte schwören, es nie wieder zu betreten; aber der Herzog reiste ihr nach. Zum Schein vermählte sie sich an einen Herrn von Würben, und nun kam sie wieder an den Hof. Jetzt war sie es, die das Land von dem geheimen Kabinet aus regierte, in welchem sie den Vorsitz hatte. Der Herzog that nichts ohne sie. Ihr zu Liebe baute er Ludwigsburg und verlegte seine Residenz und Kanzleien dorthin; durch sie ließ er sich zu den größten Unwürdigkeiten gegen seine edle Gemahlin verleiten; ihrer Eitelkeit und Prachtliebe opferte er den Wohlstand seines Landes. Endlich bereitete sie sich durch ihren Uebermuth den Sturz, und wurde zur allgemeinen Freude des Volkes nach Urach gebracht; der Herzog aber söhnte sich mit seiner Gemahlin wieder aus. Zwar erhielt die Gefangene

später die Freiheit wieder; aber nach dem Tode des Herzogs mußte sie alle unrechtmäßig erlangten Besitzungen herausgeben. Der neue Herzog Karl Alexander erwarb sich dadurch große Liebe bei seinem Volke, aber nur zu bald verscherzte er dieselbe wieder durch Gewaltthätigkeiten und zügelloses Leben. Der Jude Süß Oppenheimer, der ihm jederzeit Geld verschaffte, gewann seine volle Gunst. Derselbe wurde zum Geheimen Finanzrath erhoben, und gewann den verderblichsten Einfluß; denn er erfüllte den Herzog mit Argwohn gegen seine treuen Diener, umgab ihn ganz mit seinen Creaturen, und regierte nun in der That allein das Land, das er auf die abscheulichste Weise aussog.

Während damals selbst geistliche Höfe von dem allgemeinen Hange zur Pracht und Ueppigkeit fortgerissen wurden, zeichneten sich der brandenburgische und der kaiserliche Hof durch würdige Haltung aus.

Auch in die großen deutschen Handelsstädte hatte französische Mode und Sitte noch wenig Eingang gefunden. In Augsburg, Nürnberg und Ulm sah man Männer und Frauen noch in der alten volksthümlichen Tracht. In weibliche Gesellschaften hatten nur die nächsten männlichen Verwandten Zutritt; selbst ein Fremder, der angelegentlich empfohlen war, wurde von keinem Nürnberger in sein Haus oder zu Tische geladen, sondern vielmehr in ein Wirthshaus geführt, um ihm nach alter deutscher Unsitte mit einem Rausche „eine Ehre anzuthun."

4.

Das Reich unter Leopold.

Es könnte als ein Zug des besondern Verhängnisses der deutschen Nation bezeichnet werden, daß Leopold, der nach der Anlage seines Geistes und seiner schwerfälligen Haltung mehr zu einem Träger der deutschen Schulgelahrtheit berufen war, siebenundvierzig Jahre hindurch den Kaiserthron zu derselben Zeit einnahm, wo Ludwig XIV. durch eine großartige, mit Anmuth gepaarte königliche Persönlichkeit, die französische Nation innigst mit dem Throne verband und dem letztern die Entwickelung der nationalen Cultur und Literatur dergestalt anzueignen wußte, daß das politische Uebergewicht des von einem thatkräftigen Willen geleiteten Frankreichs über Deutschlands Zersplitterung, Spaniens Ermattung und Englands inneres Zerwürfniß unter den Stuart's zugleich

durch eine Art geistiger Herrschaft über das gebildete Europa verstärkt ward. Wenn am französischen Hofe die nationale Sprache und Sitte den höchsten Grad geselliger Feinheit gewann, und die Sonne der Königsgunst den nationalen Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern strahlte, so wechselte Leopold mit seinem Bibliothekar Lambecius lateinische Briefe, machte lateinische Spottverse auf Ludwig's galante Feldzüge und sprach, wie mit Gelehrten lateinisch, so mit seiner Familie und seinen Hofleuten spanisch oder italienisch. Obwohl sein Biograph von ihm rühmt, er habe auch das Deutsche mit solcher Zierlichkeit und Reinlichkeit geredet, daß sich Jedermann zum Höchsten darüber verwundert, da in Oesterreich diese Sprache fast in einem fremden Lande sei, so widmete er doch den vielfachen Regungen der nationalen Literatur seines Zeitalters keine lebendige Theilnahme, und wenn er im Winter in seinen Zimmern Akademien halten ließ, wo von Herren und Damen Gespräche und Redestücke in Prosa und Versen aufgeführt wurden, geschah es in italienischer Sprache. Welch' ein Geist wäre aber auch erforderlich gewesen, um die Züge des deutschen Genius in der Gestalt der damaligen Literatur zu erkennen und zu würdigen; welch' ein Herrschersinn, die Hindernisse zu beseitigen, welche dem geistigen Leben der Nation im Wege standen! Einem streng katholisch erzogenen Fürsten wurden die Erscheinungen, die aus protestantischem Boden hervortraten, namentlich die geistlichen Liederdichter, Flemming, Paul Gerhard, Simon Dach, schon durch die gegenseitige kirchliche Abneigung entrückt; von katholischen deutschen Schriftstellern des Jahrhunderts haben Jakob Balde, Jesuit und Hofprediger des Kurfürsten von Bayern, dessen beste Poesien lateinisch sind, Friedrich Spee, der Verfasser der „Trutz-Nachtigall," und der Mystiker Johann Scheffler (Angelus Silesius), erst in spätern Zeiten Anerkennung gefunden. Wie hoch man aber auch das von diesen Männern in deutscher Sprache Geleistete anschlagen mag, so möchte sich doch schwerlich ein Vorwurf gegen den Kaiser begründen lassen, dasselbe übersehen zu haben. Größere Geister auf Thronen als Leopold haben Größeres übersehen. Nur den Nürnbergischen Schäferdichtern Klay, Harsdörfer und Sigmund von Birken wurde vom Kaiser einige Aufmerksamkeit und Aufmunterung zu Theil; es war aber wohl ebensowenig ein Unglück, daß diese Aufmunterung nicht stark war, als daß des Kaisers Hofprediger Abraham a Sancta Clara nicht Muster für die deutsche Kanzelberedtsamkeit, wie Bossuet, Flechier und Bourdaloue für die französische wurde.

Erfaßlicher ist nachzuweisen, wie im Gegensatze zu der durch Ludwig XIV. geförderten Befestigung der Königsgewalt, Leopold's Sinnesart den deutschen Reichskörper ganz der selbstständigen Gestaltung der Reichsglieder überließ und anstatt dieser Richtung entgegenzuwirken, derselben durch sein leidendes Verhalten in aller Weise förderlich wurde. Freilich hat er die in seiner Wahlkapitulation enthaltenen Festsetzungen nicht verschuldet, daß nicht nur den Kurfürsten, sondern auch den Reichs- und Kreisständen unverwehrt sein solle, so oft es die Noth und ihr Interesse erfordere, zusammenzukommen und Vereine, vornehmlich Erbverbrüderungen, zu errichten; daß den Kurfürsten erlaubt sein solle, sich bei ihren hergebrachten Rechten, wider ihre Unterthanen, selbst und mit Hülfe der benachbarten Stände zu behaupten und sie zum Gehorsam zu bringen, daß endlich, obwohl die hierüber entstandenen Prozesse schleunigst entschieden werden sollten, doch den Landesfürsten und Obrigkeiten gestattet sein solle, den auf das Anbringen der Unterthanen vom Reichshofrath oder vom Reichskammergericht ertheilten Mandaten keine Folge zu leisten. Diese Wahlkapitulation mit ihren Bestimmungen, welche die reichsständischen Landstände und Unterthanen fast ganz außer den Schutz des Reichsoberhauptes setzten, war ihm vielmehr aufgedrungen worden und er hatte sich lange gegen die Unterzeichnung gesträubt. Dagegen muß es ihm wohl selbst zugerechnet werden, daß er den Reichstag von 1663, welchen er auf Anlaß des Türkenkrieges berief, nicht in Person eröffnete, dann nur gastweise bei demselben erschien, und zuletzt, als nach seiner Abreise die Reichsstände bei den Berathungen über die Wahlkapitulation künftiger Kaiser in Zwist geriethen, diesem Zwiste kein Ende machte, sondern zuließ, daß die Bevollmächtigten beisammen blieben und der Reichstag immerwährende Dauer bekam. Hiedurch wurde die seitherige Gestalt und Bedeutung der Reichstage gänzlich verändert. So lange dieselben besonders ausgeschrieben, feierlich eröffnet und nach kürzerer oder längerer Frist geschlossen wurden, erschienen die Kaiser fast jedesmal, die meisten Kur- und Reichsfürsten wenigstens theilweise, sahen einander von Angesicht zu Angesicht und faßten durch Ausübung ihres Stimmrechtes gültige Beschlüsse in derselben Weise, wie dieß auf den Staatsversammlungen anderer Reiche geschah und noch geschieht. Es war nur als Ausnahme von der Regel angesehen worden, wenn der Kaiser und einzelne Reichsstände anstatt selbst zu erscheinen, Bevollmächtigte schickten und wenn ein Reichstag auseinander ging, ohne daß über wesentliche Punkte der kaiserlichen Proposition eine Vereinbarung

stattgefunden hatte. Als aber der Reichstag ein immerwährender und die Ausnahme dergestalt zur Regel ohne Ausnahme wurde, daß hinfort niemals mehr ein Kaiser oder ein Reichsstand in eigener Person sich dort einfand, schrumpfte die Fürstenversammlung, die sonst von Zeit zu Zeit in einer großartigen Form die Idee der Reichsgesammtheit zur Anschauung gebracht hatte, zu einem Congresse von Abgesandten mit Vollmacht zusammen, die ihre Stimmen nie anders als nach Vorschrift ihrer Prinzipale, also erst nach vorheriger Anfrage und Instruktion, ablegen durften.

Das entschlossene Einschreiten, welches erforderlich gewesen wäre, die Berathung abzuschneiden und den Reichstag zu schließen, lag nicht in Leopold's Charakter. Als die Bevollmächtigten, welche die Fürsten zurückgelassen hatten, nicht fertig wurden, und keine Neigung bezeigten, nach Hause zu reisen, mochten sie seinetwegen in Regensburg bleiben. Nachdem dieß mehrere Jahre gedauert hatte, genehmigte er, daß jeder Reichsstand die Kosten der Reichstagsgesandtschaft von seinen Unterthanen erheben möge und drückte dergestalt auf die weitere Verlängerung des Reichstages das Siegel.

Hauptgegenstand der Thätigkeit dieses immerwährenden Reichstages waren die sogenannten Religionsbeschwerden, zu denen, ungeachtet der Sorgfalt, mit welcher bei Abfassung des westphälischen Friedens die gegenseitigen Verhältnisse der Kirchenparteien erwogen worden waren, eine nicht ganz bestimmte Festsetzung Raum ließ.

In je engeren Kreisen aber die unfruchtbare Geschäftigkeit des immerwährenden Reichstages sich bewegte, mit desto größerer Wichtigkeit wurden Ceremoniel und Formalien behandelt. Die Abgesandten der Kurfürsten nahmen nicht nur den Rang förmlicher Botschafter oder Gesandten des ersten Ranges mit dem Excellenztitel und allen unter Botschaftern unabhängiger Mächte üblichen Ehrenbezeugungen in Anspruch, sondern sie glaubten auch ihre Stellung zu erhöhen, indem sie diese Ehrenbezeugungen von den Abgesandten der Reichsfürsten forderten, ohne sie denselben zu erwidern; sie verlangten bei Gastmählern auf rothbeschlagenen Stühlen zu sitzen und von Edelknaben mit goldenen Messern und Gabeln bedient zu werden, während die fürstlichen auf grünen Stühlen sitzen und von Lakaien bedient werden sollten; bei Ankunft kurfürstlicher Gesandten sollte die Stadt Regensburg mehr an Wein, Fischen und Früchten verabreichen, als bei der Ankunft fürstlicher, und wenn der Reichsprofoß am ersten Mai den Gesandten Maibäume steckte, sollten

die kurfürstlichen sechs, die fürstlichen deren nur vier erhalten. Als die fürstlichen Gesandten es endlich dahin brachten, daß überall nur grüne Stühle gesetzt wurden, erschien das erstemal ein kurfürstlicher Gesandter mit einem rothen Mantel, den er so über den Stuhl fallen ließ, daß derselbe roth ausgeschlagen zu sein schien. Eine andere Auszeichnung wurde von den kurfürstlichen Gesandten darin gesucht, daß ihre Stühle auf den Teppich, der unter dem Baldachin des kaiserlichen Prinzipal-Commissarius ausgebreitet war, die Stühle der fürstlichen Gesandten auf den bloßen Boden des Zimmers gesetzt werden sollten. Die Rangordnung der Gesandten und ihrer Gemahlinnen bei Gastgeboten und andern Feierlichkeiten festzusetzen, war eine äußerst schwierige Aufgabe, wenn Gesandte geistlicher und weltlicher Fürsten, oder kurfürstliche mit auswärtigen Gesandten zweiten Ranges zusammentrafen; die Reihenfolge der Gesundheiten konnte Anlaß zu diplomatischen Beschwerden und Eröffnungen geben.

Dieses künstliche Gewicht der leeren Form senkte sich naturgemäß von oben bis unten, und lagerte centnerschwer über allen Gebieten des deutschen Lebens. Titel und Formalien wurden zu einer Länge gedehnt, welche einen beträchtlichen Theil des Daseins in Worten verzehrte. Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, Ueberladung und Erhebung des Unwesentlichen über das Wesentliche, wurden die hervorstechenden Merkmale der politischen wie der geselligen Denkungsart und Handlungsweise der Deutschen dieses Jahrhunderts, ihre Rede und Schrift die getreuen Spiegel dieser Gesinnung.

5.

Leopold's Charakter.

Die Regierungszeit dieses Kaisers wird bei einer Dauer von achtundvierzig Jahren an Länge nur von jener Friedrich's III. übertroffen; an großen Ereignissen aber ist sie eine der reichsten und bedeutsamsten gewesen. Schon aus diesem Grunde ist eine Charakteristik Leopold's hier am Ort; noch mehr deßwegen, weil dieser Kaiser das Schicksal hat, häufig ungerecht beurtheilt zu werden, indem man Vieles seinem Charakter aufbürdet, was ungünstige und unabänderliche Zustände der Zeit und des Reiches verschuldeten.

Leopold besaß freilich keine glänzenden Herrschergaben und die Nachwelt hat den Ehrennamen des „Großen" welcher von Schriftstellern

seiner und der nächsten Zeit ihm beigelegt wurde, mit ihrem höhern Maßstabe für Fürstengröße nicht übereinstimmend gefunden; doch ist die von ihm gewählte und beharrlich festgehaltene Politik als der rechte Weg Oesterreichs auch im weitern Fortschritte erprobt worden, und seiner Einsicht und Festigkeit, seiner standhaften Ausdauer in gefaßten Entschlüssen und seiner Unverzagtheit in jeglichem Geschick, kann ohne Ungerechtigkeit ihr großer Werth und ihr großer Antheil an dem, was Oesterreich heut in Europa bedeutet, nicht abgesprochen werden. Ohne Widerspruch gehört ihm das Verdienst, die zwei großen Feldherrn, die das gute Glück seines Hauses durch die Vermittelung Ludwig's XIV., der den einen vertrieb, den andern von sich stieß, ihm zuwandte, den Herzog Karl von Lothringen und den Prinzen Eugen von Savoyen, auf die rechte Stelle gesetzt zu haben.

Dagegen zog er selbst niemals in's Feld, weder als Feldherr noch als Zuschauer, auch in seiner Persönlichkeit lag nichts, was die Herzen begeistert und die Geister unterthan macht. Wuchs und Haltung war unansehnlich, der Blick düster und in den letzten Jahren kummervoll, das Gesicht durch eine große herabhängende Unterlippe entstellt, das Maß der ihm verliehenen Thatkraft nicht geeignet, Leben in die Geschäfte zu bringen, kaum hinreichend, das Triebrad derselben im Gange zu erhalten. Dennoch darf nicht verkannt wenden, daß es ihm mit der Mittelmäßigkeit seiner Staats- und Regierungstalente gelang, das Ansehen des Reichsoberhauptes aus dem tiefen Verfalle, in welchem er es vorgefunden, wieder emporzubringen, und die Macht des Hauses Oesterreich, wie nach Außen zu erweitern, so im Innern zu befestigen. Erst unter Leopold ist die österreichische Monarchie als solche eine europäische Macht geworden, und hat, nach Eugen's Rathschlägen, ein ihrer Größe angemessenes stehendes und geübtes Kriegsheer mit den dazu gehörigen Einrichtungen und Veranstaltungen erhalten. Auch was für die Justiz und Landesverwaltung von Leopold verfügt worden ist, zeugt von unparteiischer Gerechtigkeitsliebe, gesundem Urtheil und redlichem Willen für die Wohlfahrt des Volkes. Eine seiner ersten nach Schlesien erlassenen Verordnungen stellte den Grundsatz fest, daß der königliche Fiskus in Prozeßsachen dem Privatrecht, wie jede andere Partei unterworfen sei. Nach dem Entsatze von Wien verkündete er von Linz aus in einem Erlaß an die Oberbehörden der Erbprovinzen, daß er in Betracht des göttlichen Beistandes, welchen er bei dem jüngsten Entsatz seiner Residenz und bei den weiteren Progressen seiner Waffen

erfahren, aus dankschuldigem Gemüthe seine Gedanken darauf gerichtet, wie die Ehre der göttlichen Majestät mehr und mehr vergrößert und der gerechte Zorn Gottes von seinen getreuen Erbkönigreichen und Landen abgewendet werde, und daß er zu diesem Behufe beschlossen habe, daß bei allen hohen und niedern Gerichten die Justiz mit allem Eifer befördert und durchgehends gleich ohne allen Respekt der Personen, bevorab der armen Wittwen und Waisen, schleunig verwaltet, öffentliche Laster aber, namentlich Gotteslästerung, Hurerei und Ehebruch, durch obrigkeitliche Hand ohne Connivenz unterbrochen und abgestraft werden sollen. Freilich machte dieses Mandat keinen so großen Eindruck, als die Justiz-Reformen Friedrich's und Joseph's. Doch war der redliche Eifer für das Rechte gewiß nicht geringer.

Von Gemüthsart war Leopold ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein milder gütiger Herr. Daß er trotz seiner natürlichen Gutherzigkeit die strengsten Verfahrungsweisen wider die als Rebellen betrachteten, mit den Türken und Franzosen zusammenhaltenden Ungarn gestattete oder guthieß, geschah nach der in jenem Jahrhundert allgemein geltenden Praxis, die sich mit blutiger Schärfe gegen die Feinde des öffentlichen Friedens im guten Rechte hielt und vielleicht selbst mit Henkerqualen milder war, als die stumpfe Langsamkeit der philanthropischen Kriminal-Justiz des neunzehnten Jahrhunderts. Eben so wenig hielt ihn seine persönliche Frömmigkeit ab, durch Stiftung einer neuen protestantischen Kurwürde, durch Anerkennung eines neuen protestantischen Königreichs und durch enge Verbindungen mit protestantischen Mächten das Interesse seiner Monarchie dem der Kirche voranzustellen. Gegen den Klerus wurden die Befugnisse des Staates eher erweitert, als deren Einschränkung gestattet.

Gegen das evangelische Kirchenwesen in den kaiserlichen Erbfürstenthümern Schlesiens ließ er zwar die von seinem Vater eingeführten Einschränkungen bestehen, und brachte dieselben nach dem Heimfalle der piastischen Erbfürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau auch auf diese zur Anwendung; es geschah dieß aber mit Schonung und innerhalb gesetzlicher Formen, ohne Härte und ohne Verfolgung der Personen, die er vielmehr, wenn ihre Beschwerden an ihn gelangten, gegen widergesetzliche Bedrückung in Schutz nahm. Als im Jahre 1700 in Wien ein Pöbeltumult mit Plünderung eines jüdischen Wechslerhauses stattgefunden hatte, und auch an andern Orten den Juden mit gefährlichen Drohungen zugesetzt wurde, verkündigte ein kaiserliches Patent durch die

Erbländer, daß, wie die niederösterreichische Landesregierung ein offenbares Exempel Jedermann zum Abscheu auf frischer That statnirt habe, so überall die Juden nachdrücklich geschützt und ihre Angreifer auf das strengste bestraft werden sollten, weil es dem Kaiser von Amtswegen obliege, allen und jeden getreuen Unterthanen wider unrechtmäßige Gewalt gehörigen Schutz und Schirm zu halten. Um so pünktlicher erfüllte er alle Pflichten eines gläubigen Katholiken, um so weniger wollte er etwas von Einschränkung seiner Mildthätigkeit, die freilich oft von dringlichen und unersättlichen Müßiggängern gemißbraucht wurde, wissen. Die ihm darüber gemachten Vorstellungen wies er empfindlich mit der Antwort zurück: „Andere Fürsten verschenken ihr Geld an Kebsweiber; man gönne mir die Armen!"

Pracht und Ueppigkeit war dem Leben Leopold's fremd. „Die kaiserliche Burg," erzählt ein Reisender im Jahre 1704, „hat ein schlechtes Ansehen, besonders der innere Hof mit den Zimmern des Kaisers, die Mauern sind dick und plump, wie die einer Stadtmauer, die Treppen finster und ärmlich ohne alle Verzierung, die Zimmer niedrig und eng, die Decken oben mit gemalter Leinwand überzogen, die Dielen von den gemeinsten Tannenbrettern, wie sie nicht geringer bei den schlechtesten Bürgern anzutreffen sein möchten. Alles ist so einfach, als wenn es für Mönche erbaut wäre. Auf einem kleinen mit Mauern umgebenen Platz unter dem Zimmer der Kaiserin, welcher das Paradiesgärtlein heißt werden einige Blumen und Bäume kümmerlich unterhalten." In diesen Gemächern lebte der Kaiser der Deutschen in tiefer Zurückgezogenheit, unter den strengen Gesetzen der spanischen Hofsitte. Seine Kleidung war schwarz mit überhangendem offenen Mantel, die Strümpfe und die Hutfeder scharlachroth, an der Brust das goldene Vließ, auf dem Haupte ein Haargeflecht mit lang herunterwallenden Locken: bei Familientrauer ließ er sechs Wochen hindurch den Bart wachsen und entsagte der herkömmlichen Ergötzlichkeit, während des Ankleidens die Späße der Hofzwerge und Hofnarren anzuhören. Jedes Vornehmen erfolgte nach einer unwandelbaren Tagesordnung; auch die Spaziergänge, die Jagden, die Fahrten nach den Lustschlössern an den einmal festgesetzten Stunden und Tagen ohne alle Rücksicht auf die Zufälligkeit des Wetters. Der kaiserliche Wagenzug zählte stets zwanzig Kutschen, und wurde durch die Stadt von der Leibwache zu Pferd und zu Fuß begleitet. In der ersten Kutsche saß der Kaiser vorwärts, die Kaiserin ihm gegenüber, an beiden Seiten ging eine Menge von Hofbedienten mit entblößten Häuptern. Außerhalb

der Stadt nahm er manchmal einen seiner Minister in den Wagen und ließ auch wohl einige Wagen vorausfahren. Zum Speisen an des Kaisers Tafel wurde Niemand als Kurfürsten und regierende Reichsfürsten geladen, welche berechtigt waren, sich in seiner Gegenwart zu bedecken; nichtregierende Prinzen und Gesandte hatten die Erlaubniß, daneben zu stehen, und entfernten sich, wenn der Kaiser den ersten Trunk gethan hatte. Gewöhnlich saß er allein mitten an der Tafel, am obern Ende die Kaiserin, am untern eine Erzherzogin. Wenn er aber auf der Jagd war oder bei der Kaiserin speiste, wurden auch Fürsten und Grafen des Reichs zu Tische gezogen. Im letzteren Falle machten Hofdamen die Bedienung. Einigemal des Jahres fuhr das kaiserliche Paar mit dem Hofstaate zu den Barfüßer-Nonnen, um mit denselben nach ihrer Ordens-Regel zu speisen. Täglich hörte er drei Messen mit allen Zeichen der Andacht, gebot aber Kürze. Außer der Theilnahme an den Geheimraths-Sitzungen gewährte er wöchentlich dreimal von 7 bis 9 Uhr Abends Jedermann, der etwas anzubringen hatte, Gehör. Die Bittsteller wurden Tags vorher eingeschrieben. Da aber die Menge derselben sehr groß war, der Kaiser die längsten Vorträge geduldig anhörte, und auch die fremden Minister und Gesandten zweiter Klasse in denselben Stunden zur Audienz gelassen wurden, an welche er mehrfache Fragen richtete, so nahmen oft drei bis vier Personen die ganze Audienz weg, und die zuletzt Angemeldeten mußten zuweilen sechs Monate warten, ehe die Reihe an sie kam. Die wichtigsten Sachen waren dieser Verzögerung unterworfen, weil der Kaiser seit der von Lobkowitz ihm zugefügten Täuschung keinen Minister litt, bei dem die Sachen in erster Instanz hätten eingereicht werden können, sondern Alles selbst anhören wollte, wozu ihm weder Zeit noch Kraft ausreichte. Erholung von diesen Mühen fand Leopold in der Musik, die er sehr liebte, in der Kleinmalerei und an der Drechselbank; denn obwohl er die wissenschaftliche Größe eines Leibnitz zu würdigen wußte, und selbst reich an gelehrten Kenntnissen, auch der lateinischen Sprache wie ihrer drei Töchtersprachen vollkommen mächtig war, gehörte Leopold doch nicht zu den Großgeistern auf dem Throne, denen ernste Studien Genuß gewährt haben; es machte ihm nur manchmal Vergnügen, in den ihm vorgelegten lateinischen Staatsschriften die Schreibart zu verbessern und hierdurch Proben seiner Sprachkunde und seines Scharfsinnes an den Tag zu legen, zum augenfälligen Zeugniß, wenn es bei dem damaligen Stande der deutschen Bildung dessen bedurft hätte, daß Sprachgelehrsamkeit für sich allein ein schlechter Geisteszunder ist.

Leopold's dritte Gemahlin, Eleonore, Magdalena, Theresia, Prinzessin von Pfalz-Neuburg, mit der er sich nach dem frühen Tode der muntern und jagdlustigen Tirolerin Claudia Felicitas verheirathet hatte, fühlte schon im Jugendalter die lebhafteste Sehnsucht nach dem Klosterleben, versagte sich jede Theilnahme an weltlichen Vergnügungen, und setzte sich sogar der Sonne und dem Winde aus, um ihre Haut zu bräunen und den Kaiser abzuhalten, seine frühere Bewerbung um ihre Hand zu erneuern. Sie mußte sich zwar dem Willen ihrer Eltern fügen, fand aber in der Kaiserburg keinen Anreiz, ihre Meinung über den Werth der irdischen Größe zu ändern, und gefiel sich nur in deren Verläugnung. Sie besuchte Kranke und Gefangene, verfertigte Schmuck für Kirchen und Kleider für die Armen, sie kleidete sich selbst in ärmliche Gewänder, hielt ein Tagebuch über ihre Handlungen und Gedanken, verlangte von ihren Beichtvätern Strafpredigten und Bußübungen, trug Armbänder mit eisernen Spitzen, welche ihr die Haut durchstachen, ging barfuß bei Umzügen und Wallfahrten, geißelte sich bis auf's Blut. Während sie mit eigener Hand die leckersten Gerichte für ihren Gemahl bereitete, fastete sie oder genoß nur die gröbsten Speisen. Diese Strenge gegen sich selbst übte sie ganz in Geheim; die Härte ihrer Büßungen wurde erst nach ihrem Tode bekannt, als man die Werkzeuge derselben mit ihrem Blute gefärbt in einem Kästchen fand. Eine von ihrem Beichtvater aufgesetzte Schilderung ihrer Tugenden, von der sie Kunde erhalten hatte, ließ sie sich aushändigen und warf sie in's Feuer. Ungeachtet dieser Gemüthsrichtung erfüllte Eleonore ihre Pflichten als Gattin; sie gebar ihrem Gemahl neun Kinder, deren erstes der kräftige und geistvolle Joseph war, sie legte Hand an in der Küche, sie pflegte den Kaiser in Krankheiten mit der äußersten Sorgfalt, sie begleitete ihn auch in die Oper, nahm jedoch den Rahmen mit und nähte so eifrig, daß sie kein Auge auf das Theater wandte, oder las im Psalter. Dabei besaß sie Kenntnisse und einen thätigen Geist, verstand die gangbaren fremden Sprachen, machte für den Kaiser, der nichts Französisches lesen wollte, deutsche Auszüge aus französischen Staatsschriften, deren Kenntniß sie ihm für nützlich hielt, und ließ ein von ihr verfaßtes deutsches Andachtsbuch drucken. Als bei dem Tode ihres älteren Sohnes Joseph der jüngere Karl abwesend war, übernahm und führte sie unter sehr schwierigen Umständen die Regentschaft. Nach Beendigung derselben kehrte sie in ihre Abgeschiedenheit zurück, in der sie im Jahre 1719 starb. Ihrem Verlangen gemäß wurde sie ohne allen Pomp begraben, und auf

ihren Sarg nichts als: Eleonore, eine arme Sünderin, mit der Angabe ihres Todestages gesetzt.

6.

Die Türken vor Wien.

Langjährige kirchliche und politische Verwirrung in Ungarn hatte in den letzten Jahren stets zugenommen. Während in Deutschland das Religionsinteresse nur noch im Innern der Staatsverwaltungen seine Geltung behauptete, die größern Verhältnisse der mächtigern Reichsstände aber sich nach der Politik bestimmten, so daß oft gerade protestantische Staaten mit dem Kaiser, katholische mit Frankreich und Schweden zusammenhielten, tobte in Ungarn der Bürgerkrieg in den scheußlichsten Gestalten des Glaubensstreites unausgesetzt fort. Nach dem Tode des Grafen Wesselenyi trat der protestantische Graf Emmerich Tökely an die Spitze der Mißvergnügten, bemächtigte sich eines Theils von Oberungarn, knüpfte mit der Pforte Verbindungen an, und erlangte von der Gunst des unternehmenden Großveziers Kara Mustapha, dem der vergnügungslustige Sultan Mohammed IV. die Zügel des Regiments überließ, im Jahre 1682 Anerkennung als tributpflichtiger König. Vergebens hatte Leopold, dem Alles daran lag, freie Hand gegen Frankreich zu behalten, auf einem im Jahre 1681 zu Oedenburg gehaltenen Reichstage die Beschwerden der Nation durch Wiederherstellung der Palatinsstelle und der protestantischen Religionsübung, nach Maßgabe der Constitution von 1608, zu erledigen gesucht; vergebens schickte er im Jahre 1682 den Grafen Caprara als Gesandten nach Constantinopel, um durch Bitten und Geschenke die Verlängerung des im Jahre 1664 geschlossenen zwanzigjährigen Stillstandes mit der Pforte zu erwirken. Je mehr er sein Verlangen nach Frieden an den Tag legte, desto größern Eingang fand die Versicherung des französischen Gesandten, daß der Kaiser wehrlos, und der Erfolg eines Angriffskrieges gegen Deutschland unfehlbar sei. In Folge dessen zog der Sultan gegen Ende des Jahres 1682, zwei Jahre vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes, mit einem großen Heere von Constantinopel nach Belgrad, von wo aus im Frühjahre 1683 der Großvezier, von Tökely begleitet, mit unzählbaren Schaaren von Türken und Tartaren in Ungarn einrückte. Am 1. Mai musterte Kaiser Leopold in der Gegend von Preßburg ein Heer von 33,000 Mann, dessen Stärke zur Größe der Gefahr in keinem Verhältnisse stand, und übergab die

Anführung seinem Schwager, dem Herzoge Karl von Lothringen. Der Großvezier aber zog geraden Weges auf Wien. Zum Glück geschah dieß in Folge der Beschaffenheit des türkischen Heerwesens so langsam, daß es dem Herzog gelang, sechs Tage früher (am 8. Juli) diese Stadt zu erreichen, um Besatzung in dieselbe zu werfen. Der Kaiser mit seiner Familie hatte sie in der Nacht vorher verlassen und sich nach Linz gewendet. In dem Grafen Rüdiger von Stahremberg war für die Stadt ein eben so einsichtsvoller als heldenmüthiger Befehlshaber ernannt worden. Die Festungswerke befanden sich im elendesten Zustande, es waren keine Pallisaden, kein Geschütz, keine Munition, keine Lebensmittel vorhanden; aber mit übermenschlicher Anstrengung schaffte Stahremberg binnen fünf Tagen Abhülfe dieser Mängel, und als am 14. Juli das türkische Heer um Wien sich lagerte, und von da ab sechs Wochen lang der Stadt mit Beschießung, mit Minen und Stürmen zusetzte, erweckte und erhielt er durch Wort und That, durch Anordnungen und durch Beispiele in den Truppen und den am Kampfe theinehmenden Bürgern solche Zuversicht und Ausdauer, daß weder die Aufforderungen des Großveziers, noch die einbrechenden Seuchen, noch der Hunger, noch die mit jedem Tage zunehmende Nähe des Unterliegens den Gedanken an Uebergabe aufkommen ließen. Die damaligen Vertheidiger Wiens blieben entschlossen, sich unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, obwohl der Herzog von Lothringen, der mit der Armee auf das linke Donauufer gezogen war, den wiederholten Gesuchen Stahremberg's, den Entsatz zu beschleunigen, kein Gehör geben konnte, wenn er nicht seine ungenügenden Streitkräfte durch einen vorzeitigen Angriff auf das weit überlegene türkische Heer auf das Spiel setzen wollte. Er begnügte sich daher, die Unternehmungen der Türken und Tökely's gegen das linke Donauufer zu vereiteln; zur Ausführung eines entscheidenden Schlages erwartete er die Ankunft der Hülfsvölker, welche die dem Kaiser verbündeten Kurfürsten von Bayern und Sachsen aus ihren Ländern, der Graf von Waldeck aus Franken und Schwaben, und der König Johann Sobieski aus Polen heranführte.

Johann Sobieski war im Jahre 1673 nach dem Tode des Königs Michael Wisnowicki durch allgemeinen Zuruf auf den Thron erhoben worden, nachdem er als Kron-Großfeldherr die Türken, denen der feige Michael tributpflichtig geworden war, in einer Schlacht bei Choczim besiegt hatte. Freilich war er nicht im Stande, die innere Auflösung des polnischen Staates zu heilen, die unter dem König Johann

Casimir, dem letzten des Hauses Wasa, durch den Abfall der Kosacken in der Ukraine und durch den Krieg mit Schweden ihren Anfang genommen, und durch das liberum veto des Adels, vermittelst dessen ein einzelner Landbote durch seinen Widerspruch den Reichstag zu sprengen und allen Beschlüssen ihre Gültigkeit zu nehmen vermochte, sehr rasche Fortschritte gemacht hatte; indeß verlieh sein Kriegsruhm und seine kräftige Persönlichkeit der polnischen Krone nach außen erneuerten Glanz. Sobieski war der Meinung, daß, wenn Ungarn und Oesterreich in die Gewalt der Türken fiele, nächstens auch Polen verloren sein werde. Er schloß daher ein Bündniß mit Leopold. In demselben erklärten beide Majestäten Gemeinschaft der Seelen und Waffen, um nicht nur ihre Völker vor fernern Angriffen des unmenschlichen Feindes zu schützen, sondern ihnen auch durch Wiedereroberung der Provinzen, die derselbe gewaltsam an sich gerissen, den Genuß eines dauerhaften Friedens zu sichern. Das Bündniß sollte zugleich zum Angriff und zur Vertheidigung gelten, jenes für die Dauer des Krieges, dieses nach dem Abschlusse des zu erkämpfenden Friedens für Erhaltung des letzteren, jedoch gegen keine andere Macht als die Türken Anwendung finden. Der Papst übernahm die Gewährleistung. Es verflossen jedoch vier Monate, ehe ein Heer von zwanzigtausend Mann zusammengebracht wurde. Der Sammelplatz war Krakau. Edelleute in Menge strömten zum freiwilligen Dienste unter der Fahne des Königs herbei. Aber mit der eigentlichen Kriegsrüstung ging es sehr langsam, und ohne die vom Papste geschickten Hülfsgelder würde sie schwerlich zu Stande gekommen sein. Ludwig XIV. hielt es für eine ganz unglaubliche Sache, daß die Polen wirklich mit einem schlagfertigen Heere dem Kaiser zu Hülfe ziehen würden. In dieser Meinung unterließ er es, das Unternehmen durch weitere Umtriebe zu hemmen. Nachdem Lubomirski mit einem Theil der Truppen vorausgezogen war, überschritt der König mit dem Hauptheere die schlesische Gränze, übergab in Ratibor, durch die dringenden Hülfsgesuche des Herzogs von Lothringen bestimmt, dem Kron-Großfeldherrn Jablonowski das Fußvolk und die Geschütze, und eilte mit zwanzig Fahnen Reiter und den Freiwilligen in schnellen Märschen über Troppau, Olmütz und Brünn nach der Donau. Als er am 30. August 1683 bei Nikolsburg am Morgen aus dem Lager zog, flog ein gewaltiger Adler eine große Strecke vor ihm her, gleichsam den Weg zeigend. In Hollabrunn kam ihm der Herzog von Lothringen entgegen und erklärte sich bereit, seinen Befehlen Folge zu leisten. Sobieski erwiderte: Er sei nur als Soldat gekommen,

nicht um Befehle zu ertheilen, sondern zu befolgen und werde gehen, wohin der Herzog ihn führen werde. Dieß waren höfliche Worte, denn verträgsmäßig gehörte dem Könige, da er selbst sich eingefunden hatte, das Oberkommando. Auch abgesehen von seinem Range, hätte ihm das Uebergewicht seines Ruhmes und seiner Persönlichkeit dasselbe zugeführt.

Es dauerte jedoch noch zwölf Tage, ehe das Entsatzheer, die Bayern, Sachsen und Reichsvölker bei Krems, die Kaiserlichen und die Polen bei Tuln, auf schmalen Brücken über die Donau gingen. Die Türken thaten nichts, den Uebergang zu verhindern. Am Morgen des 12. Septembers, an einem Sonntage, zog das christliche Heer vom Gebirge herab in den Kampf. Der König von Polen auf dem rechten Flügel, der über die Höhen des Kogels bei Neustadt und Dornbach herausbrechen sollte, diente in der Frühe des Morgens am Altare des St. Leopoldberges dem Pater Aviano als Ministrant bei der Messe, schlug dann seinen Sohn zum Ritter und erinnerte die ihn umgebenden Polen an den Sieg, den sie vor zehn Jahren unter seiner Führung bei Choczim erfochten hatten. „Die Schlacht, welche heute bevorstehe, gelte nicht blos der Befreiung Wiens, sondern auch der Erhaltung Polens und der Rettung der ganzen Christenheit.“ Unterdeß führte der Herzog von Lothringen auf dem linken Flügel die Kaiserlichen gegen Nußdorf und Heiligenstadt; unter ihm befehligten die beiden Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, die Generale Caprara und Leslie, der Fürst von Salm, zwei Herzoge von Croy und viele andere Prinzen, deren Zahl überhaupt auf 33 angegeben wird, darunter der nachmals so berühmt gewordene Prinz Eugen von Savoyen, damals ein neunzehnjähriger Jüngling. Der Kampf begann in den von Janitscharen besetzten Hohlwegen von Heiligenstadt und zog sich auf Nußdorf. Hier wurde Prinz Moriz von Croy getödtet, sein Bruder, der Herzog, obwohl schwer verwundet, war nicht zu bewegen, sich aus dem Gefechte tragen zu lassen. Langsam bewegte sich das Mitteltreffen vorwärts, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, unter den Fahnen des erstern fünf Pfalzgrafen von Neuburg, sämmtlich Brüder der Kaiserin, dann die Herzoge von Würtemberg, von Sachsen-Eisenach, von Sachsen-Weißenfels, Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Holstein, der Markgraf von Brandenburg-Bayreuth mit ihren Völkern, zuletzt die Franken und Schwaben unter dem Fürsten von Waldeck. Zuerst schlossen sich die Sachsen an die Kaiserlichen an und nahmen Theil an dem Kampfe um

Nußdorf und Heiligenstadt; allmählig rückten die andern Heerhaufen vor, aber erst um zwei Uhr Nachmittags, als auch die Polen die Schwierigkeiten der Bergwege überwunden hatten und aus dem Walde von Dornbach herausstürzten, wurde die Schlacht allgemein. Durch ihr Ungestüm zu weit vorwärts getragen und von der Hauptmacht des Veziers aufgenommen, gerieth die polnische Reiterei anfangs in große Noth. Stanislaus Potocki, Maczinski und andere Tapfere fielen. Mit lauter Stimme rief der König deutsches Fußvolk herbei. Da machte das rechtzeitige Erscheinen bayerischer und kaiserlicher Schaaren ihm Luft, und zu derselben Zeit drängte der Herzog von Lothringen auf dem rechten Flügel die Türken nach den Vorstädten zurück. Gegen sechs Uhr Abends war auf dieser Seite das Lager in den Händen der Deutschen. Der Herzog aber, besorgt, durch den Reiz der Beute den Sieg zu verlieren, ertheilte den Befehl, nichts anzurühren, sondern nach der Vorstadt Rossau vorzurücken. Eine Stunde später hatten auch die Polen den Feind überwältigt und drangen von der andern Seite in das Lager. Das türkische Heer hätte vernichtet werden können, gewann aber durch die einbrechende Nacht und durch den Verzug, den die Plünderung der Schätze des Lagers in die Verfolgung brachte, so viele Zeit zum Rückzuge, daß es noch Tausende von gefangenen Weibern und Kindern mit sich hinwegführen konnte. Doch wurde in der Freude des Sieges und der Rettung weder von den Siegesgenossen, noch von den Geretteten über diese Versäumniß gerechtet. „Der Kurfürst von Bayern," schrieb der König am folgenden Tage an seine Gemahlin, „der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten umarmten und küßten mich. Die Generale faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten und Offiziere sammt den Regimentern zu Roß und zu Fuß riefen mir zu: Unser braver König! Heute früh kam der Kurfürst von Sachsen sammt dem Herzoge von Lothringen zu mir, mit denen ich gestern nicht habe sprechen können, weil sie auf der äußersten Spitze des linken Flügels gestanden, auch der Wiener'sche Gouverneur, Graf von Stahremberg, kam mit vielem Volke hohen und niedrigen Standes mir entgegen, Jedermann hatte mich geherzet, geküsset und Retter genannt. Hierauf habe ich zwei Kirchen besucht, da sich ebenmäßig nicht wenig Leute bemüheten, mir die Hände, ja Füße und Kleider zu küssen, die meisten mußten aber zufrieden sein, daß sie nur den Rock anrühren konnten. Man hörte überall rufen: Laßt uns die streitbare Hand küssen! Ich bat die deutschen Offiziere, daß dieß möchte verwehrt werden, dessenungeachtet wurde fortwährend Vivat Rex! ge-

rufen. Zu Mittag speiste ich bei dem Gouverneur und ritt nach gehaltener Tafel hinaus in das Lager, da hat mich dann das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen von Wien bis zum Thore hinausbegleitet. Die Reichsfürsten sind meist alle bei einander versammelt, und der Kaiser thut mir zu wissen, daß er nur etliche Meilen von hier sei; allein weil ich dem Feinde nacheilen muß, werde ich für dießmal mit ihm nicht sprechen können." In Wahrheit stand jedoch der Zusammenkunft nur das Ceremoniell entgegen, welches dem Kaiser nicht erlaubte, einen König, zumal einen erwählten, als seines Gleichen zu behandeln. Da aber Leopold wiederholt den Wunsch nach einer persönlichen Zusammenkunft äußerte, machte Sobieski den Vorschlag, im offenen Felde einander zu Pferd wie durch Zufall, zu begegnen und zu begrüßen. Demnach ritt der Kaiser, der auf die Kunde des Entsatzes nach Wien zurückgekehrt war, nachdem er in der Stephanskirche seine Andacht verrichtet hatte, mit großem Gefolge hinaus in das Lager bei Ebersdorf. Sobieski, der ihn auf dem rechten Flügel seiner Truppen erwartete, sandte ihm zuerst seinen Kanzler entgegen, ritt aber, als er ihn kommen sah, selbst im kurzen Galopp vor. Die gegenseitige Begrüßung war sehr freundlich. Sobieski richtete an den Kaiser eine kurze Anrede in lateinischer Sprache, und Leopold's Antwort in derselben Sprache drückte in gewählten Worten seinen Dank aus, daß der König durch Theilnahme an einem so heiligen Kriege und durch solchen Erfolg seinem Ruhme Zuwachs gegeben, worauf derselbe erwiederte: „Er selbst habe wenig gethan, dem Höchsten, der den Sieg verliehen, gebühre der Dank." Dann befahl er seinem Sohne, dem Prinzen Jakob, vom Pferde zu steigen, und dem Kaiser die Hand zu küssen. Daß der Letztere dieß geschehen ließ, ohne etwas Verbindliches zu sagen und ohne an den Hut zu greifen, was er auch gegen die mit entblößten Häuptern herumstehenden polnischen Senatoren, Hetmänner, und Palatine unterließ, verdroß den König. Er sagte nun nur noch: Falls seine kaiserliche Majestät die Truppen besehen wolle, so habe er den Generalbefehl gegeben, sie ihm zu zeigen, und kehrte nach einseitiger Begrüßung in sein Lager zurück. Leopold ritt hierauf mit den Kron-Großfeldherrn Jablonowski durch die Reihen der polnischen Truppen. Zwei Tage später schickte er dem Prinzen Jakob einen kostbaren Degen mit einem Schreiben, in welchem er seinen Dank für seine und seines Vaters Theilnahme an der Waffenthat des 12. Septembers bezeigte.

7.
Peter der Grosse.

In Peter I. war ein gewaltiger Wille, der keine Hindernisse achtete, keine Schranken kannte. Im Innern thatsächlich beschränkt durch die Macht der Strelitzen, die ein Corps von mehr als 40,000 Mann bildeten, und denen zu mißfallen von nicht geringer Gefahr war; durch die Sitten der Russen, welche in ihrer Abgeschlossenheit befangen, kein Gefühl ihrer Macht und Bedeutung hatten; durch den Klerus, dessen Oberhaupt, der Patriarch, dem Czar an Ansehen gleich stand; endlich durch den Geburtsadel und die Reste der altslavischen Verfassung, suchte Peter nacheinander diese Schranken zu brechen und seinem Staate diejenige Gestalt zu geben, die nothwendig war, um mit den abendländischen Völkern um die Herrschaft zu concurriren. Dem Geburtsadel entwand er seine ausschließlichen Privilegien durch die Bildung der 15 Rangklassen des Verdienstadels, durch die Besetzung des Senates und der höheren Aemter mit Beamten, die Entfernung aller volksthümlichen Gerichte und Vertretung, ihre Ersetzung durch kaiserliche Beamte und die Bildung einer nur von dem Czaren abhängigen, Alles nach seinem Willen leidenden Bureaukratie. Nur der Dienst allein gab Rang, Auszeichnung und Ehre. Dem Czaren zu dienen, hieß Gott dienen.

Die Macht der Strelitzen zu brechen, wurden fremde Offiziere berufen, und erst ein kleines, dann ein immer größeres Corps gebildet, an welchem der Czar mit den angesehensten Russen Theil nahm, und das in Moskau blieb, während die Strelitzen an die gefährlichsten Punkte zerstreut sich durch das Schwert der Türken, wie durch den Geiz ihrer Anführer, die die Cardres unbesetzt ließen, verringerten. Von Fremden umgeben, vor allen von dem Genfer Le Fort, der Großes nur in seiner Heimath anerkannte, begab sich Peter 1697 in's Ausland, und besuchte Holland und England, wo er sich mit beispiellosem Fleiße der Schiffsbaukunst widmete und taugliche Männer in seinen Dienst zog; dann nach Wien und wollte sich eben nach Italien begeben, als er von einem Aufstande der Strelitzen hörte. Er eilte sogleich nach Hause. Als er nach Moskau kam, hatte Gordon, General der fremden Truppen, die Strelitzen bereits überfallen, von dem einen Corps 7000 Mann erschlagen, das andere decimirt und den Rest gefangen nach Moskau gebracht, wo in acht, durch alle Gräuel der Tortur furchtbaren Executionen mehrere

Hunderte gehängt, an 500 verstümmelt wurden; nachdem Peter selbst mehreren eigenhändig den Kopf abgeschlagen, ließ er am 27. Oktober noch 330 durch die Bojaren enthaupten, 230 vor dem Kloster aufhängen, wo sich seine Schwester befand. Wer sich geflüchtet hatte, wurde förmlich gebannt; das alte Corps ersetzten russische, nach europäischem Systeme disciplinirte und exercirte Regimenter. Er gewann Asow, baute Taganrog, bald Schiffe im schwarzen Meere; eine russische Fregatte, ein nie gesehenes Schauspiel in Constantinopel, lief als Botin der neuen Veränderung zum großen Staunen der Türken in den Bosporus ein.

Da schien auf einmal der Krieg mit Schweden, an dem er Theil genommen, um auch im Westen Quellen des Handels und der Herrschaft zu gewinnen, das ganze Werk mit dem Untergange zu bedrohen. Schon war die Schlacht bei Narwa (30. August 1700) verloren, und es stand in Karl's XII. Macht, Rußland zu vernichten, oder doch die Reformen wenigstens gänzlich zu zerstören, als er sich nach Polen wandte, mit Hülfe der Dissidenten den katholisch gewordenen August II. zu entsetzen, daselbst sein Heer in jahrelangen fruchtlosen Mühen zu Grunde richtete und endlich selbst, indem er Alles that, was gegen die Regeln des Kampfes und eine besonnene Taktik war, den Russen Zeit ließ, den Verlust zu ersetzen. Peter errichtete 16 Dragoner-Regimenter von Landinhabern, die beinahe keinen Sold erhielten, übte diese sorgfältig in kleinen Gefechten, schlug vereinzelte schwedische Corps, endlich bei Pultawa (8. Juli 1709) den König selbst, dessen Heer aufgerieben und er selbst in die Türkei versprengt wurde. Hierauf erregte ihm Karl XII. einen Türkenkrieg, in welchem Peter mit seiner ganzen Armee Gefahr lief, zu Grunde zu gehen, als die weibliche List seiner Buhlerin und dann Gemahlin, Katharina's, und die Bestechlichkeit des Großwessirs noch einen Frieden herbeiführte (1711). Peter mußte versprechen, 25 Jahre lang weder gegen die Krim noch in Polen ungewöhnliche Werke zu errichten oder Einfluß zu suchen. Dieses Unglück trieb ihn zur Vermehrung seiner Kraft im Innern. Er stürzte noch in demselben Jahre den Bojarenhof und stiftete den Senat, dessen Mitglieder Peter wählte, und dadurch von sich abhängig machte. Schon 18 Jahre früher (1703) waren St. Petersburg und Kronstadt gebaut worden, um den Handel von Astrachan hieher zu ziehen. Bald wurde diese neue Hauptstadt durch den überaus glücklichen Frieden zu Nystädt mit eroberten Ländern umzäunt, da Schweden im Nystädter Frieden (1721) Liefland Esthland, Ingermanland, Karelien, einen Theil von Wiborglehn mit den

Inseln Oeseln, Dagoe und Moen nebst allen übrigen von der Gränze von Kurland bis Wiborg abtrat. Es war dieses zugleich der entsetzlichste Schlag für Altrußland, dessen Centrum Moskau war. Kein fremder Eroberer hätte den Traditionen Altrußlands feindlicher entgegentreten können. Nichtsdestoweniger erhielt der Czar, der den Frieden diktirte, von dem Senate den Titel: Vater des Vaterlandes, des Großen, und nahm am Friedensfeste den Kaisertitel an, der nach dem damaligen Begriff nur Bedeutung hatte, wenn er als Kaiser von Ostrom (Constantinopel) gedacht wurde. Seine Willkür zu vollenden, ward sie auf sein eigenes Haus ausgedehnt, und selbst die Successionsordnung verändert (1722). Als die persische Monarchie nach mehr als 200 Jahren ihres Bestehens durch die Afghanen sich auflöste, bemächtigte sich der Czar der westlichen Küste des kaspischen Meeres, und suchte einen Handelsweg aus dem Norden Hindostans und aus Bukhara über das kaspische Meer nach der Wolga zu erlangen, die er durch Kanäle mit dem baltischen Meere zu verbinden vorhatte.

Fünf Millionen Rubel hatten bei seiner Thronbesteigung die Einkünfte ausgemacht; bei seinem Tode waren sie auf 25 Millionen gestiegen. In den Kriegshäfen lagen 40 Linienschiffe und Fregatten; über 200 Galeeren. Sein Reich war schuldenfrei. Es gab damals 271 Städte, 44000 Flecken, 715,000 Dörfer; 5,091,857 Menschen bezahlten das Kopfgeld. Eilf Ströme erleichterten die Kummunikation im Innern; von Riga führte eine Heerstraße über Petersburg bis an die Wolchowa, ein regulirter Postkurs bis nach Seligerskoj Ostroj; es wurde die Verbindung mit Amerika erforscht, für die Emporbringung des Handels mit China Sorge getragen, in Astrachan den Armeniern und Grusiniern eine Freistätte gegeben, wodurch Wolle und Seide fabrizirt und der Weinbau vervollkommnet wurde. Peter hinterließ 230 Manufakturen und Bergwerke. In die Rollen der Kaufleute waren 180,000 Namen eingeschrieben. Leute von einerlei Gewerk wurden in eine Stadt verlegt, Waffenschmiede nach Tula, Tuchmacher nach Raschby in der Ukraine. Die Masse des Volkes bestand wie einst im römischen Reiche aus Bauern; allein es waren willenlose Sklaven ohne bestimmtes Eigenthum.

Der Unterdrückung der Strelitzen, bei welchen bis dahin die Macht im russischen Reiche gewesen war, an Wichtigkeit noch vorausgehend war die Unterdrückung des Patriarchates nach dem Tode Adrian's II. († 1700) und die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in der Person der Czaren. Er hatte in der eigenthümlichen Weise, wie er

das Abendland mit dem russischen Reiche in Beziehung zu setzen suchte, unerwartet einen sehr energischen Widerstand gefunden. Zum großen Gräuel der Altgläubigen waren im kaiserlichen Palaste die Bilder griechischer Gottheiten aufgestellt worden; es schien dieß ein unmittelbarer Angriff auf den christlichen Kultus zu sein. Der Bischof Metrophanes, in den kaiserlichen Palast gerufen, weigerte sich deßhalb geradezu vor dem Czaren zu erscheinen. Wiederholt beordert, ließ er die Sterbeglocke läuten, das Todtenamt für sich halten, und setzte es so durch, daß der Czar, welcher nicht wußte, was dieses Alles zu bedeuten habe, unter großem Gelächter die heidnischen Statuen wieder zu entfernen befahl. Der Bischof hatte Edelsinn genug, dem Czaren weniger für die Erhaltung seines Lebens, als für Entfernung des Aergernisses zu danken. Das Patriarchat aber ließ Peter über 20 Jahre durch einen Exarchen verwalten, und erst 1721 ward (nach dem Muster der calvinistischen Kirchenverfassung der Holländer) der heiligste, dirigirende Synod geschaffen, ein hohes, landesherrliches Collegium, welchem der Czar seine Instruktionen gab. Dann wurden 13,000 Mönche säkularisirt, und damit die Verweltlichung der sogenannten orthodoxen Kirche eingeleitet. Der Czar, Haupt der Kirche, erlangte durch diese Mittel ein fast Gott gleiches, in mancher Beziehung Gott überragendes Ansehen; er war Quelle aller geistlichen und weltlichen Macht, ein christlicher Chalif, dem Klerus, Beamte, Heer gleichmäßig unterworfen waren. Er glaubte, Rußland europäisch zu cultiviren, und hatte neben äußerer Aehnlichkeit die Scheidewand gegen den Westen riesengroß aufgethürmt.

Wie in den meisten Verhältnissen zeigte Peter I. auch in Betreff der Angelegenheiten der lateinischen Kirche jene Mischung furchtbarer Barbarei und großartiger Auffassung, die seinem Charakter eigen war. Seine ganze Erscheinung in Westeuropa war das Auftreten eines Barbaren unter Personen eines anderen Ideenkreises, anderer Sitten, anderer Gefühle. Als er in Berlin war, brachen mitten unter den Audienzen seine wilden Gelüste unbezähmt hervor; beinahe Tag für Tag betrunken, prügelte er bald seinen Beichtvater, bald seinen Bedienten. Eine Fürstin Gallitzin, die er hatte geißeln lassen und die darüber wahnsinnig geworden war, führte er mit sich und belustigte sich bei Tische, indem er, was auf seinem Teller übrig blieb, ihr an den Kopf zu werfen pflegte. Als er in Berlin den zur Handhabung gerechter Justiz auf dem Markte errichteten Galgen gewahrte, wollte er durchaus Jemanden hängen sehen, und war nur mit Mühe davon abzubringen, daß er nicht sogleich einen

aus seinem Gefolge hängen ließ. Nichtsdestoweniger schien er durch das Wesen der katholischen Kirche so angezogen, daß er den Papst Clemens XI. versichern ließ, er werde im ganzen Umfange seines Reiches die freie und öffentliche Ausübung des katholischen Kultus gestatten. Allein diese günstige Stimmung schlug, nachdem er mit den fanatischen Holländern zusammengekommen war, in das Entgegengesetzte um; bald rühmte er sich, größer als Ludwig XIV. zu sein, da er die Kirche seines Landes sich dienstbar gemacht habe, was Ludwig XIV. nicht vollständig vermochte. Er brachte eine Unzahl der anstößigsten Broschüren, welche zur Verhöhnung der katholischen Kirche dienten, nach St. Petersburg, und ließ diese, in das Russische übersetzt, als wöchentliche Beigaben der St. Petersburger Zeitung erscheinen. Möglich, daß er namentlich durch Verspottung der päpstlichen Würde auch das Andenken an das russische Patriarchat beflecken und dessen Aufgehen in die Staatsgewalt beschönigen wollte. Als er gethan, was kein byzantinischer Kaiser, ja kein orientalischer oder occidentalischer Kaiser gethan, welchen auch nur eine geringe Idee von der nicht durch den Kaiser Roms, sondern den Erlöser der Welt gestifteten Kirche innewohnte; als er die Kirche in Rußland durch Gründung des heiligen Synod verweltlicht hatte, erfolgte auch noch jener festliche Aufzug, welcher auf Befehl und mit persönlicher Theilnahme des rechtgläubigen Czaren in St. Petersburg aufgeführt wurde. Der Czar ernannte seinen Hofnarren Sotoff zum Knespapa (summus pontifex), die berüchtigsten Branntweintrinker zu Cardinälen, und ließ, um die Ceremonie der Ernennung von Cardinälen und des Bezuges des Conclave zu verspotten, dieses mit möglichster Unziemlichkeit durch ein Gefolge von Betrunkenen, welche als Dominikaner, Franziskaner u. s. w. den auf einem Fasse reitenden Afterpapst umgaben, aufführen. Jeder der Pseudocardinäle erhielt sein bestimmtes Gemach, in welchem sie sich mit Speise und Trank überfüllen konnten; eigene Diener aber gingen von einem zum andern, hinterbrachten jedem die schmählichsten Zoten und Unwürdigkeiten, bis Zorn, Wuth, Völlerei, und was sonst in ihrem Gefolge losbricht, sich bis zur scheußlichsten Orgie steigerte. Obwohl aber der Czar selbst, als Matrose verkleidet, diesen Auftritten beiwohnte und durch sein eigenes Beispiel sanctionirte, vermochte er sie doch nicht volksthümlich zu machen; wohl aber holte er sich bei ihrer letzten Aufführung (Januar 1725) durch Völlerei den Keim zu seinem rasch nachher erfolgten Tode. Er hatte die St. Peter- und Paul-Citadelle in St. Petersburg errichten können, allein (wie einst Papst Leo dem byzan-

tinischen Kaiser bemerkte) der Aufenthalt eines Kaisers konnte eine Stadt zur kaiserlichen Residenz, jedoch nicht zu einem apostolischen Sitze machen.

Bei wenigen Charakteren der Geschichte fühlt man sich also in Zweifel zwischen Bewunderung und Abscheu, als bei Peter I. Während er sein Volk zu cultiviren beabsichtigte, hielt die geheime Kanzlei, welche er errichtet hatte, das ganze Land in Schrecken; er löste alle Bande der Gesellschaft, um sie durch blinden Gehorsam gegen den Czaren auf's Neue in einen unnatürlichen Verband zu bringen, und errichtete so eine weltliche Inquisition, die jedes Glaubensgericht zehnfach übertraf und Rußland in ein großes Gefängniß verwandelte. Selbst wollüstig, daß sein Arzt von ihm sagte, es stecke in ihm eine Legion von Wollustteufeln, schonte Peter kein Geschlecht; bei der Hinrichtung der Strelitzen hatte er mehreren mit eigener Hand die Köpfe abgeschlagen. Seinen ältesten Sohn verurtheilte er zum Tode; kaum waren seine Töchter vor seinem Messer sicher, als er ihre Mutter, die er bei Lebzeiten seiner rechtmäßigen Gemahlin und ihres rechtmäßigen Gemahls zur Frau genommen, im Verdachte der Untreue hatte. Dem Trunke auf's Heftigste ergeben, mäßigte er sich hierin nur dann und deßhalb, wenn er die Reden eines Geladenen, der ihm verdächtig war, belauschen wollte. Solchen wurde dann oft so sehr zugesetzt, daß sie die Einladung mit dem Leben bezahlten. Wo es für den Zweck seiner Herrschaft passend war, trat Peter den Sitten und der Denkungsart der Völker auf das Höhnendste entgegen; aber er milderte ihre Barbarei nicht; er machte sie nur seinen Zwecken dienen und ihren Nachbarn furchtbar. Er rief fremde Offiziere herein, die Land- und Seemacht heranzubilden; aber den edleren Grundsätzen der Humanität, der Ehre und des Rechtes blieb das Reich verschlossen. Daneben gebührt ihm der Ruhm, die wilde Kraft seines Volkes also organisirt zu haben, daß alle die Völker, welche im Anfange des 18. Jahrhunderts zwischen der Weichsel und dem Ural, der Ostsee und dem schwarzen Meere frei und unabhängig waren, innerhalb hundert Jahren ihr Grab in Rußland fanden. Er beseitigte zugleich die ganze Geschichte Rußlands, inwieferne sie sich an Moskau knüpfte, und eröffnete, als er eine neue Hauptstadt an der Newa gründete, ein Apostolat russischer Waffen, welches sich nur mit der römischen Weltherrschaft vergleichen läßt. Wie dieser alle Mittel dienten, nichts aber sie in der Erreichung ihrer Zwecke aufhielt, verfolgte die russische seitdem unausgesetzt im Frieden, wie im Kriege, während der Palastrevolutionen

und der Entthronung der Czaren, sicher und konsequent das von Peter vorgesteckte Ziel unablässiger Vergrößerung. Er suchte sich bereits in die inneren Verhältnisse Deutschlands einzumischen, durch Anknüpfung von Familienbanden, sei es Einfluß, sei es Land und Leute, Sitz und Stimme am Reichstage zu erlangen; selbst die Möglichkeit, auf England einzuwirken, entging ihm nicht. Muß der Ruhm, welchen spätere Geschichtschreiber ihm beilegten, als wenn alle seine Einrichtungen von ihm allein herstammten, ihm zum Theile benommen werden, da selbst seine Vorfahren ihm den Weg zu diesen bahnten, und er somit nur zur Vollendung brachte, was Andere begonnen hatten, so bleibt ihm immer die Ehre, die Baufälligkeit des übrigen Europa mit sicherem Auge erkannt und früh auf dessen Einsturz hin die nöthigen Pläne gefaßt zu haben. Seit 200 Jahren war die abendländische Welt in fortschreitender Auflösung begriffen; die gewaltsame Concentrirung des Nordosten bildete dieser Mannigfaltigkeit gegenüber einen Gegensatz, daß Europa unvermerkt seit Peter in zwei Hälften, eine russische und eine nicht russische, sich zu sondern begann, von welcher die letztere freilich die Veränderung erst gewahr wurde, als sie nicht mehr aufzuhalten war. Für Rußland selbst waren die Einrichtungen Peter's, der Umsturz des Patriarchates, die Verlegung der kaiserlichen Residenz von Moskau weg, die Beseitigung aller politischen Vorrechte des Geburtsadels, die Aufrichtung einer absoluten Herrschaft, wie sie in gleichem Maße selbst der Padischah der Osmanen nicht besaß, so ungeheuere Umwälzungen, daß selbst eine feindliche Invasion größere hätte kaum hervorbringen können. Und dennoch war der einzige Weg, um Rußland groß zu machen, es einerseits in den Gegensatz zu der ganzen historischen Ordnung seiner selbst zu setzen, und andererseits Westeuropa Alles zu entlehnen, was zur Vernichtung desselben dienen konnte. Peter I. zögerte nicht, diesen Pfad der Hinterlist und Gewalt, welchen die Römer in der alten Zeit eingeschlagen und entarteten Völkern gegenüber bis zum Aeußersten — dem allgemeinen Untergange, verfolgt, als Rußlands Aufgabe seinen Nachfolgern vorzuzeichnen. Dann starb er, mit dem Beinamen des Großen geziert, an einem Geschwüre, das er sich durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte, und das durch seine Völlerei unheilbar geworden war, im Zustande von Raserei am 8. Februar 1725.

8.

Die Regentschaft in Frankreich.

Ludwig XIV. lebte noch, und doch richteten sich schon aller Blicke auf den Herzog von Orleans, welchen seine Geburt und Herkommen zum Regenten während der Minderjährigkeit des Herzogs von Anjou bestimmten. Philipp von Orleans, ausgestattet mit militärischen Talenten, welchen die Eifersucht Ludwig's XIV. selten Gelegenheit gab, sich geltend zu machen, zeichnete sich durch seinen Verstand, durch seinen angenehmen und leichten Ton im Umgange, sowie durch seine mannigfaltigen Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften aus; aber es klebte ihm der Makel der größten Irreligiosität und Unsittlichkeit an. Ludwig XIV. verlieh im Interesse seiner legitimen Söhne dem Neffen in seinem Testamente nur einen Titel ohne Macht. Er trennte die Regentschaft von der Vormundschaft über den jungen Monarchen, und diese letztere wurde sammt dem Befehle über die königlichen Haustruppen dem Herzoge von Maine übertragen. Ein Regentschaftsrath, gebildet aus Hofleuten und alten Ministern, in welchem der Herzog von Orleans nur eine berathende Stimme gehabt haben würde, sollte die Fülle der königlichen Gewalt üben.

Welche Gründe auch dem Könige seine letzten Beschlüsse eingegeben haben mochten, so steht doch fest, daß ernste, sittenstrenge Männer nur mit großer Besorgniß die höchste Macht ohne alle Beschränkung den Händen eines von der öffentlichen Meinung so verschrieenen Mannes, als der Herzog von Orleans war, anvertraut gesehen haben würden. Aber dieser Prinz hegte noch höhere Ansprüche.

Schon am zweiten Tage nach dem Tode Ludwig's XIV. begab sich der Herzog von Orleans, nachdem er die Nacht in Unterhandlungen und Versprechungen zugebracht hatte, in das Parlament, begleitet von den Prinzen, den Pairs und einem zahlreichen Gefolge von Hofleuten und Offizieren, welche er gewonnen hatte. In einer gewandten Rede zeigte sich der Herzog eifrigst bestrebt, von dem Parlamente den Titel zu erhalten, zu welchem ihm seine Geburt ein Recht gab. Als er darauf dieser Corporation die schmeichelhafte Erklärung gegeben hatte, daß er sich durch ihre Weisheit zu belehren wünsche, wurde das Testament Ludwig's XIV. einstimmig verworfen. Das Parlament erkannte den Herzog von Orleans als Regenten an und gab ihm Vollmacht, sich einen Regentschaftsrath

nach seinem Gefallen zu wählen. Der Herzog von Maine behielt die Oberaufsicht über die Erziehung Ludwig's XV.

Unter glücklichen Auspicien begann der Regent seine Staatsverwaltung. Die einflußreichen Männer waren in zwei Parteien getheilt; die Einen, treu der Politik Ludwig's XIV., wollten eine enge Verbindung mit Spanien aufrecht erhalten wissen, welches damals von dem berühmten Cardinal Alberoni regiert wurde, der sich von einem einfachen Landpfarrer bis zum Range eines ersten Ministers Philipp's V. erhoben hatte; die andere Partei neigte sich zu einer Verbindung mit England hin. Dubois, von dieser Macht besoldet, ein cynischer, aber sehr schlauer, intriguanter Mensch, ehemals Lehrer des Regenten, dann das bei seinen Ausschweifungen dienende Werkzeug, welcher ihn noch durch den dreifachen Einfluß eines energischen Willens, des Lasters und der Gewohnheit beherrschte, war die Seele dieser Partei, welche er, im Falle einer Thronerledigung, als die mächtigste Schutzwehr gegen etwaige Ansprüche Philipp's V. auf die französische Krone schilderte, obgleich dieser Fürst, indem er die spanische annahm, auf jene feierlich Verzicht geleistet hatte. Es wurde zwischen Frankreich, England und Holland eine Tripelallianz geschlossen. Im folgenden Jahre unterzeichneten diese drei Mächte mit dem Kaiser zusammen einen neuen Vertrag, welcher unter dem Namen der Quadrupelallianz bekannt ist, und dem binnen drei Monaten beizutreten Spanien aufgefordert wurde.

Der Regent, stets voll Besorgniß wegen der Ansprüche Philipp's V. und der Intriguen Alberoni's, zählte im Innern des Reichs eine sehr große Anzahl Feinde, von denen Einige es durch die Gewalt der Umstände, Andere durch die Fehler seiner Verwaltung und seines persönlichen Betragens geworden waren. Seine Ausschweifungen und die Scandale seiner Orgien, die schmachvolle Erhebung des Dubois und die außerordentliche Macht dieses Mannes über den Prinzen, verletzte alle Rechtschaffenen und erregte gegen den Regenten den allgemeinsten Unwillen. Seine Parteilichkeit für England und seine harten Maßregeln gegen die legitimen Prinzen, welche er des Titels „Prinzen von Geblüt“ beraubte, hatten ihm deren zahlreiche Anhänger abgeneigt gemacht; aber nichts hatte gegen den Regenten so tiefen Haß erweckt, als seine Finanzoperationen. Die Staatsschulden, welche Ludwig XIV. hinterlassen hatte, beliefen sich fast auf fünf Milliarden nach unserem heutigen Gelde; die Einkünfte des Königreichs waren auf drei Jahre im Voraus schon verbraucht, und der Kredit ganz vernichtet. Der Regent hatte also vom

Beginne seiner Verwaltung an mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen. Die einzigen bekannten und von der Regierung gewöhnlich eingeschlagenen Mittel, um aus der Verlegenheit zu kommen, waren der Bankerott, die Verschlechterung des Werthes der Münzen und die Verfolgungen gegen die Steuerpächter. Der Regent ergriff zunächst die letzte Maßregel, indem er einen Gerichtshof ernannte, welcher den Schuldigen nachzuforschen beauftragt wurde. Dieser Gerichtshof, anfänglich mit günstigen Augen angesehen, machte sich bald durch Grausamkeiten verhaßt; die Angeberei wurde durch die Verheißung eines Theils der zu confiscirenden Güter und die Todesstrafe für alle Uebelthaten der Angeschuldigten ermuntert. Die gerichtlichen Nachforschungen erstreckten sich auf 27 Jahre zurück; es reichte hin, reich zu sein, um verfolgt zu werden, und die Namen von 4470 Familienhäuptern wurden auf zwanzig Listen, welche nacheinander erschienen und eben so viele Proscriptions-Register waren, eingezeichnet. Von allen Seiten erhoben sich Reclamationen; Bittsteller jedes Standes und jedes Ranges bestürmten den Regenten, und wie Lemontey in seiner Geschichte der Regentschaft sagt, „die Gnade hatte ihren Tarif, wie die Rache ihre Listen;“ der französische Hof war zum schändlichen Markte eines der Plünderung preisgegebenen Volkes geworden. Ein Jeder verheimlichte sein Vermögen, und die Arbeit hörte zugleich mit dem Luxus auf. Mit Entrüstung sah man das gestohlene Gut aus einer Hand in die andere kommen, und der Gerichtshof erlag der allgemeinen Verdammung. Man nahm seine Zuflucht auch noch zu anderen, eben so willkürlichen gewaltsamen Maßregeln: die mit der vorigen Regierung abgeschlossenen Geschäftscontracte wurden zum Theil aufgehoben; man reducirte die Renten, sowie die Pensionen über sechshundert Livres, auf die Hälfte.

Eine weitere Finanzmaßregel betraf eine allgemeine Prüfung der Staatspapiere, deren Zahl unbekannt war. Man faßte den Entschluß, sie sammt und sonders in eine einzige Art von Schuldscheinen zu verwandeln. Aber die Krisis ließ sich durch nichts aufhalten. Gegen die billige Auflage des Zehnten von allen Besitzthümern schrieen die großen Eigenthümer, und man hob diese Steuer wieder auf. Die Steuerkassen waren leer und den Truppen wurde kein Sold mehr ausbezahlt. Mitten unter dieser allgemeinen Zerrüttung begann der Schotte Law sein Glück zu machen. Dieser in der Folge so berühmt gewordene Abenteurer, welcher mit hohen Fähigkeiten für die Finanzverwaltung Irrthümer vereinigte, die sich auf seine Unkunde in der Praxis gründeten, verleiteten den Re-

genten durch die Neuheit seiner Theorie, welche er mit großer Klarheit auseinander zu setzen wußte. Dennoch konnte er anfänglich im Jahre 1716 sein Genie nur bei den Operationen einer Bank beweisen, deren Fonds in zwölfhundert Actien getheilt, sich auf nicht höher als sechs Millionen beliefen. Law erhielt für dieß Unternehmen ein Privilegium auf zwanzig Jahre. Diese Bank führte die Kassen der Privatleute, discontirte Wechselbriefe, empfing Deposita und gab Billets auf Sicht in unveränderlicher Bankmünze zahlbar aus. Sie hatte einen ungeheueren Erfolg, und ungeachtet des öffentlichen Unglaubens stellte doch dieses Feststehen der neuen Münze den Cours wieder her und belebte von Neuem den Handel. Der Regent, beeifert, der Regierung an den Vortheilen dieser Bank Antheil zu verschaffen, befahl, ihre Billets bei Erlegung der Steuern an Zahlungsstatt anzunehmen, und wünschte selbst, einer der Bankdirektoren zu werden. So sah man damals eine von Privatleuten fingirte Münze, welche sammt den Staatseinkünften der Treue und dem Glauben einer Gesellschaft anvertraut war, und Law verdiente nun den Namen des Gründers der Wissenschaft des öffentlichen Kredits in Frankreich.

Bevor wir die Geschichte der Finanzoperationen Law's weiter verfolgen, ist es nöthig, einen Blick auf die Erfolge der Regentschaft nach Außen zu werfen.

In der Bretagne, einem großen Theils uncultivirten Lande, in welchem ein unwissendes, armes Volk wohnte, das 5- bis 6000 Edelleute beherrschten, waren Unruhen ausgebrochen. Diese Edelleute, von dem Stolze des Marschalls von Montesquieu, des Statthalters der Provinz, beleidigt, machten Schwierigkeit, das freiwillige Abgabegeschenk zu entrichten. Ein paar Verhaftsbefehle bestraften diese Versuche, sich unabhängig zu machen. Alberoni aber glaubte in diesen Funken einer Empörung eine mächtige Diversion zu Gunsten Philipp's zu erblicken, und so bestärkte er die Häupter derselben in ihren aufrührerischen Plänen. Der Adel unterzeichnete sich zu einer gewaffneten Conföderation und rief die spanischen Truppen herbei. Aber die unteren Klassen, welche bei diesen, ihren Interessen ganz fremden Streitigkeiten gleichgültig blieben, weigerten sich, an denselben theilzunehmen, und die Regierung hatte die Empörung bald unterdrückt. Es wurde zu Nantes ein Gericht niedergesetzt: vier zum Tode verurtheilte Edelleute wurden des Nachts bei Fackelschein unter großem Zulaufe hingerichtet, und als die spanische Flotte unter dem Befehle des Herzogs von Ormond sich an den Küsten

der Bretagne zeigte, fand sie dieselben mit Truppen besetzt und von einer treuen Bevölkerung vertheidigt. Inzwischen war eine Armee unter dem Marschall von Berwick in Spanien eingedrungen, wo Alberoni nur zu Intriguen gerüstet war. Eine große Zahl von Städten fiel in die Hände der Franzosen, und die spanischen Schiffe wurden in ihren eigenen Häfen zerstört. Um dieselbe Zeit trieben 16,000 Kaiserliche unter dem General Mercy die Spanier aus der Insel Sicilien. Von so vielen Unfällen zu Boden gedrückt, sah sich Alberoni verloren. Die Königin wendete sich von ihm ab, und sah in ihm nur noch den Mann von niederer Herkunft. Seine Ungnade war entschieden, der Regent hatte sie gefordert, und so unterzeichnete Philipp V. im Dezember des Jahres 1719 ein Decret, welches ihm befahl, Madrid binnen acht Tagen zu verlassen. Das Volk feierte seine Verbannung als die Befreiung von einer Plage, und der Fall dieses Cardinals war das Unterpfand des Friedens. Philipp sandte seine Erklärung der Theilnahme an der Quadrupelallianz, und sein Minister unterzeichnete im Haag im Februar des Jahres 1720 diesen Vertrag.

Durch denselben hatte der Kaiser der spanichen Monarchie entsagt und Philipp V. trat alle Länder ab, welche der Friede von Rastatt von der spanischen Monarchie getrennt hatte; der Kaiser verpflichtete sich, Don Carlos, den Sohn Philipp's V. und Elisabeth's von Farnese, nach dem als nahe bevorstehend betrachteten Tode des letzten der Mediceer, mit Toscana zu belehnen; endlich wurde Sicilien dem Hause Oesterreich zuerkannt und der Herzog von Savoyen sollte zum Ersatz für dieses Land Sardinien erhalten, welches man zum Königreich erhob.

Der Regent wurde bald darauf der Vermittler des Nordens. Er hatte Schweden, welches durch die dasselbe ruinirenden Thorheiten Karl's XII. erschöpft war, und wo nun dessen Schwester, Ulrike, herrschte, beigestanden, und beschleunigte jetzt den Abschluß des Friedens zwischen ihr und dem Czar Peter, welcher seine Tochter dem Herzoge von Chartres, dem Sohne des Regenten, mit der Aussicht auf den polnischen Thron, welchen der König August innehatte, zur Gemahlin bot. Der Herzog von Orleans ging auf diese Verbindung nicht ein, und stand augenblicklich als Schiedsrichter Europa's da. Diesen mächtigen Einfluß verdankte er zum Theil dem zwar schnell vorübergehenden aber wunderähnlichen Glück, welches Law's System machte, das von dem Regenten angenommen, sich der ausgezeichnetsten öffentlichen Gunst erfreute, und der Regierung ungeheuere pecuniäre Hülfsquellen öffnete.

Die Bank Law's war gegen das Ende des Jahres 1718 zur königlichen ernannt worden; sie erhielt das Privilegium der vormaligen indischen Kompagnie, welche mit den weitläufigen Besitzungen Louisiana's den ausschließlichen Handel Afrika's und Asiens verband. Die Regierung vereinigte damit außerdem noch das Tabaksmonopol, die Salzsteuer des Elsaß und der Franche-Comté, ferner die Begünstigung, Münzen zu schlagen, und endlich die Einnahmen und Generalpachtungen. So hatte denn die Bank das gesammte Staatsvermögen zu ihrer Disposition in Händen. Ihre erste Maßregel war, die Münzen in Verruf zu bringen, indem sie dieselben wohl fünfzig Male hintereinander Veränderungen unterwarf, während die Bankpapiere allein unverändert standen, und zwar noch über ihrem Nennwerth. Verführt von den ersten glücklichen Erfolgen Law's, kauften eine Menge Leichtgläubiger Bank-Actien und wechselten ihr Gold gegen die Papiere der Bank um. Dieses Gold diente, die Staatsgläubiger zu bezahlen, welche nun wieder nicht wußten, wo sie mit ihren Kapitalien hin sollten, und voll thörichten Vertrauens sie gegen Actien umtauschten, deren Werth im Verhältniß des Zudranges der Käufer stieg. Die Verblendung erreichte bald den höchsten Grad, und man kaufte um den Preis von 18,000 Livres eine Actie, welche ursprünglich auf 500 lautete. Die Straße Quincampoix bekam damals eine traurige Berühmtheit, sie wurde nämlich der schmachvolle Schauplatz, wo man Bankactienhandel trieb. Hier wurde durch Actienschwindel schandbares Vermögen erworben und anderes was fest begründet schien, wurde vernichtet; hier waren die Keller dichtgedrängt voll von Personen jedes Geschlechts, Alters und Standes, welche sich einzig nur mit Bankbillets und Bankactienhandel beschäftigten; aus den entferntesten Provinzen und aus fremden Ländern strömten hier in Masse die Menschen zusammen, und die ganze Nation schien ein großes Heerlager von Wechselwucherern geworden zu sein.

Dieses verworfene und schmachvolle Treiben hatte gleichwohl auch einige glückliche Folgen. Die Wiederherstellung so vielen verrufenen Papiergeldes gab dem Handel und der Industrie einen ungeheuren Aufschwung; die Zahl der Manufacturen wuchs um mehr als das Doppelte; der Ackerbau und der Schatz bereicherten sich durch den Zufluß von Fremden und durch die so gesteigerte Consumtion. Alles ward der Regierung, welche mit dem Golde des Königreichs überfüllt war, leicht; die Diplomatie Frankreichs gewann die Herrschaft, und seine Marine, welche vor Kurzem bis auf wenige Schiffe herabgesunken war, wurde

wieder in den Stand gesetzt, den französischen Seehandel zu schützen. Die Regentschaft verknüpfte die Colonieen wieder mit dem Mutterlande und fügte denselben Isle de France hinzu, nach welchem England getrachtet hatte. Aus dieser Zeit schreibt sich die Gründung von Neuorleans an den Ufern des Missisippi. Es wurden in Frankreich allgemein nützliche Werke mit einem bis dahin unerhörten Aufwande gebaut. Während der Zeit seiner größten Gunst empfing Law die Huldigungen ganz Europa's.

Im Anfange des Jahres 1720 stand Law auf dem Gipfel seines Glücks, und nachdem er den Protestantismus abgeschworen, wurde er Generalcontroleur; allein er ging schon seinem Falle entgegen. Sein vornehmster Irrthum bestand darin, daß er die Bankpapiere als vollkommenes Aequivalent für die Metallmünzen angesehen hatte. Die Unkunde und Habgier der Regierung vergrößerte noch die unseligen Folgen dieses Irrthums und Law hatte nicht die Freiheit, die Schwankungen seines Systems zu mäßigen. Es wurde eine furchtbare Masse Bankbillets, welche das gesammte baare Vermögen Frankreichs überstieg, fabricirt und wider seinen Willen in Umlauf gesetzt; sie beliefen sich auf mehrere Milliarden, und man sah bald mit Schrecken, daß die Umwechselung derselben gegen baares Geld unmöglich wurde. Die Verheißungen, es wären in Louisiana und an den Ufern des Missisippi Goldminen entdeck. worden, zeigten sich bald als leere Vorspiegelungen. Law nahm jetzt, um sein System aufrecht zu erhalten, zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht, welche aber dazu dienten, dessen Fall zu beschleunigen; man verbot den Privatleuten, mehr als 500 Livres baares Geld im Hause zu b'halten, oder ihr Geld gegen Perlen und Edelsteine umzusetzen, und endlich erschien am 15. Mai ein Edict, welches die Actien der Bank auf die Hälfte ihres Werthes herabsetzte. Jetzt war das ganze Blendwerk zerstört. Umsonst ließ der Herzog von Antin, der Schwager des Regenten, das Edict widerrufen; das Zutrauen konnte nicht wiederkehren. Law wurde festgenommen und aufgefordert, Rechnung abzulegen, was er mit einer bewunderungswürdigen, seine Feinde beschämenden Klarheit that. Es wurde ihm die Direction der Bank und der Gesellschaft zurückgegeben. Law aber weigerte sich, die Controle wieder zu übernehmen, und schlug dem Regenten als Mittel, das öffentliche Vertrauen herzustellen, vor, seinen ehemaligen Gegner, den Kanzler von Aguesseau zurückzurufen. Er begab sich selbst nach Fresne, wo der ehrwürdige Greis in Zurückgezogenheit lebte, um ihn zu bitten, zu-

rückzukehren. Aguesseau opferte seine Ruhe dem öffentlichen Wohle auf: dieser Tag war der glorreichste seines Lebens. Aber dieser treffliche Mann besaß weder die Einsichten noch die nöthige Kraft, den Sturm zu beschwören und ein Unglück folgte dem andern. Die Pest, welche in Frankreich ausbrach, verschloß den französischen Schiffen alle Häfen und brachte der Gesellschaft ungeheure Verluste. Der Mißkredit, in welchen dieselbe fiel, wurde für das Land noch verderblicher. Endlich verwarf das Parlament, fast ohne Berathung, die letzten Edicte, welche doch noch Hoffnung gaben, daß die Bank einmal werde zahlen können. Dubois, obgleich er ein Feind Law's war, rächte doch die Regierung für diesen verwegenen Angriff, indem er das Parlament in Masse nach Pontoise verweisen ließ; eine Beschimpfung, welche dieser Corporation seit ihrem Bestehen noch nie widerfahren war.

Der Wucher mit Papieren wurde verboten; aber unter Säbeln und Bajonetten setzte man ihn voll Wuth fort. Es gab Prügeleien und Mord, und eine drohende Volksmenge strömte nach dem Palais-Royal, dessen Thore der Regent bei ihrer Ankunft öffnen ließ. Der Schauplatz dieses schändlichen Handels wurde aus der Straße Quincampoix nach dem Vendomeplatze und in die Gärten des Hotels Soissons verlegt. Hier verlor das Papier die Eigenschaft des Geldes und man kaufte im September für eine Mark Gold neun Actien, welche das Jahr vorher für 160,000 Livres baares Geld verkauft worden waren. Habgierige geschickte Speculanten trieben noch ihr Geschäft, altes und neuerworbenes Geld zu verschlingen, und man gab ihrem abscheulichen Börsenspiele den Namen des „Missisippi-Stürzen." Damals bot Law dem Regenten an, er wolle mit Hintansetzung seines sämmtlichen Vermögens bis auf 500,000 Thaler, welche er mitgebracht hatte, Frankreich verlassen. Der Prinz hinderte ihn daran nicht; dieser gefeierte Fremdling verschwand, nachdem man ihn wie einen Gott angebetet hatte, aus dem Königreiche als Flüchtling und endigte zu Venedig sein Leben als Spieler, indem er nichts als einen Diamanten, 40,000 Livres werth, welchen er oft versetzt hatte, und einige Gemälde hinterließ.

Die Regierung suchte durch eine Menge strenger Befehle den Bankbillets einen Werth zu geben, welchen der Kredit allein ihnen hätte verleihen können; es half Alles nichts und im Jahre 1721 nahm die Regierung wiederum ihre Zuflucht zur Vidimirung, um den wahren Betrag der Staatsschulden, sowie die Rechtsgültigkeit der Forderungen der Staatsgläubiger zu ermitteln. Dieses Geschäft wurde den Gebrü-

dern Pâris übertragen. Es wurden in ihren Bureaux für zwei Milliarden und zweihundert Millionen Papiere niedergelegt. Ein Drittel davon wurde annullirt, und der übrige Theil auf eine sehr niedrige Taxe herabgesetzt. Diejenigen Kapitalisten, welche ihre Papiere zurückerhielten, büßten ihre ganze Forderung ein. Die Börsenspieler von Profession, welche ungeheuren Gewinn gezogen hatten, wurden gewaltsam des größten Theils desselben beraubt. Die zu bezahlenden Forderungen beliefen sich auf 1,700,000,000 und der Staat war also noch tiefer verschuldet, als beim Tode Ludwig's XIV.

Dieß war das Ende des berüchtigten Banksystems, dessen Fall mehr die Unwissenheit und der Despotismus der Regierung, als ein Fehler seines Urhebers beschleunigten. Es bewirkte eine Aenderung in den öffentlichen Sitten und eine andere Vertheilung der Reichthümer; es machte das Volk gierig nach Gewinn, unternehmend und kühn in seinen Spekulationen und gab dem Handel, indem es den Gebrauch der Banken lehrte, ein neues Leben, während es die Regierung in ihrem Vorurtheile gegen jede neue Idee und gegen alle Verbesserungspläne bestärkte.

9.

Friedrich Wilhelm I., König von Preussen.

Wir haben es weniger mit der Persönlichkeit und dem Charakter des Königs zu thun, als mit dem Verhältniß, in dem er zu seiner Zeit stand. Wir glauben, daß eine bloße Anführung der Thatsachen hinreicht, um von dem Leben und den Sitten, deren Repräsentant er war, und von den Menschen, welche auf die Weise wie er regierte, sich regieren und gebrauchen ließen, oder gar regiert werden mußten, einen Begriff zu geben. Uebrigens hat sich der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter der Geschichte dieses Königs bemächtigt, und hat seine Schattenseite so grell gemalt, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkt der Zeit und der Bildung, welche eine solche Diktatur oder Despotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meister des bittern Spottes und geistreicher Verhöhnung, Voltaire, hat auf den ersten Seiten des Buches, das er seine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehässige zusammengestellt, was sich von einem geizigen und tyrannischen Regenten, und von der unseligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Deutschland stattfand, und hie und da noch stattfindet,

Nachtheiliges nnd Empörendes sagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltaire, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieser gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugesetzt; und Voltaire's Freundin und Correspondentin, die Fürstin von Bayreuth, hat ihren eigenen Vater fast noch schlimmer behandelt als Voltaire selbst. Wer indessen das Buch von der preußischen Prinzessin, welches wohl hätte ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt bleiben können, aufmerksam liest, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beispiel und Wirkung abschreckenden, geraden, derben, einfachen und doch wieder biedern deutschen Rohheit und Barbarei des Königs vor der falschen, prahlerischen, eitlen, boshaften, verschwenderischen, französischen Hofbildung seiner Tochter, wie sie sich in dem Buche ausspricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, dessen Uebermaß lächerlich und gehässig ward, schaffte in einer Zeit, wo Verschwendung an der Tagesordnung der Höfe war, seinem Nachfolger die Mittel, den deutschen Namen, der damals unter den Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen; Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speiste und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutschen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer der Lage des Landes und den Umständen nach nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des verschwendenden Adels fehlten, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern die Verachtung kostbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Völlerei, von Virtuosität im Trinken, von Maitressen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung zur Wissenschaft kam, muß man bedenken, daß die französische Bildung, welche seine Mutter und sein Erzieher der derben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutschen Natur Friedrich Wilhelm's hatten aufdringen wollen, diesem eben so widrig und lästig war, als der unsinnige Aufwand und die französisch-italienisch-spanische Etikette am Hofe seines Vaters.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und akademische und französische Gelehrsamkeit der Zeiten seines Vaters die deutsche Derbheit seines Charakters geltend machte, mögen einige Beispiele folgen. In seiner Zeit, wie heutigen Tages, war es an den Höfen vornehm, französisch zu sprechen, nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man deutsch, unter sich radbrechte man lieber französisch, als daß man sich im guten Deutsch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrschende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch seine Familie französisch erziehen, sprach, wenn der Anstand bei fremdem Besuch es erforderte, selbst französisch, duldete aber gleichwohl nur die deutsche Sprache in seinen Abendzirkeln, unterhielt sich nur deutsch mit seiner Familie und mit den Gesandten deutscher Mächte. Sein gesunder Sinn verspottete und verhöhnte daher auch seines Vaters, oder vielmehr seiner Mutter ganz nach französischem Muster eingerichtete, in Deutschland, wo so vieles Nützliche fehlte, ganz unpassende Berliner Akademie als ein leeres Schaugepränge. Er umgab sich daher auch nicht, wie alle andern Fürsten, mit Franzosen und Italienern; er schickte nicht fremde Grafen und Marquis, wie man damals zu thun pflegte, als seine Gesandte an fremde Höfe, weil er sehr verständig behauptete, „zu seinen Geschäften habe er Deutsche genug, und ein zierliches Compliment in französischer und italienischer Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu lassen, sei des Geldes nicht werth, welches er den Fremden geben müsse."

Die derbe Unwissenheit des Königs und sein Haß gegen Wissenschaft wird dadurch entschuldigt, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaft seiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, sah er im Leben und in Büchern seiner Zeit nur das Abgeschmackte der deutschen Gelehrsamkeit, des Bücherschreibens und der unsinnigen Citirwuth, die sein natürlicher Verstand in ihrem wahren Lichte sah. Der König sagte mit Recht: er wolle von den Leuten, die in dreißig Sprachen Verse machten und alle Bücher, die über die verschiedenen Theile der Wissenschaften geschrieben worden, an den Fingern herzählen könnten, gar nichts wissen; er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten, und Fähigkeit und Uebung, diese schnell zu gebrauchen. Wenn er daher Jemanden befragte, und dieser einen berühmten Mann nach dem andern citirte, der dieses oder jenes gesagt habe, so schnitt die deutsche Natur gleich ab und sagte: er wolle nicht wissen, was dieser oder jener gesagt habe, sondern was der Befragte davon halte. Er selbst, wie der Theil seiner

Nation, dessen Vertreter er war, hatte von Poesie und Philosophie oder was damit verwandt war, freilich keinen Begriff, er schrieb eben so ungrammatisch als unorthographisch: allein er sah gleichwohl das Bedürfniß der praktischen Wissenschaften für eine Zeit, wo Deutschland noch im Zustande des Mittelalters verharrte, sehr gut ein.

Friedrich Wilhelm's Polizei duldete keine freie Aeußerung irgend einer Meinung über Staatssachen: es fiel aber auch damals keinem Deutschen ein, gegen die Obrigkeit, wie man sagte, eine Meinung zu haben. Das Nützliche der Zeitungen sah der König gleichwohl sehr gut ein. Er selbst hielt statt kostbarer Gesandtschaften die holländischen Zeitungen (die einzigen außer den englischen, worin man politische Nachrichten von einiger Bedeutung aufnehmen durfte), die Pariser, Frankfurter, Hamburger, Leipziger, Breslauer und Wiener, und einer von seinen Leuten mußte aus diesen bei Tisch oder in der Tabaksgesellschaft, deren wir unten erwähnen werden, erzählen oder die Artikel erklären. Er wollte Anfangs in seinen Staaten gar keine Zeitung dulden; als aber seine Armee rühmlich gegen die Schweden focht, durften, weil er gern ihre Thaten bekannt machen wollte, die Berliner Zeitungen wieder erscheinen; aber diese standen unter so strenger Censur, daß, wer wissen wollte, was in Potsdam vorging, die Leidner Zeitung halten mußte.

Die gelehrte römische Rechtswissenschaft schien dem König ebenfalls für das praktische Leben in Deutschland mehr hinderlich als förderlich, weil die Dauer der Prozesse und die Chikane der Rechtsgelehrten durch die übertriebene Aengstlichkeit, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Was er vom römischen Recht in deutschem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in seiner Gesellschaft mit barbarischem, handgreiflichen Spotte verhöhnt ward, als Professor der Pandecten nach Frankfurt an der Oder schickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle schützende Form dem gesunden Verstande eines nach Bauernart urtheilenden Königs unterwarf, davon gibt die Rechtspflege, die er übte, Beispiele. Er mischte sich, wenn es ihm einfiel, in die Kriminalgerichtsbarkeit, wie in die Gesetzgebung, und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf das vorher bestandene Gesetz, auf das Herkommen oder auf Menschlichkeit Rücksicht zu nehmen. Er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Personen, die durch irgend eine Handlung oder auch nur durch Worte sein

Mißfallen auf sich zogen, oder seinen Ideen von Keuschheit und seinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden entweder von ihm persönlich mißhandelt, wenn sie ihm begegneten, oder zu den grausamsten Strafen verurtheilt. Jedermann, besonders Frauen und Kinder zitterten, wenn sie den König aus der Ferne kommen sahen, weil er sie über Geschäfte oder über ihre Kleidung zu befragen, und wenn das Eine oder das Andere ihm mißfiel, mit dem Stocke zu besserer Zucht zu treiben pflegte. Auch die Flucht war nicht immer rathsam; denn der König, mochte er nun zu Pferd, im Wagen oder zu Fuß sein, sandte Jemand hinter ihnen her, und sie waren glücklich, wenn sie mit harten Vorwürfen oder mit Stockschlägen davon kamen, und nicht auf einige Tage oder Wochen ins Zuchthaus oder nach Spandau geschickt wurden. Von seinen Strafen geben seine Lebensbeschreiber die Beispiele, daß er Kindsmörderinnen in Säcken, die sie selbst machen mußten, ins Wasser werfen, daß er junge Leute, die ihr Hab und Gut verschwendeten, nach Spandau oder in ein anderes Zuchthaus bringen ließ. Viele wurden ohne weiteres auf den hölzernen Esel gesetzt, oder an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden nach Wusterhausen geholt, wo der König selbst über sie entschied und die Strafe augenblicklich vollziehen ließ. In seinem Palast und in seiner Familie hielt er übrigens auf dieselbe Ordnung, die er in den Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen. Diese Bürgerlichkeit machte ihn zum mächtigen Schützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Das erklärte er selbst, als ihm die ritterschaftlichen Herrn eine französisch abgefaßte Vorstellung übergaben und er spöttisch und lakonisch, deutsch, französisch und lateinisch antwortete. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen alle Höfe damals voll waren, durften sich bei Friedrich Wilhelm nicht sehen lassen und die Junker mußten, so sehr sie widerstrebten, die Vorrechte des Mittelalters, die mit den Forderungen der neuen Zeit nicht zu vereinigen waren, aufgeben. Sie mußten statt der Stellung der Reitpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, mußten die Verwandlung der Lehen in Eigenthum sich gefallen lassen; sie mußten ihrem Anspruch, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entsagen; adelige Pachtungen hörten auf, damit bessere Bewirthschaftung eintreten könne. Der König zeigte sich, wenn es Gerechtigkeit oder sein Geldinteresse galt, ganz unerbittlich und jede Rücksicht des Standes verschwand. Das bewies er, als er den Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie summarisch aufknüpfen ließ; er bewies es auch gegen seinen eigenen

Sohn, den großen Friedrich, als ihn dessen allerdings anstößiger Lebenswandel und Schulden ärgerten, und gegen dessen Freund von Katt, der sterben mußte, obgleich die ersten und würdigsten Herrn des Reichs seine nächsten Anverwandten waren.

Die Mode und die Damen entgingen der Polizei des Königs so wenig, als der Adel. Er mißhandelte Damen, die in einer seiner Meinung nach unanständigen Kleidung erschienen, wie er gegen Mägde, die nicht weiter dienen wollten, ein strenges Edict ergehen ließ. Sogar die Arbeiter seiner westphälischen Fabriken, so sehr er Fabriken und Manufacturen beförderte, behandelte er, wie Peter seine Russen. Peter schickte dem König große Leute für sein Regiment, der König ließ Stahlschmiede aus der Grafschaft Mark in Westphalen aufheben, von Militärposten zu Militärposten, als wären es Verbrecher, an die Gränze transportiren und dort den Russen übergeben, um ihre Fabriken einzurichten. Auf dieselbe Weise bestimmte er, ohne daß es ihm oder seinen Unterthanen eingefallen wäre, dieses besonders auffallend zu finden, Mode, Kleidung und sogar den Preis des Getreides durch Gesetze. Was das Letztere angeht, so verbot er die Korneinfuhr, auch wenn Mangel war. Man mußte ihm nämlich das Getreide aus seinen Magazinen zu einem bestimmten Preise abnehmen, da er weder Wucher damit treiben, noch verlieren wollte. Was die Mode angeht, so wollte sein militärisches Auge nur Zöpfe sehen; Haarbeutel und eine gewisse bunte Kleidung war ihm tödtlich verhaßt, Niemand wagte in Berlin darin zu erscheinen, und die französische Gesandtschaft war nicht wenig überrascht, bei einer großen Revue die Pariser Tracht, in der sie erschien, an den Profoßen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln versehen waren.

Schauspieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigsten italienische und französische, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poesie Feind, aber ein Muster bürgerlicher Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

Dabei läßt sich freilich nicht läugnen, daß der König von unruhiger Thätigkeit getrieben, und immer nach eigenen Einfällen handelnd, mehrentheils mit der einen Hand wieder ausriß, was er mit der andern gepflanzt hatte. Er verschönerte z. B. Berlin, Potsdam und andere Städte, oder baute sie vielmehr ganz neu, gab selbst Geld und Materialien her, und ließ auch an manchen Orten auf seine Kosten den Berliner und Potsdamer Morast zu Bauplätzen einrichten; allein er theilte

zugleich Moraft zum Ausfüllen, Plätze zum Bauen, ganz willkürlich aus, man mußte bauen, ohne daß auf Gründe oder Gegenvorstellungen Rücksicht genommen ward. Er richtete gar manchen wackern Diener durch den ihm auferlegten Hausbau zu Grunde, oder gab ihn dem boshaften und eigennützigen Mann preis, dem er die Leitung des Baues überlassen hatte. Dasselbe war der Fall mit dem Landbau, den Manufacturen, dem Handel, die ihrer Natur nach niemals militärisch gefördert werden können. Der König förderte die Schafzucht, Wollhandel, Verfertigung wollener Tücher, er opferte Kapitalien auf und bewirkte dadurch, daß später auch andere Unternehmer mit Vortheil Fabriken anlegen konnten und daß eine Betriebsamkeit angeregt ward, die vorher den trägen Märkten ganz fremd war; allein auch hier schadete er auf der einen Seite, wenn er auf der andern nützte. Er hatte einen Zorn auf die Baumwolle gefaßt, und verbot deßhalb nicht nur alle baumwollenen Zeuge, sondern forderte, daß innerhalb eines gewissen Termins aus den Läden und aus dem Handel, und sogar aus allen Privathäusern und aus dem Gebrauch Alles verschwinden solle, was aus Baumwolle verfertigt sei; und es ward Haussuchung angestellt und jede Uebertretung strenge bestraft. Der Generalfiskal und viele Beamte sahen das Verkehrte und Wunderliche dieser Maßregel ein, und führten sie nicht nach der Strenge durch; dieß merkte der König und zugleich wurde ihm gesagt, daß unter seinen Grenadieren einer sei, der einmal die Rechte studirt habe, und darin nicht ungeschickt sei. Alsbald ward zu aller Welt Erstaunen dieser Grenadier Generalfiskal und ermangelte nicht, sich als solcher geltend zu machen. Er verordnete eine Generalvisitation nach Cattun, und nicht blos in Berlin, sondern in allen preußischen Landen; und diese Durchsuchung aller Häuser, das Aufschließen aller Thüren und geheimen Gewölbe dauerte zum großen Schrecken der Bürger eine geraume Zeit fort, ehe das Generaldirektorium, oder, wie wir uns ausdrücken würden, das Staatsministerium sich erdreistete, dem König Vorstellungen zu thun, und Gehör fand. Die Generalvisitation ward eingestellt, der Grenadierfiskal aber blieb im Amte und quälte und neckte auch nachher die angesehensten Personen, obgleich er selbst in der Zwischenzeit ebenfalls einmal geschlossen auf die Hauptwache gebracht ward. Daß eine solche Art Regierung und Polizei in allen deutschen Staaten ganz gewöhnlich war, konnte für die deutsche Bildung und für den täglichen Verkehr des Lebens nicht vortheilhaft sein. Nimmt man nun die Universitäten und ihre Gemein-

heiten, für Geld, und nur um des Geldes willen lehrende Pedanten, Landsmannschaften, Renommisten, unmäßiges Saufen und Toben, und eine Literatur, die diesem gelehrten Wesen angepaßt war, hinzu, so wird man sehr begreiflich finden, daß jede etwas organisirte Natur vor deutschem Leben und deutschen Büchern zurückbebte, und sich der französischen zuwendete.

Was Soldaten und Armee angeht, so ward Friedrich Wilhelm durch seine kindische Lust an langen und geputzten lebendigen Spielpuppen zum Abscheu und zum Gespött seiner und der folgenden Zeit. Er hatte aber neben seinen Flügelmännern, die aus Riesen bestanden und der sogenannten Potsdamer Wachtparade, die sich ebenfalls nur durch Körpergröße auszeichnete, nach und nach ein Heer von siebenzigtausend Mann gebildet, dessen Disciplin sehr streng war, dessen Uebungen von den besten Taktikern in Europa, von Leuten, die sich im Erbfolgekrieg gebildet hatten, geleitet wurden. Die Soldaten hob der König nicht bloß mit Gewalt in seinem Lande aus, ohne, wenn sich Jemand durch Körpergröße auszeichnete, auf Verhältnisse, Stand, Beschäftigung Rücksicht zu nehmen, sondern er hatte einen förmlichen Menschenkauf und Menschenraub eingerichtet. Er nahm Reisende weg, er entführte Soldaten, die in fremden Diensten standen. Er gerieth mit den Holländern, denen er sonst sehr gewogen war, in eine offene Feindschaft, weil sie seine Werber nicht duldeten und die Entführung ihrer Soldaten durch Hinrichtung des Offiziers rächten, der sie ausgeübt hatte. Auch Bayern und die bischöfliche Regierung in Eichstädt wollten seine Menschenräuber nicht dulden; andere Staaten benutzten seine schwache Seite, und gewannen ihn durch Rekruten. Aus Oesterreich, aus Sachsen, aus Mecklenburg wurden dem König groß gewachsene Männer zugeschickt, als wenn man in Europa über Menschen verfügen könne, wie in Afrika darüber verfügt wird; Peter lieferte regelmäßig eine nicht unbedeutende Zahl, und erhielt dagegen vom König von Preußen Fabrikanten, geübte Unteroffiziere, Ingenieure. Da er für die Spielerei der Potsdamer Wachtparade ungeheure Summen aufwendete, und einzelne Leute mit vielen tausend Thalern bezahlte, da bei den meisten Regimentern jährlich sechzehn- bis achtzehntausend Thaler Werbegelder aus dem Lande gingen, und die ganze Summe der für Werbung in's Ausland gezahlten Gelder während seiner Regierung mehr als zwölf Millionen Thaler betragen haben soll, so wird man fragen, woher das Geld kam, da der König außerdem noch einen bedeutenden Schatz sammelte. Die Beantwortung dieser Frage zeigt uns das Leben

jener Zeit von einer neuen Seite. Der König bestritt diesen Aufwand aus einer sogenannten Rekrutenkasse, worin alle Strafgelder, alle Sporteln der Ausfertigung der Anstellungsdiplome, ganz besonders aber der Ertrag des Verkaufs der Stellen und der Titel zusammenfloß. Da der König das Rang- und Titelwesen wie das Ceremoniell, die Etikette, das Kanzleiwesen als kräftiger Mann auf's tiefste verachtete und diese Verachtung durch Rescripte und auf jede andere Weise kundgab, so war er nicht Ursache des Mißbrauchs, Titel und Rang zu kaufen; sondern er benutzte nur die Thorheit seiner Unterthanen für seinen Zweck. Da man für eine Summe von 300—600 Thalern alle verschiedenen Titel kaufen konnte, so denkt man sich leicht, welcher Zudrang zu Titeln in jener titelsüchtigen Zeit erfolgte, und welche Einnahme die Rekrutenkasse der Rangsucht verdankte. Trauriger als der Verkauf der Titel war der Verkauf der Stellen, der damals leider in den meisten deutschen Staaten, wenn auch nicht auf die traurige Weise, wie in Preußen, getrieben ward. In Hamburg und in der Pfalz ging man im Verkauf der Stellen endlich so weit, daß man nicht allein die Stellen selbst, sondern sogar die Aussicht und Hoffnung auf den Tod der Inhaber lange vor der Eröffnung verkaufte. Was Preußen angeht, so berichtet uns Faßmann, daß Sackträger, denen ihre Stelle nicht mehr als zehn Thaler monatlich eintrug, sechshundert Thaler zahlten, um sie zu erhalten.

Das Privatleben Friedrich Wilhelm's zeigt uns das Bild einer wohlhabenden Bürgerhaushaltung jener Zeit. Wenn seine Tochter ihn deßhalb schmäht und behauptet, daß man nur Rüben und Kohl, nur Speck und Erbsen an seinem Tisch bekommen habe, so werden wir gleich zeigen, daß das Uebertreibung ist; eher hat sie Recht, wenn sie sich über die bürgerliche Tagesordnung beschwert, der sie und ihre Mutter sich unterwerfen mußten. Der im Tone des Lobredners im Kanzleistyl oft sehr bittere Faßmann nimmt den König wegen seiner Tafel in Schutz. Zuckerwerk sei allerdings nicht auf die Tafel gekommen, auch keine feinen und ausländischen Speisen, außer für die Königin und die Prinzessinnen; dagegen Wildpret und Fische in Fülle.

Wenn man die Sachen genauer untersucht, so findet man, daß die ganze Einrichtung derb war, wie der König selbst, doch ist ein deutsch-patriotisches Wesen auch in Kleinigkeiten nicht zu verkennen. Er duldete z. B. keine französischen oder spanischen Weine, hatte dagegen bedeutende Vorräthe von Rheinweinen und ließ auch ungarische Weine kommen. Wenn man der etwas boshaften Beschreibung seiner Tochter trauen darf,

so waren seine Lustschlösser das Bild der Sitze der pommer'schen Landjunker, so wie man ihre Art Geselligkeit und Unterhaltung in der Abendgesellschaft des Königs wiederfindet. Dort wurden die wichtigsten Dinge gesprächsweise abgethan; in der Regel waren nur vier bis fünf Männer gegenwärtig, doch war sie zuweilen auch sehr zahlreich. Man saß dort auf hölzernen Stühlen, rauchte Tabak und zündete die Pfeifen nach holländischer Weise mit einer Torfkohle an, die deßhalb in einem Becken dastand. Die Bewirthung war dem Uebrigen ganz angemessen.

Wenn man bedenkt, wie es in Sachsen aussah und welchen Zustand Friedrich Wilhelm bei seines Vaters Tode in Preußen antraf, so wird man einsehen, daß diese wunderliche Einfachheit und Sparsamkeit, diese Darstellung der höchsten demokratischen Entfernung von Prunk und Etikette höchst wohlthätig auf die armen Deutschen wirken mußte. Friedrich Wilhelm, so große Achtung er vor seinem Kaiser hatte, nahm doch großen Anstoß an dessen ängstlicher Förmlichkeit, als sie einmal zusammen kamen, und hatte seitdem eine weniger gute Meinung von ihm. Als ihn der Herr von Hopfgarten in Leipzig mit Hofkomplimenten überschüttete, entsagte er dem Mittagessen, das er in Leipzig hatte einnehmen wollen, aus Furcht vor den galanten Manieren des Mannes, dem König August seinen Empfang übertragen hatte, und eilte davon.

Loben wird es übrigens Niemand, daß auf der einen Seite ein königlicher Hof bestehen, und doch auf der andern alle Ausgaben mit viertausend Thalern monatlich sollten bestritten werden. Der König gab dem Einen seiner Minister nur zweitausend Thaler Besoldung; sein Vater hatte die seinigen in den Stand gesetzt, königlichen Aufwand zu machen.

Friedrich Wilhelm hatte weder Hoftrompeter noch Pauker: sein Vater hielt deren vierundzwanzig, von denen jeder außer der kostbaren Unterhaltung mit den gewöhnlichen und besondern Prachtkleidungen monatlich dreißig Thaler erhielt. Friedrich Wilhelm's Bedienung versahen sechzehn Pagen, von denen immer je zwei den Dienst hatten, und neben ihnen sechs Lakaien.

Leider zeigte sich Friedrich Wilhelm in Beziehung auf die Jagd wie im Leben als Muster der rohen Landjunker seiner Zeit, und es ward nicht allein Alles, was unter seinem Vater der Pracht wegen für die Jagd geschehen war, aufrecht erhalten, sondern um Wusterhausen und Potsdam wurde ein sogenannter Parforcegarten von mehreren deutschen Meilen im Umfange angelegt.

Die Grausamkeit der abscheulichen Parforcejagden, die barbarische, willkürliche Verschärfung der Urtheile der Gerichte oder auch eigenmächtige Verhängung harter Bestrafung wegen ganz unbedeutender Vergehen, die unvernünftige Strenge des Königs gegen seine eigene Familie, der gewaltsame oder hinterlistige Menschenraub, der auf seinen Befehl überall getrieben wurde, wo ein Mann von großem Körperwuchs, weß Standes er auch immer sein mochte, konnte erbeutet werden, steht mit der Frömmigkeit, der Friedrich Wilhelm sich befliß, in sonderbarem Widerspruch. Wir berühren dieß, weil eine neue Erscheinung des damaligen deutschen Lebens daraus hervorgeht, nämlich die Verbindung der Rohheit und Barbarei mit den Formen und Formeln der tiefsten äußerlichen Frömmigkeit und eines Glaubens, dem kein Punkt der überlieferten Dogmatik zu schwer war.

10.

Leibnitz.

Schon in früher Jugend kündete sich das große Talent an, welches Leibnitz zu einem der hervorragendsten Männer aller Zeiten machte. Sein Vater, Friedrich Leibnitz, Professor der Moral in Leipzig, hinterließ ihm eine reiche Bibliothek, durch deren Benützung sein Geist zu früher Reife gedieh. Die Literatur des Alterthums lernte er durch und durch kennen bevor ihn die Schule zu derselben führte, und durch die Alten wurde ihm das erste Verständniß der Mathematik erschlossen. In Jena widmete er sich dem Studium der Geschichte und als ihm die Juristenfakultät zu Leipzig wegen Minderjährigkeit die Doktorwürde versagt hatte, erlangte er dieselbe in Altdorf. Das weiteste Feld eröffnete sich für seinen universellen Geist in der philosophischen Betrachtung der Geschichte, und dort wurzeln auch die erhabendsten und glänzendsten seiner Ideen, die ihn unsterblich machen.

Wenn wir die äußeren Verhältnisse Leibnitzens in's Auge fassen, so können wir in Wahrheit sagen, es sei derselbe ein Mittelpunkt, in dem alle Strahlen der Bildung seiner und der vergangenen Zeit zusammenlaufen, eine Concentration aller der damals vorhandenen Bewegungen und Richtungen des Denkens. Wie Plato von allen Elementen der antiken gebildeten Welt sich genährt hatte, ehe er den goldenen Strom seiner großen Dialoge fließen ließ, so scheint auch Leibnitz ganz Europa zum Ausbau seines Wissens in Anspruch zu nehmen.

Aus seiner sächsischen Heimath, in der die positiven Anschauungen des lutherischen Bekenntnisses mit dem Rationalismus der Wissenschaft in eigenthümlicher Mischung zusammentrafen, war er nach Nürnberg gekommen, um zunächst in einem elchymistischen Kreis, der Gesellschaft der Rosenkreuzer, sich zu bewegen. Bald aber zog ihn die Bekanntschaft mit dem kurmainzischen Minister, Herrn von Boineburg, einem eifrigen Convertiten, in katholische Kreise, und er ward mit dem politischen Leben der Metropole des katholischen Deutschlands verflochten.

Auf seiner Reise nach Paris und London, die er als Mitglied der churfürstlichen Gesandtschaft antrat, aber privatim verlängerte, lernte er beinahe alle gelehrten und hervorragenden Männer des glänzenden siebzehnten Jahrhunderts kennen. Mit Arnauld, dem gelehrten Doktor der jansenistischen Partei, wie mit den hervorragendsten Jesuiten verkehrte er. Pascal, der gläubige Skeptiker, und Malebranche, der geistvolle Schüler Decartes, traten in Beziehungen zu ihm; er sah Hobbes und Locke, Spinoza und Berkeley. In London kam er mit dem Chemiker Boyle, mit Hook, dem großen Meister in der Mikroskopie, mit Newton und mit allen jenen Männern zusammen, die das Universum zu wägen, zu zählen und zu messen versprachen.

Wo der persönliche Verkehr nicht genügte oder nicht möglich war, da knüpfte eine briefliche Correspondenz das Band. Diese Correspondenz hat Dimensionen, die uns fast unbegreiflich erscheinen. Alle Stände sind in ihr vertreten, von Kaisern und Kaiserinen, durch die ganze Stufenleiter des damaligen Reiches, geistlichen und weltlichen Lehr-, Wehr- und Nährstandes herab. Und es ist nicht so fast die Masse dieser Correspondenz, welche uns in Erstaunen setzt, als die Vielfachheit der Beziehungen, die sich in ihr zeigt.

Leibnitz hatte lange Zeit sich mit dem Gedanken getragen, in Paris seinen Wohnort zu nehmen. Wir verübeln diesen Wunsch ihm nicht. Aber es bedurfte nicht seiner Erfüllung, um Leibnitz mit ganz Europa in Verkehr zu erhalten. Er war 1676 in hannöverische Dienste getreten; der Herzog Ernst war Katholik, das Land aber protestantisch und Leibnitz wurde dadurch um so mehr auf einen vermittelnden Standpunkt angewiesen. Er kam nach Wien 1688, wo er mit dem frommen Prinzen Eugen sich befreundete und von Karl VI. hochgeehrt wurde. Er sah sogar Rom 1689 und fand daselbst die ehrenvollste Aufnahme. Peter der Große trat mit ihm in Verbindung. In Berlin aber war er ein allzeit gefeierter Gast des königlichen Hauses, namentlich seitdem seine

begeisterte Schülerin die hannoveranische Prinzessin Sophie Charlotte die Gemahlin des Kronprinzen geworden war. Von den Fürsten mit Auszeichnung überhäuft, unter allen Nationen geehrt, in alle Fragen der Zeit verflochten, erscheint er als eine geistige Großmacht, und als im Jahr 1716 ein einfacher Sarg und ein bescheidenes Begräbniß die sterblichen Reste dieses Mannes zur Ruhe legte, da hatte die Republik des gelehrten Europa's ihren fürstlichen Mittelpunkt verloren.

Obschon Leibnitz eine so außerordentliche Universalität des Wissens besaß, so gewann er doch die Ueberzeugung, daß aus dem Anschluß mehrerer, nach demselben Ziele strebender Geister die Wissenschaft am meisten gefördert werde und bemühte sich deshalb mit großem Eifer, wissenschaftliche Gesellschaften und Academien zu gründen. Der große Gedanke einer Verbindung aller wissenschaftlichen Kräfte war bei Leibnitz von Jugend auf lebendig. Er trug sich mit dem Plane, eine Direction des deutschen Bücherwesens einzurichten und beantragte, dieselbe Chur-Mainz zu übergeben. Später betrieb er die Gründung einer Societät der Künste und Wissenschaften. Gelang es nicht, den Plan in seinem ganzen Umfang auszuführen, so hielt er ihn doch fest und benutzte alle späteren Verbindungen mit den Fürsten Europa's dazu, um die Stiftung von Academien zu empfehlen. Am besten gelang es ihm zu Berlin. Die Societät für Wissenschaften, welche den 11. Juli 1700 daselbst errichtet wurde, ist sein Werk und hatte ihn zum ersten Präsidenten. Die Academie zu Petersburg entstand auf seine Anregung. In Wien waren aber seine Bemühungen ohne Erfolg.

Bei der ungewöhnlichen Vielseitigkeit des Wissens, das Leibnitz in sich vereinigte, könnte er leicht für einen Eklektiker gehalten werden. Doch war er dieß eigentlich nicht. Das Viele, was sich in seinem Geiste sammelte, fand in ihm eine Verschmelzung zu einem homogenen Ganzen. Er sagt selbst: „Außer daß ich bedacht gewesen bin, Alles auf die Erbauung zu lenken, so habe ich gesucht, die Wahrheit, wie sie unter den Meinungen der verschiedenen Secten der Philosophie begraben und zerstreut liegt, aufzugraben und zu vereinigen; und ich glaube von dem Meinigen etwas hinzugethan zu haben, um einige Schritte vorwärts zu thun. Die Wahrheit ist verbreiteter, als man glaubt, aber sie ist sehr oft beschränkt, sehr oft auch verhüllt und selbst geschwächt und verstümmelt durch Zusätze, welche sie verderben oder minder nützlich machen. Indem man diese Spuren der Wahrheit in den Alten, oder, um allgemeiner zu sprechen, bei den Vorgängern bemerkbar machte, würde man das Gold

aus dem Schmutze, den Diamanten aus seiner Grube und das Licht aus der Finsterniß ziehen, und man hätte in der That: perennis quaedam philosophia."

Die speculativen Bewegungen des 18. Jahrhunderts bieten uns das Bild eines unruhigen Kampfes. Die große Gährung der Geister, welche aus dem Bruch mit den Traditionen des Mittelalters und aus dem Abfall von der Autorität der Kirche hervorgegangen war, hatte im Trienter Concil und im Westphälischen Frieden zwar ihre dogmatische und politische Begränzung gefunden; aber in dieser Fixirung der Gegensätze war ihre innere Triebkraft nicht erloschen. Der reformatorische Geist hatte sich aus dem dogmatischen und politischen Gebiete auf die Principien der Vernunft zurückgeworfen, und wie eine Krankheit, die nach innen getrieben worden, zehrte er an den Lebenswurzeln der europäischen Gesellschaft. Diesen Geist sehen wir in der Mitte des 17. Jahrhunderts in den mannigfachsten speculativen Gestalten erwachen und je nach der Natur der Länder, die ihn trugen, die entgegengesetzten Charaktere annehmen.

Gleichweit entfernt von Sensualismus wie Rationalismus, und in gleicher Weise dem Pantheismus wie dem Atomismus entgegentretend, hat Leibnitz, wie kaum ein anderer der neueren Philosophen, die Idee Gottes, wie sie das Christenthum in der menschlichen Vernunft voraussetzt, zu rechtfertigen und zu entwickeln verstanden. Diese Rechtfertigung war recht eigentlich der Kern seiner Philosophie. In allen Gebieten des Wissens den Atheismus zu bekämpfen, aus allen Thatsachen der Natur und des Geistes das Dasein Gottes festzustellen, gegen alle scheinbaren Widersprüche der Erfahrung die Idee der göttlichen Vorsehung zu rechtfertigen, war das edle Streben, dem Leibnitz ein halbes Jahrhundert seine Kraft lieh und das 1710 in seinem reichsten Buch, in der gegen Bayle, den Patriarchen der französischen Freidenker, gerichteten Theodice seinen Kern fand. Er läßt uns die Einflüsse seiner Umgebung nicht verkennen und es scheint, als ob er, indem er seinen verschiedenen Gegnern gegenüber Stellung nahm, bisweilen über die richtige Mitte hinausgeschoben worden wäre. Bei der Verworrenheit der Standpunkte bedurfte es eines wahrhaft freien und unabhängigen Blickes, wie ihn Leibnitz besaß, um sich über die Gefahren der Einseitigkeit zu erheben.

Diese geistige Unabhängigkeit zeigte sich ganz vorzüglich in seinem Urtheil über die alte und mittelalterliche Philosophie. Verwarf man beinahe allgemein mit blindem Fanatismus die Principien der alten

Scholastik, so erscheint Leibnitz als Ehrenretter derselben. Getragen von dem freien Blick, mit dem er in der Geschichte der menschlichen Forschungen eine philosophia perennis schaut, anerkennt er den Fortschritt, den die antike Philosophie bei den Kirchenvätern gefunden, und tadelt aufs schärfste die neueren Philosophen, welche die Alten verläumden statt sie zu verbessern. Indem er in seiner Speculation dialectisch wie historisch an die Traditionen christlicher Philosophie sich anschloß, mußte er naturgemäß auch in der Stellung der Philosophie zum Glauben mit ihnen zusammentreffen. Ist Leibnitz, auf den die philosophische und theologische Entwickelung immer aufs Neue zurückkommen wird, uns der größte unter den deutschen Denkern, so müssen wir es höchst bedeutungsvoll erkennen, wenn er es als obersten Grundsatz ausspricht, daß die Vernunft stets auf der Seite der wahren Religion sei und daß kein Widerspruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor dem Philosophen bestehen könne. Und nicht minder bedeutungsvoll werden wir die Bemerkung finden, daß der Unglaube ebenso gewiß eine Unfreiheit des Geistes sei, wie der Aberglaube. Da die Vernunft, sagt er, ein Geschenk Gottes ist, so gut als der Glaube, so würde in ihrem Kampf Gott gegen Gott kämpfen. Unter Vernunft versteht er das System der Wahrheiten, zu welchem der menschliche Geist auf natürliche Art, d. i. ohne von dem Licht des Glaubens unterstützt zu werden, gelangt. Dieses System hat er in vollendeter Weise entwickelt. Aber er hat überall anerkannt, daß die Sprache der Vernunft eine Art von Prophezie sei, die in der geoffenbarten Wahrheit ihre Erfüllung und Vollendung findet.

Das philosophische System Leibnitzens läuft in seiner höchsten Spitze in das theologische Gebiet aus. Der große Gedanke der Civitas Dei, in dem er Plato's Ideal aufnahm und das St. Augustin's großes Gemälde wiedergab, erscheint als ein Postulat der Vernunft, das in der katholischen Kirche seine einzige Verwirklichung findet. Die Philosophie ist somit, um das Wort von Tertullian zu gebrauchen, von Natur aus eine Christin, und das Christenthum vollendet, was sie, ohne es zu erreichen, erstrebt.

Ebenso groß und vielleicht noch eingreifender als auf dem speculativen Gebiet war Leibnitzens Thätigkeit als Staatsmann, und wie als Philosoph steht er auch als Patriot erhaben da. Zwar sind seine deutschen Gesinnungen mehrfach in Zweifel gezogen worden, jedenfalls aber mit Unrecht. Namentlich wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die deutsche Sprache vernachlässigend, meist französisch und lateinisch

geschrieben habe; noch mehr aber wurden die mannigfachen Beziehungen, in welche er zu dem französischen und russischen Hofe getreten war, Veranlassung, eher Kosmopolitismus als deutschen Patriotismus bei ihm zu vermuthen. Das Eine wie das Andere ohne rechten Grund. Wenn er die meisten seiner größeren Werke in französischer Sprache schrieb, so war dies einfach durch die Verhältnisse geboten. Die deutsche Sprache war in jener Zeit weit entfernt von der wissenschaftlichen Ausbildung, welche sie später gefunden hat. Die lateinische war die Sprache der Gelehrten und die französische die des europäischen Verkehrs. Wie hätte er sich der Vortheile begeben sollen, welche ihm damit geboten waren! Uebrigens war er weit entfernt, die deutsche Sprache zu vernachlässigen. In einer Würdigung ihrer Vorzüge ist er allen seinen Zeitgenossen weit vorangeeilt und hat nicht nur wiederholt sich für deren Verbesserung ausgesprochen, sondern auch thatsächlich eine Reihe der schönsten Arbeiten in deutscher Sprache verfaßt; er bediente sich immer derselben, wenn er ausschließlich für Deutsche, namentlich wenn er an den Kaiser schrieb. Das war eine kühne Neuerung für eine Zeit, in welcher Gelehrte und Staatsmänner in Aufregung geriethen bei dem Gedanken, daß ein wissenschaftliches Werk von einem Deutschen in deutscher oder von einem Franzosen in französischer Sprache geschrieben werden könne, und nicht in dem unvermeidlichen Latein. Wie er die Anlage der deutschen Sprache so ganz zu würdigen, ihre Schönheit und Kraft vollkommen zu schätzen wußte, geht aus verschiedenen denkwürdigen Stellen hervor. In keiner Sprache, meint er, könne die hl. Schrift besser gedolmetscht werden, als wir sie im Deutschen haben: „So oft ich die Offenbarung auch in Deutsch lese, werde ich gleichsam entzücket, und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische Majestät.“ Die Geltung der deutschen Sprache bringt er mit vollem Recht in Zusammenhang mit dem politischen Bestand Deutschlands selbst: „Wer spüret nicht in den Reichstagsabschieden den Unterschied der güldenen und eisernen Zeit, wenn er siehet, daß die teutsche Ruhe und die teutsche Sprache zugleich übern Haufen gangen.“ Daher meint er auch, wenn erst die deutsche Kraft den Erbfeind niedergelegt habe, werde ein nationales Epos die Thaten der Deutschen besingen, das Haus Oesterreich verherrlichen und davon den Namen tragen, und diese Austriade werde die Aeneide übertreffen.“

So sehr Leibnitz die deutsche Wissenschaft schützte, so glaubte er mit Recht, seinem Vaterlande nichts zu vergeben, wenn er die wissen-

schaftliche Thätigkeit der Engländer, der Franzosen und Italiener rühmte. Sein Patriotismus war einer höheren Anschauung untergeordnet.

Dasselbe Verhältniß begegnet uns in der eigentlich politischen oder diplomatischen Thätigkeit Leibnitzens. Man wird von den ersten Versuchen, die er als 25jähriger Jüngling in Chur-Mainzischen Diensten machte, bis zu den Tagen, in denen er fast von allen Souveränen Europa's mit Titeln und Würden geehrt war, keinen undeutschen Zug in seinem Wirken bemerklich machen können.

Die politische Lage Europa's in dem letzten Viertheil des 17. Jahrhunderts bietet große Aehnlichkeit mit unserer Gegenwart. Ganz ebenso, wie heute, schwebten die kleinen Staaten Deutschlands zwischen der Verlockung des französischen Protectorats und der Drohung französischer Invasion, sowie zwischen dem Gelüste nach absoluter Selbstständigkeit und dem Gefühle der Unmacht. Unter diesen Verhältnissen kann es uns nicht überraschen, wenn namentlich der Hof von Mainz sich allezeit bemühte, den Frieden und das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und dem französischen Könige zu fördern. Leibnitz war bemüht, die französische Politik mit der Deutschlands dadurch zu versöhnen, daß er sie auf ein höheres Ziel hinzulenken suchte.

Dies geschah vorzüglich in dem Plan zur Eroberung Aegyptens, welchen Leibnitz bei Ludwig XIV. i. J. 1671 einreichte. Dieser Plan ist, so wenig er auch praktischen Erfolg hatte, ein wahrhaft großartiges Denkmal des diplomatischen Ueberblickes, den Leibnitz schon damals besaß; er ist aber noch mehr ein Denkmal der ächt christlichen und ächt patriotischen Principien, von denen er in seinen politischen Bestrebungen geleitet war; er ist mit einem Wort der letzte und zugleich großartigste Ausdruck der Idee, daß die Staaten Europa's von gemeinsam christlicher Politik geleitet, unter sich einig gegen den Unglauben zu heiligem Krieg verpflichtet seien. Wie sehr auch Leibnitz in seinen Denkschriften dem französischen König zu schmeicheln scheint: man wird in demselben nur einen im Interesse Deutschlands gemachten Versuch zu erkennen vermögen.

Eine weit größere Klippe für den Patriotismus Leibnitzens lag in seinen späteren Beziehungen zu dem Brandenburger Hofe, doch würde man ihm Unrecht thun, wenn man jene zur Stütze des Beweises machen wollte, Leibnitz habe der Idee des modernen Kleindeutschthums gehuldigt. Vielmehr ordnete er die Interessen Aller dem Interesse des Reiches und des Kaisers unter. Hierüber spricht er sich auf's Entschiedenste

in seinen ausgezeichneten Denkschriften de sucuritate regni 1670 aus. Als oberstes Princip wird daselbst der Satz aufgestellt, daß die Fürsten keinen Vertrag schließen dürften, der die Einheit des Reiches und die Verbindung mit dem Kaiser gefährde. Daß Oesterreich der natürliche Mittelpunkt des Reiches sei, hat Leibnitz in Wort und That allezeit festgehalten. „Austriaci — so sagt er in einem kleinen Aufsatz, welcher den Titel führt: quanti momenti sit, imperium esse apud domum Austriacam — propugnaculum Germaniae; nisi providentia Dei in unam familiam Austriacam coissent illae provinciae, dudum periissent et tota Germania in tot ubique principatus divisa esset.

Leibnitz ward diesen Gesinnungen, welche er in seiner frühesten Jugend aussprach, niemals untreu. Er leistete wiederholt Oesterreich die besten Dienste und zeigte unverholen bei jeder Gelegenheit die aufrichtigste Ehrfurcht gegen das kaiserliche Haus. In einem gleichfalls in den Jahren 1668 bis 1670 geschriebenen Aufsatze von den Privilegien des hochlöblichen Erzhauses Oesterreich zeigt er nach einem geschichtlichen Rückblicke auf den Ursprung der besonderen Vorrechte dieses Hauses, daß es sich derselben allezeit zum Vortheile des Reiches bedient hätte, und schließt mit der Bemerkung, daß, während andere Reichsstände, wie die Dänen, Polen u. s. w. sich unter dem Vortheile ihrer Freiheiten vom Reiche abgewendet hätten, der Oesterreicher Treue desto mehr zu loben sei.

Gewiß wird die Geschichte unseres Vaterlandes kaum einen anderen Mann finden, der so redlich bemüht war, die Glieder des deutschen Reiches auf der doppelten und einzig dauerhaften Grundlage der Achtung gegen das historische Recht und der Ehrfurcht gegen die großen Principien der christlichen Politik zu vereinigen. Keine Zeit läßt uns die Würde eines solchen Strebens tiefer empfinden, als unsere trostlose Gegenwart.

Wenn die geistige Universalität, welche Leibnitz eigen ist, seiner politischen wie speculativen Thätigkeit eine versöhnende Richtung gab, so mußte sie eine solche Wirkung vorzugsweise auf dem Gebiete offenbaren, in welchem alle geistigen Gegenstände ihren tiefsten Grund und ihre letzte Spitze finden. Es ist unmöglich, die perennis quaedam philosophia zu verfolgen, ohne zugleich das Bild der perennis quaedam fides zu suchen. So gewiß in der ganzen christlichen Geschichte die Spaltungen der philosophischen Schulen mit den theologischen Häresien parallel laufen und sozusagen ihre natürlichen Substructionen der Boden sind, aus dem

sie sich nähren und in dem sie ihren Widerhall finden, so muß umgekehrt jeder Triumph über die Einseitigkeiten der Philosophie sich als ein Sieg der katholischen Wahrheit und als eine Annäherung der Geister an die Kirche geltend machen. Dieselbe Solidarität besteht zwischen den religiösen und politischen Spaltungen; die perennis quaedam patria der Deutschen liegt auf dem Boden der perennis quaedam fides. Die Einheit des Glaubens hat unserm Volke die nationale Einheit gegeben. Die katholische Kirche war die höhere Lebensform, welche die, wenn gleich homogenen, so doch zerstreuten Elemente der deutschen Stämme sammelte. Die politische Einheit Deutschlands zerbrach mit der kirchlichen; jene kann dauernd und innerlich nur mit dieser wiedergewonnen werden. Die Politik aller Nationen hat ihren Schwerpunkt in den religiösen Interessen.

So regte sich denn auch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Bedürfniß nach Vereinigung auf katholischer und protestantischer Seite und i. J. 1683 traten Molanus, Abt des protestantischen Cisterzienserklosters Loccum, und Spinola, der als spanischer Franziskaner mit der ersten Gemahlin Leopolds I. nach Deutschland gekommen war, in Verhandlung. Es fand eine Conferenz statt, es erschienen Schriften über die Vereinigung und der Herzog Ernst August von Hannover betrieb dieselbe mit Eifer. Die Herzogin Sophie aber ließ die Unionsschriften Bossuet und Leibnitz mittheilen, wodurch dann die beiden großen Geister an der wichtigen Angelegenheit Theil bekamen. In ihren Händen reift dieselbe zu einer Klarheit, die ihr weder Molanus noch Spinola zu geben vermochten; zugleich aber tritt auch auf's Schärfste der Unterschied des Standpunktes hervor, welchen jeder derselben inne hatte.

Einig in der Verwerfung der äußerlichen Art, in welcher das Unionswerk von den obengenannten Männern und fast von allen ihren Vorgängern betrieben worden, und gegenseitig einander genähert durch die Verwandtschaft ihrer geistigen Größe, sehen wir sie doch eben so entschieden sich gegenüber treten und schließlich sogar in kalter Entfremdung sich trennen. Es war dies nicht bloß die Wirkung politischer und persönlicher Mißverhältnisse, es war die Entwickelung eines principiellen Gegensatzes. Ohne Zweifel steht Leibnitz hoch über dem Standpunkt anderer Protestanten und hat sich der katholischen Wahrheit wie kaum ein anderer genähert; aber er hatte dennoch keinen Augenblick aufgehört, Protestant zu sein, und alle Unionsbestrebungen ruhten bei ihm auf dem Princip: intelligo ut credam, während Bossuet mit der Klarheit des

katholischen Standpunktes allzeit das credo ut intelligam festhielt. Eben darum sind aber auch diese beiden Namen die ausgeprägten Typen der beiden Gesichtspunkte, unter denen das Werk der Union von Einzelnen wie von der gesammten Entwickelung angesehen werden kann. Für Leibnitz ist der wahre Glaube ein Postulat der forschenden Vernunft; für Bossuet das göttlich gegebene Depositum. Jener will die Geister erheben zu der Wahrheit, die sie Alle vereinigen soll; dieser aber, im Besitz derselben, bietet sie Allen an. So sehr beide Wege sich zu nähern scheinen, so sind sie dennoch, weil im Princip verschieden, darum niemals fähig, sich vollkommen zu begegnen.

Der Grundgedanke, von welchem das hannoveranische Projekt ausging, war der, die Protestanten zunächst effectiv in die katholische Kirche aufzunehmen, ihnen in der Disciplin Concessionen zu machen und die Vereinigung über die streitigen Lehrpunkte der Zukunft zu überlassen. Insbesondere war dabei in Aussicht genommen, daß die Beschlüsse des Tridentinums die Protestanten nicht als solche binden, sondern ein neues ökumenisches Concil stattfinden sollte. Dieser Gedanke mußte offenbar ebenso undurchführbar, als in seiner Durchführung bedenklich erscheinen. Darum hatte Bossuet sich gleich Anfangs dagegen auf's Entschiedenste ausgesprochen; er that es wiederholt, als ihm durch die Vermittlung Leibnitzens 1691 eine von Molanus verfaßte Ueberarbeitung der Schrift: regale circa Christianorum omnium ecclesiasticam unionem unter dem Titel cogitationes privatae vorgelegt wurde. Milde und freisinnig in den Fragen der Disciplin, selbst in der Frage über die Autorität des Tridentinums, betont Bossuet, daß die Einigung in der Lehre der Eck- und Probierstein des Unionswerkes sei. Leibnitz stimmte hierin Bossuet vollkommen bei. Schon früher hatte er seinem Herrn, dem Herzog von Hannover, erklärt, daß die Union eine Aufgabe der Theologen, nicht der Politiker sei, und wiederholt schreibt er 1686 an denselben, der Kirchenfriede lasse sich nicht ausschließlich auf die bündige Methode der Autorität einer sichtbaren Kirche, beziehungsweise eines künftigen ökumenischen Concils gründen, vielmehr sei es wichtig, eine sorgfältige Diskussion der Materie damit zu verbinden. Leibnitz setzte eine geheime Schrift über die Controverspunkte zwischen Katholiken und Protestanten auf, welche an Bischöfe und einsichtsvolle Katholiken vertheilt werden sollte. Dieselbe kam wahrscheinlich schon 1668 zu Stande, wurde aber erst 1810 im Nachlaß Leibnitzens aufgefunden und 1819 unter dem Titel Systema theologicum zu Paris gedruckt. Die Schrift constatirt

des Verfassers beinahe vollständige Uebereinstimmung mit den Cardinalpunkten der katholischen Lehre. Man hat den Versuch gemacht, sie für ein untergeschobenes Werk zu erklären, doch ist kein rechter Grund vorhanden, an ihrer Echtheit zu zweifeln. Ein Metaphysiker von solcher Feinheit, wie Leibnitz es war, konnte unmöglich verkennen, daß das katholische Dogma der Transsubstantiation hoch erhaben war über die flachen und widersinnigen Aufstellungen der Reformation; noch konnte er die Rechtfertigungslehre Luthers oder gar den Prädestinatianismus Calvin's ertragen. Ja selbst in den praktischen Fragen sehen wir Leibnitz den katholischen Standpunkt einnehmen. Er vertheidigt den Ordensstand und zeigt ein tiefes Verständniß der von den Reformatoren so vollständig verläugneten Grundsätze, auf denen derselbe beruht. Insbesondere aber, und das ist von ganz entscheidender Wichtigkeit, ist Leibnitz überzeugt von der göttlichen Einsetzung und Rechtmäßigkeit der katholischen Hierarchie. Was immer hiegegen unter Hinweisung auf spätere gelegentliche Aeußerungen Leibnitzens geltend gemacht werden mag: es ist außer Zweifel, daß er die Idee der Kirche in ganz katholischem Sinne aufgefaßt hat. Die Kirche war die positive Verwirklichung der civitas Dei; sie ist ihm der geistliche Staat unter dem Papst als geistlichen Stellvertreter Gottes, wie das römische Reich ihm die äußere Einheit der menschlichen Gesellschaft ist unter dem Kaiser als dem weltlichen Stellvertreter Gottes. „Da Gott ein Gott der Ordnung ist, schreibt er 1697, und da es göttlichen Rechtes ist, daß der Körper einer einzigen katholischen und apostolischen Kirche durch Eine Regierung und eine allgemeine Hierarchie zusammengehalten werden soll, so folgt, daß in diesem Körper desselben göttlichen Rechts sei das geistliche Oberhaupt, wenn es sich in Ausübung der Gewalt in gerechten Grenzen hält und mit der Kraft versehen ist, alles zur Erfüllung seines Amtes Nothwendige zum Heile der Kirche zu vollziehen.

Es scheint fast unbegreiflich, daß sich Leibnitz auf diesen Grundlagen nicht hätte mit Bossuet verständigen sollen. Doch jedesmal, wenn die Rede darauf kam, daß er eigentlich Katholik sei, suchte er auszuweichen. Dem Landgrafen Ernst von Hessen sagte er wiederholt, er fürchte, daß einige Meinungen, für welche er Beweise zu haben glaube, die er unmöglich aufgeben könnte und die überdieß weder der hl. Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums widersprächen, von den Theologen der Schule censurirt würden. Wäre er in der ka-

tholischen Kirche geboren, so würde er nur austreten, wenn man ihm wegen dieser Meinungen die Communion verweigern würde.

Leibnitz vertraute zu sehr der menschlichen Weisheit und vermeinte in göttlichen Dingen zu wissen, ohne zu wissen, wie er darin wissen solle. Was er an katholischen Wahrheiten zugestand, und das war wunderbar viel, ja fast Alles war nur subjective Wissenschaft, weil er die Annahme von der Zustimmung seines Kopfes abhängig machte und sich die Prüfung vorbehielt. Darum war er auch weit entfernt von der Befolgung jenes großen Grundsatzes des hl. Anselm: Kein Christ soll darüber nachdenken, wie, was die katholische Kirche in ihrem Herzen glaubt und mit dem Munde bekennt, nicht wahr sei, sondern immer denselben Glauben festhaltend, ihn liebend, nach ihm lebend, mit aller Demuth die Gründe, warum er wahr sei, erforschen.

Außerdem waren es noch politische Momente, die neben dem sich immer mehr ausprägenden Subjectivismus Leibnitz in seinen Bestrebungen der kirchlichen Vereinigung störten; als Diener des hannover'schen Hauses betrieb er das Unionswerk von dem Augenblick an zurückhaltender, in welchem die Aussichten jenes Hauses auf die Thronfolge in England wuchsen.

Das in der Jugend für die Religion so sehr erwärmte Herz Leibnitzens erkaltete sichtlich in dem letzten Decennium seines Lebens. Den protestantischen wie den katholischen Religionsübungen gleich fremd, stirbt der Philosoph unter Aeußerungen, in denen wir nur eine tiefe religiöse Apathie constatiren können. Wie so viele stolzen Geister, welche die Geschichte uns vorführt, scheint er die Klarheit der Erkenntniß, die er besessen, wieder verloren zu haben, weil ihm die Kraft des Entschlusses gefehlt hatte, ihr zu folgen. Das Werk des großen Mannes ist daher von dem Fluch gedrückt, der auf allen Geistern lastet, welche der Wahrheit, die sie erkennen, nicht das vollkommene Bekenntniß leiht. Das philosophische System, dessen Grund er gelegt, ist in seinen Schülern nur als Ruine bewahrt, und die nationalen Unternehmungen, die er betrieben, sind fast ohne Ausnahme von dem achtzehnten Jahrhundert begraben worden. Der eminenteste der deutschen Geister steht wie ein Fremder in der deutschen Entwickelung, und in den zwei Jahrhunderten, die seit seinem Tod verflossen, hat keiner es unternommen, den verlassenen Bau seiner Gedanken und Pläne weiter zu führen.

III. Zeitalter Friedrich's des Großen.

1.

Der Philosoph von Sanssouci.

Bereits vor dem Ausmarsche in den zweiten schlesischen Krieg hatte Friedrich, von der Anmuth der Potsdamer Gegend gefesselt, die Anlage des sogenannten Lustschlosses im königlichen Weinberge bei Potsdam befohlen. Der Plan zu der ganzen Anlage war von ihm selbst entworfen. Der Berghang wurde zu sechs mächtigen Terrassen umgestaltet; zu dem Lustschlosse, welches die Bekrönung der Terrassen bildet, wurde im April 1745 der Grundstein gelegt, und dasselbe in zwei Jahren vollendet. Knobelsdorff führte die Leitung des Baues, der einfach, nur aus einem Geschosse bestehend, aufgeführt wurde. Nach der Vollendung erhielt das Gebäude den Namen „Sanssouci." Unmittelbar darauf wurde es von Friedrich bezogen, und es blieb bis zu seinem Tode das Asyl, in dem er sich ungestört der geselligen Erholung und der reichen Einsamkeit seines Geistes erfreuen durfte. Alles was den Menschen in Friedrich anbetrifft, ist fortan eng mit dem Namen Sanssouci verknüpft. Alle freundschaftlichen Briefe, die er hier schrieb, sind mit diesem Namen bezeichnet, während unter den geschäftlichen Schreiben stets der Name der Stadt steht. Auf den literarischen Werken, die von ihm bei seinen Lebzeiten dem Drucke übergeben wurden, nennt er sich den „Philosophen von Sanssouci."

Friedrich verknüpfte mit dem Namen Sanssouci eine geheime tiefere Bedeutung. Er hatte sich zur Seite des Schlosses, noch ehe dessen Grund gelegt war, eine Gruft bauen lassen, welche dereinst seine irdischen Reste aufnehmen solle. Sie wurde mit Marmor überkleidet und ihr Zweck durch die Bildsäule einer Flora, welche darauf lagerte,

spielend verhüllt. Diese Gruft, deren Dasein Niemand ahnen konnte, war eigentlich mit jenem Namen gemeint. Mit einem Freunde sprach er einst davon und sagte, auf die Gruft deutend: „Quand je serai là, je serai sans souci!“ (Wenn ich dort bin, werd' ich ohne Sorge sein.) Aus den Fenstern seines Studirzimmers hatte er täglich das Bild der Blumengöttin, der Hüterin seines Grabes, vor Augen.

In Sanssouci vereinigte Friedrich den Kreis der Männer um sich, denen er sein besonderes freundschaftliches Vertrauen schenkte, wobei jedoch zu bemerken, daß keiner von ihnen es wagen durfte, seine dienstliche Stellung mit dieser freundschaftlichen zu verwechseln. Was sie im Dienst versehen hatten, wurde mit voller Strenge gerügt; aber dafür that auch eine solche Rüge dem freundschaftlichen Verhältnisse keinen Abbruch. Winterfeld genoß das nächste Vertrauen des Königs; als dessen General-Adjutant war er indeß fast ganz dem Geschäftsleben hingegeben. Graf Rothenburg, der in der Schlacht von Czaslau schwere Wunden davon getragen hatte, wurde Friedrich ein zweiter Keyserling. Aber auch er starb früh, und sein Tod machte dem Könige alle die Schmerzen lebendig, die er beim Tode des ersten Lieblings empfunden hatte. Friedrich selbst bewies ihm in der letzten Krankheit die innigste Theilnahme. Es war im Dezember 1751, als man ihm meldete, daß der Graf im Sterben liege. Halb angekleidet eilte Friedrich über die Straße in die Wohnung des Freundes. Er fand den Arzt bei ihm; dieser zuckte mit den Achseln, dem Könige stürzten die Thränen jetzt aus den Augen, und als man, als letztes Rettungsmittel, dem Grafen eine Ader schlug, hielt er den Teller, um das Blut aufzufangen. Da dieser Aderlaß die gehoffte Wirkung nicht that, so verließ er den Sterbenden im tiefsten Schmerze; nach seinem Tode verschloß er sich mehrere Tage vor aller Gesellschaft.

Auch den alten Feldmarschall Schwerin, der im zweiten schlesischen Kriege seinen Abschied genommen hatte, wußte sich Friedrich wieder zu gewinnen. Er that die ersten Schritte zur Versöhnung, und lud Schwerin zu sich ein. Dieser gehorchte dem Befehle. Als er im Schloß angekommen war, und im Vorzimmer vernommen hatte, daß Friedrich wohl gelaunt sei, ließ er sich durch den Kammerhusaren, der den König bediente, melden. Der Husar erhielt keine Antwort auf seine Meldung: Friedrich ergriff statt dessen seine Flötte und ging phantasirend eine Viertelstunde im Zimmer auf und nieder. Endlich legte er die Flöte bei Seite, steckte den Degen an und befahl, den Feldmarschall vorzulassen.

Dieß geschah. Der König empfing ihn mit gnädigem Gruße und deutete dem Diener durch einen Wink an, das Zimmer zu verlassen. Im Vorzimmer hörte der Kammerhusar nun, wie das Gespräch zwischen dem Könige und Schwerin immer lauter wurde, und endlich so heftig, daß ihm anfing bange zu werden. Bald aber legte sich der Sturm, die Unterredung wurde immer ruhiger und endlich ganz leise. Dann öffnete sich die Thüre, Schwerin verneigte sich mit einer heitern zufriedenen Miene gegen den König, und dieser sagte mit gütigem Tone: Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir." Fortan war das gute Vernehmen zwischen den beiden großen Männern wieder hergestellt. Was in jener Stunde gesprochen wurde, hat nie ein Dritter erfahren.

Mit dem größten Enthusiasmus aber wurde von Friedrich derjenige Mann aufgenommen, der ihn unablässig, wie kein Zweiter, anzog, dessen Geist ihm allein zu genügen vermochte, und den er schon oft vergeblich ganz für sich zu gewinnen versucht hatte — Voltaire. Noch im Jahre 1749 hatte Friedrich dem französischen Dichter geschrieben: „Sie sind wie der weiße Elephant, dessenwegen der Schah von Persien und der Großmogul Krieg führen, und dessen Besitz, wenn sie glücklich genug gewesen sind, ihn erlangt zu haben, einen von ihren Titeln bildet. Wenn Sie hieher kommen, sollen Sie an der Spitze des meinigen stehen: Friedrich von Gottes Gnaden König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire u. s. w." Da zerrissen plötzlich die Bande, die ihn an seine Heimath gefesselt hatten, und er folgte dem jahrelangen Andringen des Königs. Am 10. Juli 1750 traf er in Sanssouci ein, um fortan bei Friedrich zu bleiben. Er erhielt den goldenen Schlüssel der Kammerherren, den Verdienstorden und einen bedeutenden Jahresgehalt, welcher sich bald bis auf die Summe von 5000 Thalern steigerte. Friedrich bewies ihm die entschiedenste Huldigung; Prinzen, Feldmarschälle, Staatsminister beeiferten sich, ihre Aufwartung zu machen.

Voltaire's Gegenwart brachte in der That einen Reiz in das Leben von Sanssouci, der Alles zu schnellerer Bewegung, zu vollerer Aeußerung der Kräfte mitfortriß. Jeder war bedacht, sich ganz zusammenzunehmen, um der scharfen Ueberlegenheit des Dichters entgegentreten zu können. Alles beschäftigte sich mit Wissenschaft und Poesie; die Prinzen und Prinzessinnen suchten in der Darstellung der Tragödien, zu denen man jetzt unverzüglich schritt, den Anforderungen des Meisters zu ge-

nügen. Dabei blieb aus dem engen Kreise aller Zwang, alles Ceremoniell verbannt.

Daß Voltaire nicht der Mann des Gemüthes, daß sein Charakter nicht frei von Flecken war, hatte Friedrich schon früher erkannt, aber er hatte ihn auch nicht berufen, um an ihm einen eigentlichen Freund zu gewinnen. Er wollte einen Gesellschafter an ihm haben, der seiner eigenen geistigen Kraft genüge, einen Lehrer, der ihn in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen unterstütze, dem er seine Arbeiten zur Kritik, zur Vollendung der Form anvertrauen könne.

Neben der Literatur diente die Musik zur Erheiterung der Mußestunden. Die Stunde vor dem Abendessen wurde in der Regel durch Concerte ausgefüllt, in denen Friedrich sein Lieblingsinstrument, die Flöte, übte. Zur bestimmten Stunde trat er, die Noten unter dem Arme, in das Concertzimmer und vertheilte die Stimmen, legte sie wohl auch selbst auf die Pulte. Er blies übrigens nur Concerte, die Quanz — der seit seinem Regierungsantritt in seine Kapelle eingetreten war — für ihn gemacht hatte, oder Stücke seiner eigenen Composition. Allgemein bewunderte man den tiefen, rührenden Ausdruck, mit welchem er das Adagio vorzutragen wußte. In seinen Compositionen fand man eine Beobachtung des strengen Satzes, die eine für einen Dilettanten seltene musikalische Bildung zu erkennen gab; doch folgte er diesen strengen Schulregeln nicht so blind, daß er dadurch den freien Ausdruck seiner Phantasie hätte verkümmern lassen. Der alte Lehrmeister Quanz genoß bei diesen Concerten besondere Vorrechte, die er geschickt in Anwendung zu bringen suchte. Er allein durfte dem König sein Bravo zurufen, was sonst nicht leicht ein anderer von den Musikern wagte. Zu tadeln wagte er zwar nicht ohne Aufforderung; doch sparte er in solchem Fall den Bravoruf, äußerte sich auch anderweitig vernehmbar genug. So spielte Friedrich einst ein neues Stück von seiner eigenen Composition, in welchem einige fehlerhafte Stellen vorkamen. Quanz räusperte sich dabei ziemlich laut. Friedrich merkte die Absicht, schwieg jedoch still und fragte ein paar Tage darauf einen andern Musiker um seine Meinung über jene Stellen. Dieser wies ihm den Fehler nach und Friedrich berichtigte denselben, indem er sagte: „Wir müssen doch Quanz keinen Katarrh zuziehen!"

So vereinigten sich in Sanssouci alle Elemente zum anmuthvollsten Genusse. Doch sollte das Zusammenwirken der verschiedenartigen

Kräfte für einige Zeit widerwärtig gestört werden, und es mußte diese Störung Friedrich um so empfindlicher fallen, als sie von demjenigen ausging, der gerade als die Sonne aller geistigen Bestrebungen dastand. Voltaire war es, der durch den Glanz der Stellung, welche Friedrich ihm eingeräumt, geblendet ward, und es vergaß, was er seinem königlichen Gönner und was er seiner eigenen Würde schuldig sei. Was ihm in so überschwenglichem Maße zu Theil wurde, reizte ihn, statt ihn zu befriedigen, nur zu immer heftigerem Durste; seine Stellung sollte ihm bloß dazu dienen, um alle Nebenbuhler im Bereiche des Wissens zu unterdrücken, um seine Einkünfte auf beliebige Weise zu vergrößern, um eine politische Bedeutsamkeit zu erreichen. Er selbst hatte dem Könige früher einen jungen französischen Belletristen, d'Arnaud, zur Unterstützung in seinen literarischen Arbeiten empfohlen, und dieser war von Friedrich mit schmeichelhaften Versen eingeladen worden. Diese Verse schienen Voltaire's Ruhm zu nahe zu treten und da ihm überdieß, seit er selbst nach Sanssouci gekommen, der junge Dichter im Wege war, so brachte er es dahin, daß derselbe in Kurzem weggeschickt wurde. Größere Eifersucht flößte ihm der gelehrte Naturforscher Maupertuis ein, den Friedrich gleichfalls auf seine Empfehlung zum Präsidenten der neugegründeten Akademie berufen hatte; es entspann sich zwischen Beiden bald eine bittere Feindschaft, die nur des Anstoßes bedurfte, um öffentlich hervorzubrechen. Ein ekelhafter Prozeß, in den Voltaire mit einem jüdischen Kaufmanne verwickelt wurde, stellte gleichzeitig seine Rechtlichkeit in ein zweifelhaftes Licht. Der Jude verklagte Voltaire, daß er ihn mit unächten Steinen übervortheilt habe; der richterliche Spruch fiel zwar zu des Letzteren Gunsten aus, doch zog ihm die ganze Angelegenheit eine üble Nachrede zu. Noch verderblicher war es für seinen Ruf, daß er sich unterfing, gegen das ausdrückliche Edict des Königs sächsische Steuerscheine in Leipzig zu geringen Preisen aufkaufen zu lassen, um nachher als preußischer Unterthan (einem besonderen Artikel des Dresdner Friedens zu Folge) volle Bezahlung dafür zu erhalten. Endlich nahm er auch keinen Anstand, mit fremden Gesandten auf eine Weise zu verkehren, die Friedrich für seinen literarischen Genossen wenig schicklich erachtete. Alles das bemerkte Friedrich mit steigendem Unwillen; er sendete dem Dichter ernstliche Rügen über sein ganzes Benehmen zu, und das schöne Verhältniß schien in kurzer Frist seiner Auflösung nahe. Voltaire dagegen wollte sich auch im Rechte wissen; er erkannte es sehr wohl, daß Friedrich an ihm eben nichts als seine Kunst werth hielt. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig

haben; man drückt die Orange aus und wirft die Schale fort," — so sollte sich Friedrich gegen einen Vertrauten über ihn geäußert haben. Bald sollte der Bruch erweitert und unheilbar werden. Maupertuis hatte in einer gelehrten Schrift ein neues Naturgesetz aufgestellt; ein anderer Gelehrter erklärte, daß dasselbe schon vor geraumer Zeit von Leibnitz ausgesprochen sei; der Streit wurde lebhaft, und die Berliner Akademie nahm sehr entschieden die Partei ihres Präsidenten. Diese Gelegenheit dünkte Voltaire günstig, um seinem Nebenbuhler einen empfindlichen Stoß zu geben. Er schrieb die „Geschichte des Doktor Akakia." Friedrich hatte dieses Produkt im Manuscripte gelesen; der beißende Witz hatte ihm Vergnügen gemacht, aber er hatte verlangt, daß das Werk ungedruckt bleibe. Voltaire versprach es; in Kurzem jedoch erschien dasselbe zum großen Jubel der Feinde des Präsidenten, gedruckt in Dresden. Friedrich war hierüber, obgleich Voltaire seine Schuld läugnete, im höchsten Grade entrüstet und der Dichter sah sich, um nicht alle Gnade des Königs zu verlieren, schmachvoll zu der Unterschrift eines Reverses genöthigt, in welchem er fortan eine schicklichere Aufführung geloben mußte. Damit war aber die Gelegenheit nicht beendet. Aus seinem eigenen Fenster, es war am 24. Dezember 1752, mußte er es mit ansehen, wie der „Akakia" auf öffentlicher Straße durch die Hand des Henkers verbrannt wurde.

Auf diese Schmach war Voltaire nicht gefaßt gewesen. Er packte sein Pensionspatent, den Orden, den goldenen Schlüssel zusammen und sendete sie unverzüglich an Friedrich zurück. Auf den Umschlag des Pakets hatte er den Vers geschrieben:

Die ich empfangen zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen:
So wie ein Liebender mit tief zeriss'nem Herzen,
Zurück das Bildniß der Geliebten schickt.

Ein Brief, der dem Paket bald nachfolgte, sprach die Gefühle der tiefsten Kränkung, der gänzlichen Trostlosigkeit aus. Dieser Brief verfehlte seine Wirkung nicht. Noch an demselben Tag erhielt Voltaire die Zeichen der königlichen Gnade wieder, und es wurde noch einmal der Versuch gemacht, das alte Verhältniß wieder herzustellen.

Bald jedoch fühlte Voltaire deutlich, daß nach solchen Vorgängen die alte Vertraulichkeit nicht wiederkehren könne. Er bat um Urlaub zu einer Badereise nach Frankreich und erhielt ihn. Am 26. März 1753 reiste er von Potsdam ab. Kaum in Leipzig angekommen, ließ er neue

beleidigende Blätter drucken. Dafür aber wartete seiner in Frankfurt, wo er am ersten Juni ankam, eine neue Schmach. Der König hatte ihm befohlen, das Patent, den Orden, den Schlüssel, auch das Exemplar seiner Gedichte, welches er ihm anvertraut, zurückzulassen. Dieß war nicht erfolgt, und so wurde er auf Ansuchen des preußischen Ministers zu Frankfurt so lange gefänglich eingehalten, bis nach sechszehn Tagen sein Koffer aus Leipzig ankam, in welchem sich die verlangten Gegenstände befanden. Manches Bittere in Versen und in Prosa folgte noch auf diese Vorfälle; und dennoch sahen sich beide Männer, der König und Voltaire, in kurzer Frist zu neuem Austausch ihrer Gedanken angetrieben; Voltaire jedoch zurückzurufen oder ihm den Orden und den goldenen Schlüssel wiederzugeben, dazu war Friedrich nicht zu bewegen.

Uebrigens war Voltaire nicht der Einzige, sondern nur der Vornehmste der von Friedrich herbeigezogenen und unterhaltenen französischen Schöngeister und Religionsspötter. Jenen ausgenommen, waren die übrigen insgesammt unbedeutende Männer, die blos durch einige zufällige Umstände historische Wichtigkeit erlangt haben.

Fragt man nach dem Charakter und Werthe dieser Berliner Franzosen, so können die zwei bekanntesten von ihnen, La Mettrie und der Marquis d'Argens, uns am besten zeigen, wie wenig dieselben in geistiger und sittlicher Hinsicht ausgezeichnet waren. Der Erstere war ein sehr unwissender Mensch, hatte aber die Keckheit, fremde Erfindungen und Wahrnehmungen für die seinigen auszugeben, und brachte den Spott und Witz eines Voltaire und Anderer in ein förmliches System der Sittenlosigkeit und groben Sinnlichkeit. Alle seine Schriften sind auf widrige Weise mit trostlosen Lehren des Lasters angefüllt, und diese werden mit solcher Heftigkeit vorgetragen, daß selbst der Marquis d'Argens sagte, La Mettrie predige das Laster mit der Unverschämtheit eines Narren. La Mettrie's Bücher wurden in Paris auf Befehl des Parlaments, in Leyden durch den Magistrat der Stadt verbrannt. Als er ebenso aus Holland, wie früher aus Frankreich, vertrieben wurde, ließ Friedrich der Große ihn nach Berlin kommen. Hier war er dann bis zu seinem Ende einer der Gesellschafter des Königs, und wußte sich als Schmeichler und Spaßmacher bei diesem so sehr beliebt zu machen, daß Friedrich nach La Mettrie's Tod sogar eine Lobrede auf ihn schrieb. Um dieß erklärlich zu finden, muß man bedenken, daß Friedrich gerade zu der Zeit, als er mit La Mettrie in Verkehr trat, gegen das Treiben der Frömmler, Heuchler und Pedanten, welche unter seinem Vater eherrscht hatten, am

heftigsten aufgebracht war, und sich in der Gesellschaft witziger Franzosen für die Langeweile entschädigte, die er als Kronprinz hatte ausstehen müssen.

Der Marquis d'Argens war in seiner Jugend Advokat und Offizier gewesen und hatte sich nachher durch Ausschweifungen, Schulden und Hader mit seiner Familie genöthigt gesehen, nach Holland zu gehen. Hier ernährte er sich damit, daß er schriftstellerische Speculationen auf den Geist der Zeit machte. Er verfertigte nämlich Bücher, welche in Voltaire's und Montequieu's Manier geschrieben waren. Durch die große Dreistigkeit, mit welcher d'Argens die hergebrachten Meinungen nnd das herrschende System angriff, erwarb er sich den Beifall Voltaire's und dieser empfahl ihn dem Könige Friedrich, der ihn dann an seinen Hof zog. d'Argens blieb bis an seinen Tod bei Friedrich, ward als Marquis und wegen seiner feinen Manieren der Vertraute desselben, und erhielt, da seine Bücher Glück machten, sogar die Stelle eines Direktors der Klasse der schönen Wissenschaften an der Berliner Akademie. Uebrigens hatte er sich in seinem früheren Lebenslauf Menschenkenntniß erworben und viele Erfahrungen gesammelt. In Frankreich kannte man ihn nur dem Namen nach; für Deutschland ist er dadurch bedeutend geworden, daß er in Berlin als Apostel eines neuen Evangeliums wirkte. Diese seine Wirksamkeit hatte für die deutsche Literatur eine wohlthätige Seite. Der große Einfluß des Marquis und seine Stellung bei der Berliner Akademie erweckten nämlich in Verbindung mit seiner Sophistik und seiner Oberflächlichkeit, die sich hinter eine große Belesenheit zu verstecken suchte, in Berlin sogar bei Denjenigen Unwillen, welche auf's heftigste gegen das Alte stritten, und diese machten daher Partei, um deutschen Ernst gegen französische Leichtfertigkeit und Seichtigkeit in Schutz zu nehmen.

2.

Friedrich's II. religiöse und sittliche Principien.

Kein deutscher Fürst hat stärker an der Zerklüftung des Gesammtvaterlandes, an dem Ruin des Reiches gearbeitet, als Friedrich II. von Preußen, indem er den kirchlichen Dualismus der Deutschen auch auf das politische Gebiet verpflanzte und den einen Riß durch den anderen erweiterte. Erst seit seinem gewaltsamen Eingreifen in alle bestehenden Staatsordnungen ward es in Norddeutschland gebräuchlich, protestantisch und preußisch, kaiserlich und katholisch als identisch zu betrachten, erst

durch ihn sah man den Norden und den Süden als zwei getrennte Theile an. Und doch hat man Friedrich als einen nationalen Helden gefeiert, weil man nicht wußte oder wissen wollte, wie sehr er darauf hingearbeitei hat: den Einfluß Rußlands in den deutschen und europäischen Angelegenheiten zu erhöhen, wie oft er die Franzosen, die er als seine natürlichen Verbündete betrachtete, gegen Deutschland gehetzt und z. B. bei Roßbach nur wider Willen geschlagen hat. „Hätte der Feind," sagten die Franzosen, „nachdem er (bei Roßbach) uns geworfen, uns lebhaft verfolgt, so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. Er hat es ohne Zweifel nicht gewollt, und es ist gewiß, daß der König von Preußen Befehle gegeben, unsere Leute zu schonen, dagegen die Deutschen zu zermalmen. Seine Husaren haben mehrere von unseren Leuten zurückgeschickt." Als Oesterreich nach dem Hubertsburger Frieden dem Könige mit lebendigen Farben die Besorgnisse schilderte, die dem deutschen Reich von Rußland bevorständen und dringend auf ein Bündniß der beiden größten deutschen Staaten gegen den nordischen Coloß hinarbeitete, erklärte Friedrich, daß er seiner Allianz mit Katharina II. treu bleiben wolle, und erging sich fortwährend in solch' kriechenden Schmeicheleien gegen die Czarin, daß man sich davon mit Ekel abwenden muß. Wer die Zeiten deutscher Schmach verstehen will, die später folgten, muß aus Klopp's Buch (König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation) die Gründe kennen lernen, die diese Schmach ermöglichten. Deutsches Nationalbewußtsein fehlte dem König so sehr, daß er in seinen Werken sogar die grausamen Verheerungszüge Ludwigs XIV. gegen Deutschland rechtfertigte und die Hülfe, die sein Ahne der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg dem deutschen Kaiser gegen Frankreich leistete, als das Ergebniß eines Vorurtheils eines schwachen Geistes bezeichnet. „Der französische Monarch ist ihm lobwürdig, weil er auf dem Wege fortwandelt, den der Cardinal Richelieu ihm gebahnt. Aber jeder Schritt auf diesem Weg war feindselig nicht blos gegen das Haus Habsburg, sondern gegen das deutsche Reich. Friedrich wußte es sehr wohl und wollte es so. Er hatte ja den Franzosen angekündigt, daß er an die Stelle der Schweden des dreißigjährigen Krieges treten wolle, kräftiger, energischer als diese. Er lebte der festen Ueberzeugung, daß er in allen Fragen gegen Oesterreich seinen Rückhalt an Frankreich haben werde." Vor dem siebenjährigen Krieg ging sein Vertrauen auf Frankreich so weit, daß er sogar den König Ludwig XV. in Ausdrücken feierte, die vielleicht selbst eines Franzosen damaliger Zeit unwürdig sein dürften.

Als Ludwig einmal erkrankt war, wollte ihm der Bischof von Soissons, seinem Beruf und den Pflichten seines Amtes getreu, nicht eher die Sakramente reichen, bis er seine Maitresse, die Herzogin von Chateauroux, vom Hofe entlasse. Darüber gerieth Friedrich in solchen Zorn, daß er den Bischof mit dem Namen eines fanatique imbécille belegte und sich über den weiteren Vorgang, da Ludwig die Chateauroux wirklich entließ und diese bald darauf starb, folgendermaßen aussprach: Kein Sakrament hat wohl jemals mehr Gewissensbisse erzeugt, als dasjenige, welches Ludwig XV. zu Metz von dem Bischof von Soissons empfangen. Er warf sich selbst den Tod einer von ihm so innig geliebten Person vor. Unerfüllbare Sehnsucht und vergeblicher Kummer erschütterten sein Gemüth so sehr, daß er sich für einige Zeit von der Welt zurückzog. Diese Krankheit des Königs erwarb ihm die süßeste Genugthuung, welche nur ein Fürst erlangen kann: er erhielt damals den Namen Ludwig der Vielgeliebte, welcher mehr werth ist als der Beiname des Heiligen und des Großen, welche nur die Schmeichelei und selten die Wahrheit den Königen beilegt.“ Also der König Friedrich der „Große“. Er hat offenbar mit den letzten Worten nicht völlig Unrecht. Uns aber führt die Erwähnung dieser Stelle, die Friedrich veröffentlichte, auf seine religiösen und sittlichen Prinzipien, über die Klopp's genanntes Werk an verschiedenen Stellen, die wir in Zusammenhang bringen wollen, des Näheren orientirt.

Friedrichs irreligiöser Charakter, der ihn zum Vater und offiziellen Beschützer jener falschen Aufklärung machte, die von Berlin aus nicht bloß das ganze nördliche Deutschland, sondern sogar katholische Staaten inficirte, wurzelte in seiner unglücklichen Erziehung und seinen öden, trostlosen Jugendjahren. Er lernte vom Christenthum nicht den belebenden und sittlichen Geist kennen, sondern bloße verknöcherte Formen calvinistischer Orthodoxie, deren starrer Prädestinationsglaube sich bei ihm zu einem förmlichen Fatalismus ausbildete. Wie befremdlich die Methode seiner religiösen Erziehung war, ersehen wir aus der merkwürdigen Instruktion, die seine Erzieher von seinem Vater erhielten. Ausdrücklich wird darin z. B. vorgeschrieben, dem jungen Prinzen „vor die katholische Religion, so viel als immer möglich, ein Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren.“ Da nun Friedrichs lebhafter Geist sich den ihm aufgedrungenen Satzungen vermeintlicher Glaubensverbesserer nicht anbequemen wollte, so entwickelte sich in ihm frühzeitig ein förm-

licher Haß gegen alle positive Religion und ihre Diener und eine Hinneigung zu der französischen Freigeisterei des Jahrhunderts. Schon als vierundzwanzigjähriger junger Mann schrieb er: „Die Theologen scheinen mir einander alle zu gleichen, von welcher Religion oder Nation sie auch sein mögen. Ihre Absicht ist, beständig sich eine despotische Autorität über die Gewissen anzumaßen. Das reicht hin, um sie zu eifrigen Verfolgern aller Derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern; ihre Hand ist immer bewaffnet mit dem Blitze des Bannfluches, um das erträumte Trugbild der Irreligion niederzuschmettern. Sie bekämpfen dasselbe, ihrem Vorgeben nach, unaufhörlich und suchen unter diesem Namen in der That nur die Gegner ihrer Wuth und ihres Ehrgeizes. Sie predigen Demuth, wie sie sagen, und haben diese Tugend niemals geübt. Sie nennen sich Diener eines Gottes des Friedens und dienen ihm mit einem Herzen voll Haß und Ehrsucht. Ihr Betragen allein, das so wenig zu ihrer Moral stimmt, reicht nach meiner Ansicht schon hin, ihre Lehre zu entwerthen." Nichts desto weniger machte er alle religiösen Formen und Gebräuche mit, spöttelte darüber in seinen Briefen und kam zu einer solchen Höhe des Scepticismus, daß er sogar seinen Freund Voltaire darüber beruhigen mußte: „Glauben Sie nicht," schreibt er ihm zwei Jahre vor seiner Thronbesteigung, „daß ich meinen Scepticismus auf das Aeußerste treibe. Es gibt Wahrheiten, die ich für erwiesen halte, und an denen meine Vernunft mir zu zweifeln nicht gestattet. Ich glaube z. B., daß es in der Welt nur einen Gott und einen Voltaire gibt. Ich glaube ferner, daß dieser Gott für unser Zeitalter eines Voltaire bedurfte, um es liebenswürdig zu machen."

„Was war," fragt Klopp, „für Voltaire auf solchen Glauben noch zu erwidern? Es war in Wahrheit ein Glaube, der Berge versetzte." Freilich wurde sein Glaube an Voltaire, wie Voltaire's Glaube an den „anbetungswürdigen Monarchen" längere Zeit hindurch auf eine bedenkliche Weise untergraben, denn wir wissen, wie beide Philosophen, nachdem sie einander geholfen, den Tempel des eigenen Ruhmes zu erbauen, sich gegenseitig später in Briefen und Schriften vorhielten, worin sie ihre wahren aber wenig liebenswürdigen Porträts einzeichneten. Der König benennt Voltaire in's Gesicht mit Namen, wie sie im Verkehr der Menschen nur eben denkbar sind. Er erklärt ihn reif für Ketten und Karren, in Briefen an seine Schwester auch für Galgen und Rad. Dagegen schildert Voltaire den König reif für Sodom und Gomorrha. Einige Jahre später fingen beide wieder an sich gegenseitig zu bewundern und

zu beräuchern und Voltaire erklärte das Vorgefallene für eine querelle d'amans

Auch der Glaube an den einen Gott war bei Friedrich so wenig nachhaltig, daß er sich nicht entblödete, auf jenen schamlosen Atheisten La Mettrie, der als Ausbund aller Sittenlosigkeit den crassesten Materialismus lehrte und wie selbst der Encyclopädist d'Argens sagte, die frechste Theorie des Lasters mit der Unverschämtheit eines Narren predigte, eine Lobschrift abfaßte und in der Akademie vorlesen ließ! Ueber das Christenthum veröffentlichte er folgende Blasphemien: „Die Gründung der christlichen Religion," schreibt er, „hat wie diejenige aller Herrschaften einen schwachen Anfang gehabt. Ein Jude aus der Hefe des Volkes, von zweifelhaftem Ursprunge, der unter die Abgeschmacktheiten alter hebräischer Propheten die Vorschriften einer guten Moral mischte, dem man Wunder beilegte und welcher schließlich zu einem schimpflichen Tod verurtheilt wurde, ist der Held dieser Sekte. Zwölf Fanatiker verbreiteten sie vom Orient bis nach Italien und wenn man einige Wunder ausnimmt, die geeignet sind, eine glühende Einbildungskraft aufzuregen, so lehrten sie nur den Deismus. . . Die Moral des Christenthums ähnelte dem Stoicismus und dieß ist die einzige Ursache des raschen Fortschritts derselben." Dann rechtfertigt er die von den heidnischen Kaisern über die Christen verhängten Verfolgungen, weil die Christen gegen die Gesetze des Staates ungehorsam und Störer des öffentlichen Cultus gewesen, und bringt dabei heraus, daß man die Martyrer vergöttert habe und das Volk die Heiligen anbete. Später heißt es: im vierten Jahrhundert „machte man Jesus Christus zum Gott. Für den heiligen Geist war man in Verlegenheit, bis ein Priester, schlauer und schlechter als die Bischöfe des Concils, das Mittel fand, dem Beginn des Evangeliums Johannis den Vers hinzuzufügen: Im Anfang war das Wort u. s. w." Im weiteren Verlaufe werden die Päpste als die „ärgsten Betrüger" geschildert und die Uebel erörtert, die durch die Kreuzzüge über die Menschheit gekommen seien. Und dieses Exposé verfaßte der König mit eigener Hand als Vorwort einer Kirchengeschichte. Dürfen wir uns wundern, wenn durch die Macht und das Gewicht seines Beispieles seine Anschauungen Gemeingut derer wurden, die mittelbar oder unmittelbar von ihm abhängig waren? Es ist nicht schwer, in den geschichtlichen Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts in höherem oder geringerem Grade die Spuren und Nachwirkungen der trostlosen und armseligen Halbwisserei der Geschichtsauffassung zu erkennen, welche in

diesem König gipfelte. Friedrich drückte das Gepräge seiner persönlichen Anschauungen auf sein Jahrhundert und die Nachkommen haben dasselbe noch nicht verwinden können, sie kranken daran bis auf den heutigen Tag.

Die blasphemischen Spottreden, die sich Friedrich in seinen Briefen an Pöllnitz über die Geburt des Heilandes und über die heilige Jungfrau erlaubte, gehören zu dem Stärksten, was schrankenlose Spottsucht jemals geleistet. In seinem berüchtigten Brief an Keith läugnet er mit offenen Worten die Unsterblichkeit der Seele. Als er sich gegen Sulzer äußerte, man habe den Unsinn so weit getrieben: „d'admettre un Dieu, qui en a fait un second et que ces deux ensemble en ont produit un troisème," tröstete ihn dieser damit, daß solch abgeschmacktes Zeug in Berlin wenigstens von den angeseheneren Predigern verworfen wurde, worauf er erfreut antwortete: „cela est très bien et je suis le premier de respecter cela."

Diese Geistesrichtung des Königs führte nothwendig dahin, daß er alles Vertrauen auf die positive Kraft der Religion und auf die moralische Kraft im Menschen verlor und sich deßhalb in sittlicher Zerrüttung, trotz seiner äußeren glänzenden Erfolge, maßlos elend fühlte. Als siebenzigjähriger Mann schrieb er seinem Bruder Heinrich: „Bilden Sie sich ein was sie wollen, die Zügel der bösen Handlungen finden Sie nur in Leibesstrafen und in der Schande. Das hält einige Menschen zurück und hindert sie der Gesellschaft zu schaden. Die Strafen dagegen eines andern Lebens werden vor den bereit liegenden Vortheilen des Eigennutzes, des Ehrgeizes vergessen .... Die religiösen Meinungen, wie diejenigen der Philosophen, werden immer schwach sein, wenn sie nicht gestützt sind durch die Furcht vor dem Galgen und der öffentlichen Verachtung. Die Religion kann dem Ehrgeiz nur dienen in der Zeit der Schwärmerei .... Das Volk wird sich den Lastern ergeben nach Umständen und Gelegenheit. Das ist, mein lieber Bruder, die Schilderung unserer Gattung. Ich würde sie edler halten, wenn ich könnte. Meine Eigenliebe hat ja auch ihren Theil daran ... Das vernünftigste Verfahren ist, uns zu nehmen wie wir sind und mit Ituriel zu sagen: wenn nicht Alles gut ist, so ist doch Alles vergänglich."

Als dann Prinz Heinrich, der seinerseits auch weder an Offenbarung noch Unsterblichkeit glaubte, diese trostlosen Ansichten bekämpfte, steigerte sich noch Friedrichs ruchloser Hohn. „Alexander," sagt er, „ferner Timur, Dschingiskhan, Julius Cäsar, Karl XII. haben sich alle dem Teufel übergeben, um von sich reden zu machen. Dennoch hat sich

ein Jude gefunden, der sich auf dem Calvarienberg hängen ließ, und dadurch über sie alle den Preis davontrug. Das heißt doch den Ruhm ein wenig theuer erkaufen und ich versichere Ihnen, daß ich es vorzöge, Ameise in Rheinsberg zu sein, als um diesen Preis die Unsterblichkeit des Namens zu erkaufen." Hatte er früher statt der Religion die „vernünftige Eigenliebe" zur Grundlage der Moral zu machen versucht, so glaubte er am Ende seines Lebens im Jahre 1782 auch an keine Vernunft mehr und gab sich dem nackten Materialismus hin. „Ich betrachte", schreibt er, „den Menschen wie ein Maschinenwerk, welches den Gewichten und Rädern, durch die es geleitet wird, nothwendig folgen muß. Was man Weisheit und Vernunft nennt, ist bloß die Frucht der Erfahrung, welche auf die Furcht oder die Hoffnung wirkt, auf diese beiden großen Triebfedern unserer Handlungen. Für unsere Eigenliebe ist das freilich ein wenig demüthigend, aber unglücklicher Weise ist es nur zu wahr."

So dachte und wirkte König Friedrich II., derselbe König, der Oberbischof seines Landes war und sich zum Hort des Protestantismus machen ließ und den siebenjährigen Krieg als Religionskrieg gegen die Katholiken proklamirte. Wo die Politik es verlangte, nahm Friedrich den Schein eines gläubigen Protestanten an und man erzählte sich, daß er, um sich die Sympathie der Protestanten zu erwerben, gleich beim Beginn des Krieges ausgerufen: „Was gäbe ich nicht darum, wenn ich jeden Sonntag zur Predigt und alle Vierteljahr zum Abendmahl gegangen wäre." Der französische Marquis d'Argens, dessen Bücher in mehreren Ländern wegen Irreligion verbrannt worden waren, rief in einer eigenen Broschüre, die er unter dem Namen eines protestantischen Predigers herausgab, den Preußenkönig als Religionsretter und Glaubenshelden aus, und der englische Minister Pitt erhielt vom Parlament erst dann reichliche Subsidien für Friedrich, als er auf den glücklichen Gedanken gekommen, diesen bei den religionseifrigen und fanatischen Engländern zum Vorkämpfer des Protestantismus zu machen. Schon im ersten schlesischen Krieg hatte Friedrich den Fanatismus aufgestachelt und nach der Art Gustav Adolphs alle Mittel in Bewegung gesetzt, damit die schlesischen Protestanten ihn „wie einen — schreibt er selbst — vom Himmel gesandten Heiland ansahen." Das geheiligte Vorurtheil eines Religionskrieges wirkte zum Beweise der Ansprüche Friedrichs auf Schlesien besser als juristische Deductionen. „In allen Kirchen", berichtet Jordan, „flehet man zum Himmel, die Waffen Ewr. Majestät zu segnen

und gibt das Wohl der protestantischen Religion als die einzige Ursache dieses Krieges an. Man preist Gott, daß er einen so mächtigen Vertheidiger erweckt hat, und entrüstet sich, daß man es wagen konnte, ihm Gleichgültigkeit gegen den Protestantismus zuzutrauen. Auch versichert man, ohne es untersucht zu haben, daß die Rechte Ewr. Majestät unwiderleglich sind." Und vergnügt über den trefflichen Erfolg des Manövers jubelt dann der philosophische König: „In der That ein herrlicher Staatsstreich!" Er schickte Schaaren von protestantischen Predigern nach Schlesien und erkannte den Werth dieser Bundesgenossen so gut an, daß er schrieb: „Die Religion und meine Soldaten werden bald das ihrige thun."

Aber Friedrich hat, sagt man, die Gleichberechtigung aller Culte anerkannt und sein berühmter Ausspruch: In meinen Staaten muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden, macht Epoche in der Gewissensfreiheit der neueren Zeit. Fragt man nach dieser Gleichberechtigung und nach der Bedeutung dieses Ausspruches, so kömmt man auf Grund der Quellen zu ganz anderen Resultaten. Einige Monate, nachdem der König seine Worte von der Façon zuerst gesprochen, stürzte er sich erobernd auf Schlesien und kaum hatte er sich in den Besitz des eroberten, noch nicht abgetretenen Landes gesetzt, als er durch Cabinetsordre bestimmte, daß fortan die Stellen der ersten Bürgermeister, der Syndici und Kämmerer der Städte nur mit Protestanten besetzt werden dürften, und gleichzeitig empfing der Minister von Hoym die geheime Instruction bei den katholischen Geistlichen geheime Spione zu unterhalten. Besagte Cabinetsordre war auch für Preußen gültig, sollte aber als monitum secretum „nicht publique gemacht, sondern bestens menagiret und niemandem communiciret werden." Friedrich schloß die Katholiken aus allen höheren Landescollegien aus, obgleich er in den Friedensschlüssen mit Maria Theresia die Verpflichtung übernommen, in den kirchlichen Zuständen keine Aenderung eintreten zu lassen. Die akademischen Lehrfächer waren unter ihm den Katholiken schon deshalb unzugänglich, weil in dem Professoreneide die evangelische Confession von allen vier Facultäten beschworen werden mußte. „Die Sache liegt hiemit also. Die Katholiken in den Staaten Friedrichs wurden geduldet und durften auf seine besondere Erlaubniß auch da Kirchen bauen, wo es früher keine gab z. B. in Berlin. Aber gleichberechtigt waren sie nicht, selbst in katholischen Gegenden seines Staates. Ihr Religionsbekenntniß schloß sie der Regel nach von öffentlichen Anstellungen im Dienste des Staates aus."

Ungleich schlimmer noch als die Katholiken standen sich bei der Lehre von der Façon die zahlreichen Juden, die der freigeistige König durch von Klopp näher charakterisirte wahrhaft tyrannische Maßregeln drückte. Schrieb er doch z. B. im Jahr 1752 vor, daß die ärmsten und unsittlichsten Juden weggeschafft werden müßten. Aber wohin denn mit diesen Unglückseligen? Diese Frage ward nicht aufgeworfen.

Wie verhielt es sich aber mit der Gewissensfreiheit innerhalb des Protestantismus?

Es scheint, daß das Wort von der Façon mindestens die Bildung von Sekten ermöglicht haben müsse. Dem war aber nicht so. Als sich zu Anfang seiner Regierung zu Treptow eine neue Sekte bilden wollte und der Geistliche des Ortes eine auffallende Predigt hielt, gab der König Befehl, den Urhebern nachzuforschen und dieselbe ohne große Umstände und soviel möglich in der Stille wegzuschaffen. Wohin sie geschafft werden sollen, sagt er nicht, aber er fügt ausdrücklich hinzu: „Es ist das Mittel um so nöthiger, da ohnehin schon dergleichen Versammlungen zur Privatandacht außer den Kirchen und in Particulierhäusern nicht ohne Ursache gänzlich verboten sind.“ Und so entwickelte sich nun ein eigenthümlicher Dualismus. Während die kirchlichen Gebräuche fortbestanden und die Theilnahme an kirchlicher Trauung, an Taufen, an Confirmation, die kirchlichen Rechte und hiermit die Staatsrechte verbürgte, wurde von dem berufenen Schützer aller dieser kirchlichen Gebräuche, von dem Oberherrn des Staates und der Kirche langsam durch alle Schichten des Volkes die Meinung verbreitet, daß diese Gebräuche reiner Aberglauben seien. Die Bücher, die Friedrich in die Welt schickte, ließen darüber keinen Zweifel aufkommen. Die religiöse Freiheit für die Protestanten bestand in Friedrichs Staaten darin, daß man die symbolischen Bücher beschwören mußte, hinterher aber den Eid brechen und sich nach dem Muster des Königs nach eigener Façon über Gott und Himmel und Hölle hinaussetzen durfte.

Konnte aber ein solches System wahre Humanität fördern und hat Friedrich dieselbe in seinen Staaten gefördert? Klopp's Quellenbeweise geben auf diese Frage eine solch' unbarmherzig verneinende Antwort, daß man schwerlich irgend einen deutschen Staat aufweisen kann, der im vorigen Jahrhundert einen so ungeheuren geistigen und materiellen Druck erfahren, als das Königreich Preußen unter dem vielgepriesenen Philosophen von Sanssouci. Wir verweisen auf die hier geschilderten Bedrückungen der blutsaugenden Franzosen, die unter königlichem Schutz an

der Spitze der Regie die deutschen Stämme quälten und über die schon Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ungeachtet aller Bewunderung vor Friedrich ein entschiedenes Verdammungsurtheil ausgesprochen; ferner auf die barbarischen Strafen im Heer, auf des Königs Werbesystem, welches alle individuelle Freiheit in Frage stellte, auf seine Münzfälschungen u. s. w. und führen zum Beleg, wie man außerhalb Preußens die preußische Freiheit und Glückseligkeit beurtheilte, eine Stelle aus einem Briefe Lessings an, der im Jahre 1769 an den bekannten Berliner Jesuitenriecher Nicolai sich folgendermaßen aussprach: „Wien mag sein wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich dort noch immer mehr Glück als in eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden und man nicht sich hat einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von ihrer berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einem in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien gethan hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." Lessing wußte damals wahrscheinlich nichts vom Finanzrath Ursinus, den Friedrich, weil er in einem von ihm verlangten Gutachten über die Finanzeinrichtungen des Staates andere Ansichten ausgesprochen, als beliebt waren, lediglich wegen dieser seiner abweichenden Ansichten auf die Festung Spandau geschickt hatte, „um die Canaille zur Subordination zu bringen." Man würde den Vorgang für unglaublich halten, wenn er uns nicht urkundlich überliefert wäre.

Bei einem so despotischen Selbstregiment, wie es Friedrich führte, konnte keine „begeisterte Anhänglichkeit" der Unterthanen entstehen, die nur durch die Phantasiestückchen späterer Historiker in die Geschichte gekommen ist, es herrschte vielmehr bei dem gewaltigen militärischen und

administrativen Druck eine dumpfe Unterwürfigkeit, die sich beim Tode des Königs wie von einem Alp befreit fühlte. „Ich schaudere noch," schreibt ein Berichterstatter, „und meine Seele ergrimmt über das Schauspiel, das Berlin meinen staunenden Augen darbot, am Todestage des Helden, der die Welt vor Erstaunen verstummen und vor Bewunderung reden machte. Alles war todtenstill, aber Niemand war traurig. Alles war beschäftigt, aber Niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören. Darauf also laufen so viele gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von beinahe einem halben Jahrhunderte, voll von einer solchen Menge von Wundern: darauf laufen sie hinaus! Man war ihrer bis zum Abscheu überdrüssig."

Doch auch zur Zeit der höchsten Blüthe von Friedrichs Ruhm und der armseligsten Unterwürfigkeit so von Selbstgefühl entblößter Unterthanen erscholl zuweilen ein Wort ehrlicher Ueberzeugung. So wagte ein sonst unbekannter deutscher Schriftsteller um die ebengenannte Zeit, in einem Aufsatze, der jedoch erst einige Jahre später, 1761, gedruckt erschienen ist, den künstlichen Strahlenschimmer, den Schmeichelei um Friedrichs Haupt gewoben hatte, zu durchbrechen und den König in natürlichem Lichte darzustellen. In dieser Schrift heißt es unter Anderem: „Seine Unterthanen glücklich zu machen war nichts weiter als eine jugendliche Phantasie Friedrichs, die vor dem Anschwellen seiner Macht dahinschwand. Wenn die Hoffnungen, welche sein Regierungsantritt erregte, einige Greise verjüngt haben, so hat die Folge junge Leute vor der Zeit alt gemacht. Im ersten Jahre athmete er nichts als friedliche Verbesserungen. Der Druck des Kriegswesens, der unter seinem Vater so hart auf dem Volke lastete, wurde ermäßigt und mit Wohlgefallen bemerkte man, daß er in Hebung bürgerlicher Wohlfahrt die wichtigste Pflicht des Regenten sehe. Es dauerte leider sehr kurze Zeit, bis er dieses wie andere Ideale aus dem Gesichte verlor. Der Heeresstand erreichte eine Höhe, wie nie zuvor, der trotzige Soldat ist Herr im Hause des Bürgers; bevor sie das Tageslicht erblicken sind die Kinder zur Sklaverei bestimmt, es sei denn, daß die Vorsehung sie durch die Gnade der Zwerggestalt, der Lahmheit, oder eines ausgewachsenen Buckels davon befreit. Allgemeine Niedergeschlagenheit herrscht unter Alten und Jungen, und sie wird durch das Kriegsglück des Königs täglich vermehrt, denn Unterrichtete behaupten, daß dieses Glück und die unzähligen Lobeserhebungen, ja Vergötterungen dem König einen unerträglichen Stolz beigebracht haben.

Was den Lauf der öffentlichen Gerechtigkeitspflege anbelangt, so sind zwar die herrlichsten Verordnungen vorhanden: dessen ungeachtet werden sonnenklare Rechtssachen Jahre lang herumgezogen und zuletzt gewinnen in der Regel die, welche Unrecht haben, besonders wenn sie in Verbindung mit den Offizieren stehen. Die Einrichtungen im bürgerlichen und gewerblichen Stande sind so beschaffen, daß jederzeit der wirkliche oder vermeintliche Kammernutzen die Oberhand behält. Der Haufe der Monopolisten und Wucherer, welche Friedrich mit großen, erdrückenden Vorrechten ausgestattet hat, vergöttert die Wohlthätigkeit des großen Königs, weil sie allein Nutzen aus derselben ziehen, während hunderttausend Menschen diese Maßregeln verfluchen. Ein jeder dieser Wucherer entzieht hundert andern die Möglichkeit, selbst emporzukommen und Etwas zu erwerben, und bringt doch dem Könige lange nicht den Nutzen, den ihm eine Masse kleinerer Gewerbsmänner, die ungehindert ihre Nahrung betreiben, einbringen würde. Mangel an freiem Handel und Wandel ist Ursache, daß die preußischen Städte im armseligsten Zustande sich befinden, denn dem Wesen des Verkehrs widerstrebt die Beschränkung. Friedrich hat nur einen einzigen staatswissenschaftlichen Grundsatz: kein Geld aus dem Lande zu lassen, keine fremden Waaren ein- und nur einheimische auszuführen. Da aber die Nachbarn Gleiches mit Gleichem vergelten und leichtlich die preußischen Waaren entbehren können, so ist die natürliche Folge, daß man in Preußen arme Handwerker in Masse, aber zahlungsfähige Gewerbsleute nur in sehr geringer Zahl antrifft. So lange die Welt steht, sind vielleicht nie die Gelehrten und Schriftsteller so emsig im Lobspenden, so gleichförmig in der Schmeichelei gewesen, nie haben Freunde und Feinde von einem Menschen so viel Gutes gesagt, ja niemals ward nach bloßem Hörensagen und mit so wenig Sachkenntniß geurtheilt, als über Friedrich. Man stellt ihn als eine Erscheinung hin, die ihres Gleichen nicht habe. Hohe und Niedere, Arme und Reiche, Kluge und Einfältige machen einen Gott, einen Wundermann aus diesem Könige, ergötzen sich an seinen Bildnissen und Lebensbeschreibungen, selbst der Pöbel huldigt ihm durch Gassenlieder. Betrachte aber seine Thaten, erwäge die Beweggründe derselben — und du wirst etwas Anderes finden."

3.

Maria Theresia.

Als Maria Theresia die Erbschaft ihres Hauses übernahm, war sie 23 Jahre alt. Sie war von ihrem Vater in Einfachheit und Strenge erzogen worden und hatte nur einen unvollkommenen Unterricht erhalten; aus einem alten Compendium lernte sie Geschichte. Man hielt sie für eine schwache junge Frau; wie ganz anders trat sie in die Welt! Wie nur irgend ein Mann ergriff sie das Steuer des Staates, und führte dasselbe mit Kraft und Gewandtheit. Die fremden Minister erstaunten, wie selbstthätig, wie arbeitsam sie war, wie sie energisch gegen die Forderungen auftrat, die man von den Umständen begünstigt, zu stellen wagte, wie treffend, scharf, bestimmt ihre Antworten waren, wie sie von allen Dingen den Kern erfaßte, wie sie das Verworrene in einfache Verhältnisse löste. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers bei ihr war; man konnte sie überzeugen, aber nicht leiten. Bartenstein und Kaunitz kamen zu ihrer einflußreichen Stellung, weil sie die Interessen des Staates erkannten, die Ideen der jungen Fürstin stärkten und ausführten. Niemals kam eine erschlaffende, unfruchtbare Entmuthigung über Maria Theresia, auch in Momenten, wo die Würfel des Geschickes schwer nnd gewichtig fielen. Die Thränen, die sie am Landtag in Preßburg vergossen, waren nicht Thränen der Verzweiflung oder der Demuth. Ihr stolzes Gemüth verhehlte selbst die wirkliche Gefahr; oftmals brach es in Frische und Heiterkeit hervor. Ihr Lebensmuth theilte sich ihrer Umgebung mit. In der Wahl ihrer Vertrauten war sie immer glücklich, selten wurde sie getäuscht. Sie faßte zuerst in Oesterreich die Einheit des Volkes, die Gesammtheit der Interessen auf, sie nahm die Erblande als Monarchie, als Staat. All die tausendfachen Bande, welche die verschiedenen Elemente des Staates verketteten, hielt Maria Theresia mit fester Hand zusammen und elektrisirte mit ihrem guten und großen Geiste alle Stände, daß jeder den freudigen Willen fühlte, sich in seiner Sphäre hervorzuthun. Die Reformen hoben manches aus den Angeln, was als altes Recht in den öffentlichen Zuständen festgewachsen zu sein schien; Niemand empfand dieß als lästige Neuerung, vielmehr als Wohlthat, entsprungen aus Erkenntniß und wohlwollender Thätigkeit und zum Zwecke gemeinsamer Vortheile; es hob sich der kriegerische ritterliche Geist der Armee; der Klerus konnte ihren frommen

religiösen Sinn, ihre Achtung vor der Kirchengewalt preisen und brachte der Staatsgewalt Opfer, welche die Vorfahren Maria Theresia's oft versucht und nie erreicht hatten. Ihre Reformen kamen nie sprungweise, sie brach nie mit dem geschichtlichen Lebensgange; „das gute Herkommen" spielt in allen Erlassen eine große Rolle. Man kann tiefer denken von den Formen der Gesellschaft, von den Gestaltungen des Staatslebens, von den Räthseln der Geschichte, aber man kann nie hochherziger handeln für das Volk und Land, nie tiefer überzeugt sein von den Pflichten des Lebens, als Maria Theresia. Niemand hat sie gehaßt, Niemand konnte sie verachten.

In ihrer Jugend hatte ihr Geschlecht und ihre Schönheit mächtig dazu beigetragen, jene frische dynastische Begeisterung hervorzurufen. Maria Theresia war größer als die meisten Frauen, aber ihre Gestalt hatte ein vollkommenes Ebenmaß; bis in's späte Alter erhielt sie ihre hohe Haltung; sie hatte einen herrlichen Teint, reiches blondes Haar. Ihre Augen waren hellgrau und feurig, die Nase sanft gebogen, der Mund fein geschnitten. Jede Aufregung oder Bewegung im Freien verbreitete eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Sie war eine der schönsten Frauen in Europa, wie einst ihre Mutter, die Kaiserin Elisabeth. Es lebte in ihrem Antlitze die volle Anmuth, die Offenheit und Klarheit ihrer Seele. Sie sprach immer sehr lebhaft und begleitete den Ausdruck mit lebhaften Geberden. Sie war leicht aufgebracht, leicht begütigt, gerecht bis zur Aengstlichkeit. Nur die Feinde des Staates waren ihre persönlichen Feinde.

Ihre Abneigung gegen Friedrich II. entsprang inzwischen nicht blos aus Staatsinteressen. Ihr ganzes individuelles Wesen, ihre Entwickelung, ihre religiösen Anschauungen, ihre Auffassung des Lebens und ihrer Triebkräfte, waren im scharfen Contrast zu der inneren Natur Friedrich's. Ihr imponirte sein scharfer politischer Sinn, die Leichtigkeit, mit der er alle herkömmlichen Begriffe durchbrach; sie haßte seinen Sarkasmus, und nannte ihn immer nur den „bösen Mann." Maria Theresia besaß bei aller schöpferischen Kraft nicht jene geniale Eigenthümlichkeit, welche eine Umwälzung der Geister hervorzubringen vermag; ihre gesunde Natur war in einer andern Schule erwachsen, sie hatte so ganz und gar den klugen Sinn, die treuherzige Offenheit und den schlichten kernhaften Ausdruck, wie er dem österreichischen Volke eigenthümlich ist. Ihre Individualität war dem Charakter des Volkes verwandt; ihre Erscheinung bewirkte auch bei dem Volke immer einen unbe-

schreiblichen Eindruck. Oftmals durchbrach sie alle Formen der Etiquette und handelte nach dem Moment und natürlichem Sinn: so 1741 zu Preßburg bei der Krönung, als sie die Krone, die ihr zu weit war und durch die Schwere drückte, bei der Tafel herabnahm und vor sich setzte, oder 1745, als sie bei der Kaiserkrönung dem Volke in Frankfurt zurief: „Vivat Kaiser Franz!" und lachte, als der Kaiser im Krönungsornat mit den langen Handschuhen vorüberzog; oder 1768, als sie am 19. Februar Abends in's Burgtheater kam und in's Parterre hinunterrief: „Der Leopold hat an Buebn!" Alles was an Ideologie, kränkelndes Gefühl, abstraktes Denken streifte, fand in ihren Augen keine Gnade. An dem strengen idealen Charakter der Poesie ihrer Zeit fand sie wenig Geschmack. Ihre Religiosität war ein gottinniger Glaube; er hat sie getröstet und aufgerichtet in mancher schweren Stunde. Ihre Frömmigkeit erschien auch äußerlich, alle Funktionen der Religion erfüllte sie mit ängstlicher Sorgfalt; sie hörte täglich eine, auch zwei Messen. Sie sah das Christenthum in seiner Ursprünglichkeit und Wahrheit nur im Katholizismus, was darüber hinausging, verwarf sie als Irrthum, sie konnte ihn dulden, aber nicht theilen. Ihre Ehrfurcht vor der Kirchengewalt sprach sich in vielen Briefen an Clemens XIII. und XIV. aus, aber sie konnte, wo die kirchlichen Interessen in die Staatsinteressen überflossen, bestimmt und consequent auftreten. Maria Theresia besaß ein feines Gefühl für alles Sittliche. Ihr hoher Sinn trug sie über jede kleinliche und gemeine Auffassung hinaus. Es hatte ihr viel Mühe gekostet, 1756 der Pompadour zu schreiben. Sie wachte über den Hausfrieden und die Hausehre. Ihrem Gemahl war sie in Liebe und Treue zugethan, sie bewahrte sie bis zu ihrem Tod. Es ist bekannt, daß sie sich nach dem Tode des Kaisers jedes Jahr in die Gruft hinabließ, um dort an seinem Sarg zu beten. Niemals bewohnte sie mehr die ersten Zimmer des Stockes in der Burg, wo sie mit ihm gelebt hatte. Der eheliche Friede war durch die kleinen Streitigkeiten und verschiedenen Anschauungen nie gestört worden. Es wirkte dieser Friede und diese Ehre des Hofes auf alle gesellschaftlichen Kreise zurück. In der Gegenwart der Kaiserin durfte Niemand es wagen, über die Grenzen des Würdigen und Schicklichen hinauszugehen. Sie verlangte Zucht und Ehrbarkeit in allen Familien, Maß und Sitte bei jedem Charakter. Geleistete Dienste vergaß sie niemals. Sie konnte dankbar sein bis zum Tod. Niemals vergaß sie der begeisterten Mitwirkung der ungarischen Magnaten in der Zeit der Noth. Den Grafen Palffy nannte sie ihren

Vater, Khevenhüller ihren Ritter, Traun ihren Schild, Liechtenstein ihren Freund. Es starb keiner ihrer Staatsmänner, ohne daß sie seiner Wittwe, oder seinen Kindern ihr Beileid bezeugte, ihre Hülfe anbot.

Ihr Privatleben, ihre Beschäftigungen waren der Ausdruck ihres Geistes und Gemüthes. Sie forderte in allen Kreisen eine regsame unermüdete Thätigkeit; diese war bei ihr zu finden. Sie stand früh auf, im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 5 Uhr. Nach dem Gebet zog sie sich vollständig an, ging in die Kapelle zur Messe, frühstückte und arbeitete bis 9 Uhr, indem sie die Gesuche und Berichte durchging, welche Abends zuvor eingegangen waren. Der größte Theil des Tages war den Geschäften gewidmet. Der Großkanzler Fürst bemerkt in seinem Bericht, daß es hier nicht wie an andern Höfen sei, wo man bloß durch den Cabinetssekretär zu seinem Fürsten gelangen kann. Auf mancherlei Weise konnten sich die Unterthanen der Kaiserin nähern. Jeden Morgen um 10 Uhr war es jedem Privatmann erlaubt, seine Bittschrift abzuliefern. Die Minister der verschiedenen Departements hatten jeder einen bestimmten Tag in der Woche, wo sie ihren Bericht mündlich erstatteten. Bei den Conferenzen aller Minister war die Kaiserin, der Kaiser, später der Erzherzog Joseph gegenwärtig. Maria Theresia verwendete viel Zeit auf diese Conferenzen. Die minder wichtigen Sachen entschied sie auf der Stelle. War der Gegenstand von Wichtigkeit, so faßte sie den Entschluß erst nach reiflicher Ueberlegung in ihrem Cabinete, und schrieb denselben eigenhändig auf die Berichte und Gesuche noch am selben Abend. Sie arbeitete mit großer Aufmerksamkeit, setzte oftmals bei dem Lesen einer wichtigen Sache aus und schrieb dann ihren Entschluß kurz und deutlich nieder. Bei dieser Thätigkeit blieb ihr wenig Zeit zu den Vergnügungen, von denen uns die Berichte über die Höfe des 18. Jahrhunderts so viel erzählen. Maria Theresia liebte eine prachtvolle äußere Erscheinung der Souveränetät; aber ihr Hof und ihr Leben war nie angeweht von den Schwächen der Zeit, der hohlen Größe und dem leeren Pathos, zu welchem man sich in Versailles hinaufgeschraubt hatte, oder von der rohen Genußsucht, in der sich die Kaiserin Elisabeth von Rußland verschlemmte. Es bot der deutsche Kaiserhof ein Bild der Sitte und Würde, wie in alter Zeit. In jungen Jahren liebte die Kaiserin heitere Gesellschaft, Jagd, Spiel, Theater. Sie war eine Kennerin der Musik, hatte eine helle wohlklingende Stimme und sang ausgezeichnet. Am Wiener Hofe wurden von 1743 bis 1748 und 1750 fröhliche Feste gefeiert, später kam dieß nur bei besonderen Gelegenheiten vor. Die

Kaiserin fand an dem, was man Zerstreuung nennt, kein Vergnügen mehr. Ihren Geist beschäftigte hinfort nur die Regierung und die Erziehung ihrer Kinder. In ihrem Familienkreise fand sie Erholung. Sie war eine zärtliche und zugleich strenge Mutter; das bewies sie oft gegen den Erzherzog Joseph. Erzieher und Lehrer wurden über die Aufführung der Erzherzoge gefragt. Es kamen Belohnungen und Strafen vor, wie bei Privaten. So streng geordnet und doch im Innern bewegt war ihr Privatleben. Für ihre staatliche Thätigkeit spricht das Zeugniß der Geschichte. Am Ende ihrer Regierung, von der ein Viertel in schweren Kriegen verflossen war, war der Wohlstand des Volkes, das Leben in allen Zweigen der Cultur in großem Flor. Oesterreich, innerlich gefestigt, erhob seine Stimme mächtig in Deutschland und Europa, und ein durchdringender Gemeingeist belebte alle Theile des Landes.

Würdig ihres Lebens war der Tod dieser großen Regentin. In der zweiten Hälfte des Jahres 1780 erkrankte sie. Auch die bittersten Schmerzen konnten ihre Geduld nicht brechen; sie trug mit männlicher Festigkeit alles Leiden; ihre Heiterkeit blieb sich gleich, ihr Glaube unerschüttert. Bis zum Tage vor ihrem Tode arbeitete sie. „Ich kann nicht schlafen," erwiderte sie den Aerzten, welche auf Ruhe drangen, „ich fühle, daß ich bald vor Gottes Richterstuhl erscheinen werde." 63 Jahre alt verschied die Kaiserin. „Sie ehrte den Thron und ihr Geschlecht," sprach Friedrich der Große.

4.

Der siebenjährige Krieg.

Schlesiens Verlust konnte Maria Theresia nie verschmerzen. Schon nach dem ersten schlesischen Kriege hatte sie gesagt, der schönste Edelstein ihrer Krone sei ausgebrochen; sie hatte geweint, wenn sie einen Schlesier sah. Vor Allem aber schmerzte es sie tief, daß nicht eine europäische Großmacht, daß eine erst neu sich erhebende, bisher von Oesterreich abhängige Mittelmacht ihr das Land entrissen hatte. „Mich bekümmert nicht so sehr der Verlust Schlesiens an sich," sagte sie, „als daß ein Nachbar von solchem Charakter es erwarb." Mit großem Eifer benutzte sie deßhalb die Jahre des Friedens, um die Wiedererwerbung des Verlorenen vorzubereiten. Sie verbesserte die Finanzen mit Hülfe ihres Ministers Daun, erhöhte die Staatseinkünfte von jährlich 30 auf 36 Millionen und vermehrte ihr Heer auf 108,000 Mann; vor Allem aber

wußte sie sich, unterstützt durch den Grafen Kaunitz, mächtige Bundesgenossen zu verschaffen. Leicht gewann sie die Kaiserin Elisabeth von Rußland, welche Friedrich durch herben Spott über ihren Lebenswandel gereizt hatte. Schon am 2. Januar 1746 schloß sie mit ihr ein Schutzbündniß für den Fall, daß Friedrich den Dresdener Frieden verletze; auch Sachsen, erbittert durch die erlittenen Demüthigungen und neidisch auf Preußens emporstrebende Macht, versprach den Beitritt. Schwieriger war es, Frankreich zu gewinnen. Maria Theresia ließ sich so weit herab, an die mächtige Pompadour sich zu wenden, die durch Spöttereien und Geringschätzung von Friedrich verletzt war. So sehr sie dieselbe verachtete, schrieb sie doch an sie und nannte sie Cousine. Kaunitz ward nach Versailles geschickt, um die Sache zu fördern. Dennoch schritten die Verhandlungen nur langsam vor, denn das österreichische Bündniß hatte die Stimme des französischen Volkes gegen sich. Indessen war zwischen Frankreich und England ein Seekrieg wegen der nordamerikanischen Colonien ausgebrochen, und Georg II. schloß deßhalb, wegen eines Angriffes der Franzosen auf sein Stammland Hannover besorgt, am 16. Januar 1756 zu Westminster ein Bündniß mit Preußen zu gegenseitiger Beschützung ihrer Besitzungen. Dieß beschleunigte auch den Abschluß des Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, der am 1. Mai 1756 zu Versailles erfolgte.

Maria Theresia rüstete nun ernstlich zum Kriege. Friedrich erfuhr indessen den gegen ihn verhandelten Angriffsplan, indem der preußische Gesandte in Dresden durch den von ihm bestochenen sächsischen Cabinetskanzlisten Menzel Abschriften aller in dieser Sache gewechselten Schriftstücke erhielt. Er beschloß seinen Feinden zuvorzukommen. Im August 1756 fiel er mit 60,000 Mann in Sachsen ein, während er den König August dadurch sicher machte, daß er ihn um Erlaubniß des Durchzuges nach Böhmen ersuchen ließ. Ohne Schwertstreich nahm er in wenigen Wochen das ganze Land in Besitz; auch Dresden öffnete ihm am 9. September die Thore. Er setzte in Sachsen eine preußische Landesverwaltung ein, und das sächsische Heer, welches in einem festverschanzten Lager bei Pirna stand, mußte sich ihm, nachdem Friedrich am 1. Oktober die Oesterreicher bei Lowositz geschlagen hatte, am 15. Oktober ergeben. Die Offiziere mußten ihr Ehrenwort geben, nicht gegen ihn zu dienen. Das Heer, 14,000 Mann stark, wurde in preußische Regimenter gesteckt. Freilich desertirten die sächsischen Soldaten bald in Masse nach Polen, wohin auch der König August mit seinem Minister Brühl geflüchtet war.

So hatte der siebenjährige Krieg begonnen. Die Oesterreicher bezogen in Böhmen Winterquartiere, die Preußen in Sachsen und Schlesien; Friedrich blieb in Dresden. Jetzt rüsteten fast alle Mächte gegen ihn. Frankreich versprach 100,000 Mann gegen den König nach Deutschland zu schicken. Schweden, begierig Pommern wieder zu gewinnen, erklärte ihm den Krieg. Rußland stellte 100,000 Mann; auch Oesterreich rüstete gewaltig, und der Reichstag zu Regensburg bewilligte eine Reichsarmee von 60,000 Mann zur Bestrafung des Landfriedensbruchs. Für Friedrich waren nur England, Braunschweig, Hessen-Kassel und Gotha. Kaum 200,000 Mann konnte er den Feinden gegenüberstellen, deren Heer eine halbe Million stark war. Doch verlor er nicht den Muth. Im April 1757 rückte er in Böhmen ein, und am 6. Mai erfocht er über die Oesterreicher bei Prag einen glänzenden Sieg. Freilich war derselbe theuer erkauft. Zwar hatten die Oesterreicher 10,000 Todte und Verwundete und 900 Gefangene verloren; aber auch mehr als 16,000 Preußen bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen der 73jährige Feldmarschall Schwerin. Er war von vier Kartätschenkugeln getroffen worden, als er eben eine Fahne in der Hand, die er einem fliehenden Fähndrich abgenommen hatte, Allen voranstürmte. Prag konnte jedoch der König nicht erobern, vielmehr nöthigte ihn eine völlige Niederlage, die er am 18. Juni bei Kollin an der Elbe von den Oesterreichern unter dem Feldmarschall Daun erlitt, Böhmen wieder zu räumen. Er zog sich nach der Oberlausitz zurück. Ueberall war das Kriegsglück seinen Feinden günstig. Das Hülfsheer von Hannoveranern und andern deutschen Verbündeten unter dem Herzoge von Cumberland wurde von den Franzosen unter dem Marschall d'Erées am 26. Juli bei Hastenbeck, unweit Hameln geschlagen und am 8. September wurde der Herzog zu der Convention von Kloster Seven gezwungen, in Folge deren er das Hülfsheer entließ und die hannöver'schen Truppen hinter die Elbe zurückzog, worauf die Franzosen Hannover besetzten. Die Russen eroberten Memel und schlugen ein preußisches Heer am 30. August bei Großjägerndorf. Die Schweden fielen in Pommern ein, und ein österreichisches Corps unter Haddik brandschatzte am 19. Oktober Berlin. Gleichzeitig drang ein französisches Heer unter dem Prinzen Soubise mit der Reichsarmee vereinigt durch Thüringen gegen Sachsen vor, um die Preußen daraus zu vertreiben. Aber Friedrich eilte ihm entgegen und nahm am 13. September Erfurt ein; sein General Seydlitz jagte am 19. September mit nur 1500 Mann 8000 Franzosen unter Soubise aus Gotha,

und am 25. November schlug Friedrich diesen nebst der vereinigten französischen und Reichsarmee bei Roßbach in der Nähe von Weißenfels. Der Feind war ihm dreifach überlegen, ergriff aber schnell die Flucht und in zwei Stunden war die ganze Schlacht entschieden. Die Franzosen flohen übereilt nach dem Rheine, und Georg II. hob drei Wochen später die Convention von Kloster Seven wieder auf. Unterdessen hatten sich die Dinge in Schlesien für Preußen sehr ungünstig gestaltet. Die Oesterreicher eroberten am 12. November Schweidnitz, am 24. mußte sich auch Breslau ihnen ergeben; ganz Schlesien schien für Friedrich verloren. Da führte der König, der nach Sachsen gegangen, von Görlitz aus sein kleines Heer — die Oesterreicher nannten es spottend die Potsdamer Wachtparade — nach Schlesien gegen den dreimal stärkeren Feind, und am 5. December erfocht er bei Leuthen über Daun einen glänzenden Sieg. Mit einer Husarenabtheilung brach der König noch an demselben Abende bis nach Lissa auf. Mit wenigen Begleitern ritt er über die Zugbrücke nach dem Schlosse. An der Thür kamen ihm viele österreichische Offiziere mit Lichtern entgegen. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn zu tödten oder gefangen zu nehmen. Er aber sagte kaltblütig: „Bon soir, Messieurs! Sie haben mich hier wohl nicht erwartet? Kann man denn noch mit unterkommen?“ Die Oesterreicher waren verwirrt, und da Friedrich's Generale gleich darauf nachkamen, wurden sie gefangen genommen. Vierzehn Tage darauf ergab sich auch Breslau und in Kurzem war ganz Schlesien bis auf Schweidnitz in den Händen der Preußen. Auch die Russen hatten wieder ganz Preußen bis auf Memel geräumt, und Friedrich konnte ruhig in Sachsen die Winterquartiere beziehen.

Der Oberbefehl über das englisch-hannöver'sche Hülfsheer war bereits im November auf Friedrich's Wunsch dem Herzog Ferdinand von Braunschweig übertragen worden. Dieser verdrängte die Franzosen, die bereits Magdeburg bedrohten, von der Elbe, und als ein französisches Heer unter dem Grafen Clermont über den Rhein heranrückte, zog er demselben im Februar 1758 entgegen und trieb es über den Rhein zurück. Am 23. Juni schlug er Clermont bei Krefeld und drang sogar über den Rhein in die österreichischen Niederlande vor. Als jedoch Soubise zu Hülfe zog, mußte der Herzog zurückgehen und sich mit der Vertheidigung von Westphalen und Hannover begnügen. Auch Friedrich hatte den Feldzug früh begonnen. Nachdem er im April Schweidnitz erobert, drang er in Mähren ein und belagerte Olmütz; er mußte sich

jedoch vor Daun, der mit starker Macht heranrückte, nach Schlesien zurückziehen. Im Lager bei Landshut erfuhr er, daß die Russen den Krieg wieder begonnen hatten. Der russische General Fermor hatte ganz Preußen in Besitz genommen, war in die Neumark eingedrungen und bombardirte Küstrin. Der König mußte daher seinen Erblanden zu Hülfe eilen, und am 26. August stand er mit 30,000 Mann dem 50,000 Mann starken russischen Heere bei Zorndorf gegenüber. Es war die schrecklichste Schlacht im ganzen Kriege. Sie währte von 9 Uhr Morgens bis auf den Abend um 10 Uhr. Friedrich hatte verboten, Pardon zu geben; er hatte die Brücken abbrechen lassen, um den Russen den Rückzug zu sperren. Das Gemetzel war fürchterlich. Die Russen verloren 939 Offiziere, 19,000 Todte und Verwundete, über 100 Kanonen und 27 Fahnen; aber auch die Preußen hatten einen Verlust von 11,300 Mann und 26 Kanonen. Doch sie hatten gesiegt, und dieß verdankten sie besonders der von Seydlitz geführten Cavallerie. Fermor mußte sich nach Polen und Preußen zurückziehen, und der König eilte nun seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich zu Hülfe, der in Sachsen von Daun hart bedrängt wurde. Daun zog sich in ein festes Lager bei Stolpen, dann bei Löbau zurück, und besetzte die Höhen bei dem Dorfe Hochkirch. Ueber die Stärke des Feindes durch einen von den Oesterreichern bestochenen Kundschafter getäuscht, auch wohl auf Daun's Langsamkeit vertrauend, bezog auch Friedrich hier ein Lager. Die Stellung der Preußen war so unhaltbar, daß der Feldmarschall Keith zum König sagte: „Wenn uns die Oesterreicher hier nicht angreifen, verdienen sie gehängt zu werden." Auch Friedrich erkannte endlich die Unhaltbarkeit der Stellung und dachte darauf, sich der Gefahr zu entziehen. Aber Daun kam ihm zuvor. Am 14. Oktober früh um 5 Uhr griff er die noch schlafenden Preußen von allen Seiten an. Ein dichter Nebel begünstigte den Ueberfall, und als der König vom heftigen Feuer erwachte, hatten sich die Oesterreicher schon mehrerer preußischen Batterien bemächtigt, und sie auf die Preußen selbst gerichtet. Die Verwirrung war gränzenlos. Fünf Stunden wüthete der Kampf, besonders in dem brennenden Dorfe und auf dem Kirchhofe. Endlich gelang es dem König, sich auf die Höhen bei Bautzen zurückzuziehen, wo ihn Daun nicht anzugreifen wagte. Aber 9000 Preußen waren gefallen, unter ihnen Keith und der Prinz Franz von Braunschweig. Moriz von Dessau fiel schwer verwundet in die Hände der Feinde; auch der König und fast alle Generale waren leicht verwundet worden. Das Geschütz und

das ganze Gebäck war verloren. Gleichwohl gelang es dem König, nach Schlesien einzudringen und Neisse und Cosel zu entsetzen. Dann eilte er nach Dresden, und nöthigte Daun, Sachsen zu verlassen und sich nach Böhmen zurückzuziehen, während die Reichsarmee, welche Leipzig belagerte, gezwungen wurde, nach Franken zu gehen.

Noch ungünstiger gestaltete sich Friedrich's Lage im folgenden Jahre. Er konnte es nicht verhindern, daß ein mächtiges russisches Heer, welches im Frühling unter Soltikow aus Polen herbeizog, im Juli bis nach Frankfurt an der Oder vordrang und sich mit dem 18,000 Mann starken Heere vereinigte, welches der österreichische General Laudon anführte. Friedrich eilte demselben entgegen, und am 12. August kam es bei **Kunersdorf** zur Schlacht. Schon waren die Russen geschlagen und Friedrich hatte bereits Boten mit der Siegesnachricht nach Berlin geschickt. Als er nun aber auch die Oesterreicher angriff, erlitt er eine vollständige Niederlage. Dem König selbst wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Eine Pistolenkugel schlug ihm in die Westentasche. „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!" rief er hier voll Verzweiflung aus. Vergebens suchte er nach der Schlacht auf einem Strohlager in einer halb zerstörten Bauernhütte den Schlummer. Kaum 5000 Mann sah er am nächsten Morgen um sich versammelt. Er war völlig trostlos, und Niemand wagte sich ihm zu nähern. Zum Glück für ihn verfolgten die Feinde den Sieg nicht; er konnte über die Oder zurückgehen, und bald sah er sich wieder an der Spitze von 28,000 Mann und nöthigte die Russen, sich nach Polen zurückzuziehen. Dagegen war Dresden genöthigt, sich der Reichsarmee zu ergeben und ein 11,000 Mann starkes Heer unter General Fink wurde am 21. November bei **Maxen** im Plauen'schen Grunde umzingelt, und fiel Daun in die Hände.

Nicht glücklicher begann das Jahr 1760. Friedrich hatte kaum 80,000 Mann (großentheils Ausländer) dem 250,000 Mann' starken feindlichen Heere entgegen zu stellen. Zwar nahm Fouqué das von den Oesterreichern eroberte Landshut ein; aber er verlor es gleich wieder an Laudon, der ihn am 23. Juni mit 8000 Mann gefangen nahm. Im Juli fiel auch Glatz in die Hände der Oesterreicher, und Daun wollte nun, mit Laudon vereinigt, den König angreifen. Aber Friedrich kam ihm zuvor und besiegte Laudon am 15. August in der Schlacht bei **Liegnitz**, in welcher die Oesterreicher 10,000 Mann verloren, Friedrich nur 1800. Schlesien war gerettet; die Russen zogen über die Oder,

Daun nach Böhmen zurück. Aber nun drang im Oktober ein russisches und gleich darauf ein österreichisches Heer in Berlin ein und brandschatzte die Stadt. Bei der Annäherung des Königs zogen sie sich eilig zurück und dieser wandte sich nun nach Sachsen gegen Daun. Bei Torgau kam es (3. November) zu einer blutigen Schlacht; 13,000 Preußen und 20,000 Oesterreicher fielen; aber Friedrich hatte gesiegt. Vorzüglich verdankte er dieß seinem tapfern Generale Ziethen. Friedrich war jetzt wieder im Besitze von Sachsen außer Dresden, auch Schlesien war vom Feinde frei außer Glatz, wo Laudon stand; die Schweden hatten sich nach Stralsund, die Russen nach Polen zurückgezogen. Auch gegen die Franzosen war in Westphalen mit ziemlichem Glück gekämpft worden. Ein großer Nachtheil für Friedrich war es, daß Georg II. am 25. Oktober starb. Sein Nachfolger Georg III. liebte den Frieden. Auch das Parlament zeigte keinen Eifer für den Krieg; auf Englands Unterstützung war mithin wenig mehr zu rechnen. So begann das Jahr 1761 für ihn mißlich genug. Im August vereinigte sich Laudon zu Striegau mit dem russischen General Buturlin; indessen gelang es dem Könige wenigstens, sich bei Bunzelwitz in einem festen Lager zu verschanzen. Buturlin zog sich zwar im September nach Polen, aber während Friedrich ihm folgte, nahm Laudon Schweidnitz und damit war halb Schlesien für Preußen verloren.

Das wichtige Kolberg mußte sich am 16. Dezember den Schweden und Russen ergeben; Sachsen war großentheils in Daun's Händen. Friedrich's Heer war auf 16,000 Mann zusammengeschmolzen. Er schien dem Untergange nahe. Da trat ein für ihn äußerst glückliches Ereigniß ein. Am 5. Januar 1762 starb seine Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth, ihr folgte der Schwestersohn Peter III., ein begeisterter Verehrer Friedrich's. Derselbe schloß sogleich (am 5. Mai) mit dem König Frieden, ja sogar ein Bündniß, in Folge dessen sich das russische Heer in Deutschland dem preußischen anschloß; auch Schweden trat dem Bündnisse bei. Freilich wurde dasselbe nach Peter's Ermordung (am 9. Juli) von der neuen Kaiserin Katharina wieder aufgehoben; aber doch erhielt sie den Frieden mit Preußen aufrecht und das russische Heer blieb wenigstens noch so lange, wenn auch unthätig, bei Friedrich, daß er die Oesterreicher bei Burkersdorf schlagen und sich nun gegen Schweidnitz wenden konnte, welches er (am 9. Oktober) eroberte. Damit war er wieder im Besitze Schlesiens. Während dessen hatte Ferdinand von Braunschweig im Westen glücklich gegen die Franzosen gekämpft und Prinz Heinrich

war in Sachsen nicht minder glücklich gewesen. Am 29. Oktober erfocht der letztere mit Seydlitz bei Freiberg einen glänzenden Sieg über die Reichsarmee und die Oesterreicher unter Haddik; Ferdinand von Braunschweig eroberte am 1. November Kassel. Zwei Tage darauf wurden zwischen Frankreich und England zu Fontainebleau die Friedensprälimenarien abgeschlossen; der definitive Friede, welcher den Seekrieg zwischen beiden Mächten beendigte, kam am 10. Februar 1763 zu Paris zu Stande. Auch Oesterreich hatte bereits am 24. November mit Friedrich für den Winter Waffenstillstand geschlossen. Der König schlug sein Hauptquartier in Leipzig auf, und benutzte den Winter, um durch einen glücklichen Streifzug des Kleist'schen Corps die wichtigsten Reichsstände, die nicht mit in den Waffenstillstand eingeschlossen waren, Bayern, Pfalz, Mecklenburg u. a. zum Abfall von Oesterreich und zur Neutralität zu zwingen. So von den meisten Bundesgenossen verlassen, während die österreichische Schuldenlast um hundert Millionen gewachsen war, sah sich auch Maria Theresia genöthigt, Friedensunterhandlungen mit Preußen anzuknüpfen, und schon am 15. Februar 1763 wurde der Friede auf dem Jagdschlosse Hubertusburg bei Meißen abgeschlossen. Friedrich behielt alle vor dem Kriege besessenen Länder, auch Schlesien und Glatz; Sachsen wurde an August III. zurückgegeben; Maria Theresia's Sohne Joseph versprach Friedrich seine Stimme zur Kaiserwahl. So endete der siebenjährige Krieg, für Deutschland ein Bürgerkrieg, wie es der dreißigjährige gewesen war. Daß er ebenso wenig wie dieser ein Religionskrieg war, zeigt schon die Gleichgültigkeit, welche sich in Sachen der Religion überall geltend machte.

Ein Hauptergebniß des Krieges war für Preußen außer der Behauptung seines Besitzstandes ein Kriegsruhm, der es in die Reihe der Großmächte Europa's erhob. Mit diesem Kriegsruhme des Staates war der des Königs innig verwachsen. Friedrich, der vor seiner Thronbesteigung sich ein ganz anderes Königsleben, als das im Lager und auf dem Schlachtfelde vorgezeichnet, der nach seinen früheren Kriegen in die Kreise geistreicher Unterhaltung auf seinem Schlosse Sanssouci zurückgekehrt war, erschien noch einmal im Glanze seines Feldherrntalentes, unter Ertragung anhaltender Beschwerden. Daß er ungeachtet der Zahl und Macht seiner Gegner ohne Verlust aus dem Kampfe hervorging, machte ihn zu dem bewunderten Helden seiner Zeit. Es kamen ihm aber außer seinem anerkannten Feldherrngenie eine Anzahl äußerer Umstände gut zu statten. Die Stärke seiner Heere ging, wie schon längst in Preußen, weit über

das dem Umfange des Landes entsprechende Maß hinaus. Die Zahl seiner Truppen erreichte fast die Hälfte der größten Zahl, der von seinen Feinden gleichzeitig in das Feld gestellten. Die Unterhaltung derselben erleichterte außer der Ordnung und Sparsamkeit seiner Verwaltung der Umstand, daß er sie meist außerhalb des Landes beschäftigen konnte. Seine Gegner hatten aber trotz der Masse ihrer Truppen nicht die Uebereinstimmung in ihren Unternehmungen, durch welche Friedrich alle Bewegungen seiner Truppen ineinandergreifen ließ. Es herrschte auch bei den Bundesgenossen, die Oesterreich hatte, nicht der Eifer, von dem dieses selbst beseelt war, und in ihren Kriegsunternehmungen traten oft große Unterbrechungen ein. Während des Krieges kam ihnen die Besorgniß vor einem zu großen Gewinne, den Oesterreich aus demselben ziehen könnte, und während dieses ihnen gern schwierige Aufgaben zuschob, gingen sie denselben ebenso gern aus dem Wege. Auch hatte Friedrich schon dadurch, daß sich der König und der Heerführer in seiner Person vereinigten, in Bezug auf Schnelligkeit der Entschließung und Ausführung einen großen Vortheil, denn während die Unternehmungen seines eifrigsten Gegners durch Zwiespalt in den Berathungen der Führer und durch Abwarten der vom Wiener Hofe kommenden Befehle Verzögerung erlitten, auch die Furcht vor einer zu schweren Verantwortlichkeit Zaudern veranlaßte, konnte Friedrich jeden Augenblick Entschlüsse fassen, Pläne ändern, Entscheidungen treffen.

5.

Das Reichskriegswesen im 18. Jahrhundert.

Mit dem westphälischen Frieden beginnt der eigentliche Verfall des deutschen Reichs, die Auflösung der Einheit durch die Entwicklung der großen souveränen Reichsstände. Dieser zunehmende Verfall offenbart sich seitdem in allen öffentlichen Verhältnissen, Reichstagen und Reichsgerichten, Finanz- und Kriegswesen u. s. w., am deutlichsten und augenfälligsten vielleicht im Zustande des Reichskriegswesens. Ein Bild desselben im 18. Jahrhundert möge den Zustand des heiligen römischen Reichs veranschaulichen.

Eine Reichsarmee gab es im vorigen Jahrhundert fast nur auf dem Papier. Zwar waren 1681 die Contingente der einzelnen Reichsstände neu geregelt und nach den zehn Kreisen vertheilt worden. Das „Simplum“ oder einfache Reichsaufgebot sollte darnach aus 40,000

Mann (28,000 Mann Fußvolk und 12,000 Mann Reiterei) bestehen. Im Jahre 1702 trug der Reichstag darauf an, daß auch in Friedenszeiten immer das doppelte Simplum oder 80,000 Mann unter den Waffen sein sollten; allein der Kaiser gab seine Zustimmung zu diesem Beschlusse nicht, vermuthlich, weil er eine solche fortwährende Kriegsbereitschaft der Stände für seine eigene Macht bedenklich fand. So blieb es dabei, daß auch fernerhin das Reichsheer nur bei ausgebrochenem oder drohendem Reichskriege zusammenberufen werden sollte. Aber auch in diesem äußersten Falle ward einem solchen Aufgebot selten pünktliche Folge geleistet. Die großen Stände zeigten sich wenig beeifert, ihre Kriegsmacht dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, der, wie sie zu ihrer Rechtfertigung behaupteten, dieselbe nur für Zwecke seines eigenen Hausinteresses verwende. Unstreitig standen sich diese größeren Staaten besser, wenn sie ihre Kriegsmacht beisammenhielten, und ihre Bundesgenossenschaft dem einen oder andern der kriegführenden Theile um hohen Preis zu verkaufen suchten. Die kleinen machten es den großen nach und mußten oft (was bei jenen nicht einmal anging) durch förmliche Reichsexekution zur Stellung ihrer Contingente gezwungen werden. Das Bild, welches von dem Verfahren der Stände im Reichskriege 1795 in der Schrift: „Germania im Jahre 1795", mit allerdings etwas stark aufgetragenen Farben entworfen wird, mochte so ziemlich auf alle Vorkommnisse ähnlicher Art in diesen Zeiten der schon fast erstorbenen Reichseinheit passen. „Man berathschlagt," heißt es dort, „ob die Heere der Deutschen nicht ohne Brod und Pulver Krieg führen, ob unsere Festungen nicht mit Luftröhren statt Kanonen vertheidigt werden können. Der eine Reichsstand will warten, was der andere beschließen werde. Ein anderer stimmt für die wenigst möglichen Beiträge. Ein dritter läßt sagen, es müsse erst im Regierungsrath in Hannover überlegt werden, ob man Geld brauche, Krieg zu führen, dann müsse erst das Gutachten des Regierungsrathes über's Meer nach London geschickt werden, um zu wissen, ob der König von Großbritannien überzeugt sei, daß in Deutschland ebenso wie in England Geld zum Kriegführen gebraucht werde; von London müsse dann zurück über's Meer Instruktion an die Regierung nach Hannover geschickt werden, und diese Regierung brauche Zeit, aus der Instruktion über's Meer eine Instruktion über's Land zu machen und diese dem Gesandten in Regensburg — zur Erleichterung des Briefporto's — mit dem Postwagen zu übersenden. — Man müsse also die Franzosen vor allen Dingen ersuchen, mit ihren Kriegsoperationen zu warten, bis der kur-

braunschweigische Gesandte für diesen Fall, den man bei Anfang dieses Krieges gar nicht habe voraussehen können, vollkommene Instruktionen erhalten habe. Ein vierter Reichsstand verwunderte sich, wie man ihm Beiträge zumuthen könne, da es weltkundig sei, daß er mit Polen und Frankreich in Verhältnissen stehe, welche die Besiegung der deutschen Heere seiner Convenienz vortheilhaft machten."

So kam es denn, daß das deutsche Reichsheer selbst bei Ausschreibung eines dreifachen Simplum (120,000 Mann) doch oft kaum aus 20,000 Mann bestand. Und was für Leute! Die kleinen Reichsstände, Grafen, Aebte, Reichsstädte hielten im Frieden nur ein Paar Mann Soldaten, etwa so viel, als sie zum Schildwachstehen vor ihren Schlössern oder Stadtthoren brauchten. Von einer wirklichen, militärischen Einübung dieser Wachmannschaften konnte natürlich nicht die Rede sein. Ward nun das Reichscontingent aufgeboten, so suchte man theils durch die Aufhebung im Lande („Loosung"), theils für Geld oder mit Gewalt die pflichtmäßige Zahl voll zu machen. Sogar aus den Zuchthäusern nahm man die Leute, wenn es fehlte. Die Ausgehobenen konnten einen Stellvertreter für sich schicken, und wenig fragte man darnach, ob dieß ein tauglicher und ordentlicher Mann, oder ein Landläufer und Taugenichts sei. Die Offiziersstellen bei diesen kleinen Truppenkörpern wurden gewöhnlich nach Gunst oder für Geld vergeben. Jeder Stand hatte nach Verhältniß seiner Truppenzahl die dazu gehörigen Offiziersstellen zu besetzen. Bei der Kleinheit der einzelnen Contingente kam es dann wohl vor, daß bei einer und derselben Kompagnie der Hauptmann von einem Reichsgrafen, der erste Lieutenant von einer Reichsstadt, der zweite von einer gefürsteten Aebtissin ernannt wurde. Von militärischen oder kameradschaftlichem Geist, von edlem Wetteifer in der Vervollkommnung ihrer selbst und ihrer Mannschaften, von höherem Pflichtgefühl der Subordination und der Aufopferung für eine gemeinsame Sache konnte da nicht wohl die Rede sein. Roh und unwissend, wie sie zur Truppe gekommen, blieben die untern Offiziere meist auf diesem niedern Standpunkte stehen; wofür hätten sie sich anstrengen sollen, da ein Aufrücken in die höheren Stellen (welche von einem andern Reichsstande besetzt wurden) für sie nicht zu hoffen war? Die Gemeinen, welche Lohn und Verpflegung nur von den Offizieren ihres Contingentes zu erwarten hatten, hielten sich ausschließlich an diese, und kümmerten sich um die andern Befehlshaber nicht mehr, als sie eben mußten.

Die Führer der kombinirten Corps wurden von den kreisausschreibenden Fürsten, die Oberbefehlshaber des gesammten Reichsheeres, die Reichsfeldmarschälle, Reichsfeldzeugmeister u. s. w., kurz die ganze Reichsgeneralität vom Kaiser und Reichstag ernannt und in Pflicht genommen. Hierbei fand nur wieder ein doppelter Uebelstand statt. Die Generäle der kreisausschreibenden Fürsten betrachteten sich weit mehr als solche, denn als im Dienst des Reiches stehend, suchten in der Regel mehr den Vortheil jener, als den des Ganzen, sorgten für ihre Truppen besser, als für die ihnen mitanvertrauten anderer Contingente, schonten bei Durchmärschen und Einquartierungen ihrer Herren Länder, und wälzten dafür die doppelte Last auf die Nachbarstände. Die Reichsgeneralität aber ward — sollte man es glauben — streng nach dem Gegensatze und der Gleichberechtigung der beiden Religionsparteien, in welche die deutsche Nation zerfiel, zusammengesetzt: da mußten genau so viele katholische, wie evangelische Feldmarschälle, und genau so viele evangelische, wie katholische Generale der Kavalerie sein.

Ausrüstung und Bewaffnung der Mannschaften waren bei jedem Contingente verschieden, und man fand daher nicht blos wie jetzt in den verschiedenen Armeecorps Brigaden oder Regimenter, sondern sogar in einzelnen Kompagnien eine buntscheckige Mannigfaltigkeit der Uniformen und Waffenstücke, des Kalibers und des Exercitiums, kurz alle unausbleiblichen Uebelstände einer solchen ungleichartigen Zusammensetzung. Bei der Auswahl der Waffen und der übrigen Erfordernisse zur Ausrüstung der Mannschaften nahmen die einzelnen Stände, namentlich die kleineren, weit mehr auf den Zustand ihrer Finanzen als auf den Zweck, den es galt, und auf das allgemeine Interesse Rücksicht. Nicht selten sah man die Soldaten dieser kleinen Contingente mit Flinten und Schwertern aus allen Rüstkammern bewaffnet, was ihnen zwar ein sehr romantisches Aussehen, aber nicht eben eine besonders militärische Brauchbarkeit verleihen mochte. So wird es glaublich, was man berichtet: daß in der Schlacht bei Roßbach in den Reihen der Reichsarmee von hundert Flinten nicht zwanzig losgegangen seien.

Die gleiche Verschiedenheit und Mangelhaftigkeit herrschte in Bezug auf die Löhnungsverhältnisse. Die Mannschaften des einen Contingentes erhielten ihre Löhnung unregelmäßig in langen Zwischenräumen, und wurden dadurch mißmuthig; andere bekamen, während jene darbten, viel Geld auf einmal in die Hand und ließen sich dadurch zu Uebermuth und Liederlichkeit verführen. Wenn ein Oberbefehlshaber auf

Verbesserung solcher Uebelstände drang, so ward er von den Führern der einzelnen Truppentheile an den „Stand" oder die „mehrern Stände" verwiesen, von deren Entschließung die Regelung dieser Verhältnisse abhing. Vereinfachende Maßregeln für gemeinsame Verpflegung größerer Truppenmassen waren aus demselben Grunde beinahe niemals zu erreichen.

Wenn die Reichsarmee sich in Marsch setzen wollte, mußte den einzelnen Ständen aufgegeben werden, zur Verpflegung ihrer Contingente binnen einer bestimmten Zeit das Nöthige herbeizuschaffen. Selten traf aber dieß Nöthige zur rechten Zeit und am rechten Orte ein, und so wurden die Bewegungen der Truppen vielfach gehemmt oder verzögert. Eine Geheimhaltung der militärischen Operationen war, da so viele Leute im Voraus darum wissen mußten, ebenso unmöglich, als die Ausführung rascher Handstreiche mit so zusammengesetzten und organisirten Truppenkörpern. Jedes Regiment führte einen ungeheuern Troß von Bagage mit sich, da es für die einzelnen Contingentstheile besonderer Fuhrwerke, besonderer Anstalten und Bedienungsmannschaften zur Verpflegung bedurfte. Jeder Stand hatte seine eigene Bäckerei, sein eigenes Hospital u. s. w. Bisweilen ließen sie wohl auch das nöthige Brod auf den umliegenden Dörfern backen, wo dann der jedesmalige Bedarf von allerwärts zusammengeholt werden mußte und nicht selten Mangel eintrat. Auch die Hospitäler waren oft über verschiedene Orte in der Umgegend zerstreut, so daß es schwer hielt, die Wiedergenesenen zu ihren Fahnen zurückzubringen, Viele sich auch wohl gänzlich verzettelten. Die Offiziere führten ihre Weiber sammt allen möglichen Bequemlichkeiten mit sich, und ließen sich von ihren Obern darüber nichts sagen.

Daß die Truppen der größeren Reichsländer, bei denen es in allen diesen Beziehungen ungleich besser stand, jene kleinen buntscheckigen Contingente, die man vorzugsweise mit dem Namen Reichstruppen bezeichnete, auf's Tiefste verachteten, und sie diese Verachtung auf alle Weise fühlen ließen, kann nicht Wunder nehmen. Dafür rächten sich jene wieder durch die höhnische Schadenfreude, womit sie jede Niederlage begrüßten, welche diesen widerfuhr. Daß eine solche Niederlage zugleich die gemeinsame Waffenehre des deutschen Heeres und das gemeinsame Interesse des deutschen Vaterlandes treffe, darum kümmerte man sich nicht, davon hatte man kaum einen Begriff, denn die Soldaten untereinander kannten sich zwar als Oesterreicher und Preußen, Reichsstädter und Bischöfliche, aber woran hätten sie sich als Deutsche und als Brüder er-

kennen sollen? Ganz absonderlich übel sah es aus mit des heiligen römischen Reichs Festungen. Bis zum dreißigjährigen Kriege wußte man von solchen gar nichts. Während desselben ließ der Kaiser auf eigene Hand manche Orte in der Reichsstände Landen befestigen und besetzen. Die Reichsstände, eifersüchtig auf ihre Landeshoheit, setzten es durch, daß im westphälischen Frieden dem Kaiser das Recht, dieß zu thun — es sei denn mit des Reichstags Bewilligung — abgesprochen wurde. Aber dieß war den Ständen noch nicht genug: in der Wahlkapitulation Leopold's I. bedungen sie sich aus, der Kaiser solle „weder während eines Reichskriegs noch sonst in der Kurfürsten, Fürsten und Stände Landen und Gebieten einige Festungen von Neuem anlegen oder bauen, noch auch zerfallene, oder alte wieder erneuern, viel weniger Andern Solches gestatten, inmaßen dieses allein die Landesherrn, nach den Reichssatzungen, in ihren Territorien zu thun berechtigt sind."

6.

Folgen des siebenjährigen Krieges.

Vielleicht war der siebenjährige Krieg, im Ganzen betrachtet, der mörderischeste, verwerflichste Kampf der neuern Geschichte; sträflich begonnen, entsetzlich geführt, zwecklos beendigt. Von allen Provinzen des österreichischen Staates hatte er besonders Böhmen getroffen — man schätzte den Kriegsschaden auf 20 Millionen Gulden. Da aber nur 13 Millionen eigentlicher Schäden bei der Vergütung angenommen und nur 28 von Hundert wirklich gut gemacht, die bereits von 1763 auf das Höchste gestiegenen Auflagen nach dem Kriege um die Hälfte erhöht wurden, eine große Viehseuche einen weiteren Schaden von drei bis vier Millionen Gulden bereitete, das Lotto jährlich eine Million aus dem Lande zog, die Erbsteuer, wie die Betrügereien schlecht bezahlter kaiserlicher und herrschaftlicher Beamten das Land fortwährend ärmer machten, so war das Schicksal des Königreiches ungemein traurig geworden. In dem verflossenen Jahrhunderte hatte Böhmen vorzugsweise die Last des Krieges zur Befreiung Ungarns getragen; jetzt war es besonders Ungarn geworden, das den Kampf auf sich genommen hatte, um zu verhindern, daß Böhmen nicht eine preußische Provinz werde.

Die Bevölkerung Preußens sank um eine halbe Million; der König selbst rechnete, daß ihm der Krieg an Soldaten 180,000 Mann, an Offizieren 4000 gekostet. Sein Heer hatte in sechzehn

Schlachten acht Mal siegreich gekämpft, der König selbst in sieben sich den Sieg zugeschrieben. Durch die Russen, die jährlich Pommern, die Marken und Schlesien überschwemmten, Küstrin verbrannten, bei Zorndorf beinahe, bei Kunersdorf entschieden gesiegt haben, kamen an 33,000 Menschen in den Städten und auf dem flachen Lande um. Von 58,000 Einwohnern Berlins empfingen 1761 30,000 wöchentlich Almosenbrod. Die Russen verloren an Todten 120,000 Mann; sie gewannen zwar kein Territorium von den Preußen, wohl aber großen Waffenruhm durch Europa und eine feste militärische Stellung gegen Polen, das sie von nun an beherrschten.

So wurde durch diesen Krieg das Gleichgewicht von Europa unwiederbringlich vernichtet. Von 14,000 Häusern, die während des Krieges in Preußen verbrannt worden waren, hatten die Russen die meisten zerstört. Friedrich rechnete mit unbegreiflichem Anschlage, daß von den Seinen nicht 1000 Häuser zerstört worden seien. Die Behandlung Dresdens allein bleibt ein Denkmal rohester Barbarei; was Prag gelitten, ist kein geringerer Schandfleck. Die Oesterreicher, die zehn Schlachten bestanden, verloren 140,000 Mann, der Staat hatte seine Schulden bis auf 500 Millionen Gulden vermehrt. Friedrich hatte während des Krieges eine eigene Münzoperation gemacht, durch welche der Werth des Geldes vielleicht um das Siebenfache verringert wurde. Mit diesem schlechten Gelde bezahlte er seine Armee, er hatte bei der kurmärkischen Landschaft und bei sämmtlichen Dom- und Collegiatstiften Schulden gemacht. Das baare Geld war bei dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens beinahe gänzlich ausgegeben, in der Kasse des Hofstaats-Rentmeisters fanden sich noch 800 Thaler, in der des Kriegszahlmeisters 200,000 Thaler schlechten Geldes. Der König hatte es verstanden, den Krieg vor Allem auf fremde Kosten zu führen; da aber seine Feinde ihn hierin nachahmten, geschah es, daß 125 Millionen Thaler Brandschatzungen von seinem Gebiete erhoben wurden. Die Felder lagen ungebaut; es fehlte zugleich an Händen, den Acker zu bestellen, wie an Vieh und Saatkorn. Der größte Theil des Möbelsilbers aus dem Berliner Schlosse, wie die Brillantknöpfe mit dem übrigen Schmucke Friedrich's I. war aufgegangen. Dafür war aber im Kriege kein Dorf verloren und eine europäische Stellung und Macht errungen worden.

Verhältnißmäßig vielleicht noch mehr als Preußen hatte Sachsen gelitten; es berechnete seinen Verlust auf 70 Millionen Thaler an Lieferungen wie Contributionen, nebst einer Schuldenlast von 29 Millionen

Steuer- und neun Millionen Kammer- und Hofschulden, und dritthalb Millionen Thaler, welche noch an Preußen als Contributionen gezahlt werden mußten. Das sächsische Münzwesen war ganz zerrüttet; 4888 Centner schlechter Achtgroschenstücke wurden in Freiberg mit großem Verluste (von fast zwei Drittel) eingeschmolzen. Die verbündeten Engländer und Deutsche hatten 160,000 Mann, die Reichsvölker 28,000 verloren, Mecklenburg allein hatte den Preußen 17 Millionen Thaler und Tausende von Rekruten geliefert. Von den Franzosen hatte namentlich der Herzog von Richelieu in Hannover ein schändliches Andenken hinterlassen; sie hatten auf deutschem Gebiete, der preußische General Kleist in Franken, fürchterlich gehauset. Die Franzosen hatten an 200,000 Mann eingebüßt, der beträchtlichen Verluste ungerechnet, die sie zur See erlitten. Aber auch Städte und Dörfer des Reiches verödeten; Getreide, Rindvieh und Pferde waren in Mitteldeutschland kaum mehr anzutreffen. Der Landgraf von Hessen ließ sich für die Verwüstungen, die seine Unterthanen von seinen Feinden erlitten, 60,000 Pfund Sterling von den Engländern bezahlen. Diese behielt er aber für sich, als wenn er den Schaden erlitten hätte. Der Kurfürst von Hannover, König Georg II., benützte die Gelegenheit, daß hannöver'sche Truppen in Ostfriesland standen, um seinen sieben Monate alten Sohn Friedrich, „den hochwürdigsten in Gott Vater," wie ihn Swift nannte, zum Fürstbischof von Osnabrück wählen zu lassen. Er bahnte dadurch die Vereinigung des Fürstbisthums mit Hannover an, und brachte die lang von ihm beabsichtigte Säcularisation, die Vernichtung dessen, was der westphälische Frieden übrig gelassen, seinerseits in Gang. Schweden, das auch Antheil an dem Kriege genommen, verlor 25,000 Mann und war einem Staatsbankerotte nahe. Eine allgemeine Erschöpfung nach einem Verluste von fast einer Million Menschen beendigte den Continentalkrieg, den heillosesten Kampf der neueren Geschichte, durch den Frieden zu Hubertsburg (1763), der den kriegführenden Mächten dasjenige ließ, was sie vor dem Kriege gehabt hatten. Fünf Tage vorher (10. Februar 1763) war der Pariser Friede zwischen den Seemächten unterzeichnet worden, die an dem Kampfe, meist wegen der Verhältnisse in Indien und Amerika, Antheil genommen hatten. Frankreich hatte, als der Friede unterzeichnet wurde, 33 Linienschiffe und 74 Fregatten verloren; es besaß noch an 40 Linienschiffe, aber diese waren an den Häfen des Oceans und Mittelmeers zerstreut, und die englische Flotte, die auf der Insel d'Aix und in Gibraltar stationirt war, verhinderte eine Ver-

einigung derselben. Es war in Frankreich dahin gekommen, daß der Controleur Silhouette den Kirchen und den Privatleuten mit Gewalt das Silber wegnehmen ließ, weil jedmögliche Steuer auf das Höchste getrieben, der Kredit erschöpft war, und der Hof, dessen Lustbarkeiten, am wenigsten aber der sogenannte Hirschpark, ein Harem der schändlichsten Art, nicht unterbrochen werden durften, mußte, um wenige Millionen zu erhalten, das Land schändlichen Wucherern überlassen, was andererseits wieder die Unzufriedenheit vermehrte, und der Opposition der Parlamente und der Schriftsteller Kraft und Anhänger gab. Nicht die Hälfte des baaren Geldes fand sich 1763 vor, das 1755 in Circulation gewesen war. Spanien hatte das reiche Havannah mit ungeheuren Schätzen und vielen Linienschiffen und dann noch die Manilla verloren, es hatte sich vergeblich damit zu helfen gesucht, daß es die Engländer durch Bekriegung des mit Großbritannien eng verbundenen Portugals in einen gefährlichen und beschwerlichen Landkrieg zu verwickeln gestrebt hatte (1762). Der Plan war nicht schlecht gefaßt. So übel die spanische Armee zusammengesetzt war, da es an Lebensmitteln, Gezelten und an allen Anstalten fehlte, als sie an die portugiesische Gränze kam, so drang sie doch siegreich vor, da der König von Portugal ihr nur 16,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde entgegenstellen konnte, seine Truppen seit 14 Monaten keinen Sold erhalten, und man noch vom vorigen Jahre den Brodlieferanten 400,000 Cruzados schuldete. Schon war Lissabon bedroht, das sieben Jahre vorher (1755) durch ein fürchterliches Erdbeben zerstört worden war, als der Friede geschlossen wurde, von Seite Englands vorzüglich, um Portugal zu retten, dessen Festungen bereits in spanische Hände gefallen waren.

Da aber die Engländer Herren des Meeres waren, Cuba, Spaniens wichtigste Colonie, inne hatten, und von da aus die wichtigste und einzige westindische Colonie Frankreichs, St. Domingo, bedrohten, vermochten sie den Frieden zu dictiren.

England gewann Canada, die Insel Cap Breton, das Gebiet am Michigan, die Insel Grenada, die Grenadillen, Tabago, Dominica, Florida und St. Vincent, Minorca in Europa, das damals war, was Malta jetzt für England ist; das Wichtigste hiebei war der Gewinn der Fischerei in der St. Lorenzbucht, nicht bloß des pecuniären Vortheils wegen, als wegen der bedeutenden Marine, die sich dadurch beständig bildete. Frankreich verlor seitdem seine Bedeutung als

militärische und herrschende Colonialmacht, und wurde auf den Stand einer bloß Handel treibenden herabgezogen, und wirklich hob es sich seitdem, da die Inseln St. Domingo, Guadeloupe, Martinique, die Zucker, Kaffee und Indigo liefern, da die Cayenne und Guyanne in Amerika, die Isle de France und Bourbon und die indischen Comptoir's in Asien noch verblieben, und die bedeutenden Kosten des Unterhaltes der Besatzungen der Colonien wegfielen, wieder mehr als früher. Schon während des Krieges hatte sich England in den Besitz ungeheuerer Reichthümer gesetzt. Der Handelsstand in Amsterdam allein berechnete seinen Schaden durch die englischen Kaper an Schiffen und Waaren in einem einzigen Jahre auf zwanzig Millionen Gulden. Der Territorialgewinn Englands belief sich auf 13,742 Quadratmeilen.

Es hatte die französischen Colonien beinahe gänzlich entwaffnet, und war im Stande, sie in einem neuen Kriege ganz wegzunehmen. Andererseits waren aber die englischen Colonien so unverhältnißmäßig groß, ausgedehnt, entlegen und bedeutend geworden, daß man mit einer Art von Gewißheit voraussehen konnte, sie würden über kurz oder lang das schwache Band zerreißen, das sie mit dem Mutterlande zusammenhielt, während zugleich die Erhaltung und Regierung so weitläufiger Länder ungeheure Kosten verursachte. Jedes Kriegsjahr hatte die Engländer volle sechzehn Millionen Pfund Sterlinge gekostet, die Nationalschuld war von 74½ Million auf mehr als 146½ Million gestiegen. Nach dem Frieden kostete es noch eine Summe von drei Millionen, bis in den neuerworbenen Inseln den französischen Grundbesitzern ihre Besitzungen abgekauft und die dortigen Niederlassungen ergiebig wurden. Die ostindische Compagnie, das heißt, wenige englische Unterthanen, besaßen in kurzer Frist ein Reich von mehr als fünfzehn Millionen Einwohnern, größer und volkreicher als Großbritannien selbst, und bezogen jährlich achtzehn Millionen Thaler, ohne das, was ihre Generale und Statthalter an ungeheueren Reichthümern aus Indien schleppten. England hatte mit dem siebenjährigen Kriege eine Höhe erreicht, von der es, wie die Römer nach dem zweiten punischen Kriege, nur mehr zu seinem Verfalle oder zu neuen Eroberungen fortschreiten konnte.

7.

Der Hof Ludwig's XV.

Die ersten Zeiten der Regierung Ludwig's XV. waren segensreich für Frankreich. Nicht nur war des Königs Privatleben an der Seite seiner edlen Gemahlin, einer Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Lesczinsky, wohlgeordnet und rein, sondern auch die Staatsregierung den besten Händen in der Person des Cardinals Fleury anvertraut. Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und friedfertige Politik bezeichnen die Hauptzüge seines persönlichen Charakters und seiner Verwaltung. Fleury strebte den gesunkenen Wohlstand zu heben, Handel, Ackerbau, Industrie und Wissenschaft empor zu bringen. Er starb nach 17jähriger Wirksamkeit 1743. Schon vor seinem Tode hatte er erlebt, wie in den Sitten des Königs eine große Umwandlung vor sich gegangen. Ludwig war in Folge systematischer Verführung seiner Gemahlin untreu geworden, und verfiel von nun an nach und nach in die schändlichsten Lüste. Nach dem Tode des Cardinals Fleury erklärte er seinen Entschluß, selbst regieren zu wollen. Aber schon nach wenigen Tagen wurde er der Cabinetsarbeiten wieder überdrüssig; bei vielem gesunden Verstande und einer großen Festigkeit, wenn es auf Behauptung seiner Königsrechte ankam, vergaß er unter den schmählichen Banden der Wollust seine Pflichten gegen das Volk, und verschwendete nicht nur an Buhlerinnen die Einkünfte des Staats, sondern gestattete ihnen auch Theilnahme am Ministerrathe, ja überließ ihnen gewissermaßen die Zügel der Herrschaft. So begann eine der unglücklichsten Perioden der Geschichte Frankreichs, welche die Revolution nicht wenig vorbereitet hat.

Nur den kriegerischen Sinn seiner Ahnen schien Ludwig nicht gänzlich zu verläugnen. Um den während des damaligen österreichischen Erbfolgekriegs mehrfach geschlagenen Truppen wieder Muth einzuflößen, fand der Kriegsminister nöthig, daß der König sich selbst an die Spitze des Heeres stellte. Ludwig ging zu dem Ende (am 3. Mai 1744) nach den Niederlanden, wohnte den Eroberungen einiger Plätze und einem Zuge in den Elsaß bei. In der That wirkte dieses so günstig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen seitdem siegreich waren, sondern auch die Bürger den Druck der Kriegssteuern willig ertrugen und ihren König, so schlecht er sich auch um sie verdient gemacht hatte, vergötterten. Dieses zeigte sich besonders, als eine plötzliche Krankheit zu Metz das Le-

ben des Königs bedrohte. Die Pariser liefen unaufhörlich nach der Post, nach dem Schlosse und in die Häuser der Vornehmen, um Nachrichten von des Königs Befinden zu erhalten, und alle Kirchen waren voll von Solchen, die für sein Leben beteten. Die gütige Königin, obgleich tief gekränkt, wollte nicht die Letzte sein unter den Vielen, die ihm ihre Liebe bewiesen. Sie borgte in der Eile tausend Louisd'or — so sehr war sie entblößt von Geld, indeß die Buhlerinnen im Ueberflusse schwelgten — und trat schleunig die Reise nach Metz an.

Die Krankheit hatte sich indeß so verschlimmert, daß die Aerzte riethen, dem Könige die Sakramente zu reichen. Dieser heiligen Handlung mußte thätige Reue vorangehen; deshalb drangen die Geistlichen ernsthaft auf Entfernung seiner damaligen Maitresse, der Herzogin von Chateauroux, die sich Tag und Nacht nicht von ihm trennte und tausend Betheurungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie sträubte sich gegen die Trennung, endlich mußte sie doch aus seiner Nähe sich entfernen. Der Beichtvater verlangte nun mit strengem Ernste von dem Kranken, mit aufrichtigem Herzen dem Gegenstande seiner Lüste zu entsagen, und Gott wegen des gegebenen Aergernisses in Gegenwart des ganzen Hofes um Vergebung zu bitten*).

Ludwig that es willig und ertheilte unverzüglich den Befehl, die Buhlerin solle das Lager verlassen. Auf ihrer Reise nach Paris fehlte es ihr nicht an wohlverdienten Beschimpfungen. Der König empfing indeß das Abendmahl und schien an Leib und Seele zu verzweifeln. Da trat die fromme Gemahlin zu ihm, so theilnehmend, als ob er sie nie beleidigt hätte. Die verderbtesten Hofleute sahen mit Rührung ihre zärtliche Liebe, die weibliche Tugend, welche hier in ihrem schönsten Glanze strahlte. Weinend küßt ihr der beschämte, zerknirschte Gatte die Hände und schwur, von nun an ihr ganz allein zu leben. Und als wollte der Himmel ihm die Gelegenheit gewähren, seinen Schwur zu erfüllen, so erholte er sich allmählig und erlangte seine volle Gesundheit wieder. Das Pariser Volk glich jetzt einem Haufen Trunkener. Der erste Eilbote, der die Nachricht von des Königs Besserung brachte, wurde fast erdrückt, man küßte sein Pferd und seine Stiefeln, und führte ihn

*) Schlosser nennt diese gewissenhafte Pflichterfüllung „eine Tragikomödie, die sich der Klerus erlaubte. Man ängstigte den schwachen Mann durch die Schrecken der Hölle.“ Was würde derselbe Historiker sagen, wenn der Klerus das Schandleben des Königs nicht gerügt hätte?

im Jubel durch die Stadt. Alle Zünfte stellten festliche Aufzüge und religiöse Feierlichkeiten an, und mehrere Wochen wurden in Lustbarkeiten hingebracht. Des Königs eigener Einzug in Paris war geräuschvoller als ein römischer Triumph. Ihn selbst brachte dieser erschütternde Auftritt zu dem Ausruf: „O Gott, womit habe ich so viel Liebe verdient!" Aus Dankbarkeit gegen die Bürger blieb er drei Tage lang in dem Palaste der Tuilerien, wo Jedermann ihn sehen konnte, und nahm eine Einladung zu einem Mahle auf dem Rathhause an.

Aber so kann die Sinnlichkeit jede moralische Kraft im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Regungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden, und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Die Chateauroux ward wieder aufgesucht und die schamlosen Gelage im Schlosse zu Choisy wurden erst heimlich, dann aber bald wieder ganz ungescheut fortgesetzt. Und jetzt hatte die Buhlerin gar die Frechheit, sich über ihre Wegsendung zu beschweren, und dem Könige eine Liste von den Personen zu überreichen, die sie deßhalb bestraft wissen wollte. Der Bischof von Soissons, des Königs Beichtvater, erhielt zuerst den Befehl, sich in seinen Sprengel zu begeben. Aber kurz darauf starb die Chateauroux plötzlich.

Die in der Gesellschaft herrschende Sittenverderbniß war aber so groß, daß die Stelle eines königlichen Kebsweibes vielen vornehmen Frauen als der Gipfel des Glücks erschien, und daß sie die gemeinsten Wege nicht scheuten, sich derselben zu bemächtigen. Die Gemahlin des Finanzpächters d'Etioles bestach, um dem Könige zugeführt zu werden, dessen Kammerdiener Als sie ihren Zweck erreicht hatte, ließ sie durch einen Verwandten ihrem Gatten ihre Erhöhung, oder richtiger, ihre Erniedrigung, bekannt machen. Dieser, der sie zärtlich liebte, wurde schmerzlich ergriffen, und bat sie in einem rührenden Schreiben, zu ihm zurückzukehren. Die Dame aber laß den Brief dem Könige vor, und begleitete ihn mit spöttischen Bemerkungen. Ludwig besaß noch Sittlichkeitsgefühl genug, um ihr ernst zu erwidern: „Madame, Sie haben einen edeldenkenden Mann;" er hatte jedoch nicht die Kraft, diesem Gefühle zu folgen. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge es rathsam fanden, sich vor ihr zu beugen. Keine wichtige Stelle im Königreiche wurde ohne ihre Einwilligung vergeben. Sie erhielt den Titel: Marquise von Pompadour; der

Glanz ihrer Lebensweise, die Menge ihrer Landgüter und Lustschlösser, die Summe ihrer Einkünfte stieg mit jedem Jahre; jede ihrer Launen wurde befriedigt. Dabei besaß sie Geist und Bildung genug, um der Literatur einige Theilnahme zu bezeigen und die bedeutendsten Schriftsteller in ihr Interesse zu ziehen, obwohl Ludwig selbst an geistigen Genüssen durchaus keinen Geschmack fand. Die Pompadour wollte auch unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen sein, wozu nur die Gemahlinnen der Prinzen und Pairs berechtigt waren. Der König bewilligte es, und der Tag der Einführung ward angesetzt. Die Ceremonie dabei war die, daß die Aufzunehmende von der Königin und dem Kronprinzen umarmt wurde, und sich dann auf einen Armstuhl niederließ. Die Königin war zu gutmüthig, um bei dem widerlichen Geschäft eine Miene zu verziehen, aber der Dauphin erlaubte sich, zur Belustigung des ganzen Hofes, den Muthwillen, indem er ihr die Wange zum Kusse hinreichte, die Zunge über ihre Schulter hinauszurecken. Das Kebsweib ward wüthend, als man ihr den Schimpf hinterbrachte. Sie ruhte nicht eher, als bis der Prinz nach Meuton verwiesen ward, und die Bedingung seiner Rückkehr war eine öffentliche Abbitte. Er erklärte in derselben bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr hinterbracht; worauf sie erwiderte, sie habe es auch nicht geglaubt. Bald darauf verlangte sie, zu einer Dame du Palais erhoben zu werden, und es geschah. Seitdem hatte sie nur einen Stuhl im Zimmer, auf dem sie sitzend den Stehenden Audienz ertheilte, und hinter welchem ihr Haushofmeister, ein Ritter vom Ludwigsorden, stand.

Der französische Nationalcharakter zog diese Vorgänge in's Lächerliche. Aber es bekam den Lachern schlecht. Mancher Spötter wanderte für einen witzigen Einfall in die Bastille. Die Marquise blieb unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, setzte Minister ein und ab, alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Kreaturen, und durften nichts thun oder sagen, als was sie ihnen vorschrieb. Ludwig empfand diese Abhängigkeit, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu entziehen.

Indeß strengte die Marquise ihre Erfindungskraft an, immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Baulust in ihm: sie errichtete eine Porcellan-Fabrik in Vincennes (jetzt Sevres), sie bezahlte die Dichter und Musiker reichlich für neue Opern und Schauspiele, und übernahm selbst am Hofe Rollen in denselben; sie führte die jährlichen öffentlichen Kunstausstellungen in den Sälen des Louvre zur

Ermunterung der Maler und Bildhauer ein. Neben diesem anständigen Zeitvertreib hielt sie es auch für nothwendig, für Ludwig, nach dem Beispiele der morgenländischen Fürsten, einen Harem anzulegen, der unter dem Namen Hirschgarten (parc aux cerfs) eine Fallgrube für ganz junge Mädchen wurde und eine Menge von Opfern verschlang, welche, wenn sie der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Lasterhaftigkeit in derselben verbreiteten.

Daß diese entsetzliche Verderbniß des Hofes einen Umsturz herbeiführen werde, wurde schon damals von einzelnen Beobachtern geahnt. Da aber die Staatsgewalt von ihren Militärmitteln schonungslosen Gebrauch machte, blieb sie stärker als die unruhige Bewegung, welche hin und wieder zum Vorschein kam.

Die großen inneren Uebel, an welchen der Staatskörper litt, wurden durch den siebenjährigen Krieg nicht wenig vermehrt. Da die Minister, die Feldherrn, die Admirale blos nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, an deren Spitze sie stehen sollten. Fast alle ostindischen und amerikanischen Colonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Der Unverstand, begleitet vom Unglück und von der Schande, wäre ein passendes Symbol des damaligen Frankreichs gewesen. Den schwersten Stand hatten die Finanzminister. Einer nach dem andern ward abgesetzt, weil er aus dem schon ganz verarmten Volke kein Geld mehr herauspressen konnte.

Auf den schon physisch und moralisch erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin, der Pompadour, herannahen, der am 15. April 1764 im 43. Jahre ihres Lebens nach einer langen Abzehrung erfolgte. Sie erwartete ihn mit Ergebung und schien sich der Auflösung eines Lebens zu freuen, das von dem allgemeinen Hasse verfolgt wurde. In Paris hatte sie sich ohne starke Bedeckung an keinem öffentlichen Orte sehen lassen dürfen. Sie hinterließ ihren Verwandten Millionen; die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und groß war die Menge der seltensten Kunstwerke, Kostbarkeiten und Erfindungen der Ueppigkeit, welche dabei zum Vorschein kamen.

Der Tod der Pompadour veränderte aber nichts Wesentliches in der Regierung, denn der Herzog von Choiseul, den sie zum Premier-

minister gemacht hatte, wirkte in ihrem Geiste fort. Der König hatte für nichts mehr Sinn, als für seine Ausschweifungen. Der Dauphin verfiel, zum Theil aus Gram über das unwürdige Leben seines Vaters, in eine Krankheit, und starb am 20. December 1765. Seine liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen hatte, folgte ihm siebzehn Monate später (13. Mai 1767).

Ludwig, immer tiefer in Unwürdigkeit sinkend, legte es ordentlich darauf an, dem Throne alle Achtung zu rauben und den Umsturz desselben vorzubereiten. In seinem sechzigsten Jahre (1769) wurde er Sklave eines Frauenzimmers der untersten Klasse, der Dubarri, welche durch schrankenlose Frechheit sogleich eine noch größere Gewalt als ihre Vorgängerinnen gewann. Der zweiundsechzigjährige Monarch war so kindisch geworden, daß er an dem Spasse Gefallen fand, sich in die Zahl der Bedienten der Dubarri unter dem Namen la France aufnehmen zu lassen. Während er eines Morgens ihren Kaffee kochte, fuhr sie aus dem Bette ihn an: „So gieb doch Acht, la France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel!" Da indeß das Alter anfing, seine Rechte geltend zu machen, so sann die Dubarri auf neue Reizmittel, und führte ihm nach dem Beispiele der Pompadour zur Abwechselung jugendliche Lustopfer zu. So hörte Ludwig bis zum fünfundsechzigsten Jahre nicht auf, seiner gewohnten Lebensart zu folgen, und der Tod überkam ihn in den Lüsten, wie eine Schlange unter Blumen. Er erkrankte in Folge einer Ansteckung an den Blattern. Seine Töchter blieben bei ihm und auch die Geistlichkeit fand sich ein. Dem Beichtvater gestand er die Angst, mit welcher er der Ewigkeit entgegensehe, und sprach von dem Feuerpfuhl, der ihn für sein lasterhaftes Leben erwarte. Dagegen lautete die Erklärung, welche der Großalmosenier im Namen des Kranken vor dem Empfange der Sterbsakramente abgab, sehr mild: „Obgleich der König von seinem Verhalten nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist, so thut es ihm doch leid, seinen Unterthanen Aergerniß gegeben zu haben, und er erklärt künftig nur für die Erhaltung der Religion und für das Wohl seiner Völker sorgen zu wollen." Das Ende war schrecklich. Er hatte zu sehen, wie sein Körper, mit dem eckelhaftesten Geschwüren und Eiterbeulen bedeckt, in Fäulniß überging, wie Arme und Beine verweseten, und zartere Theile in Stücke zerfielen. Nur wenige ertrugen den Geruch und das Aechzen des Leidenden. Der Tod erfolgte am 10. Mai 1774.

Der Hof ging sogleich von Versailles nach Choisy, und nur einige Bedienten blieben bei dem Leichnam. Die Aerzte mochten ihn vor Eckel nicht einbalsamiren. An ein anständiges Leichenbegängniß wurde gar nicht gedacht. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach St. Denis, von vierzig Gardes du Corps und einigen Pagen mit Fackeln begleitet. Der Sarg stand in einer Jagdkutsche und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutscher fuhr über Stock und Stein und die Leute in den Dörfern und Wirthshäusern schrieen Schimpfreden nach. Ueberall ward die Nachricht mit Freude aufgenommen; Jedermann richtete seine Hoffnung auf den Dauphin, einen ernsten bescheidenen Jüngling von zwanzig Jahren, der bei dem allgemeinen Hasse gegen seinen Vorgänger mit dem Beinamen der Ersehnte (le désiré) begrüßt wurde. Der Staatshaushalt in völliger Zerrüttung, das Volk durch unerschwingliche Auflagen erdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel gelähmt, Irreligiosität und Sittenlosigkeit durch alle Stände verbreitet, die Achtung vor dem Throne verschwunden, die Gesetze von den Inhabern der Gewalt verläugnet, die Grundlagen der sittlichen, bürgerlichen und kirchlichen Ordnungen von angeblichen Weltweisen bestritten oder verhöhnt — dies war die Hinterlassenschaft Ludwig's XV.

8.

Die erste Theilung Polens.

Ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem die Geschicke Polens ihrer Entwicklung unaufhaltsam entgegeneilten, aber noch bis in unsere Tage konnte Ungewißheit darüber walten, wo zuerst das Feuer geschürt ward, dessen Flamme über dem Haupte einer Nation zusammenschlug und dieselbe allmälig verzehrte. Die Frage: wer hat zu Polens Untergang die erste Veranlassung gegeben, wo spann sich der erste Faden zu der Schlinge, in welcher das Königreich in gewaltigem Todeskampf den Athem aushauchte? ließ manchen ehrlichen Geschichtschreiber fast kleinmüthig werden, und oft genug sahen wir deßhalb Raisonnements an die Stelle gegründeter Thatsachen treten. Man philosophirte und moralisirte über das Thema, ob die Polen als Opfer ihrer eigenen Sünde gefallen, ob sie einer historischen Nothwendigkeit erlegen, oder ob sie die Beute der Vergrößerungssucht ihrer Nachbarn geworden! oftmals mußte geradezu das historische Interesse an der Auflösung eines ehemals mächtigen Reiches

zurücktreten vor den sittlichen Eindrücken, die sich beim Anblick der tragischen Katastrophe freilich leicht in den Vordergrund drängen können.

Von dem Tage an, an welchem Polen seine Könige durch Wahl auf den Thron erhob, war es den Ränken von Parteien verfallen, welche unter sich um die Herrschaft stritten und nach und nach zu Werkzeugen der benachbarten Fürsten wurden. Die königliche Souverainetät war zu einem Schatten geworden und die Freiheiten des Landes waren in Wirklichkeit nichts anderes als ein unbedingtes Schalten des Adels, ein Unterdrückungssystem aller Regungen, die ein freies Leben der Bürger und Bauern geschaffen und gesichert hätten. Jedes Individuum des Adels aber galt für souverän, so daß auf den Reichstagen jede Stimme die Beschlüsse aller übrigen umstoßen konnte; das Liberum veto war es, an welchem die Freiheit Polens zu Grunde ging. Schon frühzeitig wurden die Gefahren erkannt, in welche Polen durch die Adelsherrschaft gerieth, allein die mahnenden Stimmen fanden kein Gehör. Der Kanzelredner Peter Starga rief schon im Jahre 1605 den Adeligen zu: „Es wird eine Zeit kommen, wo ihr ohne Könige sein werdet, ohne Vaterland, verbannt auf fremder Erde u. s. w.“ Und König Johann Casimir sprach im Jahre 1661 auf dem Reichstage das prophetische Wort: „Bei unserer inneren Zwietracht haben wir die Angriffe des Auslandes und die Theilung der Republik zu befürchten. Der Moskowiter — wolle Gott, daß ich ein falscher Prophet sei — wird uns Russisch-Polen und Lithauen entreißen, Brandenburg wird sich Großpolens und Westpreußens bemächtigen und auch Oesterreich wird bei dieser Zerstückelung die Gelegenheit benutzen wollen, und sich Krakau aneignen.“

Diese Worte des Königs mochten freilich nicht aus einem mit Sehergabe ausgerüsteten Geiste hervorgehen, sondern sie waren wohl eher der Ausdruck der Gesinnung, welche in einem königlichen Cabinet Boden gefaßt hatte. König Karl Gustav von Schweden schlug nämlich im Jahre 1656 dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Theilung Polens vor, nach welcher Schweden die Ostseeküsten für sich behalten, die übrigen Länder aber dem Brandenburger, Moskowiter, Siebenbürger und den Kosaken, nachdem einem Jedweden dieser oder jener Ort bequem liege, zufallen sollten. Es kamen wirklich Verträge zwischen Schweden und Brandenburg über die Theilung Polens zu Stande, doch verließ Friedrich Wilhelm seinen Bundesgenossen als das Herzogthum Preußen von der polnischen Lehensabhängigkeit befreit wurde.

Das lebhafteste Interesse für eine Theilung Polens behielt Rußland, welches durch dieselbe zu einer „europäischen" Macht zu werden und durch einen Schritt nach Westen seinen Einfluß auch über Deutschland geltend machen zu können hoffen durfte. Somit war für das Moskowiterthum die „polnische" Frage zugleich eine „deutsche."

In dem Maße als sich die inneren Verhältnisse Polens verschlimmerten, wuchs die Aussicht des lauernden Nachbars im Osten, der deßhalb kein Mittel unversucht ließ, die von wahren Patrioten erstrebten Reformen zu hintertreiben. Leszynski's Mahnungen, auf Besserung der socialen und politischen Zustände hinzuwirken, damit das Land nicht die Beute eines Eroberers werde, blieben nicht ohne Eindruck, so daß die Herstellung einer monarchisch-constitutionellen Regierungsform in Erwägung gezogen ward. Den Verfassungskämpfen, welche der Ausführung dieses Gedankens jedenfalls vorausgegangen sein würden, kam das völkerrechtswidrige Einschreiten Rußlands zuvor, indem es die Erklärung abgab, es werde sich jeder Veränderung in der polnischen Verfassung mit allen Mitteln, selbst mit Waffengewalt widersetzen. Von gleicher Gesinnung war Preußen, welches die Arrondirung seines Landes auf Kosten Polens eher von verwirrten als geordneten Verhältnissen jenes Wahl-Königthums erwarten konnte. Peter III. schloß daher mit Friedrich II. eine Offensiv- und Defensivallianz, welche in geheimen Artikeln festsetzte: jeder Versuch, das polnische Königthum erblich zu machen, müsse von beiden Contrahenten mit allen Mitteln und nöthigenfalls mit Waffengewalt vereitelt werden; Niemand dürfe sich in Polen zum Souverän erheben, weil das für die benachbarten Staaten gefährlich sei, und nach dem Tode des Königs August III. dürfe nicht mehr ein auswärtiger Fürst, sondern nur ein polnischer Adeliger, ein Piast, den Thron besteigen, und Rußland und Preußen würden sich über den passendsten Throncandidaten vereinbaren.

Bevor noch dieser Vertrag ratifizirt war, setzte sich Katharina II. nach Ermordung ihres Gemahls die Krone als „Selbstherrscherin aller Reussen" auf. In ihrem ersten Manifest nannte sie Friedrich II. „den ärgsten Feind" Rußlands, bald hernach aber bestätigte sie den mit jenem abgeschlossenen Vertrag bezüglich Polens; die Stellung Preußens zu Rußland war aber aus der dominirenden plötzlich eine untergeordnete geworden, so daß der russische Minister Graf Panin später in seinem Uebermuthe den preußischen König eine „russische Schildwache" nannte.

Wie wenig Rußland damals noch als zu Europa gehörig angesehen ward, zeigt ein Brief Friedrichs II., in welchem er schreibt, daß die Polen vorzüglich deshalb auf eine Intervention der westlichen Staaten zu ihren Gunsten rechneten, weil es ihnen unerklärlich schien, daß diese Staaten „die Erhebung Rußlands zu einer europäischen Macht" zulassen würden. Aber eben diese Erhebung, die nur durch die Beherrschung Polens erreicht werden konnte, sah Katharina als ihre Lebensaufgabe an. Von Polen aus gedachte sie dann, wie scharfblickende Beobachter wohl einsahen, ihre Einflüsse auf Deutschland geltend zu machen. Rußlands neuere Geschichte, sagte der in alle Staatsgeheimnisse tief eingeweihte Minister Pozzo di Borgo am 20. Okt. 1814 in einer geheimen Denkschrift an Kaiser Alexander, habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstande; diese sei in der Absicht unternommen, Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europa's zu setzen und ihm einen weiten Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, für die Befriedigung seines Stolzes, seiner Interessen und Leidenschaften zu eröffnen; die Folgen dieses gelungenen Planes zerstören, heiße die Einheit der Regierung antasten.

Wie tief Katharina's Pläne bereits nach Deutschland hineinreichten, wird aus einem Briefe des Nuntius Viskonti (bei Thenier) ersichtlich, in welchem berichtet wird, daß die Czarin den aus Curland vertriebenen Herzog Karl durch Säkularisation der Bisthümer Hildesheim und Paderborn entschädigen wollte.

Als König August III. im Oktober 1763 starb, ertheilte Katharina ihrem Gesandten Kayserlingk in Warschau eine höchst bemerkenswerthe Instruktion, in welcher sie alle Reformen als den russischen Interessen nachtheilig bezeichnet; das sächsische Fürstenhaus müsse vom polnischen Throne verdrängt, die Armee des Landes dürfe nicht verstärkt werden, vor Allem müsse das Liberum Veto aufrecht erhalten bleiben, weil Rußland darin seinen größten Nutzen und die vorzüglichste Grundlage seines direkten Einflusses auf die europäische Politik erkenne. Nur ein Piast, der den russischen Zwecken dienstbar sei, dürfe den polnischen Thron besteigen und Stanislaus Poniatowski sei der für Rußland geeignetste Candidat. Er müsse aber vor seiner Wahl noch bestimmte Garantien geben, daß er aus Dankbarkeit gegen die Czarin alle Pläne derselben zu jeder Zeit durchführen und die Interessen Rußlands stets als seine eigenen betrachten wolle. Um seine Wahl zu ermöglichen, stellt Katharina den Gesandten ungeheure Geldsummen zur Verfügung, mit denen

sie die Landboten auf den Landtagen bestechen sollten. Auch sollten sie durch Bestechung dahin wirken, daß die ganze auf dem Reichstag repräsentirte Republik allen griechischen Dissidenten eine unbeschränkte Toleranz bewillige und die russische Intervention und Garantie für alle Gesetze, Privilegien und Freiheiten Polens nachsuche. Dadurch gewinne sie, sagt die Czarin, einen „plausiblen Vorwand" sich in die polnischen Angelegenheiten einzumischen und könne dann mit Bequemlichkeit alle Hebel, die sie für passend erachte, in Bewegung setzen. Die Instruktion schließt mit der unumwundenen Erklärung, daß die Czarin nöthigenfalls mit den Waffen das polnische Liefland dem russischen Reiche einverleiben würde.

Ganz Europa blieb ruhig im Angesicht der völkerrechtswidrigen Ereignisse im Osten des Welttheils, so daß Katharina und Friedrich ungestört einen Tractat abschließen konnten, der das Todesurtheil Polens enthielt. Zur Grundlage diente demselben das frühere russisch-preußische Bündniß, durch welches jede Reform der Verfassung verboten war; die alte Wahlmonarchie sollte bestehen bleiben, das Liberum Veto beibehalten werden; zudem sollte der katholischen Kirche Polens durch Begünstigung der Dissidenten der Lebensnerv durchschnitten und die Dissidentenfrage als wirksamstes Mittel der Aufregung und als bequemer Vorwand zu fortwährender Einmischung benutzt werden. Die Ausführung dieses Vertrags hat Polen zu Grunde gerichtet.

Eine glückliche Wendung schienen die Verhältnisse Polens nehmen zu wollen, als der Convocationsreichstag von 1764 einen Anlauf zu Reformen nahm. Das allernöthigste wäre die Abschaffung des Liberum Veto gewesen, allein Rußlands und Preußens Gesandten erhoben dagegen Einsprache, wie sie auch andere nützliche Reformen nicht zur Ausführung kommen ließen. Der von Rußland und Preußen als Candidat für den polnischen Thron empfohlene Stanislaus Poniatowski erhielt die Krone, nachdem er gegen seine Schutzmächte geheime Verpflichtungen eingegangen war, durch welche der Untergang Polens sehr beschleunigt wurde. Der König war zu einem russischen Statthalter herabgewürdigt und fast jeder Schritt war ihm von Katharina vorgeschrieben. Bei Gelegenheit einer Grenzregulirung zwischen Rußland und Polen verlor letzteres fünfzig Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 160,000 Familien.

Den zweckdienlichsten Vorwand zur Occupirung Polens sah die Czarin in der Beschützung der Dissidenten und in Verbindung damit stand die Schismatisirung Polens, oder, wie es offiziell hieß, „die Zurückführung zum Glauben der Väter." Dem Reichstag

von 1766 legte die Czarin eine Denkschrift vor, in welcher sie auseinandersetzte, daß sie sich für verpflichtet halte, für die Ruhe der Republik zu sorgen, weshalb sie den Dissidenten niemals ihre Unterstützung entziehen werde, da sie sonst Gefahr laufe, ihren Ruhm, ihre Würde und das Vertrauen ihrer Freunde auf's Spiel zu setzen. Die Czarin habe sich bereits um Polen unendliche Verdienste erworben, da sie großmüthig und uneigennützig eine freie Königswahl ermöglicht habe, aber sie würde ihr glorreiches Werk erst dann für vollendet halten, wenn durch Bewilligung ihrer Forderungen für die Dissidenten alle Ursachen innerer Unruhen gehoben seien.

Diesen Erklärungen Rußlands schlossen sich auch Preußen und Dänemark an und als die Interventionsmächte im Reichstag auf Widerstand stießen, bedrohte Repnin den Bischof Soltik von Krakau mit Deportation. So wurde die brennende Dissidentenfrage vertagt und nur Gesetzentwürfe über Militär- und Steuerwesen berathen. Der Ausführung derselben aber widersetzte sich Rußland, indem es zugleich mit Preußen die Erklärung abgeben ließ, „die polnische Freiheit" bilde den kostbarsten Schatz der Nation, und sie wollten in ihrer Fürsorge für dieselbe diesen Schatz nicht verkümmern lassen und beständen deshalb auf einer ungeschwächten Aufrechthaltung des Liberum Veto. Zugleich rückten 6000 Russen tn die Nähe von Warschau, und die Güter der Adeligen, welche Widerstand leisteten, wurden mit Verwüstung bedroht. Nichtsdestoweniger wurde die Dissidentenfrage nicht in dem Sinn der Interventionsmächte entschieden, weshalb die Czarin durch Repnin der Republik einen „Rachekrieg" ankündigen ließ. Nach offizieller Angabe rückten 30,000, in Wirklichkeit aber nur 10,000 Mann in Polen ein. Der König fürchtete jetzt für seine Krone und erklärte sich selbst derselben verlustig, wenn er die Sache der Dissidenten nicht zu einem glücklichen Ausgang führe.

Katharina ließ nun durch ihre Truppen in Polen revolutionäre Propaganda machen und während sie ihren Einfluß täglich weiter ausdehnte, gab sie wiederholt die Erklärung ab, sie verlange gar nichts von Polen, sie werde niemals Anspruch auf polnisches Gebiet erheben, ja sie werde die Integrität des Landes sichern, wenn sich irgend eine andere Macht an demselben vergreifen sollte. Im Jahr 1767 verkündete Repnin von Neuem in einem wahren Jakobinermanifest die Grundsätze der russischen Politik. Die Czarin suche in ihrer hochherzigen Gesinnung nur die Glückseligkeit des Menschengeschlechts und die Freiheit, der einzige Grund der Freiheit sei aber die Gleichheit.

Auf Repnin's Betreiben ward ein außerordentlicher Reichstag ausgeschrieben, dessen Mitglieder sich verflichten mußten, „sich nie und in keiner Weise dem Verlangen des russischen Botschafters zu widersetzen. Wer dieß Versprechen nicht halte, der verliere Adel und Güter und setze sich jeder Bestrafung aus, die der besagte Botschafter über ihn verhänge, selbst der Todesstrafe. Den heftigsten Widerstand leistete auf dem Reichstag Bischof Soltik, welcher eine begeisternde Rede hielt. Palatin Graf W. Rzewuski rief die Manen der alten Polen auf, welche sagen müßten, wenn sie jetzt erschienen, o Schande, o Unglück! Nein dieß sind nicht mehr die alten Polen.

Repnin schäumte vor Wuth und ließ die Bischöfe von Krakau und Kyow, die beiden Grafen Rzewuski und andere Senatoren und Landboten aufgreifen und in's Innere Rußland's schleppen. Ihr Loos war ein furchtbares, und die Würgerin, die es ihnen bereitet, war im „philosophischen" Jahrhundert die „Philosophie auf dem Throne." In die Akten des Reichstages ließ Repnin eintragen: Wenn man der Czarin nicht gehorche, so werde er Warschau der Plünderung preisgeben, das Land verwüsten, und allen Widerspenstigen das Haupt auf dem Blutgerüst abschlagen lassen. Russische Grenadiere umstanden in Schlachtreihen aufgestellt die Sitzungssäle, immer bereit, auf den ersten Wink Repnin's einzuhauen.

Auf dem Reichstag kam unabwendbares Unglück über Polen, indem zwischen Rußland und der Republik ein Vertrag zu Stande kam, der dieselbe geradezu zu einem Vasallenstaat machte, „faktisch und rechtlich." Dennoch versprach Katharina unter den heiligsten Eiden die Integrität des Landes zu erhalten, zu sichern und zu vertheidigen, während wir aus einem als Beilage zu einem Bericht des päpstlichen Nuntius mitgetheilten Ukas ersehen, daß sich die Czarin schon als Herrin von Waißrußland betrachtete und diese polnische Provinz zu annexiren beabsichtigte.

Als gefügigstes Werkzeug für die russischen Zwecke hatte sich stets der Primas Podoski erwiesen, und er war auch der Mann, der zur Ausrottung der katholischen Kirche tauglich erschien. Zur Erreichung dieses Zieles war zunächst die Entfremdung des Katholicismus Polens vom Papst erforderlich und Katharina trat deshalb mit dem Plane der Errichtung einer polnischen Nationalsynode nach dem Muster der russischen hervor. Dagegen erließen mehrere Bischöfe eine Denkschrift, die aber an entscheidender Stelle keinen Eindruck machte, bis es Katharina

für gerathen hielt, die „nationale Verzweiflung" nicht bis auf's Äußerste zu treiben, und endlich von der Synode abstand.

Endlich kam es im Frühling 1778 zu der Conföderation von Bar, in welcher sich alle edlen Polen, denen die Religion und Freiheit ihres Vaterlandes am Herzen lag, vereinigten, um das russische Joch abzuschütteln. Es wurden mehrere Manifeste gegen die Czarin erlassen, welche dieselbe durch Proklamation eines Religionskrieges beantwortete. Die wilden Horden der Zaporeger-Kosaken und der Haidamaken begeisterte sie zum Kampf gegen die Polen durch ein gräßliches Mordedict, in welchem sie aufforderte, mit Hilfe Gottes alle Polen und Juden auszurotten, deren Namen und Andenken für immer zu vernichten.

Solche Vorschriften gab Katharina, die „Philosophin auf dem Throne." Es war dieselbe Katharina, die Voltaire „seine Heilige" nannte, für die Voltaire eine Art von Cultus beanspruchte.

Die europäischen Mächte sahen alle ruhig zu, wie eine ganze Nation vor die Schlachtbank geführt wurde, die hohe Diplomatie hatte kein Herz für die Leiden Polens. Nur der Papst und der Sultan versuchten es, ihr Gewicht in die Wagschaale des Rechts und der Humanität zu legen, freilich ohne wirklichen Erfolg. Die Türken erklärten den Krieg an Rußland, worauf Katharina den Religionskrieg gegen die Pforte proklamirte. In einem Manifest versicherte sie, nur aus Liebe zur Menschheit, nicht aber um die Unabhängigkeit der Polen zu unterdrücken, habe sie durch ihre Truppen das Königreich vor seinem Sturze bewahrt. Sie beruft sich vor Gott und der Welt und ihren treuen Unterthanen auf ihr Gewissen, daß sie Alles aufgeboten habe, um den Krieg zu verhindern, da sie aber nun einmal zu demselben gezwungen sei, so erflehe sie vom Himmel den Sieg für ihre Heere „weil es sich um die Ehre des heiligen göttlichen Namens und um die Vertheidigung der heiligen orthodoxen Kirche handle, damit der Todfeind des christlichen Namens zu Boden geschmettert würde."

In Polen kam nunmehr das Schauspiel eines Nationalkampfes zur furchtbarsten Entwickelung, aber er konnte nicht zu einem glücklichen Ziele gelangen, da er nur der Kampf jenes Theiles der Nation war, der sich seither allein für die Nation gehalten, nämlich des Adels. In diesem Umstand lag die Schwäche der Erhebung, der Grund ihres Mißlingens. Die Bürger blieben ruhige Zuschauer, und weniger noch wollten die geknechteten Bauern für die adeligen Gutsherrn zum Schwerte

greifen; Bürger und Bauern betheiligten sich in Polen an dem Kampfe nur durch grauenhaftes Leiden.

Rußland führte, durch preußische Subsidien reichlich unterstützt, einen glücklichen Krieg gegen die Pforte, so daß Friedrich II. anfing das gewaltige Reich im Osten zu fürchten und nahm deßhalb von Neuem den Plan einer Theilung Polens auf. „Mit erschreckender Offenheit, sagt Waitz, ergriff er — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — die Gelegenheit bei den Haaren, um Polnisch-Preußen zu gewinnen, was ihm durch Negociationen und Intriguen wirklich gelungen sei. Unter dem Namen des Grafen von Lynar schickte Friedrich ein „politisches Project" nach Petersburg, in welchem er die Theilung Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen vorschlug; für seinen Theil hoffte er Polnisch-Preußen, Ermeland und das Protectionsrecht über Danzig zu erlangen. Doch zeigte sich Rußland keineswegs einer Theilung Polens geneigt, da Katharina über das ganze Reich verfügen zu können glaubte „so gut, wie wenn es ihr eigen wäre."

Als Friedrich's Theilungsprojekt fehlgeschlagen war, übernahm er gemeinschaftlich mit Oesterreich die Vermittlerrolle zwischen Rußland und der Pforte und kam zum Zwecke einer Verabredung mit Joseph II. zusammen; der Minister Kaunitz erklärte, daß Oesterreich niemals zulassen werde, daß die Russen im Besitze der Moldau und Walachei blieben und nur eine Allianz zwischen Oesterreich und Preußen bilde einen Damm gegen das Uebergewicht Rußlands. Rücksichtlich Polens betonte Kaunitz „die Nutzbarkeit einer in diesem Königreich zu veranlassenden Vereinigung" und bald darauf besetzte Oesterreich viele Orte in der Zipser Gespannschaft, welche König Sigmund von Ungarn an Polen abgetreten hatte. Auch Friedrich II. ließ, angeblich um Grenzverletzungen zu bestrafen, seine Truppen in Polnisch-Preußen einrücken und außer Ermeland nebst einem Theile der Palatinate von Culm und Polnisch-Pommern längs der ganzen schlesischen Gränze mehrere Districte der Palatinate von Kalisch und Posen besetzen; 12,000 polnische Familien wurden aus ihrem Vaterlande nach Hinterpommern geführtt die kräftigen Männer mußten Kriegsdienste thun, die heirathsfähigen Töchter erhielten eine vorgeschriebene Aussteuer und wurden Männern zugeführt, die ihnen vorher ganz unbekannt gewesen waren.

Rußland ließ täglich mehr sein Uebergewicht über Preußen fühlen und behandelte es gewissermassen wie einen Vasallenstaat. Friedrich fühlte sich darüber im Innern tief verletzt, aber dennoch überhäufte er

die Czarin mit den ausgesuchtesten Schmeicheleien. Seinen Bruder Heinrich schickte er mit Vermittlungsvorschlägen nach Petersburg, um Frieden mit den Türken herzustellen, allein die erfolgte Antwort sah aus wie ein Spott gegen Preußen. Als jedoch die Nachricht von der Besetzung der Zipser Gespannschaft durch die Oesterreicher eintraf, erfolgte die berühmte Unterredung Katharina's mit Heinrich, welche als der erste Anstoß zu der wirklichen Theilung Polens zu betrachten ist. Die Kaiserin wies darauf hin, daß Friedrich das Bisthum Ermeland besetzen sollte, allein dieses wollte sich nicht mit einem kleinen Stück abfinden lassen; Polnisch-Preußen schien ihm eher der Mühe werth, sich dem Vorwurf der Gier und Unersättlichkeit auszusetzen. Doch bald besann er sich eines andern und er ließ sich bereit erklären, daß er mit dem Palatinate von Culm oder dem Gebiete von Marienburg und dem Bisthume Ermeland zufrieden sein wolle. Rußland ertheilt darauf keine bestimmte Antwort, Oesterreich aber machte auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die eine Theilung Polens mit sich brächte und erklärte sich bereit, seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, wenn auch Rußland und Preußen ein Gleiches thun wollten.

Von nun an werden alle Verhandlungen bis zu einem Theilungs-Vertrag zwischen Rußland und Preußen ohne alle Betheiligung des Wiener Hofes gepflogen und es ist die Behauptung gänzlich grundlos, daß die Theilung Polens nur unternommen worden sei, um Oesterreich zu beschwichtigen und zu gewinnen. In dem ferneren Notenwechsel zwischen Berlin und Petersburg wird nicht nur keinerlei Rücksicht auf Oesterreich genommen, sondern sogar ernstlich darüber verhandelt, die Theilung selbst mit Waffengewalt gegen den Kaiserstaat durchzuführen.

Die Czarin bewies sich jetzt den Theilungsprojecten Friedrich's geneigter und dieser hielt die Sache für abgemacht, sofern ein volles Einverständniß zwischen Rußland und Preußen bestehe; gegen Oesterreich legte er für den Fall eines Krieges einen Operationsplan vor. Oesterreich schloß einen Subsidienvertrag zur bewaffneten Friedensvermittlung mit der Pforte und beide Mächte sicherten sich die Unabhängigkeit und Freiheit Polens zu. Die diplomatischen Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang und Friedrich bestand darauf, die Erwerbungen in Polen ohne vorherige Verständigung mit Oesterreich abzumachen. Wenn es nothwendig sei, verspricht er seine ganze Macht gegen das Kaiserreich zur Disposition stellen zu wollen. Da Rußland auf die Donaufürstenthümer verzichtete, näherte sich ihm Oesterreich und Kaunitz stimmte

der Theilung Polens zu. Friedrich war damit nicht zufrieden gestellt und schloß ohne Betheiligung Oesterreichs am 17. Februar 1772 mit Rußland den Vertrag über die Theilung Polens ab. Ein geheimer Artikel enthielt bestimmte Verabredungen für den Fall eines Krieges mit Oesterreich. Nur nach Ueberwindung schwerer Seelenkämpfe entschloß sich nunmehr Maria Theresia an der Beraubung Polens Theil zu nehmen und Friedrich hielt jetzt „das Wesentliche" des Werkes für beendet.

Rußland, Preußen und Oesterreich setzten nun die übrigen europäischen Mächte von der Theilung Polens in Kenntniß — und nicht eine einzige protestirte. Nur Papst Clemens XIV. hatte ein Herz für Polen, aber seine Bemühungen blieben erfolglos.

Durch alle Künste der Bestechung, durch fürchterliche Drohungen, durch empörende Gewaltmaßregeln ward in Polen ein Reichstag zusammengebracht, der die erste Theilung des Königreichs besiegelte, durch die ihm seine schönsten und reichsten Provinzen entrissen wurden. Zur Ehre des Reichstages muß jedoch hervorgehoben werden, daß jene Anerkennung nur mit einer Mehrheit von vier Stimmen erfolgte. Der russische Gesandte Stackelberg versicherte dem König und dem päpstlichen Nuntius: nur durch diese Annahme des Theilungstractates sei die Hauptstadt vor der Plünderung und Polen vor einer gänzlichen Theilung bewahrt worden.

9.

Gustav III. von Schweden.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten des 18. Jahrhunderts ist die schwedische Revolution unter Gustav III. In Schweden war nach Karl's XII. Tode die Regierungsgewalt ganz in die Hände des Adels gekommen und das Königthum zu einer leeren Form geworden. Der Adel selbst war in zwei Parteien (der Hüte und Mützen) gespalten, deren jede im Solde fremder Mächte stand und die Staatsgelder für die Prunkliebe und Genußsucht der ihr angehörigen Großen vergeudete. Als Folgen dieses Zustandes zeigten sich schlechte Verwaltung, Zerrüttung der Finanzen, parteiliche Justiz, Zuchtlosigkeit des Heeres. Indem es Gustav unternahm, den Adel zu beugen und die Königsmacht wieder herzustellen, begann er allerdings eine Revolution des Bestehenden, aber diese Revolution unterschied sich wesentlich von den Revolutionen des 18. Jahrhunderts dadurch, daß sie eine vollkommen berechtigte war. Weil

sie aber in eine Zeit fiel, die überhaupt vom revolutionären Schwindel berückt war, ließ es sich kaum vermeiden, daß sich auch ihr revolutionäre Gedanken anknüpften.

Gustav hatte die liebenswürdigste Persönlichkeit. Ein geistreich blitzendes Wesen, eine edle Haltung und herzgewinnende Weise begleiteten sein Auftreten. Schweden war durch französische und englische Schriftsteller und durch die schwedischen Publikationen der letzten Zeit selbst hinlänglich vorbereitet, um Aeußerungen zugänglich zu sein, wie die Gustav's auf seinem ersten Reichstage, daß er seine Ehre darin finde, der erste Bürger eines freien Staates zu sein. Während er so die Hoffnung und das Interesse aller mit dem Bestehenden Unzufriedenen an sich als an einen gemeinsamen Mittelpunkt knüpfte, besaß er doch Verstellungsgabe genug, daß die Aristokratie solche Aeußerungen als unschuldige Phrasen nehmen mußte, und in Sicherheit ihn seine Vorbereitungen treffen ließ.

Während Gustav nur geistreichem Genusse zu leben schien, benutzten von ihm dirigirte Personen die Theuerung im Lande und alle Unzufriedenheit gegen die schlechte Verwaltung, alle Hoffnungen auf den jungen König zu richten.

Nachdem der Plan verabredet war, stund der Hauptmann Hellichius in Christianstadt gegen den bestehenden Zustand auf. Er erließ ein Manifest gegen die Anmaßungen der Aristokratie. Des Königs Bruder, Prinz Karl, der im Einverständnisse war, sammelte sofort Truppen, als geschehe es wegen Hellichius. Noch glaubte Gustav selbst zögern zu müssen, und hielt durch Verstellung die Reichsräthe hin, bis ihr Kollegium den Prinzen Karl vom Commando der durch ihn zusammengezogenen Truppen entfernen wollte. Schon war nun auch in der Hauptstadt Alles vorbereitet, als am 19. August früh in der Reichstagsitzung dem Könige zugemuthet ward, einen Brief mitzutheilen, den er in letzter Nacht vom Prinzen Karl erhalten. Der König lehnte ab — gegen ihn selbst ward Verdacht in einer Weise laut, die ihn zu raschem Entschlusse trieb. Er eilte aus der Versammlung zu verschiedenen Gardeabtheilungen, gewann deren Offiziere, so weit sie noch nicht in's Geheim schon gewonnen für ihn waren, fast alle, mit ihnen gemeinschaftlich die Gardeabtheilungen der Schloßwache. Das Volk, durch die falsche Nachricht, Gustav sei gefangen, allarmirt, schloß sich im Jubel ihm an. Die Bemühungen des General Rudbeck, die Truppen für den Reichsrath zu gewinnen, und des Königs Unternehmen als ein Attentat

gegen die Landesfreiheiten darzustellen, waren vergebens, denn Gustav hatte die Liebe und das Vertrauen der Hauptstadt, und von den Landesfreiheiten im Sinne der Aristokratie wollte man eben nichts wissen. Den Reichsrath hatte der König sofort durch Soldaten im Sitzungssaale festhalten lassen. Die Behörden in der Stadt huldigten Gustav schon zum Theil am ersten Tage. Truppen, die der Reichsrath schon vorher nach der Hauptstadt befehligte, wurden in geringer Entfernung von derselben aufgehalten, und nachdem sich der König so am 19. der Hauptstadt bemächtigt, huldigte diese mit allen Behörden, die es noch nicht Tags zuvor gethan, am 20. Am 21. erschien der König im Ritterhause vor den Ständen, nachdem durch Aufstellung von Militär gesorgt war, daß gewaltsamer Widerspruch sich nicht erheben könne; auch ließen sich die schreienden Uebelstände der Verfassung und Regierung, wie sie seit Karl XII. sich gebildet, nicht in Abrede stellen — und so setzte Gustav durch, daß man sich bei seiner Versicherung, die Freiheit und das Recht der Schweden, die er beschworen, nicht beeinträchtigen zu wollen, beruhigte und in die Verfassungsänderungen willigte, die er vorschlug. Durch diese Aenderungen trat der König wirklich an die Spitze des Staates, der im Ganzen die Verfassung wieder erhielt, wie sie vor 1680 gewesen; der König erhielt die Ernennung zu allen Civil- und Militärämtern, die man ihm fast ganz entwunden hatte (obwohl nicht unbeschränkt) zurück, sowie die Verfügung über die Finanzen, das Heer und die Flotte. Auch die Provinzen wurden leicht von des Königs Brüdern Karl und Friedrich gewonnen — und wie Gustav ohne Blutvergießen gesiegt hatte, so trübte keine Rache den vollendeten Sieg. Sein neugewonnenes Königsrecht war ihm genug. Die nächsten Jahre waren, besonders da Gustav in Westermann (nachher Freiherr Lilienkranz) einen Mann an die Spitze der Finanzen brachte, der diesen Zweig der Administration bald zu löblichster Ordnung zurückführte und das Volk ein klares Gefühl besserer Zustände erhielt, in jeder Weise glücklich zu nennen. Die Stände waren dem Könige fast in allem zu Willen.

Während nun Gustav in der nächstfolgenden Zeit seine Fürsorge für das Landeswohl in dem Beginne des Baues von Canälen, in den Unterhandlungen zur Gewinnung St. Barthelemy's, in den eigenen Reisen durch sein Land, auch nach Finnland, bethätigte, seine Huldigung dem gelehrten Stande brachte in der Errichtung einer königlichen Akademie, in mehrfachen selbst mit wissenschaftlichen Uebungen verbundenen

Besuchen Upsala's und in Ertheilung des Nordsternordens an Glieder der höheren Geistlichkeit, lauerten die aus ihrer Gewalt vertriebenen, aber nicht vernichteten frühern Gewaltinhaber auf jede Blöße, die er in seiner Sorglosigkeit bot. Daß er durch die Erneuerung der alten Eintheilung des Adels in Grafen und Herren, Ritter und Knappen, alle unter die Knappen verwiesenen Edelleute, die in der letzten Zeit in politischer Berechtigung dem vornehmsten Adel zur Seite gestanden, verletzte, daß er während Hunger das Land drückte, nach Petersburg und dann weiter nach Süden, nach Italien reiste; daß er, um die Abhängigkeit von Korneinfuhr zu mindern, zuerst überhaupt gegen den Branntwein mit Prohibitivgesetzen auftrat, dann (als er diese nicht durchführen konnte) das Brennen desselben als Regale ausbeutete — machte allmälig alle Stände und Klassen des Volkes ihm widerwillig und geneigt, auf die Verläumdungen einzugehen, die seine alten Gegner in Umlauf setzten. Während seiner italienischen Reise hatten diese die Besorgniß erregt, er möge, wie einst Christine, katholisch werden und Schweden, dessen Ruhm mit dem Protestantismus zusammenhing, Rom wieder zuführen wollen. Als er zurückgekehrt war, gaben die schmutziger Sinnlichkeit huldigenden Sitten Mancher seiner Umgebung der bösen Nachrede um so leichter Raum, als er geistreichen Genuß liebte, sich für Theater für Poesie überhaupt interessirte und in fröhlicher Gesellschaft sich selbst am liebsten sah.

Wie Gustav auf dem Reichstage 1778 nur Jubel geerntet hatte bei allen seinen Vorschlägen, so fand er 1786 eine so übermächtige Opposition gegen sich, daß er nichts von dem, was er wollte, zu erreichen vermochte.

Als Gustav die Anhänglichkeit an seine Person wanken sah, glaubte er sie durch ein Unternehmen, ganz aus schwedischem Nationalgefühl geboren, wieder gewinnen, von neuem sein Haupt mit einem Kranze umwinden und zugleich die ihm feindlichen Elemente beschäftigen zu können; er begann Krieg mit Katharina von Rußland.

Gustav hatte sich aber bei diesem Beginnen in der Macht des Nationalhasses verrechnet. Der schwedische Adel wollte lieber schmachvoll mit Fremden verhandeln, als einen Herrn länger ertragen, wie es der König zu sein im Sinne hatte. Die Verfassung, die Gustav bei seiner Revolution 1773 hergestellt hatte, enthielt die Bestimmung, daß der König einen Angriffskrieg nur mit Einwilligung der Reichsstände beginnen dürfe. Sich an diese zu wenden, wagte er nach den Erfahrungen

des Reichstages nicht, und so war er, da das Heer zugleich ihm und den Ständen geschworen hatte, in der Lage, nachdem er alle herausfordernden Schritte zum Beginne des Krieges gethan hatte, in Finnland, wohin er sogleich nach der Entfernung des russischen Gesandten gegangen war, mit seiner Armee drei Wochen unthätig liegen zu müssen, in der Hoffnung, die Russen sollten ihm mit einem Angriffe zuvorkommen. Das russische Kabinet war klug genug, die so gewonnene Zeit zu Sicherung der Grenzfesten und Grenzprovinzen zu nutzen, des Königs Hoffnung aber, daß ihm ein Vorwand gegeben werden würde, bei scheinbarer Rechtsachtung doch seinem königlichen bon plaisir folgen zu können, zu vereiteln. Während Gustav, leichtsinnig genug, sich persönlich der Triumphe im Voraus gerühmt hatte, die er in dem Kriege gegen die Russen erfechten würde, und die er, wenn er den Krieg hätte rasch anfangen können, bei der Entfernung der russischen Hauptmacht nach den südlichen Theilen des Reiches, auch leicht erfochten hätte, machte die Kaiserin in ihrem Manifeste vom 29. Juni der schwedischen Nation bemerklich, daß sie keinen Krieg suche, und daß, wenn Gustav ihn ohne Einwilligung der Stände beginne, dieß eine Verletzung der Verfassung und ein Unrecht sei, was dem schwedischen Rechte angethan werde.

Nach dem ersten kriegerischen Zusammentreffen des Bruders des Königs, Herzogs Karl von Südermannland, mit der russichen Flotte bei der Insel Hogland (17. Juli) erklärten die schwedischen Obersten, als Gustav Friedrichshamm angreifen wollte, der König breche das Recht des schwedischen Reichs, und verweigerten ihm, der das Recht nicht achte, den Gehorsam. Sie schlossen in diesem Sinne den Bund von Anjala. Daß sie sich, um Gustav widerstehen zu können, an Gustav's Feindin Katharina wendeten, war gewiß ein höchst tadelnswerther, ja verrätherischer Schritt, aber er ist nur ein neuer Beleg, daß Sünde Sünde gebiert. Als Gustav sich gegen die Obersten an die Regimenter wendete, handelten diese nur im Sinne ihrer Führer, und nun blieb dem Könige nur die Wahl übrig, entweder Schmach und vielleicht persönlichen Untergang auf sich zu nehmen — oder die Sünde wider die Verfassung weiter zu treiben, und den Versuch zu wagen, mit Hülfe der Mächte, welche noch an seine Person gekettet waren, eine wirkliche Gewaltherrschaft zu gründen. Gustav wählte die letztere Partie, ein Beweis, daß er persönlichen Muth in hohem Grade besaß, aber zugleich ein Schritt, welcher seine Regierung ganz in die Reihe der revolutionären Regierungen eintreten ließ, die wir als welthistorisch-charakteristische Erscheinung des

vorigen Jahrhunderts erblicken. Da die dänische Regierung mit Rußland in engster Verbindung, nachdem der Krieg zwischen Schweden und diesem Reiche begonnen hatte, als Bundesgenosse Rußlands eine Armee von 15,000 Mann unter dem Prinzen Karl von Hessen in Schweden einrücken ließ, blieb Gustav nur übrig, wenn er sich retten wollte, nach Stockholm zu eilen, und zu versuchen, was er bei der Masse der Nation, durch die nationalen Sympathien und Antipathien unterstützt, noch erwirken könne. Auf die Anhänglichkeit der Einwohner Stockholm's an seine Person konnte er rechnen; was er an Truppen in der Nähe fand, sandte er den Dänen entgegen, nach dem durch diese bedrohten Gothenburg. Dann wendete er sich an das Volk der niederen Stände, bei welchem ein persönliches Darangeben des Fürsten allzeit von größter Wirkung ist, weil die persönliche Erscheinung hier durch die Seltenheit ihres unmittelbaren Eintretens den größten Zauber behält. Die dalekarlischen Bauern, zu denen er im September sprach, stellten ihm mehrere tausend Mann, ihr Beispiel electrisirte die Nachbarlandschaften — auch die Gothenburger fand Gustav ganz für sich gewonnen; und ehe es auf dieser Seite zu einer kriegerischen Entscheidung kam, worauf es Gustav, vom Volke unterstützt, wagen durfte, ging Dänemark von Preußen und England bedroht, am 9. Oktober einen Waffenstillstand ein, durch welchen Gothenburg von der Belagerung befreit ward. Die Dänen zogen sich im November ganz zurück und schlossen im nächsten Frühjahre Frieden.

Durch sein Auftreten in Schweden, die Befreiung des Landes vom dänischen Angriffe, hatte Gustav die Masse der Nation gewonnen; jeder aber, der unter diesen Umständen auf seine Seite trat, mußte die Rechtsverletzung, die von dem Könige ausgegangen war, für das Geringere, hingegen das Auftreten der Obersten bei der finnländischen Armee für eine unverzeihliche Verrätherei erklären. Alles, was jetzt für Gustav gewonnen war, war gegen jene Partei des Adels — und als nun Gustav zu Anfang des Jahres 1789 auf dem Reichstage in Stockholm, den er berufen, alle seine glänzenden persönlichen Gaben aufbot, und „schlau den Kleinen verlieh, um die Großen zu berauben", hatte er bald einen entschiedenen Sieg übtr die Gegner in seinen Händen. Die Vereinigungs- und Sicherheitsakte, die er im April 1789 gegen den Widerspruch des Adels auf dem Reichstage durchsetzte, gab ihm die ganze königliche Gewalt wieder, wie sie unter Karl VI. und Karl VII. gewesen war, gab

ihm auch das Recht, Angriffskriege zu beginnen, hob den Reichsrath gänzlich auf, und überließ die Ernennung zu allen Aemtern und die Entlassung von allen dem Könige. Mit Recht machte der Adel geltend, daß diese Vereinigungs- und Sicherheitsakte eine wesentliche Veränderung der Grundgesetze des Königreichs enthalte, zu welcher von Rechtswegen Einstimmigkeit aller Stände gehöre; — man beseitigte das Recht, in dem die Volksgunst des Königs Erklärung, diese wesentliche Veränderung sei nur eine zusätzliche Modifikation, sanktionirte. Die Verhaftung der mächtigsten seiner Gegner auf dem Reichstag brach deren Widerspruch. Die Regimentsbefehlshaber in Finnland, die Häupter des Anjalabundes, wurden als Hochverräther zum Tode verurtheilt; doch diese wie jene Reichstagsglieder begnadigte Gustav, nur ein Oberst ward nach St. Barthelemy deportirt, einige andere nach Deutschland verwiesen.

Alle diese Vorgänge hatten der russischen Regierung hinreichende Zeit gewährt, sich zu rüsten, und nun — nachdem alle günstigen Conjuncturen, die Gustav anfangs für seinen Krieg hatte, verloren waren — galt es einen schweren Kampf. Merkwürdig war besonders der Feldzug 1790, wo Gustav nochmals den Plan gefaßt hatte, mit Heer und Flotte nach Petersburg vorzudringen; allein als Herzog Karl (der die große schwedische Flotte führte) die eine russische Flotte unter Admiral Kruse bei Kronstadt nach mörderischer Schlacht nicht zu besiegen vermocht hatte und nach der Küste von Wiborg hinfuhr, wo die schwedische Scheerenflotte und der König mit der Armee war, als sich nun mit Kruse's Flotte eine zweite russische, von Reval kommende, unter Tschitschakow vereinigte, und die schwedischen Schiffe, nach des Königs Bestimmung, zwischen Scheeren und Inseln sich in die Bucht von Wiborg zogen, wo sie von der einen Seite durch die vereinigten russischen Geschwader, von der anderen durch die russischen Vesten eingeengt, bald in Noth gerieth, kam man in die traurigste Lage. Am 3. Juli, als viele der Seinigen und namentlich Herzog Karl schon von schmählicher Kapitulation redeten, schlug sich Gustav, freilich mit großem Verluste, aber doch tapfer und glücklich durch, und entkam mit der Flotte nach Swenskasund. Wenige Tage nachher (9. Juli) griff der Prinz von Nassau mit der russischen Scheerenflotte die Schweden auch in Swenskasund an, erlitt aber nun seinerseits außerordentlichen Verlust. Fünfundfünfzig Fahrzeuge und 700 Kanonen waren die Beute der Schweden.

Nach diesem Siege war Gustav's Ehre gerettet; er konnte Frieden suchen, den sein Land bedurfte; der Krieg konnte ihm nun keine wesentlichen Folgen mehr gewähren, da alle früheren günstigen Conjuncturen in den Verhältnissen sich geändert hatten. Am 14. August war der Friede von Wärelä auf dem status quo der Gränzen vor dem Kriege geschlossen.

Es war kein Wunder, daß nach dem, was vorgegangen war, der Adel sich nach dem Frieden vou Wärelä gegenüber dem Könige nicht mehr auf dem Standpunkte des Rechts, sondern dem der Gewalt betrachtete.

Im Januar 1792 hatte Gustav noch einen Reichstag ausgeschrieben, um mit den Finanzen in etwas bessere Ordnung zu kommen, aber wieder fand er Hinderungen in allen seinen Tendenzen. Am 24. Februar hob er den Reichstag auf; am 16. März nachher verwundete ihn Joh. Jak. Ankerström auf einem Maskenballe im Opernhause zu Stockholm tödtlich durch einen Pistolenschuß. Am 29. März starb Gustav III. Gustav konnte noch Anordnungen wegen seines Nachfolgers treffen. Die Partei des Mordes gewann keine Frucht ihrer That, sondern verdienten Untergang.

10.

Aufhebung des Jesuitenordens.

Der materialistische Zeitgeist des 18. Jahrhunderts hatte den Kirchenglauben untergraben und den beschränktesten Häuptern, welche Kronen trugen, die Ueberzeugung aufgedrungen, daß sie seiner sich bedienen müßten, wenn die Kabinetskünste mit Erfolg getrieben, und die für das Bestehen der Staaten unentbehrlichen Geld- und Militärkräfte in Schwung gesetzt werden sollten. In Folge dessen waren alle katholischen Hauptstaaten Europa's unter die Leitung von Ministern gekommen, welche durch französische Weltbildung mit der modernen Welt- und Staatsweisheit befreundet, mehr oder weniger darauf ausgingen, Alles, was dieser Weisheit für thöricht oder verwerflich galt, zu entfernen. Hieran erschienen die katholischen Staatsordnungen im Westen und Süden Europa's viel reicher, als die protestantischen im Norden und Osten; denn in jenen waren die kirchlich-aristokratischen Elemente des Daseins mit großer Zähigkeit in ihren aus dem Mittelalter herübergelebten Formen beharrt, während in den protestantischen Ländern die

Staatsgewalt des Widerstandes der Kirche entledigt, den materiellen Lebenskräften des Volkes im finanziell-militärischen Absolutismus eine Richtung gab, welche sich durch die von ihr getragenen Großthaten Friedrich's II. allgemeiner Nachahmung zum Muster empfahl. Zwar war den Philosophen dieses Muster wenig genehm, wenn sie dasselbe aus unmittelbarer Anschauung kennen lernten, wo sich ihnen die Wahrnehmung aufdrang, daß der Eintausch des Stockes der Militärherrschaft gegen den sanften Stab des Priesterthums die Menschen nicht glücklicher gemacht hatte; doch war ihr Haß gegen das Kirchenthum so groß, daß sie die Lasten, die das Finanz- und Miltärwesen auf die Schultern der Völker legte, nur im Vorübergehen bespöttelten, sonst aber die ärgste Willkürherrschaft, wenn sie nur kirchenfeindlich war, als Fortschritt zu einem der Menschheit ersprießlichen Ziele lobpriesen.

Solche Willkürherrschaft übte in Portugal **Pombal**, der kraftvolle Minister des schwachen Königs **Joseph**, zuerst mit schonungsloser Grausamkeit gegen den hohen Adel des Königreiches, der über die gewaltthätigen Eingriffe in seine Rechte und Besitzthümer Unzufriedenheit äußerte, unter dem Vorwande einer Verschwörung gegen das Leben des Königs; dann wandte er sich gegen die Jesuiten, die unter der vorhergehenden Regierung mit den vornehmen Familien die Macht getheilt hatten, und verwickelte sie in den Sturz der letzteren, um dem Adel diese Stütze zu entziehen, und zugleich große Landstriche in **Paraguay**, in welchem die Jesuiten zur Bekehrung der Indianer geistlich-patriarchalische Staaten errichtet hatten, unter die unmittelbare Verwaltung der Krone zu bringen*).

Nach langwieriger Einkerkerung und harter Mißhandlung vieler einzelner, der Theilnahme an einem angeblichen Königsmorde verdächtiger Jesuiten erschien am 3. September 1758 der königliche Befehl, der den Orden im ganzen Königreiche aufhob, alle Mitglieder aus sämmtlichen portugiesischen Staaten verbannte und ihre Güter der Krone verfallen erklärte. Die Einsprüche des Papstes wurden damit erwidert, daß der päpstliche Nuntius von allen Gesandten zur Vermählungsfeier der Kronprinzessin allein keine Einladung erhielt, und weil er in Folge dessen

*) Von den entschiedensten Feinden der Jesuiten ist eingeräumt worden, daß ihre Einrichtungen zur Civilisation der Indianer in Paraguay vortrefflich waren, daß seit deren Zerstörung die Völker in Rohheit und Sittenlosigkeit zurückgesunken, und daß noch heutzutage das Andenken der los santos padres ein gesegnetes ist.

am Abende sein Hotel nicht gleich den andern Gesandten festlich erleuchtete, als ob er dadurch den König und dessen Familie zu beleidigen getrachtet, aufgehoben und über die Gränze geschafft wurde.

In Frankreich wirkte wider die Jesuiten die Thätigkeit zweier ganz verschiedener, ja einander feindlicher Parteien zusammen. Voltaire, der Wortführer und Träger der kirchenfeindlichen Richtung, der schon in früher Jugend die Vertilgung des Christenthums sich zum Lebenszwecke gemacht hatte, und aus seinem in der französischen Schweiz befindlichen Wohnsitze durch die Macht seines Witzes und seiner fruchtbaren Feder die höheren mit der Literatur befreundeten Stände beherrschte, erblickte in dem Dasein des Jesuitenordens einen Schutzwall des ihm verhaßten Wahnglaubens, und führte rüstig und eifrig seine Geisteswaffen theils zur offenen Bekämpfung, theils zur unmittelbaren Unterwühlung desselben. Ludwig XV. selbst, der im Schlamme der Lüste eine starke Anhänglichkeit an den Kirchenglauben und Kirchenbrauch bewahrte, konnte freilich den Patriarchen der Freidenker und Schöngeister nicht leiden; dafür genoß derselbe bei den Inhabern der Staatsgewalt, der Pompadour und dem Minister Choiseul, große Gunst, die sich von ihm auf die ganze denselben anhängende Schaar der Jünger und der zur Herausgabe der großen Encyclopädie alles Wissens verbündeten Geistesverwandten erstreckte. Andererseits fand es der Minister seinem Interesse gemäß, mit dem Parlamente von Paris in gutem Vernehmen zu stehen, und er sah hiezu kein geeigneteres Mittel, als den Haß, den diese jansenistisch gesinnte Behörde seit Ludwig XIV. her wider die Jesuiten hegte, ungestört walten und zur offenen Verfolgung werden zu lassen. Freilich verband sich mit diesem Hasse der Oppositionsgeist gegen die ganze Staatsgewalt, der sich in den gebildeten Kreisen der Nation wie in der Magistratur zu regen begann, und sich deßhalb vornehmlich gegen die Jesuiten richtete, weil dieselben immer für die Hauptstützen des Thrones gegolten und es stets mit dem Hofe, unter Ludwig XIV. sogar wider den Papst, gehalten hatten; den Minister aber, dem es nicht um Sicherstellung des Thrones, sondern lediglich um Behauptung seines Postens zu thun war, kümmerte dieß nicht, weil er für sich außer dem dienstbaren Willen Ludwig's keiner Stütze zu bedürfen glaubte, und ebenso wenig flößten ihm die Jesuiten in der Ungunst, welche die öffentliche Meinung wider sie kund gab, die Furcht ein, die bei den Machthabern den Mangel der Zuneigung ersetzt. Diese Ungunst reichte weit über die Kreise der Encyclopädisten und der jansenistischen Frommen hinaus. Sie zu erregen hatte das Meiste bei-

getragen ein Schriftsteller von eben so tiefem Religionsgefühl, als treffendem Witze, **Blasius Pascal**, durch das viel gelesene, als klassisch gepriesene Buch: „Provinzialbriefe," worin er die verunglückten Versuche einzelner jesuitischer Moralisten, welche die Weltklugheit mit der Sittenlehre des Christenthums in Einklang zu bringen suchten, um die Weltkinder vom Bruche mit der Kirche abzuhalten, verhöhnte und dem Gelächter preisgab. *) Große und Kleine stimmten seitdem in die Verdammung und Verspottung der jesuitischen Entschuldigungsgründe für viele im Weltleben vorkommende Handlungen um so bereitwilliger ein, als sie hierdurch das Recht zu erwerben meinten, jene Handlungen ohne solche Gründe auszuüben. Hierbei blieb man nicht stehen, sondern Alles, was im Staate und in der Kirche Weltliche und Geistliche sündigten, was Schwärmer und Bösewichter Thörichtes, Verwerfliches oder Frevelhaftes thaten, wurde den Jesuiten zugeschoben, und der Orden nach Gelegenheit bald als Wortredner, wo nicht als Urheber des Despotismus der Könige und des grobsinnlichsten Aberglaubens, bald als Verkündiger staatsgefährlicher Lehren und als Anstifter aller jemals an Königen und Ministern verübten oder versuchten Gewaltthaten verklagt. Das Messer, welches der durch jansenistische Predigten verrückt gewordene Damiens auf Ludwig XV. zückte, kam auf Rechnung der Jesuiten, weil der spanische Jesuit Marianna zwei Jahrhunderte vorher in seinem Werke de Rege et de Regis Institutione die Tödtung eines Tyrannen in demselben Sinne, wie Bellarmin den Widerstand gegen einen durch Irrlehre die Kirche gefährdenden Papst, für erlaubt, ja sogar für verdienstlich erklärt hatte. Alle Welt schrie über die Schlauheit und List, über den Reichthum und die Macht der Jesuiten, die, wie in einem Netze, die Mächtigen der Erde gefangen halten und eine Weltherrschaft im Verborgenen üben sollten; der Erfolg aber ließ gerade das Gegentheil wahrnehmen. In Wahrheit waren die Jesuiten ebensowenig Teufel als Halbgötter, sondern Menschen wie andere, und ihr Verein den Einflüssen menschlicher Schwächen, Irrthümer und Zufälligkeiten, gleich andern menschlichen Instituten, unterworfen.

In Frankreich fand sich bald ein erwünschter Anlaß, den Orden anzugreifen. Ein Pater **La Valette**, der als Vorsteher der Missionen

*) Die von Pascal gesammelten anstößigen Sätze waren zum Theil schon von den Päpsten verworfen worden. Ungerecht aber war es, die Lehren Einzelner für die Moral der Jesuiten auszugeben.

des Ordens auf den französischen Inseln in Westindien große Handelsgeschäfte trieb, gerieth durch den Verlust reichbeladener, von den Engländern während des Krieges ihm genommener Schiffe in Bankbruch, und konnte die ausgestellten Wechsel nicht decken. Ein Handelshaus in Marseille, welches dieselben acceptirt hatte, verlangte Entschädigung vom Orden und klagte, als derselbe mit Berufung auf seine Constitutionen nicht bezahlen wollte, vor dem Parlament zu Paris. Dieses nahm Einsicht davon, sprach den Constitutionen ihre Gültigkeit für eine Rechtssache ab, und verurtheilte den Orden zur Zahlung, leitete aber zugleich ein anderes Rechtsverfahren gegen die Existenz des Ordens ein, weil in den vorgelegten Constitutionen Sätze enthalten seien, welche für aufrührerisch und gottlos erklärt werden müßten, und weil die von den Päpsten ertheilten Vorrechte mit aller kirchlichen, weltlichen, sittlichen und natürlichen Ordnung im Widerspruch stünden. Choiseul ermunterte das Parlament bei diesem Schritte; der König aber war, ungeachtet seiner Anhänglichkeit an die herkömmliche Form der Lehre und Kirche, doch viel zu sehr mit seinen Vergnügungen beschäftigt, um dieser Angelegenheit große Aufmerksamkeit zu widmen, und ließ sich durch die Versicherung beruhigen, daß es nicht auf eine gänzliche Aufhebung des Ordens, sondern nur auf Verbesserung seiner Einrichtungen abgesehen sei. Hierauf erfolgte am 6. August 1762 ein Parlamentsbeschluß, daß die Gesellschaft Jesu in Frankreich aufgehoben sein solle, weil ihre Fortdauer mit der Wohlfahrt des Staats unverträglich sei. Dabei wurde den Mitgliedern der Besitz von Pfarrämtern und Pfründen gestattet, wofern sie sich eidlich verpflichten wollten, aller Gemeinschaft mit dem Orden zu entsagen und die verderbliche Sittenlehre desselben zu bestreiten. Unter Tausenden fand sich kaum Einer, der diesen Eid leistete, die meisten erklärten ihn ihrem Gewissen zuwider.

König Karl III. von Spanien, in dessen Abhängigkeit unter seinem minderjährigen Sohne Ferdinand das Königreich Neapel und Sicilien stand, war für seine Person, gleich den Königen Joseph von Portugal und Ludwig XV., voll der innigsten Anhänglichkeit an den Glauben und die Gebräuche der römischen Kirche, wurde aber von Ministern geleitet, die mit den Grundsätzen der modernen Philosophie befreundet waren, und ließ sich, als übel ausgesonnene Reformen spanischer Herkömmlichkeiten einen Volksaufstand in Madrid herbeigeführt hatten, von dem Grafen Aranda durch das Schreckbild einer großen, angeblich von Jesuiten angestifteten, auf den Umsturz des Thrones ab-

zielenden Verschwörung zur Genehmigung eines ihm vorgelegten Dekretes (vom 2. April 1767) bestimmen, welches die Jesuiten aus Spanien verbannte und ihre Ueberschiffung nach dem Kirchenstaate befahl; die flehentlichen Fürbitten wie die ernsten Gegenvorstellungen des Papstes blieben ohne Erfolg gegen eine Maßregel, deren Beweggründe der König theils aus seiner Pflicht, Gehorsam, Frieden und Gerechtigkeit unter seinen Völkern zu handhaben, ableitete, theils in seinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurückhalten zu wollen erklärte. Dasselbe geschah noch in demselben Jahre in Neapel und Sicilien, wo Tanucci, mit Aranda's Gesinnungen übereinstimmend, der Staatsverwaltung vorstand. In der Nacht vom 20. bis auf den 21. November wurden die Jesuiten in ihren Collegien von königlichen Beamten mit Militär überfallen, verhaftet und nach den Seehäfen gebracht, um auf Kriegsschiffen an die Küsten des Kirchenstaats geführt und daselbst ausgesetzt zu werden. Nur Spanien war so billig, einen kleinen Theil aus dem Ertrage der eingezogenen Güter des Ordens zum Unterhalte der verbannten Jesuiten anzuweisen.

Aber nicht nur die Starken erhoben sich wider die Kirche, auch die Schwachen glaubten, von dem Strome der Zeit getragen, dem Papste Trotz bieten zu dürfen. Ohne Rücksicht auf das Oberhaupt der Kirche, zu dem er als geistlicher Fürst noch in einem näheren Verhältnisse stand, hieß der Großmeister von Malta die Jesuiten aus seiner Insel nach dem Kirchenstaate hinüberschaffen. Diesem Beispiele folgte zu Anfang des Jahres 1768 der Herzog Ferdinand von Parma und Piacenza, ein spanischer Prinz, dessen Vater, Don Philipp, diese Fürstenthümer im Frieden zu Aachen als Abfindung für die spanischen Ansprüche an die österreichische Erbfolge überkommen hatte. Der junge Fürst, ebenfalls von einem, den modernen Grundsätzen ergebenen Minister, Namens Tillot, geleitet, hatte seine Regierung mit Verordnungen begonnen, durch welche die Aufsicht über das Kirchenwesen weltlichen Behörden übertragen, Vermächtnisse an Kirchen und Klöster untersagt oder beschränkt, die Recurse nach Rom aufgehoben, zu geistlichen Pfründen nur Eingeborene für befähigt erklärt, päpstliche Bullen, Breven, Rescripte und Indulte von der landesherrlichen Genehmigung abhängig gemacht wurden. Diesen Verordnungen folgte ein Verbannungsdekret wider die Jesuiten, was damals im katholischen Europa die Tagesordnung war.

Endlich wandten sich alle bourbonischen Höfe und Portugal an den Papst Clemens XIV. mit der Zumuthung, den Orden der Jesuiten aufzuheben. Der Papst bat, man möge ihm wenigstens Zeit zur Unter-

suchung gestatten. Als sie aber die Aufhebung des Ordens als Bedingung für die Erneuerung freundlicher Beziehungen zum römischen Stuhle setzten: da willfahrte Clemens endlich durch das Breve Dominus ac redemptor (21. Juli 1773) und verkündete, daß er nach dem Beispiele vieler seiner Vorgänger aus päpstlicher Machtvollkommenheit den Orden aufhebe, weil er ungeachtet vielfacher Abmahnungen seiner Bestimmung nicht mehr entspräche, sondern durch Einmischung in fremde Händel, Erweckung von Eifersucht und Zwietracht, Aufstellung vager Doctrinen und gefährlicher Grundsätze von Anfang an unzählige Klagen gegen sich provocirt habe, und um den Frieden und das freundliche Verhältniß mit den bourbonischen Höfen wieder herzustellen. Der Orden erlag den Ränken und ward aufgehoben, unüberwiesen und ungehört! Und immer wird es auffallend bleiben, daß man einen Orden, dem man die unerhörtesten Verbrechen zur Last legte, nicht vor ein öffentliches Gericht zog, sondern gewaltsam unterdrückte, und daß man bei dem Lärmen über die schlechte Moral der Jesuiten ihnen niemals persönliche Immoralität nachweisen konnte. Vielleicht wäre der Gewaltstreich nicht erfolgt, wenn man den Höfen rechtzeitig einige Modifikationen des Ordens zugestanden hätte. Aber in jenem Augenblick glaubte der Jesuiten-General Ricci noch an die Unzerstörbarkeit seines Ordens, und soll seinem Gönner Clemens XIII. gesagt haben: sint ut sunt, aut non sint.*) Nach der Bekanntmachung des Breve's wurde die Aufhebung des Ordens in Rom durch militärische Gewalt gesichert, der General Lorenz Ricci und einige Assistenten auf die Engelsburg gebracht. Noch im Angesicht des Todes gab Ricci, als genau unterrichteter Vorsteher, seinem Orden das Zeugniß, daß die Gesellschaft keine Veranlassung zu ihrer Aufhebung gegeben habe, und daß er die Gefangenschaft und Härte, mit der man ihn behandelt, nicht verdient zu haben glaube. Das Aufhebungsbreve erregte in den Ländern, wo die Jesuiten unangefochten wohlthätig wirkten, besonders noch wegen des kurz zuvor von Clemens XIII. dem Orden gespendeten Lobes, großes Aufsehen, und konnte die Jesuiten nicht überall vernichten. Friedrich II. von Preußen theilte mit Baco von Verulam und Leibnitz die Ueberzeugung: „Willst du gute und wahre Schulen kennen lernen, so mußt du zu den Jesuiten gehen,“ und erklärte, daß er

*) Der Ordensstifter hatte aber den Grundsatz ausgesprochen: „Die Gesellschaft müsse sich der Zeit anpassen und ihr dienen, nicht aber umgekehrt die Zeit sich anpassen.“ Genelli.

die Väter des Jesuitenordens in den Schulen Schlesiens nicht entbehren könne, und daß er auch seit der Besitznahme dieser Provinz mit dem Betragen und den Leistungen derselben vollkommen zufrieden sei. Um jedoch die geistliche Behörde zu Breslau des Conflikts zwischen ihrem Regenten und dem Papste zu überheben, und weil die Jesuiten auch von der Güte des Monarchen keinen Gebrauch machen wollten, willigte er ein, daß sie sich als Corporation auflösten, ihr Ordenskleid ablegten und als Weltpriester den Schulinstituten vorständen. Aber Katharina II. von Rußland, die bei der ersten Theilung Polens den nördlichen Theil Lithauens, Weißrußland, erhalten hatte, worin sich zu Mohilev und Polotzk Jesuiten-Collegien befanden, verbot, trotz aller Vorstellungen der päpstlichen Legaten, die Verkündigung des Breve's.

11.

Die Illuminaten.

Adam Weishaupt, Professor des canonischen Rechts zu Ingolstadt, der schon im Jahre 1776 in der Absicht, sich gegen die ihm als weltlichem Lehrer einer geistlichen Wissenschaft abgeneigten Amtsgenossen aus dem Jesuitenorden eine Stütze zu verschaffen, eine geheime Studenten-Verbindung unter dem Namen Illuminaten-Orden gestiftet hatte, verfiel später auf den Gedanken, dieser Verbindung einen höheren Charakter und größeren Umfang und die Bestimmung zu geben: das Regiment des Staats und der Kirche den unfähigen, weltlichen und geistlichen Machthabern, an welche es der Zufall gebracht habe, zu entreißen, und dasselbe in die Hände der Einsichtigen und Wohlgesinnten zu bringen, welche den Verstand und den Willen besäßen, für die gemeine Wohlfahrt auf anderen Wegen, als den seitherigen zu sorgen. Was Staat und Kirche, Gesetz und Glaube, Erziehung und Sitte bisher vergeblich erstrebt hatten, das Gute auf Erden alleinherrschend, das Böse unvermögend zu machen, sollte vermittelst der Kunst, die Menschen an unsichtbaren, von ihnen freiwillig übernommenen Leitseilen zu führen, erreicht werden.

Weishaupt nahm sich hierbei die Verfassung des Jesuitenordens, dessen Zögling er war, zum Vorbilde. Die Mitglieder des von ihm gestifteten Bundes wurden zum strengsten Gehorsam gegen die Obern verpflichtet, sollten ihre geheimsten Gedanken beichten, sich bemühen, allenthalben angesehene Männer an sich zu ziehen, in öffentlichen Angelegenheiten Einfluß suchen, einander zur Erlangung von Stellen und

Aemtern behülflich sein, nicht nur über ihre eigenen Fortschritte in Sittlichkeit und Einsicht monatliche Berichte abstatten, sondern auch über Bekannte und Freunde Beobachtungen einsenden, um das mit dem Sittenamt bekleidete Collegium, von welchem alle Gnadensachen, Beförderungen, Dienstverleihungen und Abweisungen abhängen sollten, in den Stand zu setzen, über die Rechtlichkeit und Brauchbarkeit der Bewerber zu urtheilen, und alle untauglichen Personen zu entfernen. Die Eröffnungen über das Wesen und den Zweck der Verbindung geschahen stufenweise nach Graden, für deren untere und mittlere Aufnahme-Ceremonien und sonstige Formen des Freimaurerordens entlehnt worden waren. Auf diesen Stufen wurden die Mitglieder mit vorbereitenden Studien als Minervalen und Kleriker des Ordens beschäftigt, und auf zukünftige Eröffnungen über die eigentlichen Zwecke der Verbindung hingewiesen, diese aber den Erprobten erst auf den höheren Stufen, in den sogenannten Mysteriengraden, mitgetheilt. Hier erfuhr der Illuminat stufenweise als Priester, Magier, Regent, zuletzt als König, daß das Unglück des Menschengeschlechts von der Religion und der Herrschaft der Mächtigen herrühre, und wie die Religion aus Wahn und Priestertrug entsprungen, so die Sonderung der Menschen in Völker und Staaten mit List und Gewalt von glücklichen Anmaßern bewerkstelligt worden sei, daß aber die Vorsehung Mittel aufbewahrt habe, dereinst die Menschheit aus ihrem Stande der Unterdrückung und Erniedrigung zu erlösen und zu erheben. Dazu seien die geheimen Weisheitsschulen bestimmt, welche schon vorlängst Archive der Natur und der menschlichen Rechte gewesen. Durch sie werde der Mensch von seinem Falle sich erheben, Fürsten und Nationen ohne Gewaltthätigkeit von der Erde verschwinden, das Menschengeschlecht eine Familie, jeder Hausvater, wie vordem Abraham und die Patriarchen, der Priester und der unumschränkte Herr seiner Familie, die Vernunft das alleinige Gesetzbuch des Menschengeschlechtes sein. Dieß sei der geheime Sinn der Lehre des großen Meisters Jesu von Nazareth, das Geheimniß des Himmelreichs, welches derselbe seinen näheren Freunden offenbart, den anderen nur in Gleichnissen angedeutet habe. Auch durch die Lehren vom Falle der Menschen, von der Erbsünde und von der Wiedergeburt und Gnade werde nichts anderes bezeichnet, als daß der Mensch aus dem Stande der ursprünglichen Reinheit und Freiheit durch die Gewalt der Triebe und Leidenschaften in den Zustand der Wildheit gerathen, aus denselben durch Staatsthümer und Religionen zu dem Stande der jetzigen unvollkommenen Bildung geführt worden sei,

und aus diesem durch die Macht der aufgeklärten Vernunft zum Bewußtsein und freien Gebrauch seiner angestammten Würde in das Reich der freien Gnade versetzt werden solle.

Der Bund, der mit wenigen Professoren und Studenten in Ingolstadt begonnen hatte, bekam binnen wenigen Jahren Tausende von Mitgliedern, unter denen sich die angesehensten Personen befanden. Die Ort- und Landschaften, in denen er sich Eingang verschafft hatte oder zu verschaffen hoffte, wurden mit Namen aus der älteren und mittleren Zeit bezeichnet, und ebenso den Mitgliedern bedeutsame geschichtliche Namen beigelegt. Weishaupt selbst nannte sich Spartakus, um anzudeuten, daß er die Sklavenketten der Welt zu brechen beabsichtige. Im protestantischen Deutschland warb besonders der hannöver'sche Freiherr von Knigge, ein welterfahrner, der maurerischen Verhältnisse kundiger Mann und gewandter Schriftsteller, welcher dem Orden unter dem Namen Philo beigetreten war. Derselbe arbeitete ausführliche Instruktionen für den Priester- und Regentengrad aus. Es fehlte aber den Häuptern Adel der Gesinnung und die Kraft der eigenen Ueberzeugung. „Sie können nicht glauben," schrieb Weishaupt an einen seiner Vertrauten, „welches Auf- und Ansehen unser Priestergrad bei den Leuten erweckt, daß große protestantische und reformirte Theologen, die vom Orden sind, glauben, der darin ertheilte Religionsunterricht enthalte den wahren Sinn und ächten Geist der christlichen Religion. O Menschen, zu was kann man euch bereden! Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich noch ein neuer Glaubensstifter werden solle."

Bald aber zeigte sich, daß die von der Rechenkunst des Verstandes zur Begründung eines neuen Weltregiments ersonnenen Mittel denen nicht gleichkamen, welche die ersten Ordner der Staatsgesellschaften in dem Uebergewicht ihrer Kräfte und ihrer durch die Gunst des Glücks errungenen Besitzthümer, später die Stifter kirchlicher Orden in der eigenen Begeisterung und in der gläubigen Hingebung der für religiöse Gefühle empfänglichen Menge gefunden hatten.

Die selbstdenkenden Glieder des großen Bundes wollten nicht Werkzeuge bleiben, sondern Werkmeister sein, und die gegenseitige Förderung und Empfehlung entsprach der Erwartung nicht, weil die Meisten zunächst entweder selbst befördert sein, oder die von ihnen Empfohlenen befördert sehen wollten. „Es wäre Zeit," schrieb Weishaupt schon in den ersten Jahren, „daß keiner an etwas anderes dächte, als seinem Orte und Amte genau vorzustehen. Die Regierung selbst zu

reguliren, ist noch nicht erforderlich, wir brauchen zuerst Untergebene." Bald wurden, um Geld zu schaffen, alle Mitglieder aufgefordert, einen Dukaten an die Kasse einzuschicken, aber diese Aufforderung nicht befolgt; bald wurden aus dem Drucke von Scherz- und Schmähbüchern reichliche Erträge erwartet; bald auf mögliche Lotteriegewinnste Hoffnungen gestellt. Ueberall trat der Eigennutz der Einzelnen störend und verwirrend hervor. Der auf solche Grundlagen errichtete Bau stürzte nach kurzer Dauer in sich selbst zusammen. Zu Ende des Jahres 1783 verließen mehrere einheimische Mitglieder den Orden, weil die Wege desselben ihnen bedenklich und die Gesinnungen der Obern ihnen mißfällig wurden, erbittert und nicht geschreckt durch Drohungen, denen keine Vollziehung gegeben werden konnte. Im folgenden Jahre veruneinigte sich auch Knigge mit Weishaupt und wurde aus dem Orden entlassen. Die Illuminaten waren so unvorsichtig, diese Händel durch Druckschriften zu veröffentlichen, was die Aufmerksamkeit des Hofes auf dieselben zog und am 22. Juni 1784 eine kurfürstliche Verordnung herbeiführte, welche alle ohne öffentliche Autorität und landesherrliche Bestätigung errichteten Communitäten, Gesellschaften und Verbrüderungen als eine an sich schon verdächtige und gefährliche Sache für unzulässig und verboten erklärte, und Jedermann ernstlich befahl, sich derselben zu entäußern. Als diesem Befehl nur die Freimaurer, nicht aber die Illuminaten gehorchten, und über das Treiben der Letzteren von einem der ausgetretenen Mitglieder, Joseph Utzschneider, Geheimschreiber der Herzogin Maria Anna, dem Kurfürsten selbst umständliche Mittheilungen gemacht wurden, gebot Karl Theodor am 2. März 1785 durch ein geschärftes Edict bei strengen Strafen die Auflösung der Illuminaten wie der Freimaurer, wobei die letzteren als eine von ihrer ersten Stiftung allzuweit abgeartete Gesellschaft bezeichnet wurden. Weishaupt war kurz vorher seiner Professur mit Pension zur Erlangung einer anderen Versorgung entlassen worden; er hatte aber die Pension ausgeschlagen und um seinen Abschied gebeten, denselben auch „als ein hochmüthiger, renommirter Logenmeister" erhalten, und sich mit der größten Schnelligkeit aus Bayern entfernt, um nicht, wie er selbst äußerte, zum Lohne für seine Arbeiten im Orden, sich einen Galgen erbaut zu haben. In der That wurde, nachdem die weiteren Untersuchungen die Zwecke des Ordens noch mehr herausgestellt hatten, ein Preis auf die Ergreifung Weishaupt's wie auf die eines Verbrechers gesetzt. Er fand aber in Gotha bei dem Herzoge Ernst Aufnahme und Sicher-

heit, erhielt anständigen Unterhalt und ließ, während in Bayern mehrere der Genossen mit Aemterverlust und Gefängniß bestraft wurden, ausführliche Vertheidigungsschriften ausgehen, in welchen seine und des Ordens Verfolgung lediglich dem Hasse der Priester wider die von ihm verbreitete Aufklärung zugeschrieben wurde. Dagegen gaben die vier zuerst ausgeschiedenen Mitglieder Erörterungen über die gefährlichen Absichten des Bundes in Druck. Die Erwartung, daß diese Schriften allgemeinen Unwillen gegen die Illuminaten erregen und die anderen deutschen Regierungen zu gleichen Maßregeln bestimmen würden, blieb jedoch unerfüllt; denn die veröffentlichten Geheimlehren des Ordens über Religion und Staat enthielten im Wesentlichen dasselbe, was die gelesensten Schriftsteller mit dem Beifalle der gefeiertsten Fürsten verkündigt hatten.

12.

Die Philosophie in Deutschland.

Der von der Kirche und dem christlichen Glauben überhaupt sich abwendende Geist der Zeit suchte seine wissenschaftliche Begründung und Berechtigung in der Philosophie, die fortan auf den Universitäten der Theologie direkt entgegengesetzt wurde. Man duldete die Theologie nur noch wie ein nothwendiges Uebel, des gemeinen Volks wegen, welches noch zu unreif war, um sich ganz vom Glauben losreißen zu können. Man suchte aber so viel modernes Vernunftlicht als möglich aus der Philosophie in die als dicke Finsterniß verschrieene Theologie hineindringen zu lassen.

Die deutsche Philosophie verließ die trockene mathematische Form Wolf's und strebte populär zu reden, indem sie den Deismus und die Skepsis der Engländer, die Humanitätsschwärmerei Rousseau's und die gleichfalls in England und Frankreich beliebt gewordene sogenannte Erfahrungsseelenlehre den Deutschen mundgerecht machte. (So Platner, Reimarus, Mendelssohn, Zimmermann u. A.) Man verwarf von vornherein den Offenbarungsglauben, die Bibel, die Demuth des Geschöpfes gegenüber dem Schöpfer, und stellte fest, es gäbe keine andere Erkenntniß, als das Forschen in der Natur und im eigenen Ich, die Seelenlehre, die Analyse aller geistigen Vermögen. Seinen vollkommensten Ausdruck aber fand das damalige Zeitbewußtsein in der Philosophie des Professors Immanuel Kant zu Königsberg (seit 1781), die er

selbst „Kritik der reinen Vernunft" nannte, und in der er dem Menschen seine eigene Vernunft bis zu dem Grade klar machte, daß ihm nachher mittelst dieser Vernunft wiederum die ganze Welt klar werden sollte. Alles Interesse, welches nach christlichem Gefühl Gott zugewendet sein soll, wurde dem menschlichen Ich zugewandt. Hingewiesen mit all' unserm Sein und Sinnen, Fürchten und Denken auf das Objekt der Welt, sollten wir auf einmal in umgekehrter Richtung nur noch uns selbst betrachten, allein für uns selbst Sinn haben, alle Weisheit allein aus uns selbst schöpfen. Doch blieb Kant insoferne der deutschen Art getreu, daß er das Sittengesetz, als der menschlichen Vernunft eingeboren, in seiner ganzen Würde gelten ließ, und damit der genialen Frechheit englischer und französischer Skeptiker entgegentrat, die von der Sitte, wie vom Glauben abfielen. Noch strenger hielt nach ihm Fichte, Professor in Berlin, das Sittengesetz fest, obgleich er in der einseitigen Geltendmachung des Subjektes noch weiter ging, und die ganze Welt nur noch als Nicht-Ich neben dem Ich wie — neben gelten ließ. Für solche Spitzfindigkeiten schwärmte die studirende Jugend. Eine Ichtrunkenheit hatte sich Aller bemächtigt, die durch ihre Bildung über das Volk hervorragten, und dieser Wahnsinn der Universitäten stach grell ab von dem erbärmlichen Zustand des deutschen Reichs und Volkes. Neben Fichte spielte der schwächliche Jacobi mit seiner Gefühlsphilosophie nur eine untergeordnete Rolle.

Am wichtigsten mußte der Einfluß der Philosophie auf die Theologie erscheinen. Sie wurde von den Kritikern, Philosophen und Dichtern weggespottet, am Ende von den aufgeklärten Fürsten selbst wegdekretirt. Als Lessing, der scharfsinnigste und gewandteste Sprecher jener Zeit, 1778 eine von Reimarus verfaßte Schrift herausgab, worin die Aechtheit der Bibel geläugnet und der verworfenen Offenbarung die allein seligmachende Vernunft entgegengesetzt wurde, zog der Hamburger Hofpastor Götze im altmodischen Zelotenton gegen ihn los, wurde aber von aller Welt nur noch ausgelacht, wie sehr er auch in der Hauptsache Recht haben mochte. Als derselbe Lessing im nächsten Jahre 1779 in seinem „Nathan der Weise" die christliche Religion scheinbar auf gleiche Linie mit der jüdischen und muhamedanischen, in der That aber unter sie stellte, und aus Aerger über das Christenthum, oder wenigstens um alle Christen zu ärgern, eine überschwengliche Zärtlichkeit gegen die Juden affectirte, den Juden Nathan als Menschheitsideal aufstellte, und dem jüdischen Philosophen Mendelssohn in Berlin, einem nur sehr ober-

flächlichen Denker nach damaligem Modezuschnitt eine ganz unverdiente hohe Bedeutung gab, nahm man alle diese Lessingischen Grillen und Liebhabereien wie ein neues Evangelium.

Eine systematische und gleichsam handwerksmäßige Rationalisirung der Bibel und Dogmatik begann schon bei Theologen, die sich durch Wolf, noch viel mehr aber bei solchen, die sich durch Kant hatten inspiriren lassen. Viele, die sich der Härte und Barbarei der ältern Orthodoxie schämten, aber doch noch den Werth einiger christlichen Grundwahrheiten anerkannten, oder dem gemeinen Volke gegenüber das neue Licht der Vernunft nur mit Vorsicht in die Kirche hineinleuchten lassen durften, ergaben sich der sogenannten Neologie, die nichts anderes war, als was man später allgemein den Rationalismus (Vernünftigmachung des bisher unvernünftigen Christenthums) genannt hat. Die gefeiertsten Begründer der Neologie waren Michaelis in Göttingen, Semler in Halle, Ernesti in Leipzig. Spalding hob in seinem berühmten Buch „über die Bestimmung des Menschen" dem deutschen Nationalgefühl gemäß die sittlichen Forderungen hervor, schöpfte sie aber aus der Vernunft, nicht mehr aus der Bibel. Obgleich nur für allgemeine Literatur und ihre Kritik begründet, wurde doch die vom Buchhändler Nicolai in Berlin geleitete allgemeine deutsche Bibliothek eine Hauptwaffe des modernen Vernunftcultus, und bekämpfte mit blindem Haß die gesammte christliche Weltanschauung, verfolgte jeden Rest christlicher Gefühlsweise in deutschen Druckschriften. Auch an diesem Manne hat der geistvolle Lessing seine Hochachtung und Freundschaft verschwendet, ihn heben und seinen Einfluß vermehren helfen. Nicolai's Manier, mit oberflächlicher Kenntniß doch über Alles abzusprechen, und mit unausstehlicher Fadheit vornehm zu thun, ist leider ein Grundzug der Berliner geblieben. Viel weiter noch gingen Paalzow, der fanatische Bücher gegen das Christenthum schrieb, und Bahrdt in Halle, benannt mit der eisernen Stirne, der als Consistorialrath die Grobheit eines Bauern affectirte, und mit seiner sogenannten gesunden Vernunft Jedermann in's Gesicht schlug. Er mußte abgesetzt werden und endete als Schenkwirth.

Die Philosophie, nach welcher man das 18. Jahrhundert überhaupt das philosophische nannte, machte sämmtliche Gebildete, die ihr huldigten, außerordentlich froh und stolz. Man sah sich aus der Finsterniß des alten Kirchenglaubens plötzlich in helles Licht, aus der geistigen Gefangenschaft in Freiheit, von der Angstbank büßender Sünder auf den

Thron des kühnsten Selbstgefühls versetzt. Man blickte in erhabener Würde auf die Unglücklichen hinab, die noch in der alten Dunkelheit wandelten. Man that sich besonders viel zu Gute auf die Toleranz, die man verschwenderisch Juden und Heiden zukommen ließ, indeß man wahre Christen mit fanatischem Hasse verfolgte. Man sah die Geistesbewegung der Gegenwart nur als ein großes Erwachen von tausendjährigem Schlaf an, und zweifelte nicht, die Vielen, welche noch schliefen oder sich erst die Augen rieben, würden alle noch den hellen Tag erleben. Man träumte viel von Kosmopolitismus, d. i. Weltbürgerthum, zu dem einst alle Menschen, selbst die rohesten Wilden und Neger, durch weise Gesetze, Erziehung und Vernunftübung herangebildet werden sollten, dasselbe Ideal, nach dem die Freimaurer die Menschheit aufbauen wollten. Kirche und Christenthum, welche nach der Meinung jener philosophischen Philanthropen (Menschenfreunde) bisher die Menschheit in Fesseln geschlagen, hoffte man mit Hülfe aufgeklärter Fürsten bald zu beseitigen. Schwieriger schien der Kampf mit dem, was bisher im Staate als positiv gegolten hatte, mit dem Königthum von Gottes Gnaden, mit den Regierungsvorrechten, mit den ständischen Unterschieden und Privilegien; allein auch sie hoffte man mit Hülfe aufgeklärter Despoten, wie Joseph II. und Gustav III., zunächst wenigstens den Adel, zu überwältigen, und die Gesetzgebung zu demokratisiren. Allerdings waren durch die Zerrüttung der Kirche und durch die Auflösung und Fäulniß des Reichs Zustände eingetreten, die einer Aenderung und Besserung nothwendig bedurften; aber die Philosophie täuschte sich über die Mittel der Heilung, wie über den Patienten. Sie glaubte durch bloße Theorien, durch Aufstellung gewisser humaner Grundsätze die menschliche Natur meistern und die Gesellschaft bessern zu können. Sie traute den Völkern zu, dieselben würden sich gelehrig vom Katheder herab beglücken lassen.

Die Täuschung erstreckte sich sogar auf die Beurtheilung des Vergangenen. Um einen Anhaltspunkt in der Vorzeit zu haben, dichtete man Griechen und Römern das Ideal an, welches der modernen Philosophie vorschwebte, und übertrieb die Vorzüge des klassischen Alterthums, um Vorbilder derjenigen Mustermenschen zu finden, die man künftig erziehen wollte. Die Philologen begannen für Hellas zu schwärmen. Die Fürsten und Reichen begannen nach Italien zu reisen, um dort die antiken Ideale zu bewundern. Winckelmann, ein armer norddeutscher Schulmann, siedelte über nach Rom, um ganz nur diesem

Ideal zu leben, und es den deutschen Barbaren zu ihrer Beschauung vorzuhalten. Die meisten Lehrer der Weltgeschichte und Schulmänner setzten fest, aus der ersten Finsterniß und Barbarei habe die Menschheit sich zum Licht der Vernunft und Philosophie des Wahren und Schönen erhoben in den griechischen Republiken; dann sei mit dem Christenthum eine neue, noch dickere Finsterniß und Barbarei über sie gekommen, bis Luther das erste Dämmerlicht gebracht hätte, welches nun erst durch die moderne Philosophie und durch Wiederbelebung des Antiken zu neuer Tageshelle gedeihe. Die ganze Größe deutscher Nation im Mittelalter wurde absichtlich in Schatten gestellt, und gleich dem Segen, der durch das Christenthum gekommen, undankbar vergessen.

In direktem Gegensatz gegen das christliche Dogma von der Erbsünde sprach die Philosophie dem natürlichen Menschen eine angeborne Fähigkeit zu allem Guten, Wahren und Schönen zu, und gefiel sich in der Behauptung, alles Schlechte sei in die Menschen erst durch Glaubenszwang, politische Bevorzugung oder Unterdrückung und durch schlechte Erziehung hineingekünstelt worden, und könne eben so gewiß durch Philosophie, kosmopolitische Bildung und eine darauf berechnete Erziehung wieder aus ihnen herausgebracht werden. Jedes Kind sei gut und intelligent, man dürfe nur aufhören, es zu verderben und zu verdummen. Diesen Satz hatte zuerst Rousseau vertheidigt. In Deutschland aber war es Basedow, der in seinem berühmten Philanthropin zu Dessau eine philosophische Mustererziehung zu verwirklichen unternahm. Darin gab es keine Strafen, nur Belohnungen sollten den Eifer der Kinder spornen, und alle Tugenden und Gaben aus ihnen naturgemäß hervorlocken. Aber die Musterkinder geriethen nicht besser wie alle andern gemeinen Kinder, die Methode schlug fehl, der arme Basedow machte Bankerott. Praktischer verfuhr Salzmann in Schnepfenthal, indem er Söhne der höhern und gebildeten Klassen auf eine wirklich naturgemäße Weise erzog, Puder und Zöpfe und andere Häßlichkeiten und Körperentstellungen der Mode verbannte, körperliche Uebungen einführte. Am meisten Verbreitung fand die jetzt beginnende Literatur der Kinderfreunde (von Weiße), der Robinsone von Campe, der sogenannten Bilderbücher und moralischen Geschichten für Kinder, meist nur buchhändlerische Spekulationen auf den Beutel der ihre Kinder verzärtelnden Eltern.

13.

Die Fürstin Gallitzin und ihr Kreis zu Münster *).

Die fast in jeder Beziehung hervorragende Stellung, welche das Hochstift Münster seit dem Anfange der siebenziger Jahre einnahm, hatte es einzig und allein dem Domkapitular Freiherrn Friedrich Wilhelm Franz von Fürstenberg zu verdanken, welcher als Minister des Erzbischofs von Köln und Bischofs von Münster Max Friedrich von Königseck seit etwa 1764 die Regierung in Münster führte. Fürstenberg war zunächst und vor Allem ein Staatsmann in großartigstem Sinne des Wortes. Ihm fehlte unter den gegebenen Verhältnissen die Möglichkeit und gewiß auch der Wille, in den bestehenden, jede politische Wirksamkeit erschwerenden Formen der territorialen und der kirchlichen Verfassung Aenderungen vorzunehmen, und dennoch wandelte er in unbegreiflich kurzer Zeit das gesammte Leben in solchem Grade um, daß das Hochstift an Bildung des Klerus, an Tüchtigkeit der Volks- und der gelehrten Schulen, an Regsamkeit im Ackerbau und in Gewerben und vor Allem an Liebe seiner Bewohner zum Lande und seiner Verfassung, die meisten weltlichen und geistlichen Territorien weit überragte.

Auch abgesehen von seiner Bedeutung als Staatsmann nahm Fürstenberg eine geistig hervorragende Stellung ein. Sachkenntniß in sehr ungewöhnlichem Umfang stand ihm zu Gebote, und in den literarischen, wie in den philosophischen Bewegungen der Zeit war er einheimisch. Während er in den früheren Jahren seines Lebens eine gewisse Vorliebe für die Künste des Krieges nicht verläugnen konnte, und deßhalb besonders kräftig für die Verbreitung der mathematischen Studien und für eine muthige und kräftige Ausbildung der Jugend wirkte, nahmen ihn in späterm Alter die religiösen und die philosophischen Interessen vorzugsweise in Anspruch.

Zu diesem Manne und in dieses Land kam im Sommer 1779 die Fürstin Gallitzin, Gemahlin des russischen Gesandten im Haag, um sich den Rath Fürstenberg's für die Erziehung ihres Sohnes einzuholen, und dann sich derselben auf einem Landsitz am Genfersee ganz

*) Während Philosophie und Aufklärung in ganz Deutschland um sich griffen, verwahrte Münster gleichsam das heilige Feuer, das erleuchtete und erwärmte, aber nicht verzehrte. Das ist die welthistorische Bedeutung des Kreises der Fürstin Gallitzin.

hinzugeben; aber der Eindruck, welchen Fürstenberg auf sie machte, war so groß, daß sie seines Rathes und seiner Unterstützung nicht wieder entbehren mochte, und fortan ihren dauernden Aufenthalt in Münster nahm.

Die Fürstin, eine Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls Grafen Schmettau hatte eine Erziehung erhalten, welche durchaus nur auf das Auftreten in der damaligen großen Welt berechnet war. Als Hofdame der Prinzessin Ferdinand wurde sie 1768 im Bade Spaa mit mit dem Fürsten Gallitzin bekannt und nach einer Bekanntschaft von wenigen Wochen im zwanzigsten Jahre seine Gemahlin. Mit ihm lernte sie vorübergehend das Leben an den Höfen von Wien, Petersburg und Paris kennen, und hatte dann als Gemahlin des russischen Gesandten eine der ersten Rollen im Haag zu spielen. Die Bewunderung, welche ihrem Geiste nicht weniger als ihrer Stellung überall zu Theil ward, schmeichelte ihrem Ehrgeize und ihrer Eitelkeit, aber befriedigt fühlte sie sich dennoch nicht durch ihre Lage. Von frühester Jugend an hatte mit wunderbarer Stärke ein Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit und nach Erreichung des ihr unter wechselnden Gestalten vorschwebenden Ideals sittlicher Vollkommenheit sie erfüllt. Die Zerstreuungen der großen Welt hatten denselben nicht ertödtet; aus dem ununterbrochenen Kreise vielmehr von Spielen und Besuchen, von Schauspielen und Tänzen, brachte sie Abends nur ein vermehrtes, sie bis zur größten Qual erregendes Streben nach etwas Besserem mit in's Haus. Der sehnliche Wunsch erwachte in ihr, aus dem Leben der großen Welt auszuscheiden, und sich, um dem Zwiespalt in ihrem Innern zu entgehen, ganz der Wissenschaft und der Erziehung ihrer beiden Kinder hinzugeben. Seltsamer Weise mußte es Diderot sein, welcher, obschon er die von ihm verlangte Förderung in der Erkenntniß der Dinge nicht gewähren konnte, die Zustimmung des Fürsten zu dem Entschlusse seiner Gemahlin vermittelte. Seit 1773 lebte die vierundzwanzig Jahre alt gewordene Fürstin einsam in einem kleinen Hause nahe beim Haag, und gab sich mit einer an leidenschaftliches Ungestüm gränzenden Energie, einem durchaus männlichen Studium der Wissenschaften hin. Unter Hemsterhuys Leitung füllten nun Mathematik, Sprachen und vor Allem griechische Literatur und platonische Philosophie ihre Seele aus. Obgleich, da ihre Mutter Katholikin war, in der katholischen Kirche erzogen, hatte sie doch das Christenthum weder als Katholizismus, noch als Protestantismus in irgend einer Weise berührt. So lange sie im Haag und in der Nähe

des Haag lebte, hatte sie die von Hemsterhuys getheilte und gestärkte Ueberzeugung, daß im Grunde Niemand an das Christenthum glaube als der Pöbel, da es unmöglich sei an die Drohungen und Verheißungen des Christenthums zu glauben, und dennoch dessen Lehren so zuwider zu handeln, wie es in der Regel geschehe. Als sie 1779 nach Münster kam, hielt sie dem Herrn von Fürstenberg, dessen große Einsichten sie verehrte, sein Christenthum wegen des Vorurtheils seiner Erziehung zu Gute, aber bat sich zugleich von ihm aus, daß er nicht versuchen möge, sie zu bekehren, weil sie, was Gott betreffe, nichts in sich leiden könne, was Gott nicht selbst in ihr geschaffen habe. Noch im Jahre 1783 hatte sie in den Stunden, in welchen sie selbst, wie die Aerzte, jede Hoffnung auf Erhaltung ihres Lebens aufgegeben hatte, den Geistlichen, den Fürstenberg ihr zusendete, entschieden abgewiesen, weil ihr jede innere Ueberzeugung von der Kraft und Bedeutung der Sakramente fehle. In der Zeit sehr langsamer Genesung, welche dieser Krankheit folgte, wurde sie sich zum ersten Mal zu ihrem großen Schrecken bewußt, daß Gelehrtenehrgeiz und Gelehrtenstolz ihre ganze Seele erfülle. „Mit dieser Entdeckung war," so äußerte sie selbst, „alle meine bisherige Freude an mir selbst dahin." Um dieselbe Zeit waren ihre Kinder reif zum Religionsunterrichte geworden, und auch diesen selbst zu übernehmen, schien ihr mütterliche Pflicht. Um nicht gegen sich selbst unwahr zu sein, und demnach nicht die eigene Bezweiflung des Christenthums den Kindern aufzubringen, sollte der Unterricht in der christlichen Religion, den sie ertheilte, lediglich historisch sein. Zu diesem Zweck begann sie ein ernstes Studium der heiligen Schrift, welche sie am liebsten in lateinischer Sprache las. Was sie ihrer Kinder wegen begonnen, setzte sie bald ihrer selbst wegen fort. Mehr und mehr wurde sie von der Wahrheit des Christenthums, wie ihr dasselbe aus der heiligen Schrift entgegentrat, ergriffen und durchdrungen, und einmal ergriffen, arbeitete sie ihr ganzes Leben hindurch mit der ganzen Energie ihres seltenen Geistes daran, ihr gesammtes Sein und Thun von der Wahrheit, welche nun ihr Inneres belebte, durchdringen zu lassen. Ein zwar kleiner, aber bedeutender Kreis sammelte sich um die seltene Frau. Fürstenberg mit seiner umfassenden Bildung und Erfahrung gehörte demselben an und Overberg, in dessen frommer Kindlichkeit und Einsicht der Scharfblick Fürstenberg's schnell den innern Ruf erkannt hatte, die für die Volksbildung gehegten Plane in's Leben zu führen. Auch jüngere Männer schlossen sich an, unter denen sich

namentlich die Söhne des Freiherrn Droste zu Vischering, Caspar Max, später Bischof von Münster, und Clemens August, später Erzbischof von Köln, mit ihren beiden Brüdern und ihrem früheren Führer, dem nachherigen Domkapitular Katerkamp befanden.

Eine Frau, welche, wie die Fürstin Gallitzin an Weltbildung die meisten, und an Geistesbildung alle Zeitgenossen ihres Geschlechtes überragte, und nun mit dem blitzenden Geiste Kindesglauben verband, mußte einen außerordentlichen Eindruck auf jede Größe machen. Göthe und Lavater, Herder und Hamann, fühlten sich in gleichem Grade, wenn auch in verschiedener Weise, durch die außerordentliche Erscheinung angezogen und gehoben.

14.

James Cook, der Entdecker.

Seit jenen merkwürdigen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen, durch welche neue Welten aus dem Schooße des Meeres hervorgezogen worden waren, befreundete sich Europa inniger mit demselben, und dieses trügerische, furchtbare Element horchte mehr und mehr der überlegenen Stärke des Menschengeschlechts. Auf diesem Schauplatze hatten seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Engländer die Hauptrolle übernommen; sie hatten durch die beweglichen Brücken der Schifffahrt die getrenntesten Theile der Welt verbunden, und ihre Insel zum Mittelpunkte weit reicherer und größerer Länder jenseits des Weltmeeres gemacht. Herren des freiesten Elements, erregten sie immer stärker den Neid derer, die mit ihnen Gleichheit der Macht oder des Rechts wünschten; sie mischten aber auch, mehr als jedes andere Volk unter diese Eroberungen friedliche Bestrebungen, deren Erfolge mehr das Gebiet der Erkenntniß, als das der politischen Herrschaft erweiterten. Wir meinen die Entdeckungsreisen und Umschiffungen der Erde, durch welche James Cook seinen Namen unsterblich gemacht hat.

James Cook, geboren 1728, bildete sich in der Schule der Englischen Schiffskunst, im Steinkohlenhandel zwischen Newcastle und London. Erst gemeiner Matrose, dann Schiffskoch, endlich Gehülfe eines Steuermanns, fühlte er die Nothwendigkeit mathematischer und anderer Kenntnisse, und ließ sich für sein erspartes Geld darin unterrichten.

Auf der Flotte, die mit dem General Wolf gemeinschaftlich die Eroberung von Quebeck betreiben sollte, entwickelte er zuerst seine große

Tüchtigkeit. Die ihm gesetzte Aufgabe, sich genaue Kunde vom Bette des Lorenzstromes zu verschaffen, löste er mit gleicher Einsicht und Kühnheit. Nach dem Frieden von 1763 wurde er gebraucht, die wegen der Fischerei wichtige Küste von Neufundland aufzunehmen. Die von ihm verfertigten Karten sind eine Frucht dieser mühsamen und schwierigen Untersuchung, die er in einem unwirthbaren und menschenleeren Lande (von 1763 bis 1767) vollführte. Sein ungeselliger, fast finsterer Charakter erleichterte ihm das Ungemach, das er sich andererseits durch seine Sparsamkeit freiwillig erschwerte. Die letztere entsprang aus einem Hang zum unruhigen Erwerbe, daher er sich vom ersparten Gelde eine kleine Besitzung kaufte, um als Schiffsmeister und Landmesser im Dienste der Admiralität zu leben. Aber ein schönerer Stern ging ihm auf, und bestimmte ihn, dem menschlichen Forschungsgeiste zu dienen und ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt zu erlangen.

Der für das Jahr 1769 berechnete Durchgang der Venus durch die Sonne zog die Aufmerksamkeit nach der Südsee, auf welcher diese seltene Himmelserscheinung beobachtet werden konnte. Der Präsident der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften bestimmte den König, zu diesem Behufe ein Schiff abzusenden, und Cook erhielt den Auftrag, dasselbe zu führen. Banks und Solander, zwei berühmte Naturforscher, schifften sich mit ihm ein. Die Reise ging von England nach Brasilien, von da an der Küste Südamerika's entlang, um dessen Spitze herum in die Südsee. Cook ging aber nicht durch die Magelhanische Meerenge, sondern durch die Straße Le Maire. Er landete an der südlichsten Seite, dem kalten Feuerlande, wo Banks und Solander beinahe Opfer ihres Eifers für die Botanik geworden wären; darauf segelte er um das seit Anson gefürchtete Cap Horn und näherte sich dem Südpol. Auf der Rückkehr nahm das kurz vorher vom Kapitän Wallis entdeckte Otaheiti (auch Georgsinsel genannt) die Seefahrer auf. Als Cook hier den astronomischen Zweck durch Beobachtung des Durchgangs der Venus erreicht hatte, umschiffte er dann die Insel und eilte abermals nach dem Süden, um ein von andern Seefahrern und von Erdkundigen vermuthetes Südland aufzusuchen. Er segelte bis zum 40. Grade der Breite, ohne etwas zu finden, und darauf nach der Küste von Neuseeland. Seit Tasman's Zeit (1642) war dasselbe nicht wieder besucht und bis jetzt für einen Theil des festen Südlandes gehalten worden; Cook aber fand es durch Umschiffung als zwei getrennte Inseln von bedeutendem Umfange. Mit vieler Sorgfalt untersuchte er die Küsten und umher liegen-

den Inseln. Die herrliche Lage dieses Landes, in der Mitte zwischen Afrika, Ostindien und Amerika, sein schönes Klima, seine Erzeugnisse, besonders die Neuseeländische Flachspflanze, schienen dasselbe für eine künftige Verbindung mit Europa bedeutsam zu machen.

Weil aber der Winter mit seinen Stürmen herannahte und das Schiff die Rückreise durch die Südsee nicht bestehen konnte, nahm Cook den Weg nach Ostindien und langte an der Ostseite Neuhollands, in der von ihm benannten Botanybay an. Er war der Erste, der diese Seite von Neuholland berührte. Obgleich die Küste sehr gefahrvoll war, beschiffte er sie doch vom 38. bis zum 10. Grade südlicher Breite, bis zu der von seinem Schiffe benannten Endeavourstraße, zwischen Neuholland und Guinea. Drei Monate lang mußte er sich durch eine Reihe von Klippen winden, die seinem Schiffe jeden Augenblick den Untergang drohten. Aber mit unermüdeter Sorgfalt und ungestörter Besonnenheit leitete Cook sein Fahrzeug. Keine überstandene Gefahr hinderte ihn einer neuen entgegen zu gehen, auf Gewässern, die noch kein europäisches Schiff befahren halte. So überzeugte er sich von der Wasserscheide, welche sich zwischen Guinea und Neusüdwales befindet. Das letztere Land nahm er für König Georg III. in Besitz, und trat dann die Rückreise an. Seine Ankunft in England erfolgte am 12. August 1771 nach einer Entfernung von drei Jahren. Doch nicht lange darnach war er von dem Präsidenten des Admiralitätsgerichts, Lord Sandwich, zu einer neuen Reise aufgefordert. Er sollte ein am Südpol gelegenes Festland finden, dessen Dasein man aus astronomischen Gründen vermuthete. Auf dieser Reise, zu welcher zwei Schiffe ausgerüstet wurden, begleiteten ihn die beiden Naturforscher Forster, Vater und Sohn, deren Werke über diese Reise dieselbe so berühmt gemacht hat; ein dritter Naturforscher Sparmann ward auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufgenommen. Die Reise ward im Juli 1772 angetreten. Cook segelte gerade nach Süden unter heftigen Stürmen und bedeutender Kälte; er war noch nicht bis zum 50. Grade der Breite gekommen, als ihm schon große Eismassen entgegentrieben. Nachdem er den 65. Grad erreicht hatte, wohin vor ihm noch kein Seefahrer gelangt war, zweifelte er endlich, das vermuthete Festland in dieser Richtung zu finden und steuerte aus dem Eise des Südens wieder heraus. Nach einer Fahrt von vier Monaten landete er an der Küste von Neuseeland. Cook ließ europäische Sämereien aussäen — die Thiere, die er für diese Insel mitgebracht hatte, waren unterwegs gestorben, — und versuchte so eine Gemeinschaft

der Naturerzeugnisse zu stiften, da für die Gemeinschaft der menschlichen Gesittung die Wildheit der Einwohner wenig Aussicht gewährte. Dann schiffte er zu dem friedlichen Völkchen auf Otaheiti und nach den übrigen Gesellschaftsinseln. Cook verließ sie am 17. September 1773, um die Gruppe der Freundschaftsinseln zu untersuchen. Als nun der Sommer dieser Erdgegend nahte, wandte er sich wieder nach Neuseeland. Ein heftiger Sturm trennte die beiden Schiffe. Mit dem seinigen, Resolution, steuerte Cook nun allein nach dem Südpole, dem er sich auch bis zum 71. Grade südlicher Breite näherte. Ein Eisfeld von unabsehbarer Größe steckte dieser Fahrt das Ziel (30. Januar 1774) zum Verdrusse für Cook's forschende Kühnheit. Diese erschrack nicht, weder vor den mit Stürmen wechselnden Nebeln, die oft mehrere Wochen lang die Sonne verhüllten, noch vor den Eismassen, die eine Kälte aushauchten, von der Tau- und Takelwerk des Schiffes mit Eisrinden bedeckt wurden, noch vor der einförmigen Stille, die von keinem andern lebendigen Wesen unterbrochen ward, als durch die kühnen Abenteurer, welche die Natur in ihrer tiefsten Zurückgezogenheit aufsuchten. Die Aengstlichkeit derselben ward vermehrt durch Cook's heftige Krankheit, die sein Entschluß, niemals besser zu essen, als der Letzte seines Schiffsvolkes, ihm zugezogen hatte. Ohne frische Nahrungsmittel schien seine Genesung unmöglich. Da ließ Forster seinen treuen Otaheitischen Hund, das einzige Thier, das auf dem Schiffe war, schlachten, und stellte durch die von dem Fleische desselben gekochte Brühe den Capitän wieder her. Auf dem Rückwege berührte das Schiff die Osterinsel und die Markesen. Ueber die niedrigen Inseln kehrte er nach Otaheiti zurück. Auf diesen Fahrten entdeckte er kleinere Inseln oder durchforschte die schon bekannten genauer. Das letztere war sehr gefährlich, da er sich immer zwischen Klippen durchwinden, oder mit den Wilden bald durch Schrecken, bald durch Freundlichkeit fertig werden mußte. Die Neuhebriden wurden von ihm benannt und durchforscht, Neucaledonien aber zum ersten Male betreten, da Bougainville nur in der Ferne vorbeigesegelt war. Von da ging es abermals nach dem nun schon bekannter gewordenen Neuseeland, und von da nach der Spitze von Südamerika, dem kalten, unfruchtbaren und felsigen Feuerlande. Da schiffte Cook noch einmal gegen Süden, um ein früher entdecktes Land aufzusuchen, das er auch fand und seinem Monarchen zu Ehren Südgeorgien nannte. Es bestand aber nur aus schroffen Felsen, und hatte keine Bewohner als Seehunde. Darauf näherte er sich noch einmal dem Südpole bis zum 59. Grade der Breite,

wo er unter ungeheuren Eismassen abermals eine Insel fand, die er Sandwichsinsel nannte. Unter dem 58. Grade der Breite wandte er sich nach Osten. Man erkannte, daß in dem südlichen gemäßigten Erdgürtel kein großes festes Land liege. Dadurch, daß er innerhalb des gefrorenen Erdgürtels bis zum 71. Grade vorgedrungen, war es wenigstens höchst wahrscheinlich geworden, daß der jenseits des antarktischen Polarkreises befindliche Raum nicht mit Land ausgefüllt sei. Nachdem solcher Gestalt Cook den Hauptzweck seiner Reise glücklich erreicht hatte, steuerte er nordwärts nach dem Cap. Von hier aus kam er glücklich in England an, nach einer Abwesenheit von drei Jahren, während deren er die Südsee nach allen Richtungen durchkreuzt hatte, und dem Südpole näher, als vor ihm irgend ein anderer Seefahrer, gekommen war.

Cook ward Capitän und erhielt eine ehrenvolle Stelle im Hospital zu Greenwich, wo er seines Ruhmes im Besitze eines bedeutenden Einkommens genießen konnte; allein die Wißbegierde der Nation und die eigene Rastlosigkeit ließen ihn nicht ruhen. Nachdem der Glaube an ein festes Südland zerstört war, sollte er durch eine dritte Reise über die so oft schon behauptete Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean, und also eines kürzeren Wegs nach Ostindien entscheiden. Lord Sandwich, der sich besonders thätig dabei zeigte, trug nur Bedenken, ein Unternehmen von so vielen Schwierigkeiten dem Capitän Cook noch einmal zuzumuthen. Da er indessen wenigstens seinen Rath über die Person, die einem solchen Auftrage gewachsen sei, einholte, ward Cook von der Größe des Unternehmens also ergriffen, daß er in freudiger Bewegung sich selber anbot. Er erhielt daher 1776 seine Bestallung als Befehlshaber der Expedition, nachdem die dem Entdecker der Durchfahrt durch einen Parlamentsbeschluß von 1745 versprochene Belohnung von 20,000 Pfund erneuert worden war. Dem alten Schiffe Resolution, mit dem er die vorige Fahrt gemacht hatte, ward ein zweites Schiff beigesellt, und mit allem versehen, was der Zweck und die Gefährlichkeit dieser Reise erforderte. So ausgerüstet, segelte Cook am 12. Juli 1776 von Plymouth ab. Auf dem Cap vermehrte er seinen Vorrath von zahmen Hausthieren, die er den Insulanern der Südsee bestimmt hatte. Auf den Freundschaftsinseln hielt er sich dießmal länger als das vorige Mal auf. Als er seine mitgebrachten Schafe ausgesetzt hatte, und eines Tages eine Anhöhe bestieg, gedachte er, entzückt von der Herrlichkeit der Aussicht, mit Begeisterung der Zeit, wo ein künftiger Seefahrer von demselben Stand-

punkte diese Wiesen und Weiden mit Heerden bedeckt sehen würde, deren ersten Stamm Er hieher gebracht hatte.

Am 3. December 1777 verließ Cook die Gesellschaftsinseln, und richtete seinen Lauf nach Norden, um sich dem eigentlichen Zwecke seiner Reise zu nähern. Seine Fahrt ging an den Sandwichsinseln vorbei, die Cook seinem Gönner zu Ehren benannte. Am 7. März 1778 erblickte er die Küste von Neualbion. Am 9. August legte er unter einer Landspitze vor Anker, der er den Namen „Prinz von Wales Vorgebirge" gab. Sie ist die äußerste Westspitze von Amerika, und die östliche Grenze einer schmalen Meerenge, welche die alte und neue Welt von einander scheidet. Bering, ein russischer Seeoffizier, hatte sie im Jahre 1728 entdeckt, Cook aber hat diese Gränze zwischen Asien und Amerika genauer erkundet. Als er die Breite von 70 Grad erreicht hatte, ward am Horizonte der Widerschein des Eises bemerkt, den man den Eisblick zu nennen pflegt, und die Unmöglichkeit weiter vorzudringen erkannt. Er kehrte also mit seinen Schiffen um nach der Insel Unalaschka, einer Niederlage des russischen Pelzhandels, wo er auch Pelzhändler antraf. Von da schiffte er nach den Sandwichsinseln zurück, um sich daselbst zu neuen Unternehmungen in der besseren Jahreszeit zu rüsten. Aber auf der Insel Owaihi geriethen die Engländer mit den Bewohnern wegen unverschämter Diebereien in Zwist. Am 14. Februar 1779 begab sich Cook selbst mit einigen Leuten an's Land, um ein gestohlenes Boot von dem Oberhaupte der Insel zurückzufordern. Eine freche Beleidigung, die ein Insulaner sich erlaubt, reizt den sonst so besonnenen Seefahrer zum Jähzorn; er feuert seine Flinte ab und sieht sich alsbald von einer wüthenden Menge umgeben, von welcher er nebst vier der Seinigen überwältigt und getödtet wird. Sein Schiff kehrte nach Europa zurück, wo die Nachricht von diesem Ende des großen Entdeckers mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen ward.

15.

Joseph's II. Reformen.

Daß der in Maria Theresia lebende Sinn der Achtung vor begründetem Rechte und der Sorge für Erhaltung der Grundlagen alles Staatslebens keine Bürgschaft für gleiches Walten ihrer Söhne biete, zeigte sich schon an dem zweiten derselben, Leopold, der nach des Vaters Tode Großherzog von Toscana ward. Unter dem Einflusse

des Gallikanismus, des Jansenismus und der Tagesphilosophie hatten sich in Bezug auf die Kirche auch bei Solchen, die nicht von einem bewußten Zerstörungseifer geleitet wurden, Ansichten gebildet, deren Anwendung nur zerstörende Wirkung haben konnte. Die Klöster waren bei der Unabhängigkeit, in welcher ihre Mitglieder entweder durch Besitz oder Armuth lebten, ein Gegenstand des Anstoßes für die Freunde einer über alle Verhältnisse sich erstreckenden Fürstengewalt, zumal der von den Ordensgeistlichen auf das Volk geübte Einfluß die Furcht vor Widerstand gegen durchgreifende Neuerung wach erhielt. Daß in vielen Klöstern die Zucht verfallen, und das Leben nicht mehr dem Geiste der Gründer entsprach, bildete den bequemsten Vorwand für Verurtheilung des dem Geiste der Zeit lästigen Klosterwesens, indem das, was Entartung war, der Einrichtung selbst zur Last gelegt wurde. Der Werth, den das ascetische Leben nicht allein für seine Theilnehmer, sondern auch für seine Zeugen hat, kam nicht in Betracht vor einer Staatsweisheit, die ihr Ziel in Steigerung der auf Erwerb gerichteten Kräfte sah und an der Menge müssiger Hände Aergerniß nahm. Nächst den Klöstern war es Rom, als Mittelpunkt der kirchlichen Einheit, das allen Haß des Zeitgeistes auf sich zog.

Daß alle Theile der Kirche nur in Verbindung mit ihrem Mittelpunkt Lebenskraft zu bewahren vermögen, war in den Augen der damaligen Staatsmänner ein Beweggrund mehr für das Bemühen, die Kirche in Landeskirchen zu vereinzeln. Diejenigen aber, welche auf die Bahn der neuen Staatsweisheit, ohne eine der Kirche feindliche Absicht geleitet wurden, befanden sich wenigstens in dem Irrthum, daß man die Verfassung der Kirche antasten könne, ohne ihre Lehre zu gefährden.

Als Joseph nach dem Tode seiner Mutter zu der Krone des Kaiserthums die Kronen des habsburgischen Hauses erhielt, war auch in Deutschland Vieles für eine Thätigkeit, durch welche er sich seinem Bruder Leopold in Toscana als Vertreter der Aufklärung gleichstellte, vorbereitet. Nicht allein, daß die geistige Strömung, die aus Frankreich nach Deutschland mächtig ging, die dortigen Anschauungen über das Verhältniß von Kirche und Staat, ja die aus der Schule der Aufklärung stammende Abneigung gegen die Kirche herübergetragen hatte: es war bereits auch ein Versuch gemacht, für Deutschland Forderungen zur Geltung zu bringen, deren Befriedigung eine Vernichtung der Gewalt des päpstlichen Stuhles gewesen sein würde. Im Jahre 1763 hatte

Hontheim, der Weihbischof des Kurfürsten von Trier, unter dem erdichteten Namen Febronius, ein Buch in jenem Sinne herausgegeben, das in der Zeit, wo so viele Feindseligkeit gegen die Kirche thätig war, mit um so größerer Freude begrüßt wurde, als die von Außen kommende Feindseligkeit jetzt in der Kirche selbst einen Bundesgenossen gefunden hatte, der mit Schaustellung von Wissenschaft zu demselben Zwecke wirkte und die Wohlfahrt der Kirche zu bezwecken schien. In der Meinung, daß die von den Päpsten in Anspruch genommene Gewalt als größtes Hinderniß der Wiedervereinigung der christlichen Confessionen entgegenstehe, unternahm er es, dieselbe auf ein angeblich ursprüngliches Maß zurückzuführen, worin ihm seiner Meinung nach Papst Clemens XIII. durch Verzichtung auf alle weitergehenden Rechte freiwillig folgen sollte. Er kehrte zu den bedenklichsten Ansichten des Konzils von Basel zurück, bestritt dem Papste jede Gerichtsbarkeit über die gesammte Kirche, machte die Gültigkeit seiner Anordnungen vom einstimmigen Beitritt der Bischöfe abhängig und läugnete die göttliche Einsetzung des Primates, den er als eine von der Kirche an die römischen Bischöfe übertragene Würde bezeichnete, und mit dem Range des Vorsitzenden in einem Parlamente auf gleiche Linie stellte*). Wie diese Ansichten, waren auch die zu ihrer Verwirklichung vorgeschlagenen Mittel gänzlich im Sinne der Zeit. Konzilien der einzelnen Nationen sollten die dem Papste nicht zustehenden Rechte zurücknehmen und, falls derselbe sich diesen Veränderungen nicht füge, der Kirche des Landes einstweilen ein besonderes Haupt geben. Dann sollten die Fürsten durch Hemmung des Verkehrs der Kirchen mit Rom dem Papst zum Nachgeben zwingen, und selbst das Werk der Verbesserung beginnen. Zwar ward das Buch von Papst Clemens verurtheilt, auch durch Schriften kundigerer und gelehrterer Männer widerlegt, ja die Gesammtheit der darin enthaltenen

*) Diese Ansichten wurden unter Joseph II., namentlich bei der Ankunft des Papstes Pius V. in Wien, dem Volke durch Wiener Literaten gedollmetscht, namentlich durch die boshafte Schrift Eybels: Was ist der Papst? Nicht lange darnach gab Joh. v. Müller, der protestantische Historiker, eine schlagende Antwort: „Was ist der Papst? Man sagt, er ist nur ein Bischof. Ebenso wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. ein Graf von Paris, der Held von Roßbach ein Graf von Zollern." In diesem Sinne ließ sich auch der gewiß unparteiische Lessing vernehmen; „Es sei eine unverschämte Schmeichelei gegen die Fürsten, was Febronius und seine Anhänger behaupteten; denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papstes seien entweder keine Gründe, oder sie gelten doppelt und dreifach den Fürsten selbst."

Irrthümer von dem Verfasser selbst auf Betreiben seines Erzbischofes im Jahre 1778 widerrufen, doch fuhr es fort, seine Wirkungen bei Ausbildung der Ansichten zu äußern, nach welchen die Staatsmänner in Behandlung der kirchlichen Verhältnisse verfuhren. Es fehlte nicht an Schriften, welche die Hontheim'schen Lehren in Umlauf setzten und in Anwendung brachten. Ganz besonders fanden dieselben in Oesterreich Eingang, wo ungeachtet der kirchlichen Haltung der Maria Theresia eine Partei, die ihre Hoffnungen auf Joseph setzte, den Fürsten Kaunitz an der Spitze, einer kirchenfeindlichen Staatskunst huldigte.

Mit Kaiser Joseph kam auf den Thron Oesterreichs eine Neuerungssucht, deren Grundsätze sich unter dem gemeinschaftlichen Einflusse des in religiöse Gleichgültigkeit übergegangenen Protestantismus und der französischen Aufklärung gebildet hatten.

Nachdem Oesterreich zuvor das Bollwerk gegen das Fortschreiten des kirchlichen Abfalles gewesen, wurde es den von demselben in das Leben gerufenen Grundsätzen geöffnet, so daß ein zweiter Zeitraum in der Geschichte jener religiösen Umwälzung zu beginnen schien, weil man erwarten durfte, daß in den übrigen katholischen Reichen, wo sich schon die Anfänge eines Kampfes gegen die Kirche gezeigt hatten, Joseph's Beispiel Nacheiferung wecken werde. Wie viel Zerstörung aber Joseph auch angerichtet und wie viel er zur Erregung eines baldigen Sturmes auf Thron und Altar, den die französischen Philosophen herbeiwünschten, beigetragen hat, so beschränkt sich doch das Maß seiner Schuld durch die Erwägung der Macht, mit welcher der Zeitgeist ihn in seine Dienste lockte. Mit schönen Anlagen des Herzens und des Verstandes ausgestattet, erfaßte Joseph den Herrscherberuf mit dem Entschlusse, für das Wohl seiner Völker zu leben. Eine Unterrichtsweise, die seinen hochfahrenden Sinn, anstatt ihn zu veredeln, nur zurückgestoßen, hatte ihn nicht zu gründlichem Lernen kommen lassen, und ihn für immer auf ein eilfertiges und oberflächliches Auffassen der Dinge beschränkt. Je länger er unter der Herrschaft seiner Mutter den Trieb der Thätigkeit hatte zügeln müssen, desto hastiger stürzte er sich nach ihrem Tode auf die Dinge, die nach seiner Meinung längst einer Umgestaltung harrten, und unerbittlich durchgreifend, arbeitete er nun an Verwirklichung der Gedankenbilder, die ihn längst erfüllt hatten. Das blendende Vorbild des Königs von Preußen, der bei kühnem Durchbrechen alter Schranken Erfolge für sich hatte, weckte in ihm einen großen Thatendrang. Die Regsamkeit und Empfänglichkeit seines Geistes ließ ihn auch unzählige

Versuche machen, unzählige Wege einschlagen. Aber der Mangel an Durchdringen der Verhältnisse verleitete ihn zu Erstrebung einer Gleichförmigkeit, die überall Verletzung zeigte. Er faßte nach damaliger Ansicht sich als den ersten Diener des Staates auf, und betrachtete als seine Aufgabe die Förderung eines sogenannten Gemeinwohls, welches nicht nach den Bedürfnissen der unter den mannigfachsten Verhältnissen im Staate lebenden Menschen, sondern nach einem ganz abstrakten Begriffe vom Staate bemessen wurde. Daher stieß er überall mit der Wirklichkeit in einer Weise zusammen, daß er da, wo er den Hindernissen wich, seinen guten Willen mit Undank belohnt glaubte, und wo er sie überwand, Zerstörung hinterließ. Die falsche Stellung, die Joseph seinem Berufe gegenüber eingenommen, machte denn auch sein ganzes Leben zu einer mühevollen Arbeit. Denn da er so viel Verkehrtes, so viel Unmögliches wollte, da seine Vorstellung von Gemeinwohl ihn zum Eingreifen in solche Kreise, in welchen freies Ermessen der Unterthanen schalten darf, zu verleiten pflegte, lebte er in beständiger Hast und Unruhe, die seine Gedanken nicht reifen ließ und seine Kräfte verzehrte. Wollte er den König Friedrich in seiner ausgedehnten und bis in's Einzelne sich erstreckenden Selbstregierung nachahmen, so verwandelte er, dem die Erquickungen der Wissenschaft und Kunst fremd waren, die Hofburg in eine große Werkstätte für Schreiberarbeit, während bei Friedrich, obgleich sein Auge über Allem wachte, Geselligkeit und geistige Erholung Zutritt hatten. War Friedrich ungeachtet der Härte, die vermöge seines oft rücksichtslosen Durchgreifens auch seine Regierung hatte, in seinem Staate verehrt, so war Joseph fortwährend verstimmt durch den Anblick des Unwillens, den er in der Meinung, seiner Unterthanen Bestes zu wirken, erregte.

Wenn Joseph auch gegen die Kirche seine Neuerungssucht kehrte und einer Richtung folgte, welche in nicht ferner Zukunft an einen Abgrund führte, so erklärt sich dies daraus, daß die eigentlichen Ziele der gottlosen Philosophie und Staatskunst sich seinem Blicke verbargen. Joseph's Ansichten, soweit sie seine die Kirche betreffende Staatskunst bestimmten, ließen sich in eine Lehre zusammenfassen, wonach Religiosität zwar ein Hauptziel des Regenten sein mußte, aber eine Religiosität, die sich unvermerkt von der christlichen Religion entfernte, und sich auf einen Inbegriff der von der natürlichen Religion gelehrten Grundsätze beschränkte.

Nachdem bei Lebzeiten Maria Theresia's durch Begünstigung von Febronius Ansichten, durch Einführung derselben in den theologischen Unterricht vorgearbeitet worden war, und nur die persönliche Gesinnung der Fürstin unmittelbarer Befehdung der Kirche noch vorgebeugt hatte, begann Joseph, der nach seinem eigenen Ausdrucke die Philosophie zur Gesetzgeberin in seinen Staaten erheben wollte, seine rücksichtslosen Neuerungen.

Dieselben galten dem Klosterwesen, dem Zusammenhange mit dem päpstlichen Stuhle, den Anordnungen des Gottesdienstes und dem theologischen Unterrichte. Seine Bundesgenossen waren dabei die Schriftsteller, die mit Hohn und Verleumdung das Ansehen der Kirche bei allen Ständen zu erschüttern suchten. Dazu warb er aber auch als Bundesgenossen Mitglieder des Klerus, so daß der Fortschritt seiner Neuerungen das Ergebniß haben mußte, daß ein zum Verderben der Kirche die Hand bietender Klerus sich bildete, der wegen seiner unkirchlichen Haltung keine Achtung, bei dem Volke kein Vertrauen und keine Wirksamkeit hatte. Von den Klöstern wurden diejenigen, welche nach den damaligen Staatsansichten „zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbares beitrügen," unterdrückt. Diejenigen, die man wegen unverkennbarer Nützlichkeit bestehen ließ, wurden in einer Weise behandelt, die ihrer Auflösung vorarbeitete. Damit sie dem Aussterben näher kämen, wurde die Aufnahme neuer Mitglieder von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht; damit sie der Stärke, welche ein jedes aus dem Zusammenhange mit dem gesammten Orden schöpfte, beraubt würden, wurde der Zusammenhang mit auswärtigen Klöstern und den Generalobern zu Rom aufgehoben.

Zur Vernichtung des päpstlichen Einflusses bildete man auf der von Hontheim gelegten Grundlage ein Kirchenrecht aus, welches unter dem Namen des Josephinismus überall, wo man Beeinträchtigung der Kirche wünschte, beifällig aufgenommen und in Uebung gesetzt wurde. Der ganze Verkehr der Bischöfe mit dem päpstlichen Stuhle wurde gehemmt, und für die Fälle, wo er nicht unbedingt verboten wurde, einer staatlichen Aufsicht unterworfen, mittelst deren in jedem beliebigen Falle die Einwirkung des Papstes abgeschnitten werden konnte. Die Beseitigung der kirchlichen Macht forderte auch ein Abstellen und Zerbrechen der Formen, in welchen die Kirche das Volk seine Frömmigkeit zu bethätigen und zu stärken anleitet. Nach den Grundsätzen einer in der gesammten Verwaltung hervortretenden Sparsamkeit ergingen Anordnun-

gen, welche Feierlichkeit und Pracht des Gottesdienstes schmälerten. *) Die Heranbildung des Klerus erheischte, wenn sie die den herrschenden Ansichten entsprechenden Erfolge haben sollte, eine Befreiung der theologischen Lehranstalten von bischöflicher Aufsicht. Während die Vorbereitung auf den geistlichen Stand nicht im Auslande gesucht werden durfte, gründete man sogenannte Generalseminarien in den Städten Wien, Pesth, Pavia und Löwen, deren Leitung man Männern von der genehm gefundenen Richtung übertrug, und um nur Priester von dem in denselben herrschenden Geiste zu erhalten, wurde den Bischöfen zur Pflicht gemacht, nur solchen, welche die Regierung ihnen zuschicken würde, die Weihen zu ertheilen. Vorstellungen, die dem Kaiser gegen sein Verfahren von einzelnen Bischöfen gemacht wurden, fanden nicht die mindeste Beachtung, und schnöde abweisend antwortete er auch auf die Warnungen, die der Kurfürst Clemens Wenceslaus von Trier, der jüngste Bruder des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, an ihn richtete. Gleich erfolglos waren die Verhandlungen, welche Papst Pius VI. mit ihm pflog. Als aber im Jahre 1783 der Papst zu persönlicher Besprechung in Wien erschienen war, mußte er zu der Demüthigung, welche er sich durch diesen Schritt selbst auferlegt hatte, auch noch die erfahren, daß er den Kaiser jetzt so wenig, als im Verlaufe der späteren Verhandlungen zu irgend einem Nachgeben geneigt fand. Dazu kam, daß während seiner Anwesenheit in Wien eine Fluth von Schriften zur Herabwürdigung und Verspottung des Primates sich ungehindert über das Volk ergoß. Ja, der Minister Kaunitz war, während der Kaiser seinem Gaste wenigstens mit den Formen der Ehrerbietung begegnete, gemein genug, denselben durch ungeziemendes Benehmen zu kränken. Joseph aber bildete seine Neuerungspläne so weit aus, daß er sich zu einer förmlichen Losreißung der Kirche seiner Staaten von der Leitung des Papstes entschloß, und nur durch das bei ihm viel geltende Urtheil Azara's, des spanischen Gesandten zu Rom, den er noch im Jahre 1783 bei einem dortigen Aufenthalte zu Rathe zog, darauf verzichtete, eine österreichische Landeskirche nach dem Muster der englischen Hochkirche zu bilden. Während Joseph, der sich persönlich nie gegen die Lehren der

*) Um nur Einiges anzuführen, so wurden sämmtliche Bruderschaften, 123 an der Zahl, aufgehoben, dagegen eine „allgemeine Bruderschaft thätiger Nächstenliebe" zu stiften befohlen; die öffentlichen Bittgänge wurden bis auf drei eingestellt; im Gottesdienste wurde sogar die Zahl der Kerzen bestimmt, welche brennen sollten; daher denn auch Friedrich II. den Kaiser nur seinen Bruder Sacristan zu nennen pflegte.

Kirche erklärte, als Kaiser unter dem Einflusse von Ungläubigen zu Gunsten unbedingter Herrschergewalt die Kirche zu erniedrigen bestrebt war, konnte er sich dem Wahne hingeben, daß deren Diener in solcher Erniedrigung noch fähig sein würden, den Geist des Gehorsams in dem Volke zu pflegen. Wie wenig er ein Verständniß der Kirche hatte, zeigte sich daran, daß er von den Geistlichen mit Umgehung der Glaubenslehre nur die Sittenlehre gepredigt haben, und außerdem das Volk in der Kirche mit den Regeln der Diät, der Hauswirthschaft u. s. w. bekannt gemacht sehen wollte. Nach der Ansicht derjenigen, die ihn leiteten, sollte die Kirche in eine der Polizei dienende Anstalt umgewandelt werden.

Den stärksten Widerstand fanden Joseph's Neuerungen in den niederländischen Provinzen Oesterreichs. Die im Jahre 1786 erfolgte Aufhebung aller von den Bischöfen geleiteten theologischen Lehranstalten, die im Jahre 1787 erlassene Bekanntmachung einer ohne Rücksicht auf Abgränzung und Verhältnisse der Landschaften neu gebildeten Eintheilung und Verwaltung verursachten nicht allein Gährung, sondern auch den Versuch des Widerstandes. Der Herzog Albrecht von Sachsen, ein Bruder des Kurfürsten von Sachsen, sah sich als österreichischer Statthalter außer Stande, den Willen des Kaisers im Widerspruche mit der Anhänglichkeit der Niederländer an ihr so lang geachtetes Recht durchzuführen. Der Kaiser berief ihn zurück und ordnete kriegerische Zwangsmaßregeln an. Noch wäre vielleicht dem Statthalter, der mit großer Vorsicht und Schonung auftrat, die allmälige Ausführung des Planes gelungen, hätte nicht der ihm zur Seite gestellte Kriegsbefehlshaber in so entgegengesetztem Sinne gehandelt, daß der Statthalter alles Vertrauen verlor. So wurden die Niederländer zu einem Aufstande gereizt zur Zeit, da in dem benachbarten Frankreich die bedenklichste Unruhe als Vorbote allgemeiner Umwälzung sich zeigte. Im Jahre 1788 kam es zu Gewaltthätigkeiten, indem die Zöglinge der Seminarien, welche der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Antwerpen gegen Joseph's Befehl beibehalten hatten, mit Waffengewalt auseinander getrieben wurden. Die Spannung stieg so, daß nur die Wahl zwischen Nachgeben und äußerster Gewalt blieb. Die Unruhe steigerte sich dadurch, daß zu der Partei, welche das Recht der Provinzen gegen die Willkür des Kaisers vertheidigte, eine andere sich gesellte, welche im Sinne der französischen Umsturzpartei jenen Widerstand zum Ausgangspunkte für eine durchgreifende Auflösung nehmen wollte. Daß im Jahre 1789 die Verfassung von Brabant und Hennegau aufgehoben wurde, wirkte entscheidend. Es bildete sich in

Breda eine Behörde zur Leitung des Widerstandes, und die Partei der Umwälzungsmänner lieferte Streitkräfte durch ihre Ausgewanderten. Die Bewaffneten überschritten die Gränze, im Lande kam es an verschiedenen Stellen zu Aufständen, und ein großer Theil der Truppen ging zu den Aufständischen über. So hatte Joseph einen Aufstand zu bekämpfen, während er sich zugleich mit den Türken im Kriege befand. Die Sache des Aufstandes war in allen Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, siegreich, und den Leitern der neuen einheimischen Regierung gelang es, der Umwälzungspartei, mit deren Hülfe sie den Sieg erkämpft hatte, Meister zu werden. Erst nach Joseph's Tode kehrten die abgefallenen Provinzen, da Joseph's Bruder Leopold ihre Rechte anerkannte, unter die österreichische Herrschaft zurück.

Joseph selbst hatte das traurige Geschick, sich noch vor seinem Ende von der Erfolglosigkeit und Unzweckmäßigkeit seiner Reformen überzeugen zu müssen. Der belgische Aufstand war von ihm selbst herbeigeführt. Aehnliche Demüthigungen erfuhr er in Ungarn und Tirol. In Ungarn mußte er durch Patent vom 30. Januar 1790 alle seine Verordnungen zurücknehmen. Diese bittern Erlebnisse brachen sein Herz. Er starb den 20. Februar 1790. Unter welchem Eindrucke er den irdischen Schauplatz verließ, beurkunden die Worte, die er sich als Grabschrift wählen wollte: „Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." In der That hat Joseph II. allen Anspruch auf gerechte Beurtheilung, seine Absichten waren unzweifelhaft aufrichtig und wohlgemeint. Daß seine Versuche fehlschlugen, daß er sich die Gemüther des Volks entfremdete, war die Folge jenes Systems bureaukratischer und polizeilicher Bevormundung der Kirche und Unterdrückung alles selbstständigen Lebens in derselben. Wenn es aber trotz der unglücklichen Erfolge dieses Systems noch moderne Geschichtschreiber gibt, welche dem Josephinismus das Wort reden, so erhellet daraus nur, wie wenig die Wahrheit der Geschichte gegen die Vorurtheile der Menschen vermag.

IV. Zeitalter der Revolution.

1.

Ursprung der französischen Revolution.

Die französische Revolution ist die gewaltigste und folgenreichste Begebenheit seit der Reformation. Ihren Ursprung zu entdecken, muß man bis zum Calvinismus des 16ten Jahrhunderts hinaufgehen. Wie das Lutherthum Deutschland und der Zwinglianismus die Schweiz in zwei Parteien spalteten, so der Calvinismus Frankreich, wenn man die Sache des Königthums im Bunde mit der Kirche eine Partei nennen darf. Aus ihm erzeugten sich die Bürgerkriege, welche Frankreich durch mehr als ein halbes Jahrhundert zerrütteten. Endlich siegte das Königthum, und mit der Eroberung von La Rochelle (1628) durch Richelieu war die Macht der Calvinisten oder Hugenotten gebrochen. Aber in diesem Kampfe wurden auch die Freiheiten der Nation von der königlichen Gewalt begraben. Weder wurden die Reichsstände mehr berufen, wie früher, noch war die zeitweise Berufung der Notabeln viel mehr als Form. Frankreich reifte zur absoluten Monarchie. Nach Mazarin's Tode übernahm Ludwig XIV. selbst das Scepter, und herrschte mit solcher Klugheit, Kraft und Selbstständigkeit, daß er sagen konnte: l'état c'est moi. Im vollsten Sinne Selbstherrscher, und unterstützt durch einsichtsvolle Minister und große Feldherrn, erhob er Frankreich zu einem Glanze und Ansehen, daß es nicht weniger bewundert als gefürchtet wurde. Frankreich's Literatur verdrängte in Europa jede andere, seine Sprache wurde die Sprache der feinen Welt und der Diplomatie. Mit Beiden drang auch französische Bildungsweise und Sitte bis in den fernsten Norden vor. Nur England blieb unabhängiger.

Und dennoch war Ludwig XIV. bei allem Glanze seiner Regierung kein Karl der Große, kein Alfred, selbst kein Heinrich IV. Diese streuten Saamen in die Furchen ihrer Zeit, dessen edle Pflanzen selbst durch barbarische Jahrhunderte nicht erstickt werden konnten, aus welchem das an Glauben, tiefer Spekulation und an großen Thaten und Charakteren reiche Mittelalter des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts hervorging. Aus Ludwig's Saat erwuchsen der Indifferentismus, die Frivolität, der Unglaube, endlich die Revolution. Karl der Große und Alfred streben dahin, durch den Geist des Christenthums ihre Völker bis in die niederste Hütte hinab zu heben und frei zu machen, und durch ihre Werke Gott zu verherrlichen; daher die Stiftung von Klöstern und Bisthümern und der Bau prachtvoller Kirchen. Ludwig's größte Schöpfung, Versailles, war der Abglanz seiner eigenen Person. Dem Beispiele dieses Königs folgten die Fürsten durch halb Europa. In seinem Alter wurde er bigott und intolerant, denn zur wahren Frömmigkeit fehlte es ihm an Demuth, zur christlichen Toleranz an Nächstenliebe. Sehr nachtheilig auf den religiösen Geist der Franzosen wirkte auch Ludwig's Behandlung des apostolischen Stuhles, indem er der Welt zeigen wollte, daß er nicht nur Papst in Frankreich sei, sondern daß jener in Rom selbst nicht unabhängig vom allerchristlichsten Könige handeln dürfe.

Ebenso unpolitisch als ungerecht war die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), wodurch die Hugenotten aller seit Heinrich IV. genossenen Rechte und Freiheiten verlustig gingen. Frankreich verlor dadurch eine halbe Million gewerbfleißiger Einwohner, und die Zurückbleibenden wurden in unversöhnliche Feinde verwandelt; ihr Einfluß auf die Revolution und deren Entwicklung läßt sich nicht in Abrede stellen.

Als Ludwig XIV. starb, hinterließ er das Reich seinem fünfjährigen Enkel Ludwig XV. unter der Vormundschaft des Herzogs Philipp von Orleans, zwar bedeutend erweitert, aber erschöpft, mit einer ungeheuern Schuldenlast beladen, ohne fortgeschrittene innere Organisation, das Volk verarmt und gedrückt, die hohe Geistlichkeit und der Adel an die Reize des Hoflebens gewöhnt, aber entkleidet ihrer Einfachheit und Würde.

Unter Ludwig XIV. war noch äußerer Anstand und Sitte am Hofe streng beobachtet worden, unter der Regentschaft Philipp's trat die gemeine Liederlichkeit an's Tageslicht, der Regent und seine Töchter selbst gingen mit ihrem Beispiele voran. Sein Premierminister war der Cardinal Dubois, ganz des Regenten würdig. Daß ein solcher

Wüstling zu den höchsten Würden im Staate und in der Kirche gelangen konnte, läßt ahnen, wie es mit der Vergebung der hohen kirchlichen Pfründen überhaupt zugehen mochte. Law's Aktienschwindel brachte eine halbe Million Franzosen um ihr Vermögen. Den Adel aber beleidigte und drückte der Regent herab, indem er, um sich Geld für seine Ausschweifungen zu verschaffen, zahllose Adelstandserhebungen vornahm. Der alte Adel wurde daher selbst einer Staatsreform geneigt, um durch eine Art von Oligarchie die Emporkömmlinge auszuscheiden, und die Krone wieder wie vor Richelieu zu beschränken und von sich abhängig zu machen.

Mit Ludwig XV. kam die Maitressenherrschaft; selbst die Sitten des Mittelstandes wurden vergiftet, die alten Gebräuche und Einrichtungen verspottet, ein oberflächliches Raisonnement galt für Philosophie, und die Wollust wurde von den Dichtern gefeiert.

Es fehlte allerdings nicht an ehrwürdigen Bischöfen, gelehrten Theologen, Lehranstalten in und außer den Klöstern, an sehr eifrigen, frommen Bischöfen und Pfarrern, wie dieß selbst in der Revolution sich klar genug herausgestellt hat. Allein sie waren nicht im Stande, den Strom in seinen Ufern zu halten. Zudem schuf der Reichthum der Kirche viele geistliche Müssiggänger, sogenannte Abbé's, die durch ihr profanes Leben den geistlichen Stand und die Religion in Verachtung brachten. Ein wirkliches Skandal war auch der mit aller Heftigkeit geführte Kampf zwischen Jesuiten und Jansenisten.

Aus der wissenschaftlichen Richtung, welche Karl der Große und Alfred ihrer Zeit gegeben hatten, ging die großartige Erscheinung der Scholastik hervor. Aus dem Geiste der Wissenschaft unter Ludwig XIV. erwuchs die Zweifelsucht, aus ihr der Unglaube und endlich die Verfolgungswuth. So vereinigte sich Alles, um in Frankreich eine Katastrophe herbeizuführen, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht hat.

Als Vater der französischen Skepsis gilt Peter Bayle, geboren im Jahre 1647 zu Corlat in der Grafschaft Foix von reformirten Eltern. Sein Hauptwerk ist sein Dictionnaire historique et critique. Indem er jede Frage von allen Seiten betrachtete, wurde er auf Zweifel und Widersprüche geführt, die, weil er sie nicht lösen konnte oder wollte, die wichtigsten Wahrheiten untergruben. Bayle ackerte den Boden für den Samen des Empirismus, Materialismus und des Unglaubens auf, der um so bereitwilliger bei der eingerissenen Sittenlosigkeit nach Ludwig's XIV. Tode aufgenommen wurde. Der eigentliche Heros aber, der mit vollem

Bewußtsein und mit entschiedener Absicht auf die Zerstörung des Christenthums durch ein volles Jahrhundert hinarbeitete, war Voltaire.

Nach dem Bericht seines Biographen Condorcet that er schon als Jüngling in England den Schwur, sein Leben der Vertilgung des Christenthums zu weihen. Aber was bewog ihn, wie einen andern Hannibal, dieß zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen? Voltaire hatte unstreitig große Talente, aber auch eben so große Leidenschaften, und unter diesen wurde er von einem unbändigen Ehrgeiz und großer Eitelkeit beherrscht. Sein Haß galt jeder positiven Religion, seine Waffen dagegen waren eine unendliche Fülle von Witz und geistreichen Spöttereien. Es ist unglaublich, zu welchem Ansehen Voltaire es bei den Großen von ganz Europa gebracht hatte. Er scherzte mit Königen und Kaiserinnen wie mit seines Gleichen, und in der That, Voltaire wurde als Schriftsteller eine Macht, da die ersten Monarchen Europa's, ein Friedrich der Große, eine Katharina von Rußland, der Fürsten zweiten und dritten Ranges nicht zu gedenken, ihm huldigten und um seinen Beifall buhlten. Um ihn sammelten sich geistesverwandte Gelehrte, die, so verschieden ihre Studien sein mochten, in dem Kampfe gegen das Christenthum doch einig waren. Unter ihnen erhielt D'Alembert den Vorzug. Schon im Jahre 1741 wurde er in die Akademie der Wissenschaften, damals eine große Auszeichnung, berufen. Mit beiden vereinigte sich Diderot (geboren im Jahre 1713 zu Langres in der Champagne), ursprünglich Advokat. Er besaß die Talente Beider, wenn gleich er keinen erreichte. Seine erste Schrift: Pensées philosophiques (1746), gegen die christliche Religion gerichtet, wurde vom Henker verbrannt und zog ihm ein Jahr Gefängniß im Thurm von Vincennes zu. Er ist der Urheber des großen Werkes der Encyklopädie, die in ihren politischen, historischen, philosophischen und religiösen Artikeln dem theils flachen, theils zerstörenden Geiste der Zeit huldigt, dabei aber durch ihre correcte und ausgezeichnete Darstellung sich empfiehlt. Dieß Werk hat einen unendlichen Einfluß geübt und der Revolution großen Vorschub geleistet; denn es setzte auch beschränkte Köpfe in den Stand, über Alles abzusprechen, oder, wie es damals hieß, zu philosophiren.

Neben diesen Männern, welche direkt auf den Umsturz der Religion und indirekt auf den der Monarchie hinwirkten, dürfen wir Jean Jacques Rousseau (geb. 1712 zu Genf, gest. 1788) nicht vergessen, wenn er gleich unter die offenbaren Christenthumsstürmer

nicht gerechnet werden darf. Seine Schriften schadeten dem Christenthume aber nicht minder, als die Werke Voltaire's, nur daß die des Letzteren ein größeres Publikum hatten, während die Werke Rousseau's, tiefer und ernster gehalten, mehr in den gelehrten und denkenden Köpfen das Christenthum untergruben. Sein Contrat social nebst seinen übrigen politischen Schriften haben auf die socialen Verhältnisse, sein Emil auf die Erziehung, seine nouvelle Héloise auf die Sittlichkeit einen entschieden zerstörenden Einfluß geübt.

Die Art und Weise anbelangend, das Christenthum zu stürzen, waren Voltaire und Diderot mit ihren Freunden nicht ganz einverstanden. Beide wünschten die Sache rasch abzuthun, sie hätten gern den Triumph ihrer Sache noch erlebt. D'Alembert und Friedrich der Große meinten, man müsse es nur untergraben. Der nächste Angriff galt dem Orden der Jesuiten, den sie als die Vormauer der katholischen Kirche betrachteten. Daß der Sturz dieses Ordens in Frankreich wesentlich ihr Werk war, unterliegt keinem Zweifel.

„In zehn oder zwölf Jahren," sagt Barruel, „die seit der Vertreibung der Jesuiten verflossen waren, hatte die Gottlosigkeit ihre Fortschritte verdoppelt; ein neues Geschlecht, durch neue Meister gebildet, war aus den Collegien in die Welt eingetreten, beinahe ohne Kenntniß, vorzüglich ohne Sinn für Religion und für Frömmigkeit. Die Worte Vernunft, Philosophie, Vorurtheile waren an die Stelle geoffenbarter Wahrheiten getreten, die Gottlosigkeit ging von der Hauptstadt in die Provinzen über; von den Gutsherren und dem Adel auf die Bürger, von den Herren auf die Diener. Unter dem Namen Philosophie war die Gottlosigkeit geehrt; man wollte nur Philosophen zu Ministern, zu Magistratspersonen, zu Militärs, zu Literaten haben. Wer seine religiösen Pflichten erfüllte, setzte sich Spöttereien und dem Gelächter aus. Es gehörte zum guten Ton der Großen, einen Religionsspötter an der Tafel zu haben.

Ludwig XVI. brachte guten Willen mit auf den Thron, er war unterrichtet, wohlwollend, ernst und tolerant, aber unerfahren in den Geschäften, unschlüssig und wankelmüthig. Er rief das von Ludwig XV. wegen seiner Widersetzlichkeit nach Troyes verbannte Parlament nach Paris zurück, hob die Leibeigenschaft in den Gebirgen des Jura auf, schaffte die Folter ab, und gab den Getreidhandel frei. Alles dieß wurde mit großem Beifall aufgenommen, trug jedoch nicht zur Heilung der Hauptschäden bei, an welchen der Staat und die Kirche litten.

Der Krieg für die Freihheit Nordamerika's gegen England (1778—1782) vermehrte die Schuldenlast um 1400 Millionen Franken, und entzündete durch die aus Amerika herübergebrachten Freiheitsideen das Verlangen nach gleicher Freiheit. Denn dort sah man zum großen Theil realisirt, was die Philosophen seit 40 Jahren als das Heil der Menschheit gepredigt hatten, volle Religionsfreiheit und Souveränetät des Volks. Das jährliche Deficit betrug 100 Millionen, während die glänzendsten Hoffeste der Noth des Volkes zu spotten schienen.

2.

Mirabeau und Sieyès.

Unter den Männern, welche die Revolution in Gang brachten, ragen hervor Mirabeau und Sieyès. Honorius Riquetti Graf von Mirabeau stammte aus einer in der Provence ansässigen Familie. Er hatte sich von früher Jugend an durch die Lebendigkeit und das Feuer seines Geistes, den Witz und die Schärfe seines Urtheils, aber auch durch seine Unruhe, seinen Hang zu Abenteuern, zum Spiel, zu Liebeshändeln hervorgethan, und schien seine großen Anlagen von der Natur nur zu seinem und Anderer Nachtheil empfangen zu haben. Sein Leben war bisher in Ungemach, Zügellosigkeit und Unglück aller Art verflossen. Mirabeau hatte, obwohl selbst verheiratet, die Frau des ersten Präsidenten des Parlaments von Besançon entführt und sich mit ihr nach Holland geflüchtet, wofür er von jenem Gerichtshofe abwesend zum Tode verurtheilt wurde. Sein Vater hatte ihn in Holland verhaften, und sowohl um seinen Unordnungen Einhalt zu thun, als ihn den Folgen seiner gerichtlichen Verurtheilung zu entziehen, in die Citadelle von Vincennes setzen lassen, wo er zwei Jahre lang verhaftet blieb. Als er wieder frei geworden, verließ er seine Geliebte, die hierüber zur Verzweiflung gebracht, sich den Tod gab. Zu seiner eigenen Frau zurückgekehrt, behandelte er dieselbe so übel, daß sie auf Trennung klagte. Bei dieser Veranlassung erhielt er zum ersten Male Gelegenheit, seine Beredsamkeit, Feinheit und Schlauheit zu beweisen, denn er vertheidigte sich vor Gericht selbst, erlag aber unter dem Rufe eines übeln Wandels. Ohne Vermögen, von seiner Familie gemieden und selbst gehaßt, lebte er von Schuldenmachen und der Zusammensetzung flüchtig entworfener, aber hier und da durch treffende Bemerkungen und glänzende Schilderungen ausgezeichneter Werke. Von dem Adel der

Provence zurückgewiesen hatte er sich von dem Tiers-Etat seiner Provinz zum Abgeordneten des dritten Standes zu dem Reichstage wählen lassen. Eine weniger begabte Natur wäre in einem Leben, wie er es lange geführt, gänzlich zu Grunde gegangen. Aber Mirabeau besaß so viel innere Anlage, einen so furchtbaren, biegsamen und dabei kräftigen Geist, daß er sich von jedem Sturze wieder erhob, und in sich selbst die Mittel zu seiner Wiederherstellung fand. Seine Kenntnisse waren unzusammenhängend, aber ausgebreitet, und standen ihm in jedem Augenblicke zu Gebote. Er besaß die seltene Gabe, von den Ideen Anderer fast eben so viel Vortheil, wie von seinen eigenen zu ziehen, und mit ihnen nicht wie mit etwas Geborgtem oder Fremdem, sondern wie mit einem Natürlichen und Angeborenen umzugehen. Er begriff Alles und war überall zu Hause. Er trat auf dem, ihm, wie allen Franzosen seiner Zeit, so neuen und fremden Theater des öffentlichen Lebens alsbald nicht nur mit einer Sicherheit und Klarheit auf, als wenn er in dieser Sphäre von jeher gelebt hätte, sondern machte sich sehr bald nicht nur zum Führer seiner Partei, sondern zum Leiter der Revolution selbst, und hatte zuletzt den kolossalen Gedanken, ihrem Umsichgreifen entgegentreten zu wollen, an dessen Ausführung ihn der Tod hinderte. Mirabeau war durch seine Talente den meisten Mitgliedern der Reichsstände überlegen. Dieß allein hätte jedoch nicht hingereicht, ihn so rasch an die Spitze jener ganzen Bewegung zu stellen, und ihm über so manche begabte Nebenbuhler einen so schnellen Sieg zu verschaffen. Seine Fähigkeiten konnten bis auf einen gewissen Grad von Anderen erreicht werden; wodurch er aber in jener Versammlung als einzig dastand, war die große Originalität seines Geistes, seiner Rede, so wie seiner Art zu sein und zu handeln. Das Talent und selbst das größte ist ein Instrument, das gebraucht wird, ein großer Charakter allein ist zur Herrschaft über Andere befähigt. Einen solchen besaß Mirabeau, nicht daß er ein sittlicher Held, ein Aristides oder Cato gewesen. Hievon war er weit entfernt. Seine Natur war vielmehr der des Themistokles verwandt, heiter, klar, Alles voraussehend und umfassend, leidenschaftlich und beweglich, kühn und klug zugleich, besonders aber unerschöpflich und unermüdlich.

Der unterscheidende Charakter des französischen Lebens und der französischen Erziehung, die Alles Einem Maße unterwirft und Alles nach Einem Muster formt, verleiht wenigstens den höheren Klassen in dieser Nation ein im Ganzen einförmiges Gepräge, das durch die große äußere Lebendigkeit des Betragens und Handelns nicht aufgehoben wird,

da auch diese ungefähr immer dieselbe ist. Tritt aber unter diesem modellirten, sich überall ähnelnden Wesen und Treiben eine scharf geschnittene, eigenthümlich gezeichnete, mit ganz besonderem Blick und Ton begabte Gestalt auf, so erregt sie ein größeres Aufsehen und macht sich leichter geltend als da, wo diese Erscheinung häufiger gefunden wird. Eine solche von den Fesseln und dem herkömmlichen Gepräge des gewöhnlichen französischen Wesens freie Persönlichkeit war Mirabeau, der deshalb zu so rascher und großer Bedeutung gelangte. Man sah ihm an, daß Alles, was er sagte und that, es mochte an und für sich Lob oder Tadel verdienen, ihm angehörte und aus ihm selbst kam, und der Anblick einer so unabhängigen, auf sich selbst gestellten Natur mußte, welche Mittel sie auch anwandte, nach welchem Ziele sie sich bewegte, großes Aufsehen erregen. Mirabeau ist der einzige Parteiführer aus dem Anfange der Revolution, wo es in einem so chaotischen Zustande schwer wurde hervorzutreten, dessen ganze Persönlichkeit sich in der Erinnerung der Nachwelt erhalten hat. Von den anderen, und selbst den ausgezeichneteren unter ihnen, ist nur der Name übrig geblieben. Sie sind wie Schatten vorübergefahren. Später, als die Revolution eine Zeit lang in blutige Anarchie verfiel, sind die meisten der in ihr hervorragenden Individuen nur durch ihre Verbrechen bekannt geworden. Mirabeau, obgleich keineswegs sittlicher Natur und Stimmung, war jedoch zu geistreich, hatte einen zu weiten und scharfen Blick, um einer eigentlichen Unthat fähig zu sein, und selbst seine bedenklichsten und verwerflichsten Handlungen haben nie das Gepräge einer niedrigen oder unmenschlichen Sinnesart gehabt. Er fand den Drang nach Umsturz des Bestehenden in den Meinungen und Bedürfnissen seiner Zeitgenossen vor und arbeitete in dieser Richtung weiter fort, allerdings um vor Allem sein Glück zu machen, aber doch nie ohne Rücksicht auf gewisse allgemeine Grundsätze des Rechts und der Wahrheit, so wie solche seiner Zeit und Partei erschienen. Auch entsagte er, als er sich später dem Hofe zuwandte und von diesem belohnen ließ, nicht den Meinungen, für die er früher gestritten hatte. Er hielt die Regeneration des öffentlichen Lebens in Frankreich durch die von der constituirenden Versammlung gelegte Grundlage einer freien Verfassung für vollendet, und beschloß von dem Augenblicke an, sich denen zu widersetzen, die über dieses Ziel hinauswollten. Hätte er die späteren Gräuel der Revolution voraussehen können, so würde er ihr wahrscheinlich schon früher Einhalt zu thun versucht haben, denn es findet sich in seiner Natur, seiner Art zu

sein und zu handeln, nichts von jener Rohheit, Härte und bis zur Grausamkeit gesteigerten Selbstsucht, die so viele Revolutionshelden auszeichnet, und die bald nach ihm zur Herrschaft kommen sollten.

Ein anderer von Mirabeau verschiedener und ihm in fast jeder Beziehung entgegengesetzter Charakter war der des Abbe Sieyès, der, obgleich ein Geistlicher, sich zum Deputirten des dritten Standes hatte wählen lassen. Dieser Mann trat im ersten Anfange und gegen das Ende der Revolution bedeutend auf, während er in deren Mitte fast verschwand. Sieyès hatte bisher sehr ruhig von dem Ertrage einer Pfründe in Chartres gelebt, sich aber nicht mit den Wissenschaften seines Standes, sondern mit der Politik und dem öffentlichen Leben beschäftigt, wozu vorzüglich durch Montesquieu und J. J. Rousseau in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich auf einmal eine so große Anregung gegeben worden. Er hatte die Grundsätze der Revolution mit großem Eifer aufgefaßt, und trug zu ihrer Verbreitung in der allerersten Zeit mehr als selbst Mirabeau bei, der ihm erst, als es zum Handeln und Wagen kam, den Rang ablief. Eine Flugschrift, von ihm über die Stellung des Tiers-Etat und das, was er zu fordern berechtigt sei, während der Wahlen zu den Reichsständen bekannt gemacht, hatte eine ungeheure Sensation hervorgebracht*). Sieyès war ein eben so kalter und methodischer, als Mirabeau ein feuriger und stürmischer Geist. Er hatte sich langsam und in der Stille entwickelt, und besaß nichts von der Welt- und Menschenkenntniß seines großen Nebenbuhlers. Er war verschlossen, unverträglich und einzig mit der Ausbildung seiner politischen Principien beschäftigt, und galt, im Gegensatze zu Mirabeau, nur durch seine Ideen, da er durch seine Persönlichkeit zu keiner hervorragenden Rolle irgend einer Art geschickt gewesen wäre. Da diese Ideen aber mit denen seiner Zeit zusammenfielen, ihnen sogar in mancher Beziehung vorauseilten, und es ihm nicht an Geschick, sie mitzutheilen und anzuordnen, fehlte, so mußte er in jener Krise zu einer großen Bedeutung kommen, die aber nur so lange dauerte, als seine Talente ausreichten und die Wirkung einer bedeutenden Persönlichkeit nicht nöthig war. Er hatte im Anfange der Revolution Mirabeau vorgearbeitet, der ihn alsbald ganz ausstach, sowie er am Ende des Direktoriums Napoleon vorarbeitete und ihm den Weg zur Herrschaft bahnte. Sieyès' Wortkargheit, sein verschlossenes und dabei unzufriedenes Wesen, seine Kälte und

*) „Qu'est ce que le tiers état?“ Die kurze Antwort lautete: Alles.

Ruhe, imponirten übrigens seinen Landsleuten, denen diese Art zu sein meist fremd ist, und die deßhalb seinen politischen Spekulationen und seinem Talent überhaupt eine zu hohe Stelle anzuweisen verleitet worden sind. Er besaß übrigens einen richtigen Blick in die Bewegung seiner Zeit, den Verfall des Bestehenden, die Stärke seiner Partei, die Schwäche seiner Gegner, und war, obgleich keineswegs geneigt, seine Persönlichkeit für seine Ueberzeugung auf das Spiel zu setzen, im Herzen weit mehr Demokrat als Mirabeau, der in der Revolution vor allen Dingen eine Gelegenheit, sich zu erheben und seine großen Talente geltend zu machen, sah. Auf der anderen Seite besaß Mirabeau ein viel höheres Selbstgefühl, und hätte sich nie zum Schemel fremder Größe, wie später Sieyès für Napoleon, brauchen lassen. Sieyès stand in keiner Beziehung über seiner Zeit und der Bewegung, an der er Theil nahm. Er konnte nur gerade durch sie zu etwas werden. Es wäre ihm nie, wie Mirabeau, eingefallen, ihr, als sie alle Dämme zu übersteigen drohte, Einhalt thun zu wollen. Er war, obgleich von regelmäßigeren Sitten als sein Nebenbuhler, keiner tieferen Theilnahme für das Geschick Anderer fähig, wie sein Verhalten zur Zeit des Convents beweist. Er hatte der Revolution gedient, sie aber nie, wie Mirabeau, zu beherrschen gesucht, weshalb er sie auch, als ihr Princip zu erschlaffen anfing, leicht aufgab. Mirabeau war ein außerordentlicher, Sieyès aber nur ein sehr geschickter Mann. — Wir haben diese beiden im Anfange der Revolution hervorragenden Männer näher charakterisirt, weil sie nicht nur auf diese einen so großen Einfluß ausgeübt, sondern weil sie in ihrer eigenen Natur die beiden Seiten derselben, so lange sie noch nicht ausgearbeitet war, selbst darstellen. In Mirabeau verkörperte sich der unregelmäßige, leidenschaftliche, rasche Genius derselben, dem es deßhalb nicht an einer gewissen Großmuth der Gefühle und Erhebung des Geistes fehlte. In Sieyès dagegen trat der methodische, kaltberechnende, systematisch zerstörende Geist der Revolution hervor.

3.

Die Beschlüsse vom 4. August 1789.

Die Nationalversammlung, lange Zeit hinlänglich mit den Ereignissen in Paris beschäftigt, entschloß sich endlich, an die Ausführung ihres eigentlichen Zweckes, Gründung einer neuen Verfassung, zu gehen. Da sie durch die Aufhebung der alten Reichsstände mit der Vergangen-

heit vollkommen gebrochen, und eine Nachahmung der englischen Verfassung keinen besondern Anklang fand, so konnte sie die Formen für das, was sie hervorbringen sollte, nur in gewissen Vernunftidealen und den dem historischen Boden möglichst fremden politischen Abstractionen finden. Ehe sie jedoch an die Ausführung der einzelnen Theile ihrer Aufgabe ging, glaubte sie eine allgemeine Einleitung voranschicken zu müssen, welche den Charakter des Werkes aussprechen und auf dasselbe vorbereiten sollte. So entstand die sogenannte Erklärung der Menschenrechte, eine Art von politischem Katechismus, den Grundriß des neuen Verfassungsgebäudes enthaltend. Das Beispiel der vereinigten Staaten von Nordamerika hatte die Versammlung zu einer solchen Deklaration bestimmt, die nichts als eine Uebersetzung des amerikanischen Dokumentes war. Da jene Republik der neueste aller Staaten war und unter allen vorhandenen am wenigsten auf historischer Basis ruhte, so glaubte die Nationalversammlung, die selbst etwas durchaus Neues schaffen wollte, mit sich nicht in Widerspruch zu gerathen, wenn sie sich einen Theil jener allgemeinen Grundsätze zu eigen machte. Während sie mit der Berathung über eine solche Erklärung beschäftigt war, stattete der mit Untersuchung der vielen begangenen Unordnungen beauftragte Ausschuß seinen Bericht ab. Nachdem dieser vorgelesen worden, wurden nicht Mittel, um den Verwüstungen des Eigenthums Einhalt zu thun und die Rechte der Besitzer zu erhalten, vorgeschlagen, sondern man erklärte, das Uebel an der Wurzel angreifen und die Ursachen der unter dem Landvolke herrschenden Unzufriedenheit aufheben zu müssen. Der Vicomte von Noailles steigt zuerst auf die Rednerbühne und schlägt, was der König schon in seiner Deklaration vom 23. Juni gethan hatte, die Gleichheit der Besteuerung, den Loskauf aller dinglichen, und die Abschaffung aller aus dem Lehnswesen stammenden persönlichen Leistungen vor. Ihm folgt der Herzog von Aiguillon, der diesen Antrag unterstützt und sogar noch erweitert. Ein Deputirter aus Bretagne, Leguen de Kerengal, erscheint in der Versammlung wie ein Pächter seiner Provinz gekleidet, und entwirft ein pathetisches Bild von den Leiden der ländlichen Bevölkerung unter dem Feudalwesen. Er vermengt die verschiedensten Epochen, legt der Gegenwart die Unbilden der Vergangenheit zur Last, und bringt in der Versammlung eine seiner Absicht entsprechende Wirkung hervor. Ein Wettstreit der Großmuth erhob sich nun in allen Klassen, aus denen die Versammlung bestand, und man glaubte nicht genug aufopfern zu können. Jede Art von privilegirtem

Besitz ward theils mit, theils ohne Entschädigung aufgehoben. Lally-Tolendal, der längst das Bedürfniß fühlte, den königlichen Namen mit den Arbeiten der Nationalversammlung in Verbindung zu bringen, benutzte die glückliche Uebereinstimmung dieses Augenblicks und trug darauf an, Ludwig XVI. den Titel eines Wiederherstellers der Freiheit in Frankreich zu verleihen. Dieser Vorschlag ward mit Begeisterung aufgenommen, ein Tedeum für den folgenden Tag, die Prägung einer Schaumünze als Erinnerung beschlossen, und die Deputirten gingen erst um Mitternacht auseinander. Die Beschlüsse dieser Nacht, die übrigens noch der königlichen Sanktion bedurften, waren im Wesentlichen folgende: Gleichheit der Besteuerung, Zulassung aller Classen zu allen Aemtern des öffentlichen Dienstes, Aufhebung der Käuflichkeit der Aemter, Unterdrückung aller Privilegien, der Provinzen und Städte, Abschaffung alter, hie und da noch vorhandenen persönlichen Abhängigkeit des Landmannes vom Grundherrn, der Patrimonialgerichte, des außerordentlichen Jagd- und Fischrechtes u. s. w. und der auf billige Bedingungen gestellte Loskauf der dinglichen Lasten und des Zehnten.

Diese Beschlüsse hatten bei der Begeisterung und Eile, mit der sie gefaßt worden, in jener Abendsitzung nicht in die übliche Form von Dekreten gebracht werden können. Dies war die Arbeit der folgenden Tage. Hierbei traten aber sogleich wieder die verschiedenen Classen und Parteien, aus denen die Versammlung bestand, mit ihren Interessen und Leidenschaften hervor. So tiefgreifende Veränderungen in den bestehenden Rechten und Verhältnissen wären, obgleich mehrere darunter von der öffentlichen Meinung längst gefordert und ihr zugestanden gewesen, doch in ihrer Gesammtheit bei etwas kaltem Blut und ruhiger Ueberlegung, wenigstens nicht in dem Zeitraume einiger Stunden getroffen worden. Die Begeisterung und Aufregung bei ihrer Abfassung mußte aber bald nachher, wie es in der Natur der Dinge liegt, der Betrachtung und dem Zweifel Raum geben. Adel und Klerus hatten sehr viel, ersterer im Grunde sein Dasein, als ein im Staate bevorrechteter Besitzerstand, letzterer einen bedeutenden Theil seiner Einnahmen für einen wahrscheinlich viel geringeren Ersatz, der Bürgerstand aber durch die Aufhebung der Käuflichkeit der Aemter und der städtischen Innungen, im Vergleiche zu den bisher bevorrechteten Classen, sehr wenig verloren. Die gleiche Vertheilung der Grundsteuer und die Zulassung zu allen Aemtern konnten ihm in der Zukunft einige momentane und partielle Verluste mehr als ersetzen. Als es an die Abfassung der Dekrete

ging, schienen Adel und Geistlichkeit erst zu begreifen, was sie aufgegeben hatten und die Unzufriedenheit über das Geschehene, die ein großer Theil von ihnen nicht verbergen konnte, verminderte die Anerkennung, die so bedeutende, freiwillige Opfer, bei denen, die durch sie gewonnen, hätten erregen sollen. Die Volkspartei in der Versammlung zeigte sich bei der Verwandlung der am 4. August gefaßten Beschlüsse in Dekrete nicht nur undankbar und übertrieben, sondern oft sogar ungerecht und unedel. Bei der Regulirung von Gegenständen so gemischter und verwickelter Natur, wie die grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse und die verschiedenen oft streitigen Rechte und Leistungen waren, nahm die Majorität immer die den Opferbringenden nachtheiligste und drückendste Interpretation für Verzichtleistungen an, zog aus den aufgestellten Prinzipien die strengsten Consequenzen, und veränderte sogar mehrmals den Charakter und die Gränzen der gethanen Verzichtleistungen. — Der Zehnte war von der Geistlichkeit nur unter der Bedingung des Loskaufes, der für sie immer nachtheilig ausfallen mußte, aufgegeben worden. Schon wenige Tage nachher ward die Aufhebung des Zehnten ohne Entschädigung, unter dem Versprechen für einen angemessenen Unterhalt der Geistlichen sorgen zu wollen, in Anregung gebracht. Der Klerus äußerte sein Erstaunen; denn es war eine offenbare Verletzung der Bedingungen, unter denen er seinem Rechte entsagt hatte. Vergebens suchte Sieyès den Loskauf des Zehnten zu vertheidigen. Mirabeau machte die Meinung geltend, daß es der Würde und Freiheit der Nation gemäß wäre, einen von ihr bezahlten Klerus zu haben und nicht einen solchen, der von seinen eigenen Einkünften lebte. Dieser Schmeichelei gemäß, welche der Majorität der Nationalversammlung gefiel, sollte die Geistlichkeit aufhören, ein unabhängiger Stand zu sein und in besoldete Staatsdiener verwandelt werden, eine Veränderung, die große Folgen nach sich ziehen mußte. Der Klerus sah sich endlich genöthigt, aufzugeben, was er nicht länger vertheidigen konnte. Das Dekret, die *Aufhebung des Zehnten ohne Entschädigung*, ward erlassen und konnte für eine vorbereitende Maßregel auf die Einziehung der geistlichen Güter überhaupt gelten.

Die Beschlüsse des vierten August waren bis jetzt, nächst der Konstituirung des Tiers-Etat als Nationalversammlung und der Einnahme der Bastille, das wichtigste und folgenreichste Ereigniß der Revolution. So wie die Auflösung der alten Stände die politische Konstitution des Staates veränderte, so brachte die Aufhebung alles bevor-

rechteten Eigenthumes eine unermeßliche Veränderung in den Verhältnissen der Einzelnen hervor. Im Ganzen war diese Veränderung noch größer, als die rein politische, denn es ließen sich, wie dies später auch geschehen, in der Verfassung des Landes mannigfaltige Modifikationen denken, die Veränderung in den Eigenthumsverhältnissen mußte aber, einmal eingetreten, unumstößlich werden und auf die Sitten, den Charakter, das ganze Leben der Nation einen tief eingreifenden Einfluß erhalten. Die konstituirende Versammlung ist mit Allem, was sie in rein politischer Beziehung geschaffen, längst verschwunden und nur in der Geschichte ein Nachhall von ihrem Walten übrig geblieben. Die Ergebnisse der Nacht des vierten August aber haben sich unter allen Wechseln und Stürmen erhalten, sind in die Verhältnisse, das Dasein der Einzelnen, so zu sagen in den Boden des Landes gedrungen und mit ihm wie eins geworden.

4.

Der Zug nach Versailles.

Seit länger trug man sich in der Hauptstadt mit dem Gedanken, man müsse den König und seine Familie einladen, bei seinen guten Parisern zu wohnen, kein besseres Mittel gebe es gegen den Brodmangel. Dieser drohte freilich, war aber noch nicht eingetreten und man hätte sich vielleicht beruhigt, ohne eine vom Hofe begangene Unbesonnenheit. Das Regiment von Flandern war in Versailles eingerückt, es sollte, um mit den Gardes-du-Corps Freundschaft zu schließen, festlich von diesem bewirthet werden. Der prächtige Opernsaal war dazu eingeräumt. Alle Logen füllten sich am 1. Oktober mit Zuschauern. Die Offiziere tafelten auf der Bühne, die Gemeinen sah man reichlich im Parterre bewirthet. Alles überließ sich kameradschaftlicher Freude, als die Erscheinung der Königin, ihren Dauphin an der Hand, dem Feste plötzlich einen politischen Charakter gab. Schon waren die Gemüther sehr erhitzt, als auch der König, eben von der Jagd zurückgekehrt, in den Saal trat. Nun spielte die Musik das bekannte Volkslied: „O Richard, o mein König, die ganze Welt verläßt dich!" In das Lebehoch für den König mischte sich manch ungestümer Ausruf gegen die Nationalversammlung ein. Es ist nicht wahr, daß man die dreifarbige Kokarde beschimpft, mit Füßen getreten hat, allein die Damen nahmen ihre weißen Bänder ab und verwandelten sie in Kokarden, vertheilten diese, und der

König ließ es geschehen, daß man die weiße Kokarde auch die folgenden Tage in dem Schlosse trug, in welchem er selbst die dreifarbige führte.

Von diesem Auftritte verbreiteten sich die übertriebensten Gerüchte in der Hauptstadt und der Pariser kam darauf zurück, es tauge nimmermehr, daß sein König ferner da draußen in Versailles hause, ohne die entsetzliche Noth der hier bei jedem Tagesanbruche vor den Bäckerläden kämpfenden Menge auch nur zu kennen. Die Freunde der Anarchie oder wenn man will, der Republik, beschlossen, die wiedererwachte Mißstimmung auszubeuten, um den König, und, was damit zusammenhing, die Nationalversammlung, nach Paris zu versetzen. Beide waren ihnen in Versailles zu unabhängig.

Wie verabredet, so gethan. Mit Tagesanbruch bildeten sich Weiberhaufen, besonders in den Vorstädten, sie ziehen um 7 Uhr auf den Greveplatz, schreien nach Brod, dazu bewaffnete Männer. Nun wird zwar gleich vom Stadthause in die Distrikte geschickt, die Nationalgarde aufgeboten, allein Gewalt mag man gegen die Weiber nicht brauchen, und so gelingt es den Rotten, in das Stadthaus einzubrechen, sich des Waffenvorraths dort zu bemächtigen. Endlich kommt Bewegung in den Haufen; ein junger Mann, Maillard, der sich bei der Eroberung der Bastille ausgezeichnet, tritt an die Spitze, verspricht die Menge nach Versailles zu führen, läßt Weiber und Männer wohl 6000 unter Trommelschlag antreten. Schon sind sie fort, da rücken von allen Seiten Nationalgarden auf den Greveplatz, es ist für die Ordnung hier nichts mehr zu thun; allein sie schließen der Bewegung sich an, die besoldeten Compagnien führen das Wort. Als Lafayette herankommt, treten ihm Deputirte aus ihrer Mitte an, ihr Verlangen ist, nach Versailles geführt zu werden, denn der König müsse nach Paris. Dessen aber weigerte sich Lafayette und widerstand Stunden lang, auch als sein Leben bedroht ward. Erst als ihm der Gemeinderath nicht allein die Vollmacht, sondern den Befehl dazu ertheilte und ihm zugleich vier seiner Mitglieder zugesellte, um die Wünsche der Hauptstadt dem Könige vorzutragen, gab er nach, doch unter der Bedingung, daß die Hälfte der freiwilligen Nationalgarde ihn begleite; denn mit ihrem Beistande hoffte er den Frevel der besoldeten Compagnien im Zaum zu halten. Es war 5 Uhr Nachmittags, als er aufbrach. Aber schon um 4 Uhr fing das Weiberheer an, in Versailles einzurücken. Eben stand die Nationalversammlung im Begriffe, den König durch eine Deputation ersuchen zu lassen, er möge die Genehmigung der Menschenrechte, welche

nur bedingt gegeben war, unbedingt ohne Aufschub ertheilen, als die Meldung kam: „Die Weiber sind angekommen, verlangen Zulaß.“ Er ward gewährt und Maillard trat an ihrer Spitze vor der Nationalversammlung als Redner auf, mit schamloser Uebertreibung des Brodmangels und der Beschwerden gegen die Gardes-du-Corps als Beschimpfer der Nationalkokarde. Nun zeigte es sich, wie weise es gewesen wäre, der Sitzung vorher ein Ende zu machen, statt die Nationalversammlung dem Gespötte preiszugeben. Denn nicht nur, daß die Weiber oben die Gallerie erfüllten, man sah deren aus der Hefe des Volks, untermischt mit bewaffneten Männern neben den Abgeordneten Platz nehmen, man mußte ihre laute Unterhaltung ertragen. Vergeblich war das Bemühen Mirabeau's, der Donner seiner Stimme stellte nur für Augenblicke die Ordnung her; was war zu thun? Der Präsident befand sich mit vielen Abgeordneten bei dem Könige, um ihm die bedrängte Lage der Hauptstadt zu vergegenwärtigen, und der Vicepräsident wußte keinen andern Rath als denjenigen, der von Anfang her der beste gewesen wäre, die Aufhebung der Sitzung. Der Sitzungssaal aber blieb im Besitze der Eindringlinge.

Nicht so leicht als mit den Abgeordneten der Nation war mit dem königlichen Schlosse und seinen Hütern fertig zu werden. Gardes-du-Corps, 500 an der Zahl, das Regiment Flandern, die Schweizergarde, die Versailler Nationalgarde hatten noch gerade zu rechter Zeit ihre Stellung zum Schutze der Schloßgänge eingenommen und Maillard's Heer nahm sich wohl in Acht, mit diesen anzubinden; nur einige Flintenschüsse auf einzelnen Posten fielen, ein Paar vereinzelte Gardes-du-Corps wurden verwundet. Um so eifriger erforschte man in friedlicher Annäherung die Stimmung der königlichen Kriegsmacht, und brachte bald heraus, daß im Regiment Flandern ein zweifelhafter Wille herrsche, die Versailler Nationalgarde aber fest entschlossen sei, gegen ihre Pariser Brüder nicht zu kämpfen. Schon unterhandelte auch der König mit abgeordneten Weibern, gab erst mündlich, dann schriftlich die Zusicherung, dem Brodmangel abzuhelfen, während von draußen her weibliche Stimmen zu ihm drangen, die den Kopf der Königin verlangten. Beim Eintritte der Dunkelheit sah man die meisten Truppen in ihre Quartiere abziehen. Allein es war das nur ein anständiges Mittel, sich der verdächtigen Versailler Bürgerbewaffnung zu entledigen, und man zog die Gardes-du-Corps und Flandern gleich wieder heran.

Spät um 10 Uhr berief Mounier durch Trommelschlag die Nationalversammlung, zeigte ihr an, der König habe die Menschenrechte bestätigt. Da ging — es war gegen Mitternacht — die Meldung Lafayette's ein von seiner und seines Heeres Ankunft. Mounier war auf's Aeußerste betroffen und verbarg in der ersten Bewegung seinen Argwohn gegen Lafayette's Absichten nicht einmal vor diesem selber. Jetzt aber riethen, wie schon bei dem ersten Anzuge der Weiber, mehrere Minister dem Könige, sich mit der bewaffneten Macht nach Rambouillet zu entfernen: denn wenn auch die Pariser Nationalgarde die Uebersiedelung des Königs in die Hauptstadt begehrte, war Widerstand unmöglich. Wozu aber die Auflehnung derselben gegen ihren General und überhaupt der Zug hieher, als um dieses einen Zweckes willen? Auch legten die Abgeordneten von Paris, als sie nun mit Lafayette vor den König traten und die Bitten der Hauptstadt aussprachen, am meisten Gewicht auf den Punkt, daß der König dem französischen Volk einen Beweis seiner Liebe dadurch geben werde, daß er fortan den schönsten Palast von Europa, inmitten der größten Stadt seines Reiches, bevölkert von dem zahlreichsten Theile seiner Unterthanen, zur Wohnung nehme. Ludwig glaubte mit einer allgemeinen gütigen Zusage, die Sache in Erwägung ziehen zu wollen, davon zu kommen, und verwarf den Rath einer schnellen, verstohlenen Abreise jetzt um so entschiedener, als Lafayette ihm die Versicherung gab, er habe von seiner Nationalgarde das eidliche Versprechen des völligsten Gehorsams gegen König und Nationalversammlung erhalten. Wirklich ging die unbesonnene Zuversicht Lafayette's auf leere Worte so weit, daß er den König bewog, den französischen Garden die alten Wachtposten im Aeußeren des Schlosses wieder zu vertrauen. Der erschöpfte Fürst ging um 2 Uhr zu Ruhe, auch die Nationalversammlung ließ den Gedanken an eine Nachtsitzung fahren und machte müden Parisern und Pariserinnen Platz, die im Saale sich zum Schlafe einrichteten. Auch Lafayette suchte endlich sein Quartier in der Stadt Versailles; er will dort die ganze Nacht noch geblieben sein, nur drei Viertelstunden den matten Körper gestreckt haben. Immerhin! Der gutmüthig vertrauende Mann ward wie ein Kind von den Ereignissen überrascht. Denn früh Morgens 6 Uhr drang ein bewaffneter Pöbelhaufe in den Palast ein, ohne daß die Wachen, französische Garden, Widerstand leisteten. Es war zunächst auf die seit den Auftritten im Opernsaale so tödtlich gehaßte Adelgarde abgesehen, und nicht lange, so erblickte man zwei Gardes-du-Corps erschlagen und ihre Köpfe

auf Piken gesteckt. Der Haufe drang weiter, die Haupttreppe hinauf, gerade zu den Gemächern der Königin. Hier traten ihnen aus den Vorzimmern einzelne Gardes-du-Corps entgegen, mehr abmahnend als abwehrend, denn der König hatte ihnen vor Schlafengehen jeden ernstlichen Gebrauch ihrer Waffen wiederholt untersagt. Die aufgeschreckte Königin flüchtete kaum bekleidet mit ihren Frauen zu den Zimmern des Königs, welcher selbst gegangen war, sie und die königlichen Kinder aufzusuchen. Es dauerte eine Weile, ehe man sich zusammenfand. Von nun an sammelten sich die im Schlosse befindlichen Gardes-du-Corps zur Vertheidigung der Gemächer des Königs; allein gebunden durch Befehle, wie sie waren, fiel einer nach dem andern in die Hände des Pöbels, ward in den untern Hof hinabgeschleppt, und ohne die lange Berathung über die Art ihrer Hinrichtung wären sie alle verloren gewesen. Endlich aber eilte, freilich eine volle Stunde zu spät, Lafayette mit Truppen herbei, und unterstützte die französischen Garden in ihrem Bemühen, die dem Tode Geweihten zu retten. Der Ruf erscholl: Gnade den Garden! Nun aber wollte die Menge den König sehen. Er trat auf den Balcon, bat um Schonung für seine Gardes-du-Corps. Aber als Preis der Gnade tönte ihm das Geschrei entgegen: „Der König nach Paris!" Zugleich verlangte man nach der Königin. Die muthige Tochter Maria Theresia's erschien mit ihren Kindern auf den Balkon, Lafayette schützend neben ihr. Es war 11 Uhr Morgens. Mancher Rath war drinnen gepflogen und wieder aufgegeben, als der König noch einmal den Balkon betrat und dem Volke erklärte: er sei entschlossen, nach Paris zu ziehen. Alsbald ertönte ein Freudenfeuer aus allen Gewehren. Man vernahm im Sitzungssaale der Nationalversammlung nur ein Paar hundert Schritte von da, schnell, was das bedeute, und auf den Vorschlag von Mirabeau und Barnare gab die Versammlung die Erklärung ab, sie sei unzertrennlich von der Person des Königs. Der doppelte Zweck des Zuges nach Versailles war erreicht.

Nur kurze Frist und es ging schon fort. Sieben lange Stunden, von zwei Uhr bis neun, verbrachte der König im Wagen, begleitet von seiner Familie, umströmt von einer verworrenen Masse von 40,000 eifernden, schießenden, manchmal höhnenden, drohenden Menschen, welche jede raschere Bewegung hinderten. Oft auch schollen Jubelgesänge dazwischen und man beglückwünschte sich wegen der nun überstandenen Hungersnoth mit dem häufig wiederkehrenden Gesange: „Hier bringen wir den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen." Das Ge-

wühl ward undurchdringlich, als man um sieben Uhr die Barrieren der Hauptstadt erreichte. Man brauchte zwei Stunden von da bis zum Stadthause. Hier hatte der König noch die Glückwünsche des Gemeinderathes zu überstehen, fuhr dann ab in die öden Gemächer der seit so lange unbewohnten, noch gar nicht für seinen Empfang eingerichteten Tuilerien, wo er fortan unter dem Schutze der hauptstädtischen Nationalgarde leben sollte.

5.

Der Jacobinerclub.

Der Jacobinerclub, in welchem ursprünglich die Gegner des Hofes in der Nationalversammlung gesessen, in dem nach der Verhaftung des Königs ein im Vergleiche zu späterer Zeit gemäßigter Republikanismus sich hervorgethan, wurde allmälig Mittelpunkt der exaltirtesten und fanatischten Demokraten. Von „Reinigung" zu „Reinigung", wie man die Ausstoßung aller derer nannte, die noch einiges Gefühl für Recht und Sitte bewahrten, war er zuletzt von einer verderbten und zum Theil selbst verworfenen Menge eingenommen worden. Man würde sich jedoch irren, wenn man glaubte, daß er geradezu aus der niedrigsten Classe zusammengesetzt gewesen wäre. Manche seiner Mitglieder gehörten diesen an, und hatten ihre Aufnahme ihren übertriebenen Grundsätzen, oder ihren Verbrechen zu verdanken; sein Kern bestand jedoch aus solchen, die über einige Mittel des Einflusses gebieten konnten. Die Jacobiner leiteten den Pöbel, schmeichelten ihm, lebten mit ihm auf einem vertraulichen Fuße, gingen aber nicht in ihm auf. Paris war damals eine Stadt von 600,000 Einwohnern. Der Jacobinerclub zählte nie über drei bis viertausend Mitglieder. Man kann also schon daraus schließen, daß nur ein kleiner Theil der männlichen Bevölkerung zu ihm gehörte. Der besondere Charakter dieser Versammlung stellte sich in sittlicher Beziehung unter den Pöbel, der oft nur aus Unwissenheit, Rohheit und auf fremde Einflüsterungen sich zu den von ihm begangenen Unthaten hinreißen ließ, während die Jacobiner mit Wahl und Absicht Böses vollbrachten, List und Heuchelei in den Bereich ihrer Mittel zogen, und wenn es die Umstände erheischten, mit großer Klugheit und Umsicht zu verfahren wußten. Selbst die äußere Vernachlässigung und Verwilderung war bei Vielen unter ihnen eine Berechnung, durch die sie das Volk gewannen und es durch eine scheinbare Gleichstellung und Annahme

seiner Sitten und Gewohnheiten zu beherrschen wußten. — Von dem Beginn der Revolution an war dieser Club hervorgetreten und schnell gewachsen. Nach den Vortheilen, welche die französischen Heere an den Gränzen erfochten, schien er allmächtig zu werden. Die öffentliche Meinung maß ihm, seinen Planen, seiner Energie und Wachsamkeit, alle errungenen Vortheile bei. So häufig übertrieben und zum Theil selbst erfunden dieß auch sein mochte, so war diese Meinung einmal angenommen, und machte sich, wie Alles in Frankreich, was der herrschenden Stimmung entspricht, mit großer Kraft geltend. Die Jacobiner wurden so mächtig, weil man sie für mächtig hielt. Das Schlimmste und Zerstörendste in diesen Clubs waren jedoch weniger die Gewaltthätigkeiten und Frevel, die sie empfahlen oder verübten, als der Geist der Lüge und Heuchelei, den sie hervorbrachten, die Furcht und Bangigkeit, die sie unter den Unentschiedenen, Gleichgültigen oder Gemäßigten verbreiteten. Sie hatten ein Späher- und Kundschaftersystem errichtet, das viel gefährlicher als ihr öffentliches Treiben wirkte. Keine Polizei, selbst nicht die einzelner römischer Tyrannen oder der spanischen Inquisition, hat so, wie die der Jacobiner, die Blicke, Worte und Handlungen der ihr Verdächtigen bewachen lassen. Abgesehen davon, daß diese Vereine über das ganze Land verbreitet waren, und alle einzelnen Zweige derselben in der engsten und thätigsten Berührung unter einander standen, so wußten sie durch ihre Verbindungen mit den niedrigsten Klassen Alles, was in den Hütten, wie in den Schlössern vorging, sobald es ihnen um diese Kenntniß zu thun war. Die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen verminderte diese Angebereien nicht, die einmal denen, die sie machten, nicht gefährlich werden konnten, und von denen mehr die Resultate, als die Mittel, zu ihnen zu gelangen, bekannt wurden. Diese Clubs waren außerdem wie eine Behörde eingerichtet, und hatten so gut, wie gewöhnlich diese, ihre geheimen Agenten, ihre geheimen Correspondenten u. s. w. Da die Franzosen überhaupt sehr viel Fähigkeit und Geschick zu jeder Art politischen und socialen Formwesens besitzen, was in der Revolution besonders hervortrat, wo mitten in der größten Unordnung dennoch immer gewisse wesentliche Zwecke verfolgt und nie aus den Augen gelassen wurden, so zeigte sich dieß auch in den sonst so tumultuarischen Versammlungen der Clubs. Es bestand der Wildheit der Gesinnungen, des rohen und seltsamen Kauderwelsches der Sprache ungeachtet, in diesem Chaos eine gewisse Ordnung und Haltung. Denn die an der Spitze dieser Partei standen, besaßen in hohem Grade den

Instinkt des Bösen und wußten die Mittel für ihre Zwecke meist gut zu wählen. Aus der Ferne betrachtet, konnten die Clubs häufig als eine Versammlung von Tollhäuslern und mehr lächerlich als drohend erscheinen, in der Nähe waren wenigstens die der großen Städte wirklich furchtbar, denn ihre Führer wußten die Leidenschaften des Volkes immer in ihrem Interesse zu leiten und es zu Werkzeugen ihres Hasses, ihrer Habsucht, oder ihres politischen Ehrgeizes zu brauchen. Die Menge entschied in ihnen nur scheinbar. Sie wurde nur auf andere Art und zu anderen Zwecken, aber ebenso, wie eine disciplinirte Armee geführt, und ohne daß sie dessen gewahr wurde. Aber die Stellung dieser Führer war nicht nur einem raschen Wechsel, sondern ihre Personen meist dem Untergange ausgesetzt. Es gehörte die Verwegenheit und Verblendung jener gährenden und wirbelnden Epoche dazu, um vor dem nahen und unvermeidlichen Sturze, den so viele Beispiele wahrscheinlich machten, nicht zurückzubeben. Es ging den meisten Demagogen in der Revolution, wie so vielen Tyrannen in der alten Welt. Sie büßten für eine kurze und unsichere Macht mit einem frühen und gewaltsamen Tode.

6.

Der Königsmord an Ludwig XVI.

Nach langem Debattiren setzte endlich die Bergpartei durch, daß Niemanden mehr eine Rede in der Angelegenheit des Königs gestattet werde. Der Ueberdruß der rohen Masse im Convent an diesen Reden kam der Durchführung dieses Beschlusses zu Hülfe. Nun also folgte, nachdem einige vorläufige Geschäfte beseitigt, und die Punkte, über welche man abstimmen wollte, bis zum 15. Januar festgestellt waren, an diesem Tage das Abstimmen selbst. Drei Fragen wurden vorgelegt: 1) Ist Louis Capet schuldig des Verrathes gegen die Freiheit des französischen Volkes? 2) Soll die Abstimmung des Conventes seinen Prozeß abschließen, oder bedarf der Beschluß des Conventes noch einer Bestätigung durch die Urversammlungen? 3) Wenn der König schuldig ist, was für eine Strafe soll er erhalten? — Mehrere Stunden hatte die Debatte gedauert, war öfter zu furchtbarem Tumulte angewachsen, bis man zur Festsetzung dieser drei Fragen gekommen war.

Die Entscheidung hinsichtlich der ersten Frage erfolgte sehr rasch, denn die Gironde hatte unkluger Weise die festeste Basis der Vertheidigung des Königs, die Behauptung seiner Unschuld, bereits früher auf-

gegeben. Nur ganz einzelne Stimmen wagten es also noch, sich für die Unschuld des Königs zu erklären; oder vielmehr, sie wagten auch das nicht, sondern erklärten, sie wollten über diese Frage nicht mitstimmen. Auch die zweite Frage ward verhältnißmäßig schnell, noch am 15. Jan. abgethan, indem nur etwa ein Dritttheil der Anwesenden verlangte, das Urtheil des Convents müsse durch das Urtheil der Urversammlungen bestätigt oder verworfen werden. Die Anzahl der Anwesenden war aber überhaupt sehr verdünnt, denn wenn auch von der Bergpartei alle, und auch die entschiedenen Anhänger der Gironde alle auf dem Platze waren, von den anderen Unentschiedenen fehlten manche; denn als sie fürchteten, daß die Mehrzahl doch für herbe Entschlüsse sein werde, wollten sie ihre Namen bei der Abstimmung lieber nicht betheiligen lassen, um nicht, wenn sie für den König stimmten, von der Bergpartei verfolgt, wenn sie gegen ihn stimmten, später einmal bei Aenderungen, die sich nicht vorhersehen ließen, als Königsmörder bestraft zu werden. Wer es möglich machen konnte von diesen Leuten ward krank; wer eine auswärtige Commission vom Convente erhalten hatte, reiste schnell ab; wer schon in Commission abwesend war, verzögerte die Rückkehr. Es fehlten so circa 30 Mitglieder, die, wenn sie gekommen wären und zu Gunsten des Königs gestimmt hätten, gerade die Entscheidung für ihn herbeigeführt haben würden.

Am 16. Januar sollte nun die Abstimmung beginnen über die dritte und entscheidende Frage, und schon am frühen Morgen war der patriotische Pöbel in dichten Massen um das Versammlungslokal gedrängt. Aber die Girondisten wußten Aufschub zu bringen, wodurch sie diesen Pöbel, der den ganzen Tag in Hunger und Kälte auf die Entscheidung harrte, vollends wüthend machten. Sie schlugen vor, nicht die absolute Majorität solle die letzte Frage entscheiden, sondern die zwei Dritttheile müßten sich wenigstens zusammenstimmend finden, wenn die Abstimmung gelten sollte. Dieser Vorschlag veranlaßte eine lange Debatte, und erst Danton's (der eben aus den Niederlanden zurückgekehrt war) gewaltige Stimme drang durch und erreichte, daß die absolute Mehrheit auch über diese Frage entscheiden solle. Ja! er setzte nun, von der Ungeduld der Masse getragen, durch, daß diese Sitzung permanent sein solle, bis die Abstimmung zu Ende geführt sei. Und so begann sie endlich, diese letzte Abstimmung um acht Uhr des Abends am 16. Januar. Jedes Mitglied des Convents ward einzeln aufgerufen und mußte sich erklären über die Strafe, die der König haben solle. Der Huissier rief Depar-

tement für Departement auf und forderte dessen Deputirte namentlich einen nach dem andern auf, laut und vernehmlich auf der Tribüne ihre Sentenz zu Protokoll zu geben — und diese Abstimmung dauerte mit ihren Förmlichkeiten, und weil selten ein Deputirter sich rund und einfach erklärte, fast jeder seiner Sentenz noch Clauseln anhing oder anhängen wollte und endlich, weil auf die Abstimmung influirende Mittheilungen noch vom spanischen Gesandten und von des Königs rechtlichen Beiständen versucht wurden, vom 16. Jan. Abends bis zum 17. spät Abends, ohne daß man auseinander ging, Nacht und Tag. Nur Einzelne wenn die Reihe noch lange nicht an ihnen war, oder wenn sie schon an ihnen gewesen war, gingen um eine Stunde zu schlafen, um einen Bissen zu essen. Zweimal wechselten Tag und Nacht mit einander, während ein Deputirter nach dem andern zur Tribüne emporstieg, und hier in heller Beleuchtung, wenn nicht des Tages, doch des Kerzenlichtes, von allen gesehen, seine Sentenz gab, um dann wieder in der schattigeren tieferen Masse der Bänke unterzutauchen. Da hört man bald den Tod verlangen, bald Verbannung, bald nur Einsperrung bis zum Frieden. Die Entscheidung scheint lange ungewiß, und unruhiger wird der wüthende Pöbel vor dem Gebäude, dessen Haufe nicht abläßt, und wenn er theilweise schmilzt, auch theilweise wieder sich ergänzt und immer brüllt und droht. Dieß Gebrüll des Pöbels wirkte einschüchternd sogar auf manche der ausgezeichneteren Glieder der Girondepartei. Vergniaud z. B. stimmte für den Tod. Bürger Egalité war zwar, als er nach der Wiedereinsetzung des Königs im Jahre 1791 zum Admiral ernannt, seinen Frieden mit dem Hofe hatte machen wollen, von den Hofleuten entsetzlich behandelt, auf die Zehen getreten, geschuppt, bespuckt, — kurz! auf den Tod beleidigt worden; man wußte es, daß er entsetzlich, wenn auch nicht, ohne es verdient zu haben, mißhandelt worden war, — aber als er jetzt, er ein Prinz von Frankreich, sein Votum gab für den Tod des Königs, war doch der Eindruck ein solcher, daß sogar die Leute vom Berge sein Benehmen infam fanden und ihn nur noch mehr deßhalb verachteten, als sie seither gethan hatten. — Robespierre erklärte sich nach längerer Rede für den Tod. Sieyès im Gegensatz stimmte: la mort sans phrase. Und während so die Akteurs in dieser Tragödie einer nach dem andern die Tribüne bestiegen, ging es auf den Gallerien her wie im Theater. Geputzte Damen kamen und gingen. Deputirte verließen ihre Plätze und begaben sich, wie gewöhnlich, zu den Damen, mit ihnen Conversation zu machen. Auch die

Strickerinnen des Jacobinerclubs waren da und jauchzten Beifall, wenn einer für die Hinrichtung stimmte, und gemeineres Volk, was auf den Gallerien ab- und zulief, trank Wein und Branntwein, wie in offener Tabagie. Freilich nach und nach sah, als die Abstimmung die Nacht und wieder einen Abend gedauert hatte, das Ganze aus, wie ein Spielsaal, wo die Bank die Nacht hindurch gehalten worden ist, und am Morgen die Spieler mit grauen, überwachten Gesichtern dasitzen. Von den Gliedern des Convents schliefen Viele auf ihren Plätzen ein und mußten von den Huissiers geweckt werden, wenn sie stimmen sollten. Endlich war die Abstimmung beendigt. Das tiefste Stillschweigen trat ein, und Vergniaud, der eben Präsident war, rief laut und vernehmlich: „Ich erkläre im Namen des Nationalconvents, daß derselbe über Louis Capet die Strafe der Hinrichtung verhängt hat."

Die Majorität, welche sich für die Hinrichtung erklärt hatte, bestand aus 53, von denen aber noch 26 abzuziehen sind, welche zwar für den Tod, aber für die Aufschiebung der Hinrichtung bis zum Frieden und dann für Begnadigung gestimmt hatten, und die Hinrichtung nur dann exekutirt wissen wollten, wenn das Vordringen der auswärtigen Feinde dazu zwänge. Rechnet man diese, wie man wohl muß, ab, und auf die andere Seite, so bestand die ganze Majorität für die sofortige Hinrichtung aus einer einzigen Stimme.

Kaum war diese Sentenz bekannt gemacht, als des Königs drei Rechtsanwälte auftraten und Protestation einlegten, Aufschub verlangten und Appellation an die Urversammlungen. Die Appellation ward abgeschlagen als eine schon abgemachte Sache; über Aufschub sollte weiter abgestimmt, zunächst aber mußte die Sitzung geschlossen werden — alle waren zu aufgerieben und todtmüde. Aber als der Pöbel hörte, daß ein neuer Aufschub, daß ein neues Votiren beliebt worden sei, ward er haltlos wüthend, und der ganze Dienstag ging in höchster Aufregung hin. Man debattirte an diesem Tage lange über die richtige Stimmenzählung am Abend zuvor. Es ergab sich aber, daß sie genau gewesen war.

Am Sonnabend den 19. früh begann das vierte Votiren: soll die Hinrichtung aufgeschoben werden oder nicht? — Es ging dabei wieder fast so langsam zu als früher. Vergniaud hatte nun den Muth, sich entschieden für Aufschub zu erklären (wie er denn diese Clausel auch bei der Hauptabstimmung ausgesprochen hatte). Egalité wollte keinen Aufschub, der nächste nach ihm votirte Aufschub, gerade weil Egalité

sich dagegen erklärt habe; so laut sprach sich nun die Verachtung aus. Sonntag den 20. früh 3 Uhr war auch diese Abstimmung geendigt, und viele, die früher nicht für den Tod gestimmt hatten, hatten solche Angst inzwischen vor dem wüthenden Pöbel bekommen, daß sie jetzt für die Hinrichtung ohne Aufschub gestimmt hatten. Das Resultat war also: Hinrichtung innerhalb der nächsten 24 Stunden nach der Publikation des Urtheils.

Der Justizminister Garat, welcher den Auftrag erhielt, den König mit der Sentenz bekannt zu machen, schauderte vor der Commission, aber er konnte sie nicht ablehnen. Sie hatte am Sonntag den 20. Nachmittag um 2 Uhr statt. Der König bat um einen Beichtvater und um drei Tage sich zum Tode vorzubereiten. Der Beichtvater ward bewilligt, die drei Tage nicht. Nur die 24 Stunden wurden nicht streng eingehalten. Da war keine Rettung mehr, der König mußte sich in sein Schicksal ergeben — Niemand fast erhob eine Stimme zu seinen Gunsten.

Der König hatte einen Beichtvater verlangt; er kam. Es war ein Irländer, der Abbé Edgeworth. Der König schloß seine Rechnung mit der Erde. Aber eine furchtbare, eine herzzerreißende Scene stand ihm noch bevor, der Abschied von seinen Angehörigen. Sonntag den 20. Januar Abends halb acht Uhr kam die Königin mit dem Dauphin, Prinzessin Elisabeth mit des Königs Tochter. Sie fielen dem Könige um den Hals und mehrere Minuten vergingen in Schweigen und Schluchzen. Dann führte sie der König in sein Speisezimmer, und hier waren sie noch fast zwei Stunden allein. Sie schieden nicht, bis der König ihnen das Versprechen gab, sie am nächsten Morgen, ehe er zur Hinrichtung geführt würde, nochmals zu sehen. Er versprach es — und als die Königin heraus und an den Municipalitätsbeamten vorüberging, war sie ihrer Aufregung nicht Meister, und rief ihnen zu: Vous êtes tous des scélérats!

In der nächsten Nacht schlief der König ruhig. Um fünf Uhr früh mußte ihn sein Kammerdiener Clery, den man allein bei ihm gelassen, wecken. Er übergab diesem seinen Trauring, als stillschweigenden Abschied an die Königin; es war ihm unmöglich, sie nochmals zu sehen. Gegen sechs Uhr erhielt er das Sakrament, und blieb dann in frommem Gebete mit Abbé Edgeworth, bis um acht Uhr die Municipalbeamten eintraten, denen er sein Testament übergab und sein letztes Geld, 125 Luisd'ors, die er von Herrn von Malesherbes geliehen hatte, und die man diesem, wie er befahl, wieder geben sollte. Um 9 Uhr er-

klärte Santerre, man müsse aufbrechen. — Der König bat noch um drei Minuten — sie wurden zugestanden; und Santerre hatte die Rohheit, mit der Sekunde an den Aufbruch zu mahnen. Zornig trat der König mit dem Fuße auf, und sagte: Partons! und er ging, und die Trommeln wirbelten und verkündeten Maria Antoinetten ihre Wittwenschaft. Beim Herausfahren aus dem Tempel hörte der König noch einen Haufen: Gnade, Gnade! schreien, dann aber waren die Straßen wohl gedrängt voll Menschen, aber Alles war in Grabes Stille. Kein Wagen rollte diesen Morgen durch Paris. Die ganze Nationalgarde war aufgestellt unter den Waffen. Nur die Kanonen hörte man hinter des Königs Wagen rasseln. Die Kanoniere waren dabei mit brennender Lunte. Der König in seinem Wagen las in einem römischen Gebetbuche. Es war zehn Uhr, als er auf dem Platze Ludwig's XV. (place de la révolution, wie man ihn nun nannte) ankam. Die Guillotine stand auf dem Platze, wo einst Ludwig's XV. Bildsäule gestanden — Ludwig's XV., dessen Sünde dieser Ludwig trug. Egalité soll unter den Zuschauern auf dem Platze gewesen sein. Als der König aus dem Wagen stieg, wirbelten die Trommeln. Er rief mit zorniger Stimme, sie sollten still sein. Indem bestieg er das Schaffot, zog seinen Rock aus und trat nun, wie er war, in weißflanellener Jacke, grauen Beinkleidern und weißen Strümpfen, an den Rand des Gerüstes, um zu sprechen. Er sagte: „Franzosen! ich sterbe unschuldig. Ich bezeuge es vor Gott. Ich vergebe meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich“ — da wirbelten die Trommeln von Neuem; die Henker packten ihn, und sein Haupt sank. Samson, der Scharfrichter von Paris, hob es auf und zeigte es, und kannibalisches Gebrüll ertönte ringsum, und setzte sich über die mit Zuschauern bedeckten Häuser um den Platz fort, weithin in die Stadt.

7.

Civilconstitution und Priestermord.

Unter den Ursachen der französischen Revolution wird auch die Geistlichkeit aufgezählt, das heißt, ihr Reichthum und ihr Wohlleben gegenüber den Nothständen des Volkes. Es ist nicht zu läugnen: ein Theil des Klerus war von der schlechten Philosophie des 18. Jahrhunderts angesteckt; es gab besonders in Paris viele genußsüchtige verweltlichte Abbé's, die ihrem Stand wenig Ehre machten; aber im Ganzen und Großen muß dieser Stand nicht so entartet gewesen sein, als be-

hauptet wird, denn wie hätte er sonst die Feuerprobe der Verfolgung so standhaft, so heldenmüthig bestehen können? Tausende französischer Priester starben den Martertod für ihren Glauben: diese Thatsache allein sollte das harte Urtheil mäßigen, denn weltlich gesinnte, den Lüsten verfallene Menschen werden keine Martyrer. „Der französische Klerus," sagt ein neuerer, anerkannt unparteiischer Geschichtschreiber (Ed. Arnd) „legte mitten in der zerstörendsten und wildesten Bewegung, die es je gegeben, die Alles zum Schwanken und Fallen zu bringen schien, einen, selbst wenn man von allen religiösen und politischen Ueberzeugungen abstrahiren will, merkwürdigen Beweis von Muth und Standhaftigkeit ab." „Für jene, welche der französischen Kirche vorwerfen, daß sie (zur Zeit der Revolution) einem weltlichen und erschlafften Geiste verfallen war," sagt Guizot, „hat die Geschichte zwei Antworten: sie hat mit einem heroischen Muthe und einer heroischen Aufopferung ein unerhörtes Mißgeschick getragen, und sobald sich der Boden etwas befestigt, hat sie sich aus ihren Trümmern wieder erhoben und in wenigen Jahren dem christlichen Frankreich einen Klerus gegeben, der seiner ganzen Achtung würdig ist. Eine Kirche, welche in einem Vierteljahrhundert so viele fromme Blutzeugen dem Schaffot, und so viele heilige Priester dem Altare geliefert hat, war sicher nicht einem Uebel ohne Heilung anheimgefallen, oder in einen wirklichen Verfall gerathen."

Die blutige Verfolgung des Klerus nahm ihren Anfang bald nach dem Erlaß der sogenannten Civilconstitution. Nachdem nämlich die Nationalversammlung zuerst eine Reihe von Beschlüssen zur Beraubung der Kirche gefaßt hatte (für 200 Millionen Kirchengüter sollten verkauft werden), ging man daran, auch die Verfassung dieser Kirche nach den Ideen der Freiheitsmänner umzuwandeln. Die Klöster wurden abgeschafft, die 135 Bisthümer auf 83 reduzirt, Bischöfe und Pfarrer sollten auf den Wahlversammlungen der Departements (wo auch Calvinisten und Juden mitstimmten) gewählt, vom Papste nicht mehr bestätigt werden. Der Bischof sollte in seinen Amtsverrichtungen an die Zustimmung der nächsten Pfarrer gebunden sein, Domkapitel, Abteien, Benefizien sollten aufhören. Man nannte das die bürgerliche oder Civilconstitution des Klerus. Dieses Machwerk sollten alle Geistlichen bei Verlust ihres Amtes beschwören. Man begann mit den Priestern, welche in der Nationalversammlung saßen. Auf den 4. Januar 1791 war die Eidesablegung angesetzt. Schreiender Pöbel hatte den Saal umringt; schon hörte man das Gesindel rufen: „An die Laterne mit denen, welche

den Eid verweigern,“ da begann unter entsetzlichem Lärmen der Namensaufruf der Geistlichen. Zuerst sollte de Bonnac, Bischof von Agen, schwören. Er wollte reden, man schrie: „Keine Worte mehr, wollt Ihr schwören oder nicht?“ „Ich verschmerze gerne Stellen und Einkünfte,“ rief der Bischof, „schwören kann ich nicht, ihr selbst würdet mich verachten, wenn ich es thäte!“ In gleicher Weise protestirten viele Bischöfe und Priester. Unter 300 Geistlichen gab es 70—80, welche schwuren, unter allen Bischöfen Frankreichs nur vier. Unter dem Gesammtklerus sollen über 50,000 den Eid verweigert haben. Man nannte diese Geistlichen prêtres nonjurés oder réfractaires, die Schwörenden assermentés oder jurés. Alle guten Katholiken in Frankreich mieden die geistliche Gemeinschaft der „geschworenen“ Priester, und hielten es mit den Eidverweigerern. Anfänglich durften diese in Privatgebäuden Gottesdienst halten, weil die Nationalversammlung die verkündigte Religionsfreiheit nicht verletzen wollte. Es währte aber nicht lange, so ging jene Duldung der pflichttreuen Priester in grausame Verfolgung über. Zuerst beschloß man, ihnen ihre Pensionen zu entziehen, darauf, sie zu deportiren, endlich begann in den ersten Septembertagen (2. und 3. Sept. 1792) das Priestermorden.

Ein Theil der Priester, welche den Eid auf die bürgerliche Verfassung des Klerus verweigert hatten, war nach Paris gebracht worden, um von hier aus deportirt zu werden. In Paris gab man ihnen Pässe bis in die Hafenstädte, wo sie eingeschifft werden sollten. Dieß war ein Mittel gewesen, um sich zugleich einer großen Zahl von Geistlichen zu bemächtigen. In dem Augenblicke, wo dieselben, in einer großen Anzahl von Wagen untergebracht, von Marseiller Föderirten begleitet, die Barrière von Paris überschreiten sollten, wurde Befehl zur Umkehr gegeben, um die Geistlichen in das Gefängniß der Abbaye zu führen. Es war Nachmittags um drei Uhr, den 2. September. Die Marseiller aber, welche schon am Morgen ihre geheimen Verhaltungsbefehle empfangen hatten, stiegen in die Wagen und ermordeten die meist bejahrten und unbewaffneten Geistlichen sämmtlich, unter dem Vorwande, daß sie ihre — der bewaffneten Begleiter — Sicherheit bedroht hätten. Das Blut rieselte durch die Oeffnungen der Wagen heraus. Im Carmelitenkloster der Straße Vaugirard waren 180 Geistliche gefangen. Schon am 1. September heulten bezahlte Banditen um das Kloster und verkündigten den Gefangenen ihr trauriges Schicksal. Die Gefangenen aber setzten ruhig und gefaßt ihre Andachtsübungen fort. Die Vornehmsten

unter ihnen waren: Dulau, Erzbischof von Arles, ein siebenundachtzigjähriger Greis, und zwei Brüder aus dem Hause Larochefoucauld, der eine Bischof von Saintes, der andere von Beauvais. Alle diese Priester hatten sich in der Carmelitenkirche versammelt, beichteten einander ihre Sünden und lasen die Sterbegebete vor. Den 2. September, Abends gegen vier Uhr, erschienen in der Kirche zwei Stadtkommissäre und befahlen den Priestern, ihnen in den Garten zu folgen. Diese warfen sich im Gefühle, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, auf die Kniee nieder, und baten den Erzbischof von Arles um die Generalabsolution. Er besteigt die Stufen des Hochaltars, und nachdem er noch einige Worte gesprochen, ertheilt er ihnen seinen Segen. Dann zogen die Priester in den Garten, und gingen in drei Abtheilungen, nach ihren geistlichen Graden geordnet. Da nahte sich ihnen der Wüthrich Maillard mit einer Bande Mörder. Die ersten eingedrungenen Mörder fragten: „Wo ist der Erzbischof von Arles?" Da bot sich der Priester de la Pannonie mit gesenkten Blicken dar, hoffend, daß die Mörder ihn für den Erzbischof halten würden. Aber sein wenig vorgerücktes Alter gibt den Henkern zu erkennen, daß er der nicht sei, den sie suchen; sie wenden sich gegen den Aeltesten, der eben vor einem steinernen Kreuze betete. Als Dulau sich nennen hört, erhebt er sich, schreitet langsam mit über die Brust gekreuzten Händen vor und spricht zu den Mördern: „Ich bin es, den ihr suchet; nehmt mich als Opfer, aber schonet diese würdigen Priester, welche für euch auf Erden bitten werden, wie ich es vor dem Ewigen thun will." Wie von heiligem Schrecken ergriffen, wagen die Meuchler nicht ihn anzugreifen; einer redet dem andern zu. Endlich wagte ein Elender, den seine Sprache als Ausländer verrieth, einen Säbelhieb in das Angesicht des Erzbischofs zu führen; auf diesen folgen tausend Hiebe, und vollenden den Mord. Auf die übrigen Priester schossen die Mörder wie auf wilde Thiere, und verfolgten sie auf die Bäume und Mauern, wohin sie sich geflüchtet hatten. Auch einige junge Leute aus guten Häusern, welche aus dem Geiste des 18ten Jahrhunderts den Haß gegen das Priesterthum eingesogen, hatten sich den gedungenen Mördern beigesellt. Eine große Anzahl von Geistlichen wurde auch durch Piken niedergestoßen. Ehe die Mörder Einen niedermachten, riefen sie immer, daß er verschont würde, wenn er den Eid schwöre. Aber jeder antwortete: „Ich werde nicht schwören;" und dann empfing er den Todesstreich. Etwa 34 Priester entkamen unter dem Schutze der Nacht in die Gärten der Rue de Cassette; unter den Entkommenen befand sich

auch der Priester de la Pannonie. Sie wurden von den menschenfreundlichen Bewohnern dieses Viertels aufgenommen. Dagegen exercirten 300 Nationalgarden während des ganzen Gemetzels in dem benachbarten Luxemburg, aber es fiel ihnen nicht ein, den Unglücklichen beizuspringen. Am 2. und 3. September wurden 90 Priester in dem Seminarium von St. Firmin ermordet, 30 andere in der Salpetrière und Force; 214 gingen in Chatelet zu Grunde. Es verloren während einer einzigen Woche 440 Priester, im Herzen ihres Vaterlandes, in Mitte einer Hauptstadt, die als Mittelpunkt der Aufklärung galt, ihr Leben. In dem Gefängnisse der Abbaye, wo die größte Zahl der Opfer dieser Septembertage fiel, befand sich eine Anzahl von Priestern. Der Priester Lenfant von der Gesellschaft Jesu, ein berühmter Redner, und der Abbé von Rastignac, Generalvicar von Arles, befanden sich daselbst. „Am 3. September, Montags um zehn Uhr," erzählt ein Augenzeuge, der wie durch ein Wunder dem Tode entronnen war, „betrat Herr Lenfant mit dem Abbé von Rastignac die Vorbühne der Kapelle, in welcher wir eingeschlossen waren. Sie kündigten uns an, daß unsere letzte Stunde gekommen sei, und ermahnten uns zur Sammlung des Geistes, damit wir ihre Absolution empfingen. Eine elektrische Bewegung, die sich nicht erklären läßt, stürzt uns Alle, die Hände gefaltet, zur Erde nieder, und wir empfingen ihren Segen." Als für Lenfant die Todesstunde gekommen war, erhob er die Hände zum Himmel und sprach: „Mein Gott, ich danke dir, daß ich dir mein Leben opfern kann, wie du das deinige für mich geopfert hast." Er warf sich auf die Kniee und athmete unter den Streichen der Meuchelmörder aus. Zu derselben Zeit erschlugen sie auch den Abbé von Rastignac. Dieser war ein beinahe achtzigjähriger Greis, in dem nur noch ein matter Lebensfunken glomm, während seine Seele voll jugendlichen Feuers war. Noch andere Priester befanden sich unter den Gefangenen der Abbaye, doch verrieth ihre Kleidung nicht den geistlichen Stand, da die geistliche Kleidung schon seit zwei Jahren abgekommen war. Die Municipalbeamten fragten sie: „Seid ihr Priester?" Und jeder Einzelne antwortete: „Ja, ich bin es." Eine Lüge konnte sie vom Tode retten, aber wie die ersten Christen ausriefen: „wir sind Christen!" so diese Priester: „wir sind Priester." Man schätzt die Zahl der Ermordeten zu Paris während der Septemberwoche auf 10,000. Die Mörder erhielten einen täglichen Sold von 24 Franken, der ihnen öffentlich ausbezahlt wurde. Sie waren durch das lange Morden blutlechzende Bestien geworden. Der einfache Mord genügte nicht; sie

führten ihn mit teuflischer Grausamkeit aus. Im Seminar von St. Firmin verfolgten die 20—30 Mörder die Geistlichen durch die Gänge und in die Zellen, stürzten sie lebend durch die Fenster auf eine Reihe von erhobenen Piken und Bajonetten, die sie in ihrem Falle durchbohrten. Weiber, denen die Erwürger diese Freude ließen, tödteten sie vollends und schleppten sie in den Schlamm der Straßen. Auf diese Art starb der Pfarrer Gros. Als das Schlachtopfer auf die Gasse hinabgefallen war, kam eine Frau dazu, welche ein Kleid trug, das ihr der Pfarrer kurz zuvor geschenkt hatte, und schlug ihn mit einem Holzscheite vollends todt. Auf ähnliche Weise mordete man im Kloster der Bernhardiner.

Mordbefehle waren von Paris aus in das ganze Land ergangen. Die französische Kirche wurde in diesen schrecklichen Tagen durch eben so ruhm- als zahlreiche Martyrer verherrlicht. Wenn sie je Flecken an sich trug, so wurden sie abgewaschen in dem Blute ihrer Martyrer. „Man ist in Frankreich mit dem Martyrerthum in neueren Zeiten etwas zu freigebig geworden. Aber diese Geistlichen waren wirklich Martyrer ihrer Pflicht und Ueberzeugung, und haben ein merkwürdiges Beispiel natürlicher Seelenstärke und christlicher Frömmigkeit abgelegt. — Auch waren es diese Geistlichen, die in dem Lande des Atheismus und Materialismus mit einem Male die Kraft der christlichen Ideen durch ein so außerordentliches Beispiel von Gewissenhaftigkeit und Hingebung erneuerten. Man hatte während des 18ten Jahrhunderts in Frankreich so oft wiederholt, daß das Licht des Christenthums längst abgebrannt und auszulöschen bereit sei, daß die Behauptung nach und nach fast allgemein geglaubt wurde. Man verwunderte sich deßhalb nicht wenig, daß der Klerus in einem leichtsinnigen Volke und in einer wilden Zeit plötzlich eine so unüberwindliche Stärke der tiefsten Ueberzeugung entwickelte. Die Erneuerung des religiösen Sinnes in Frankreich kann von dieser Epoche an gerechnet werden. Sobald es wieder Martyrer gab, fehlte es auch an Gläubigen nicht. Man erstaunte über diese unerwartete Erscheinung, weil man nicht bedachte, daß es in der Natur des Christenthums liegt, da, wo es einmal tief gegründet ist, durch das Blut seiner Bekenner verjüngt zu werden." (Ed. Arnd.) Während diese auserwählten Opfer zum Himmel emporstiegen, flohen Tausende ihrer Mitbrüder, da man seit dem Beschluß vom 6. August die Strafe der Deportation nach Guyana gegen die treuen Priester allgemein ausführte, aus Frankreich weg in alle Länder, und fanden allenthalben eine liebevolle Aufnahme. Selbst das

den Katholiken so ungünstige England nahm die vertriebenen Priester mit offenen Armen auf, es verpflegte über 8000 derselben auf die liebreichste Weise, so daß Pius VI. es für seine Schuldigkeit hielt, in einem Ausschreiben dem Könige Georg III. und der edlen britischen Nation öffentlichen Dank zu sagen. Was Deutschland anbetrifft, so fanden im Norden und Süden, unter Protestanten wie unter Katholiken, die vertriebenen Priester die freundlichste Aufnahme, deßgleichen in Italien, Spanien, in der Schweiz, dem reformirten Holland und anderwärts.

Wir haben nur einige Scenen aus der Geschichte der Priesterverfolgung während der französischen Revolution ausgehoben. Diese Verfolgung ging aber mit dem Jahre 1792 nicht zu Ende, sondern forderte in den folgenden Jahren noch zahllose Opfer. Wie sich gegen Ende des Jahres 1793 die Hinrichtungen überhaupt vermehrten, so namentlich die Hinrichtungen von Geistlichen. Man blieb jetzt nicht mehr bei den unbeeidigten Priestern stehen, auch der Geschwornen bluteten Viele unter dem Fallbeil. Und um das Maß aller Schande und Gottlosigkeit voll zu machen: man begnügte sich nicht damit, Männer zu morden, auch die zarten Frauen, welche ihr Leben Gott geweiht hatten, wurden aus ihren stillen Wohnungen auf das Schaffot geschleppt. Da gab es Scenen, wie sie die ersten Jahrhunderte des Christenthums nicht ergreifender und herrlicher gesehen hatten. So wurden — um nur einige Beispiele zu geben — sämmtliche Nonnen der Abtei Montmartre zum Tode geführt. Umgebend ihre Aebtissin, stimmten sie, als sie den Karren bestiegen, mit ihren zarten Stimmen heilige Lieder an: sie sangen das Lob der heiligen Jungfrau und den Preis Gottes, und ihre Gesänge tönten fort, bis das letzte Haupt auf dem Schaffot gefallen. Noch am 17. Juli 1794 wurden in Paris achtzehn Carmeliterinnen von Compiegne guillotinirt; sie erschienen in weißen Kleidern, sangen Siegeslieder, beteten auf dem Wege zur Richtstätte die Sterbegebete; sangen am Fuße des Schaffots das „Te deum“ und „Komm heiliger Geist,“ und sprachen noch einmal feierlich ihre Ordensgelübde. — Wir wollen diese Schilderung mit einer Scene schließen, welche allein Diejenigen Lüge straft, die da bei jener Revolution doch einiges Interesse für „Menschenrechte“ und „Humanität“ voraussetzen. Der Abbé F e n é l o n hatte in Paris ein Asyl für die dort zahlreichen armen Savoyardenknaben eröffnet. Er war der Vater dieser verlassenen Kinder. Die Schreckensmänner forderten sein Blut. Als nun die Knaben hörten, daß ihr Versorger ermordet werden sollte, kamen sie in Masse vor den Nationalconvent. Sie flehten, sie jammer-

ten, sie weinten. Schon wollten selbst die Herzen der Schreckensmänner weich werden, da rief ihnen der Blutmensch Billaud-Varennes zu: „Seid ihr selbst Kinder, daß ihr euch durch Thränen rühren laßt?" So wurde der achtzigjährige Greis zum Schaffot gebracht. Dort angekommen, segnete er die um ihn knieenden Savoyardenknaben. Selbst das zuschauende Volk wirft sich zur Erde nieder. Thränen fließen, Seufzer steigen empor. Die Hinrichtung wird zum heiligen Opfer.

Also handelten damals die Schüler getreu der Lehre, die ihnen einst der Meister (Diderot) gegeben:

„Und meine Hände würden die Eingeweide des Priesters zusammenflechten
Beim Abgange eines Stricks, um zu erdrosseln die Könige."

8.

Revolutionsscenen zu Lyon.

Bald nach dem Anfange der Revolution bildete sich in Lyon ein Ausschuß, welcher dem Wirkungskreise der alten Obrigkeit zu nahe trat, und woran sich arge Ausschweifungen in der Stadt und Umgegend reihten. Chalier gründete einen Jacobinerclub, dessen Glieder (meist der Auswurf männlicher und weiblicher Bevölkerung) sich die ärgsten Unbilden erlaubten, und gegen rechtlich Gesinnte, welche für Mäßigung und Ordnung wirkten, beim Convente Beifall und Schutz fanden. Ob dieses Schutzes doppelt übermüthig, rief Chalier: „Der große Tag der Rache ist gekommen! Die Köpfe der Reichen müssen fallen und ihre Güter unter die Ohnehosen vertheilt werden. Hier ist ein Verzeichniß von 500, welche das Schicksal des Tyrannen verdienen; euch liegt es ob, sie zu treffen." — Am Fuße des Freiheitsbaumes ließ Chalier seine wildesten Anhänger schwören, auszurotten alle Tyrannen der Welt und ihre Gehülfen, die Aristokraten, Gemäßigte, Selbstsüchtige, Wechsler, Wucherer, Aufkäufer, sowie die fanatische Priesterkaste. Hierauf entfaltete er ein Bild Christi am Kreuze und sagte: „Es ist nicht genug, daß der Tyrann der Leiber umgekommen ist, man muß auch den Tyrannen der Seelen vernichten." Dann zerriß er das Bild, und trat in höllischer Wuth die Stücke mit Füßen!

Mit größtem Rechte schloß die Lyoner Obrigkeit am 3. Februar 1793 den Jacobinerclub, fand aber Widerstand vielfacher Art; ja über einzelne Verbrechen und Ermordungen hinaus war der Plan zu einer allgemeinen Metzelei bereits entworfen, als Nothwehr am 29. zu einem

offenen Kampfe führte, in welchem die rechtlichen Bürger siegten. Dieß galt aber nach dem Falle der Gironde für höchst strafbar, und als Chalier seiner Verbrechen halber gar am 16. Juli hingerichtet ward, kannte der Zorn des Conventes kein Maß; Lyon ward umlagert und nach der tapfersten Gegenwehr am 9. Oktober eingenommen. In wilder Siegesfreude faßte der Convent folgenden Beschluß: Fünf Beauftragte eilen nach Lyon, verhaften und verurtheilen durch ein Kriegsgericht alle Gegner der Revolution, welche die Waffen ergriffen. Alle Lyoner werden entwaffnet, die Stadt wird (mit Ausnahme näher bezeichneter Gebäude) ganz zerstört, erhält den Namen: Befreite Gemeine (commune affranchie), und auf jenen Ruinen erhebt sich ein Denkmal mit der Inschrift: Lyon bekriegte die Freiheit, Lyon hörte auf zu sein! — Zur Rechtfertigung dieses Beschlusses sagt Barrère, der Antragsteller: die Formen sind ein wenig herb; aber eine Stadt, von Verschwörern bewohnt, verdient unter ihren Ruinen begraben zu werden.

Collot d'Herbois und Fouché, denen vorzugsweise die Vollziehung des Beschlusses aufgetragen ward, ordneten an dem Tage, wo Hebert sein gottesläugnerisches Fest in Paris abhielt, ein Fest zu Ehren Chalier's, als eines für Lyon gestorbenen erlösenden Gottes. Seine Büste ward im Triumphe einhergetragen, und Clubbisten und verlorne Weiber riefen: „Nieder mit den Aristokraten, es lebe die Republik, es lebe die Guillotine!" — In ihren Händen heilige Gefäße, in der Luft geschwungen mit bacchantischer Trunkenheit und dämonischer Wuth! Vor Allen ausgezeichnet ein Esel, mit Chorrock und Bischofsmütze bekleidet, an seinem Schwanze auf dem Boden hinschleppend Crucifix und Bibel. Hierauf die drei Proconsuln: Collot, Fouché und Laporte; sie stellen Chalier's Büste auf einen Altar, beugen ihre Kniee, beten zu ihm mit lauter Stimme und versprechen ihn zu rächen. Crucifix und Bibel werden nunmehr vom Schwanze des Esels losgebunden und in's Feuer geworfen, die Hostien mit Füßen getreten, und der Abendmahlskelch dem Esel dargeboten!

Um diese Zeit der frechsten Gräuel erließ Collot folgenden Aufruf: „Wir ersuchen jeden, der diese Anweisung lieset, sich mit dem Geiste zu erfüllen, der sie eingegeben hat, zugleich aber zu merken, daß, wenn man das Ziel andeutet, wonach jeder streben soll, damit die Gränzen nicht vorgeschrieben sein sollen, wo man anhalten müsse. Denen, die im Geiste der Revolution handeln, ist Alles erlaubt; es gibt nur eine Gefahr für den Republikaner, hinter den Gesetzen der Republik zurückzubleiben. Wer

ihnen zuvorkommt, ja wer dem Scheine nach selbst das Ziel überschreitet, ist oft noch nicht dahin angelangt. Wozu euch noch mehr sagen? Wenn ihr Patrioten seid, werdet ihr euere Freunde zu unterscheiden wissen, und alle Anderen zur Seite werfen. Ihr werdet nicht so thöricht sein, einige äußerliche und gezwungene Handlungen für Beweise des Patriotismus zu halten, wodurch die Verräther oft gesucht haben, euch zu täuschen. Die Meisten werden zu euch sprechen: was hat man uns vorzuwerfen? haben wir uns nicht immer gut gezeigt, unseren Dienst in der Bürgerwache gethan, unsere Steuern bezahlt, Opfer auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt? Wir haben selbst unsere Kinder zur Vertheidigung der Gränzen gesandt; was verlangt man, was will man noch von uns? Ihr werdet ihnen antworten: Alles das kümmert uns wenig! Ihr habt nie das Volk geliebt, ihr habt die Gleichheit als ein Hirngespinnst behandelt, ihr habt bei der Benennung von Ohnehosen zu lächeln gewagt; ihr habt Ueberflüssiges besessen, während an eurer Seite eure Brüder Hungers starben; ihr seid nicht würdig, mit ihnen eine Gesellschaft auszumachen, und weil ihr verschmäht habt, die Ohnehosen an eurem Tische sitzen zu lassen, so speien sie euch auf ewig aus und verdammen euch, nun die Ketten zu tragen u. s. w. — Republikaner, seht hier eure Pflichten: daß keine Rücksicht euch schrecke, weder Alter noch Geschlecht, noch Verwandte euch aufhalten. Handelt ohne Furcht, achtet nur die Ohnehosen. Nichts kann euch davon entbinden, sogleich den Reichen eine revolutionäre Steuer aufzulegen, ohne Ausnahme! Ihr müßt hiebei nach einer großen, wahrhaft revolutionären Weise die Summen bestimmen, welche jeder zum gemeinen Besten hergeben soll. Es ist hier von keiner mathematischen Genauigkeit oder ängstlichen Abschätzung die Rede. Nehmt Alles, was ein Bürger Ueberflüssiges hat; denn das Ueberflüssige ist eine offenbare Verletzung der Volksrechte. Wer etwas über seine Bedürfnisse hinaus besitzt, kann es nicht gebrauchen, muß es also mißbrauchen; wenn man ihm deßhalb nur das streng Nothwendige läßt, gehört alles Uebrige der Republik und ihren unglücklichen Gliedern. Es gibt Leute, welche eine lächerliche Menge von Kleidern, Hemden, Schuhen, Tischzeug u. dergl. besitzen; alle diese und ähnliche Dinge sind von Rechtswegen ein Gegenstand revolutionärer Anforderungen. Auch noch einen vortrefflichen Gegenstand zum Fordern gibt es: nämlich die schlechten und verführerischen Metalle, welche der Republikaner verachtet. Er soll nur das Eisen kennen, und auf seine Stimme müssen sich alle jene Metalle in den öffentlichen

Schatz verlaufen. — Indem man euch diese Uebersicht eurer Pflichten gibt, hat man nicht Alles erschöpfen können oder wollen! Es gibt Dinge, die man nur andeuten kann, die aber das durchdringende Auge des Patriotismus erkennt und wovon er Vortheil zu ziehen weiß. Die Zeit halber Maßregeln ist vorüber, helft uns große Streiche vollführen, oder ihr werdet die ersten sein, die sie treffen!"

Man möchte diesen Wahnsinn für eine Spotterfindung von Gegnern halten, stimmten nicht die Thaten vollkommen zu den Worten, und wären nicht Plünderungen und Hinrichtungen seitdem an der Tagesordnung gewesen. Für jene und zur Vertheilung des Gestohlenen und Geraubten ward eine Art von Behörde eingesetzt, wobei man sich höhnend auf biblische Sprüche bezog über Gleichheit und Ungleichheit, Arme und Reiche.

Weil ferner die Hinrichtungen mit der Guillotine nicht rasch genug förderten, wurden die willkürlich dem Tode Geweihten zusammengetrieben und massenweise mit Kartätschen niedergeschossen; und auf die Bemerkung: es seien mehr erschossen als verurtheilt, antwortete Callot: „was liegt an den Ueberzähligen; sterben sie heute, so sterben sie nicht morgen."

Fouché (später ein ungeheuer reicher, mit Orden bedeckter Herzog, der alle Regenten Frankreichs betrog) behauptete: er habe auf einmal nie mehr als sechzig hinrichten lassen! — Andere hingegen bezeugen: er habe am 22. Dezember für 30 Jacobiner und 20 zweideutige Weiber ein Fest gegeben, welche aus den Fenstern der Hinrichtung von 192 Lyonern zusahen. Auf dem Platze Bellecour zog man dreifarbige Bänder von einem Baume zum andern, und hing die Leichen wie zum Schmucke daran auf!

Mit gleicher Wuth verfuhr man gegen Besitzthümer und Häuser: und da auch hier das Niederreißen zu langsam und kostspielig erschien, sprengte man ganze Straßen mit Pulver in die Luft und brannte nieder, was etwa stehen geblieben.

Zum Ueberflusse oder zu doppelter Bestätigung mögen noch mehr eigene Worte Zeugniß ablegen über Grundsätze und Charakter, oder vielmehr über Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit der leitenden Häupter der Revolution. „Die Billigung der Septembermorde" (sagte Callot) „ist das große Credo der jacobinischen Freiheit." — „Es ist gut" (spottete er ein andermal), daß Gott unsichtbar bleibt; denn ließe er sich irgendwo sehen, würde ich ihn gewiß für verdächtig erklären."

Er schrieb: „Wir zerstören so viel als möglich durch Kanonen und Minen. Das Sprengen der letzteren, die verzehrende Gewalt des Feuers, können allein die Allmacht des Volkes ausdrücken. So ist der Schrecken wahrhaft an der Tagesordnung, und nimmt dem Verbrechen sein Gewand und sein Gold."

In einem Briefe Pilot's heißt es: „Die Guillotine und Fusilade gehen nicht übel. Sechzig, achtzig bis zweihundert werden auf einmal erschossen; auch trägt man täglich die größte Sorge, sogleich die nöthige Zahl neu zu verhaften, damit die Gefängnisse nicht leer werden." Der Jacobinerclub von Lyon schreibt (nach den Metzeleien) an den Jacobinerclub von Paris: Unsere Gesellschaft ist der Tempel der Freiheit, der Tugenden, der guten Sitten. Niemals leiden wir unter uns unsittliche Wesen, Schelme, Mitleidige, Lärmmacher oder Nachsichtige." Achard meldet aus Lyon: „Für die Zerstörungen und etliche andere Gegenstände geben wir in jeder Dekade 400,000 Livres aus. Immer mehr Köpfe, täglich fallen Köpfe. Welch' Entzücken würdest du gefühlt haben, wenn du die gestern an 209 Schandbuben geübte Volksgerechtigkeit gesehen hättest! Welche Majestät, welcher imposante Ton. Alles erbaulich und erhebend! Wie viele große Schufte haben an dem Tage blutend den Staub gebissen; welch ein Kitt für die Republik."

Als später wegen der in Lyon (und ähnlicher Weise in Marseille und Toulon) verübten Gräuel in Paris Klage erhoben wurde, schalt Fouché auf die falsche und heuchlerische Sentimentalität, behauptete die Nothwendigkeit, am Schreckenssysteme festzuhalten, nannte jeden Gedanken an Nachsicht und Mäßigung verdammlich und erklärte, die revolutionäre Kommission habe nicht 4000, sondern nur 1600 Menschen erschießen lassen. Aehnlicher Weise erwies Callot (mit Chalier's Büste in der Hand) seine Rechtlichkeit und Weisheit, und ein Conventsbeschluß bestätigte seine Lehren und Thaten. Erst nach Robespierre's Fall nahmen die Gräuel in Lyon ein Ende; aber in leidenschaftlicher Rückwirkung des Hasses wurden nun etwa hundert, welche den meisten Antheil an jenen Verfolgungen hatten, ohne Urtheil und Recht erschlagen!

9.

Untergang der Gironde.

Der Kampf des Bergs und der Gironde schien, nachdem einmal die niedrigsten Leidenschaften der Massen selbst entfesselt waren, nur

im Sinne der extremsten Demokratie enden zu können. Vergebens war solchen Fanatikern, wie den Jacobinern gegenüber, alle noch so überlegene Beredsamkeit der Girondisten. Der Berg, mit geringen oratorischen Talenten begabt, dachte auf andere Mittel, als die des Wortes und der Ueberzeugung, er wollte seine Gegenpartei vernichten. Ein Complot, alle Girondisten, die nicht für den Tod des Königs gestimmt, in einer Abendsitzung ermorden zu lassen, war fehlgeschlagen. Nun sollte ein Aufstand des Pöbels nicht bloß einen Theil, sondern die ganze Gironde vernichten. Am 2. Juni 1793 ertönten die Sturmglocken und die Lärmkanonen. Die Barrièren wurden geschlossen und in den Straßen der Generalmarsch geschlagen. Fünftausend bezahlte Aufwiegler eröffneten sammt den Kanonen der Nationalgarde den Zug, der aus einer unabsehbaren, mit Piken bewaffneten Menge von Arbeitern bestand. Die Commune hatte Henriot, einen von ihr improvisirten Anführer, der früher in den niedrigsten Verhältnissen gelebt, und später in der entscheidendsten Katastrophe der Revolution eine Rolle spielte, die Leitung dieser Banden übergeben. Die Bataillone der Nationalgarde, von denen man wußte, daß sie der Partei der Gemäßigten (Moderantisten) geneigt seien und den Convent vertheidigen könnten, wurden entweder bewacht, oder ihnen eine solche Stellung angewiesen, daß sie keinen Widerstand zu leisten im Stande waren, ja von dem, was vorging, nur ungewisse Kunde erhielten. Freunde hatten die Girondisten aufgefordert, an diesem Tage nicht in der Versammlung zu erscheinen. Welchen Entschluß diese Partei auch ergriff, er konnte ihren Gegnern gefährlich werden, wenn sie ihn gemeinsam ausführte. Die Girondisten mußten daher entweder alle in der Sitzung des 2. Juni erscheinen, oder alle wegbleiben. Im ersteren Falle bildeten sie eine ansehnliche Fraction des Convents, die das Centrum zu einem kräftigen Entschlusse mit sich fortreißen konnte; im letzteren fiel die Ungesetzlichkeit und Strafbarkeit des Aufstandes, der einen Theil der Deputirten an der Erfüllung ihrer Pflicht verhinderte, noch mehr in die Augen. Die rechte Seite that aber weder das Eine noch das Andere. Ein Theil von ihr erschien in der Versammlung, darunter einige der Führer der Gironde, und unter ihnen der unerschrockendste von Allen, Lanjuinais, der sich vornahm, mitten unter dem zunehmenden Tumult und Schrecken, den Ruhestörern und Aufwieglern ihre Verbrechen laut und nachdrücklich vorzuwerfen. Lanjuinais gehörte zu den wenigen Mitgliedern des Convents, den keine persönliche Rücksicht von der Darlegung seiner Grundsätze und dem

Kampfe gegen das Böse abhalten konnte, und der durch seine Festigkeit und Furchtlosigkeit der republikanischen Freiheit würdig gewesen wäre, wenn eine solche damals in Frankreich bestanden hätte.

Die Deputation, welche die Adresse zur Ausstoßung der zweiundzwanzig Girondisten dem Convent übergeben sollte, erschien an seinen Schranken, von einer zahllosen bewaffneten Menge gefolgt, welche die benachbarten Straßen erfüllte. „Liefert uns die verrätherischen Deputirten aus, die sich zum Untergange der Republik verschworen haben!" riefen die Aufwiegler. Lanjuinais erhob sich und hielt mitten unter den Drohungen des Bergs, dem Geschrei und den Unterbrechungen der Tribünen, dem Toben der bewaffneten Menge, die seinen Namen vor den Thüren und Fenstern des Convents mit Wuth wiederholte, eine Rede, in der er dem Aufstande nicht das geringste Zugeständniß machte, und dem Centrum seine Schwäche und Unentschlossenheit auf das Heftigste vorwarf. Er verlangte, daß der Convent das Decret, das jedem bewaffneten Arbeiter einen Tageslohn aussetzte, zurücknähme, daß alle municipalen Autoritäten von Paris auf der Stelle abgesetzt, und die Anstifter der Insurrection geächtet werden sollten. Es lag in dem Widerstande dieses einzigen Mannes gegen die Drohungen und den Ungestüm so Vieler etwas wahrhaft Großes und Ergreifendes. Es gehörte dazu nicht nur ein ungewöhnlicher Muth, sondern auch eine seltene Geistesgegenwart. Obgleich der Convent nicht die Kraft besaß, auf Lanjuinais' Vorstellungen einzugehen, so wurde er doch von dem Beispiele seiner Unerschrockenheit bewogen, die Petitionen der Sectionen zurückzuweisen, und zur Tagesordnung überzugehen.

Der Tumult nahm unterdessen zu, und der bewaffnete Pöbel umringte den Sitz des Convents in immer zahlreicheren Haufen. Unaufhörlich erscholl der Ruf: „Tod den Zweiundzwanzig! Die Zweiundzwanzig außer dem Gesetz!" — Zwei Stunden lang wurde jede Berathung durch diesen wilden Lärm unmöglich gemacht. Manche Deputirte, die betäubt und erschrocken den Saal verlassen wollten, wurden von dem Volke wieder in die Versammlung zurückgeworfen. Barrère bestieg endlich die Tribüne. Er glaubte einen Ausweg gefunden zu haben, der eine scheinbare Unabhängigkeit des Convents mit den Forderungen und Drohungen der Menge ausgleichen sollte. Er verlangte in heuchlerisch sanften Ausdrücken, wie es seine Art war, daß die angeklagten Deputirten, die vielleicht schuldlos wären, aber das Vertrauen des Volkes verloren hätten, freiwillig in eine Suspension ihrer Vollmachten willi-

gen sollten. Obgleich dieser Ausdruck der Suspension milder als der der Proscription erschien, den die Petitionäre und das Volk brauchten, so konnten sich die Girondisten über dessen Sinn nicht täuschen.

Einige Mitglieder der rechten Seite benutzten Barrères Vorschlag, und boten ihre Entlassung wirklich an. Es schien ihnen dieß das einzige Mittel der Rettung zu sein und war es in der That für den Augenblick, schwächte aber ihre Partei, die vor Allem sich auf keine Weise hätte trennen sollen. Barbaroux und Lanjuinais weigerten sich ausdrücklich, diesem Beispiele zu folgen, andere beharrten stillschweigend in ihrer Stellung. Lanjuinais erhob sich abermals und verlangte in den nachdrücklichsten Worten die Entsetzung der hauptstädtischen Behörden und die Bestrafung der Aufwiegler. Legendre und Chabot stürzten auf die Tribüne, um Lanjuinais herabzureißen, und stießen und schlugen ihn dabei. Die Vertreter eines Landes von fünfundzwanzig Millionen Menschen, wo seit hundert Jahren von nichts als Gesittung, Anstand, Form u. s. w. gesprochen worden, boten jetzt in ihrem Innern ein ähnliches Schauspiel, wie der außerhalb ihrer Sitzung tobende Pöbel dar. So sehr hatte die Ansteckung zügelloser und niedriger Leidenschaften den Charakter eines früher so verfeinerten und edlen Volkes herabgewürdigt. Lanjuinais widerstand seinen Angreifern, und sagte ihnen in klaren und deutlichen Worten voraus, daß sie von denselben Mitteln, die sie jetzt zum Sturze ihrer Gegner anwandten, bald untereinander selbst Gebrauch machen würden. Diese Prophezeiung sollte sehr bald in Erfüllung gehen.

Lanjuinais hatte kaum zu sprechen aufgehört, als Lacroix, der Freund und College Danton's, bestürzt und entrüstet in den Saal trat. Er hatte den draußen stehenden Pöbel besänftigen wollen, war aber von ihm beleidigt und mißhandelt worden. Danton sah diese dem vertrautesten seiner Gefährten widerfahrene Kränkung wie seine eigene Sache an. Die Jacobiner in der Versammlung erschraken und theilten sich. Danton erhob sich und rief: „Es ist nothwendig, daß der Convent sich sammt und sonders der bewaffneten Menge zeigt, um zu wissen, was sie will!“ — Dieser Vorschlag ward angenommen, und schien den bedrohten Deputirten ein Mittel der Rettung zu bieten. Aber die Jacobiner nahmen die Girondisten nicht in ihre Reihen auf, sondern zwangen sie, abgesondert zu erscheinen, und umgaben sie wie ein Geleit den Todten, der zu Grabe getragen wird. Hérault de Sechelles stand an der Spitze dieser Prozession. Der Convent kam

an einem der Ausgänge an, die nach dem Carousselplatz führen. Dort aber fand er Henriot mit seinem Adjutanten und mehreren Mitgliedern der Commune vor. Hérault de Sechelles las das Decret vor, das der Menge sich zurückzuziehen befahl. „Kehre an deinen Platz zurück!" rief Henriot dem Präsidenten des Convents zu; „unterstehst du dich, dem Volke Befehle zu geben? Das Volk will, daß man ihm die Verräther ausliefert. Gib sie heraus und ziehe dich zurück! — Als Hérault de Sechelles sprechen wollte, schrie Henriot: „Kanoniere an euer Geschütz!" — Die Kanonen wurden geladen und auf die Versammlung gerichtet, die sich in Unordnung und Eile entfernte. In diesem Augenblick erschien Marat, umarmte Henriot, dankte ihm im Namen des Volkes und sprach: „Freunde, keine Unentschlossenheit! Geht nicht eher auseinander, bis man sie euch ausgeliefert hat!" — Der Convent gehorchte in der That, und nahm wieder seine Sitze ein. Ein düsteres Stillschweigen herrschte in dem größten Theile der Versammlung. Marat, der sich an diesem Tage wie ein oberster Leiter der Republik benahm, entwarf die Proscriptionsliste, löschte unter verschiedenen Vorwänden die Namen von einigen Deputirten, die in der Petition der Sectionen angeklagt waren, aus, setzte andere an ihre Stelle, weil sie ihm persönlich verhaßt waren, und kehrte sich an keinen Einspruch. Couthon erhob sich hierauf und sprach mit dem ihm eigenen freundlichen und weichen Tone, unter dem er seine Grausamkeit zu verbergen wußte: „Wohlan, meine Collegen, ihr habt gesehen, daß der Convent vollkommen frei ist. Das Volk verfolgt nur seine ungetreuen Mandatare, wir andern sind aber noch immer der Gegenstand seiner Liebe und Ehrfurcht. Warum zögern wir? Laßt uns unserem Gewissen und den Wünschen der Menge nachgeben!" — Hierauf las er eine Liste der vornehmsten Führer der rechten Seite ab, die dem von ihm verfaßten Decretsentwurfe gemäß aus dem Convent gestoßen und in ihren Behausungen in Haft gehalten werden sollten, bis über ihr weiteres Schicksal entschieden sein würde. Es waren im Ganzen dreiunddreißig Namen. — Hérault de Sechelles beeilte sich, diesen Vorschlag zur Abstimmung zu bringen. Die Bergpartei allein, ungefähr ein Dritttheil der Versammlung, erhob sich zu seiner Annahme. Der Rest der Versammlung war zu furchtsam und eingeschüchtert, um einen nachdrücklichen Widerstand zu wagen. Doch hörte man zuweilen den Ruf: „Wir protestiren gegen diesen Gewaltstreich!" — Während dieser Zeit gelang es einigen der angeklagten Deputirten, mit Begünstigung der Thür-

steher, zu entwischen. Die Uebrigen wurden von den Gensdarmen in Haft genommen. Die Mehrzahl derselben fiel unter der Guillotine, wenigen gelang es, in die Provinzen zu flüchten, wo ihr Schicksal Aufstände etlicher Städte veranlaßte, die aber bald unterdrückt wurden. In dieser Sitzung des 2. Juni 1793 sprach sich zum ersten Male der Charakter der extremen Revolution vollständig aus. Der Convent hatte Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt. Dieß kann von dem Standpunkte der Revolution aus wenigstens erklärt werden. Aber der Sturz der Gironde war ein Angriff auf die Revolution selbst, die sich dadurch mit ihren eigenen Grundsätzen in Widerspruch setzte, und zugleich ihre so rasch hereinbrechende tiefe Entartung bewies.

10.
Die Religion der Freiheit.

Während in Paris und den Provinzen die Guillotinen arbeiteten, und Fusiladen und Noyaden nachhalfen, war inzwischen Romme's Kalender eingeführt und der christliche Sonntag sammt allen christlichen Festen abgeschafft worden. Was von der christlichen Kirche übrig war, stund nun schon in gar keinem symetrischen Verhältnisse mehr mit dem Staatsleben — das Staatsleben ignorirte überhaupt das Christenthum, und doch hatte der Staat früher bei Wegnahme des Kirchengutes die Besoldung und Versorgung der constitutionellen Priester übernommen. Das mußte nunmehr als unnütze Last erscheinen. Man kann sich denken, welchen Anklang es unter diesen Umständen fand, als am 7. Nov. 1793 der constitutionelle Pfarrer Parens an den Convent schrieb: „Sein liebes Leben lang habe er Lügen gepredigt. Es sei nichts mit diesem Christus. Er sei der Sache müde; verzichte auf seine Pfarrei, und bitte den Convent, ihm ein anderes Brod zu geben.“ Sofort wurde eine mention honorable dieses Ehrenmannes decretirt — und kaum war das geschehen, als der constitutionelle Erzbischof von Paris, Göbel (von deutsch-französischer Art) aus Bruntrut in der Freigrafschaft, vor dem Convente auftrat, begleitet von den constitutionellen Domherren des Kapitels von Paris, die rothwollene Nachtmütze auf dem Kopfe, die Mitra, Kreuz und Ring in der Hand haltend, und ebenfalls erklärte, er habe seither nur gepredigt, weil das Volk das Christenthum verlangt habe, es wolle keines mehr, so wolle er es auch nicht mehr — er erkenne keine Religion mehr an, als die Religion der Freihheit — und nachdem er dieß gesagt, warf er die Priesterkleidung und die Insignien

seiner Würde von sich und Momoro, Chaumette und Hébert, die Freunde Clootzen's, jauchzten ihm Beifall. Nicht blos constitutionelle katholische Geistliche — auch der protestantische Pfarrer Julien aus Toulouse folgte dem Beispiele der Abdication. Clootz überreichte der Versammlung sein Werk über die Wahrheit des Mohammedanismus, worin bewiesen war, daß alle positiven Religionen Lügen seien, und die Gabe ward mit ehrendem Danke aufgenommen. Clootz predigte nun mit einigem Erfolge seine Lehre, daß es keinen Gott gebe, als den, welcher in der Menschheit, im Geiste zum Bewußtsein komme, daß es keinen Gott gebe, als die Vernunft. Der Vortritt des Bischofs Göbel in dieser Sache electrisirte den Convent, electrisirte die ganze französische Nation. Fast keiner dieser losen Menschen, dieser constitutionellen Geistlichen, wollte nun zurückbleiben; einer der wenigen, die doch zurückblieben, war Grégoire, constitutioneller Bischof von Blois. Gegen die Rechte der römischen Curie, gegen die Rechte der Kirche, so weit sie mit jenen Rechten zusammenhingen, gegen die Rechte des gesalbten Hauptes, welches ihm der Herr zum König gegeben, hatte er Front gemacht — Christum verläugnen, das wollte er doch nicht — und da er ein im Uebrigen dem Berge befreundeter Mann war, ließ man ihm sein ohnehin mattes Christenthum, wenn sein Gewissen einmal daran hänge. Er gab unter diesen priesterlichen Miethlingen ein seltenes Beispiel; denn die Gläubigen hatten sich alle vom Anfang an der Art und Weise widersetzt, wie die Revolution von Sünde zu Sünde fortschritt. Sie waren nun fast alle über die Gränze, oder guillotinirt und ersäuft oder gefangen. Die indifferente Geistlichkeit, die ihr Amt um des Stückes Brod willen behalten hatte, gab, als sie sah, daß das Stück Brod kärglich genug ausfiel, nun das Amt auch auf. Die Religion brauchten sie eigentlich nicht aufzugeben; diese armseligen Menschen hatten nie eine gehabt.

Die Glocken, mit Ausnahme der Sturmglocken, waren schon fast allenthalben in die Kanonengießereien gewandert, das Kirchensilber größtentheils in die Münze. Nun konnte man auch den letzten Rest wegnehmen, die Meßkelche und Weihrauchfässer. Aus dem Leinenzeuge der Kirche machte man Hemden für die Armen, aus den Meßgewändern machte sich der Pöbel Pumphosen. Aus den Meßbüchern machte man Patronenpapier; die Altäre wurden allenthalben zerstört; die Sakristeien geplündert; den Kirchensammt vertrödelten die Juden — endlich in den leeren Kirchen brannte man große Feuer, tanzte um sie und verbrannte

unter Hohn und Spott die Reliquien, das Hemd des heiligen Ludwig und anderes dergleichen — sogar die Gräber plünderte man und verschmolz die bleiernen Särge zu Kugeln. Bevor die heiligen Gefäße aber in die Münze wanderten, ward Spott und Frevel mit ihnen getrieben; aus den Kelchen besoff man sich in Branntwein; in den Patenen*) trug man Häringe dazu auf — Leute aus dem Pöbel zogen die Priestergewänder an, und ritten auf Eseln in Hanswurstweise durch die Straßen, hielten vor den Schnapsläden, und ließen sich den Abendmahlskelch füllen. In Paris fand sich so einmal eine ganze Prozession solcher Frevlerhanswürste zusammen; an den Halftern führten sie neben sich andere Esel, die mit Crucifixen und dergleichen heiligen Geräthen beladen waren. So in einem Narrenaufzuge brachte man den Rest des Pariser Kirchensilbers, trunken und halbtrunken, nach dem Convente, nach diesem ehrwürdigen Rathe der neuen Republik, und hielt hier in Knittelversen Narrenreden vor den Repräsentanten der großen Nation.

Danton, als er diese Pöbelhaftigkeit immer weiter hereinbrechen sah, hatte nun eine Ahnung davon, wie alles das, was er Großes pathetisch verlangt hatte, für die Republik Frankreich's endigen werde — er ahnte, welchem Geschlechte er seine Ehre und seinen guten Namen zum Opfer gebracht hatte, — die Sündengeneration, die er hervorgerufen, fing an, ihn selbst anzuekeln. Da saß er nun finster und finsterer und schaute eine Weile zu. Plötzlich erhob er sich, — noch dachte er dem Scandal zu steuern — aber statt zu gehorchen, erbaten sich die Hanswürste in Meßgewändern von dem Convente die Erlaubniß, vor dem hohen Rathe Frankreichs eine Carmagnola tanzen zu dürfen — und der hohe Rath hielt es seiner Würde angemessen, die Erlaubniß zu ertheilen, ja eine Anzahl der würdigen Repräsentanten Frankreichs verließen ihre Sitze, mischten sich in den Reigen und tanzten mit den Lumpenkerlen und Huren, die in den Meßgewändern staken, selbst die Carmagnole. Und kaum war der Tanz zu Ende, so erschien eine Deputation der Municipalität; an ihrer Spitze der Freund des Anacharsis Clootz, Chaumette, Procureur de la Commune de Paris. Die Deputation brachte auf den Schultern einen Tragsessel herein, auf welchem ein liederliches Weib von der Oper saß, die Demoiselle Candeille, wohlgeschminkt in einem himmelblauen Mantel mit der rothwollenen Jacobinermütze auf dem Kopfe, mit Eichenlaub bekränzt, mit der Pike, dem Symbol des

---

*) Tellerchen, auf welchen die heilige Hostie liegt.

Volksgottes oder Gottesvolkes in der Hand. Um sie herum war eine Anzahl junger Weibspersonen mit Tricolorebändern geschmückt — und Chaumette proklamirte im Convente laut Clootzen's neue Religion, die Religion des werdenden, zu sich selbst kommenden Geistes der Vernunft und verlangte vom Convente, er solle sich erheben, und der Deputation nach der ehemaligen Kathedrale von Paris, nach der ehemaligen Kirche Unserer lieben Frauen folgen, um da eine Probe mitzumachen des neuen Gottesdienstes, der an die Stelle des Christenthums zu treten habe. Der Präsident und die Secretäre gaben der geschminkten Repräsentantin der werdenden Gottheit einen Bruderkuß — sie stieg von ihrem Tragsessel und nahm neben dem Präsidenten Platz — und nachdem nun noch einige schöne theatralische Reden gewechselt wurden, machten sich die würdigen Repräsentanten Frankreichs auf und marschirten in Prozession mit der hochgetragenen Repräsentantin des werdenden Gottes nach Notredame, alle die rothwollenen Nachtmützen auf den ehrwürdigen Häuptern, unter wehender Musik. Die geschminkte Repräsentantin der Vernunft ward auf den Hochaltar, den man in dieser Kirche gelassen hatte, gehoben, und die Versammlung intonirte Chenier's Hymne an die Freiheit, die Gossac in Musik gesetzt hatte.

Das war der erste Gottesdienst, den die neue Gemeinde hielt, der aber in der nächsten Folgezeit und in den andern Kirchen, wo man ihm nachahmte, noch manche Abänderungen erlitt, denn eine Liturgie war nicht festgesetzt worden. In der Kirche St. Eustache zum Beispiele war die Sache so eingerichtet, daß man das Chor der Kirche durch Decorationen in eine Landschaft verwandelte mit Buschwerk und ländlichen Hütten. In dieser Landschaft war in Hufeisenform eine große Tafel aufgestellt, beschwert mit Bratwürsten, Pasteten, Schinken, Wein- und Branntweinflaschen. Die am Gottesdienst Theil Nehmenden gingen in der Kirche auf und ab, ein und aus. Wer sich an der Tafel repräsentirte, erhielt, soweit der Vorrath reichte, von den Herrlichkeiten. Kinder kamen und die freie Göttin, welche man verehrte, gestattete, daß sie mit ihren Händen selbst zugriffen und unmittelbar aus den Wein- und Branntweinflaschen tranken, und die andächtige Gemeinde freute sich unter unmäßigem Gelächter dann an den betrunkenen Kindern, wie sie ihr Wesen trieben. Die werdende Gottheit im himmelblauen Mantel und rothwollener Nachtmütze saß auf einem Altar, und Kanoniere, die brennende Stummelpfeife im Munde, reichten ihr ab und zu ein Gläschen oder Würstchen. Um die Kirche herum hatte man von den aus-

gebrochenen Kirchenstühlen Freudenfeuer angelegt, um welche das fromme Volk tanzte und jubelte, zum Beweise seiner vollen Freiheit die Hosen auszog und die Mieder wegwarf — so mit nackter Brust und nackten Schenkeln, in Hemdsärmeln und herabhängenden Strümpfen hatte sich der Gottesdienst vervollkommnet.

In der Kirche St. Gervais hatte die Section das Geld gespart, und statt der Würste und Pasteten waren eine Partie Häringsfässer aufgefahren, zu deren Inhalt Branntwein gereicht ward. Diese Frömmigkeit imponirte so, daß sich sogar Damen aus bisher auf Anstand haltenden Familien, wie z. B. die Buchhändlerin Momoro, zu der Gottheitsrolle hergaben. Und so verbreitete sich dieß Unwesen von Paris aus über einen großen Theil Frankreichs; den Rest des November und den ganzen December hindurch war jeden Decadi Gottesdienst, während die Guillotinen arbeiteten, und namentlich Ronsin's Revolutionsarmee das Land durchzog und mit tragbarer Guillotine alle Winkel zu säubern suchte, wohin die Conventsdeputirten bei den stehenden Guillotinen nicht reichten.

11.

Die Schreckensregierung.

Die Freiheit, für deren Namen die französischen Heere wie in der Fieberhitze stritten und siegten, war der That nach die härteste Knechtschaft, und kein schwereres Joch hatte seit dem Entstehen christlicher Staaten auf dem Nacken irgend eines Volkes gelegen, als die unumschränkte Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses auf Frankreich. Selbst die Beherrscher des Orients waren genöthigt, auf Religionsvorschrift und auf die Macht gewisser Herkömmlichkeiten Rücksicht zu nehmen; dagegen durften die Gewalthaber, welche im Namen der Freiheit regierten, Religion, Sitte und Herkommen als Aberglauben und Unsinn verachten, alle geistigen Bande, alle geschichtlichen Formen des Staates, alle Rechte der Einzelnen für ungültig erklären und sich die Alleinherrschaft der Materie dadurch anschaulich machen, daß sie die Menschheit als materielles Naturwesen dem vergötterten Begriff des Gemeinwohles zum Opfer abschlachteten. Vergebens suchten französische Geschichtschreiber diesen Schandfleck in der Nationalgeschichte durch die Behauptung zu übertünchen, daß die Rettung Frankreichs vor Unterjochung und Zerstückelung nur durch solche gigantische Maßregeln habe bewerkstelligt wer-

den können. Frankreich ist nicht durch die auf Befehl des Wohlfahrts-Ausschusses verübten Niedermetzelungen wehrloser Bürger, Weiber und Kinder, nicht durch die Plünderungen, deren Ertrag größtentheils die Taschen einzelner Räuber füllte, sondern durch die Fehler der feindlichen Kabinette und Feldherren gerettet worden, und die Folge hat gezeigt, daß eine Ueberziehung, wie große augenblickliche Leiden sie mit sich führte, doch für Frankreich das Mittel war, die Nation durch Herstellung der rechtmäßigen Regierung zu beruhigen und eine dauerhafte Verfassung auf festen Grundlagen zu Stande zu bringen.

Das Haupt des Wohlfahrtsausschusses war Robespierre, obwohl weder in Thatkraft dem riesenmäßigen Genußmenschen Danton, noch in der Kunst, Redensarten im Revolutionsgeschmacke zu drehen, dem zungenfertigen Barrère gewachsen, noch an blutdürstiger Wuth den Henkern Collot d'Herbois und Billaud-Varennes gleich; am fremdesten aber den militärischen Einsichten Carnot's. Dieses Uebergewicht eines mittelmäßigen Kopfes gründete sich auf seine Macht über den großen Haufen und diese auf den Ruf wahrer und uneigennütziger Volksfreundschaft, den er schon in der ersten Nationalversammlung durch die Aufrichtigkeit seiner demokratischen Schwärmerei erworben und mit der Würde eines Gesetzgebers zu vereinigen gewußt hatte. Seine Gesichtszüge waren gemein, seine Farbe blaß, sein Vortrag dunkel und verworren, und in wichtigen Augenblicken bewährte sein Muth sich schwach; aber er verstand die Kunst, sich dem Pöbel als ein Wesen höherer Art ehrwürdig zu erhalten, und verschmähte zu dem Ende auch äußere Zierlichkeit nicht, zu eben der Zeit, wo die anderen sich durch Schmutz und wilde Rohheit zu empfehlen trachteten. Wie groß indeß das Ansehen dieses Decemvirs, wie unbedingt überhaupt die Gewalt des von ihm geleiteten Wohlfahrtsausschusses war: doch hing Beides an einem zarten Faden, und schwer war die Aufgabe, mitten im Sturme der Leidenschaften und Parteien dessen Zerreissen zu verhüten. Die Machthaber hatten kein anderes Mittel, dieselbe zu lösen, als den Schrecken. Der Form nach bestand diese Schreckensregierung in einer Menge von Ausschüssen des Convents, welche nach Abschaffung des aus Ministern zusammengesetzten Vollziehungsrathes, die Geschäfte der öffentlichen Verwaltung unter sich vertheilt hatten, alle aber von dem Wohlfahrtsausschusse abhängig waren. Zur Unterstützung der ausübenden Gewalt gab es in Paris und allen größeren Communen Revolutionsausschüsse; diese empfingen von jenem Befehle und erstatteten ihm Bericht über die Vor-

gänge in ihrem Bezirke; sie dienten ihm zu Werkzeugen der Zerstörung, und hielten Städte und Dörfer durch Schrecken in Gehorsam. Sobald einer der Decemvirn einen Kopf haben wollte, gab er ihn bei den Jacobinern an, die ihn dann vom Wohlfahrts- oder Sicherheitsausschusse als den Kopf eines Verräthers forderten; oder sie schlossen ihn durch Stimmensammlung von ihrer Gesellschaft aus und gaben ihn dadurch in die Willkür eines Jeden, der ihn seiner Section als verdächtig anzeigen wollte; ein als verdächtig Angezeigter ward sogleich in ein Verhafthaus gebracht, dann vor Gericht geführt, und, sobald seine Ungunst bei den Jacobinern erwiesen war, in der Regel zum Tode verurtheilt. Die Anzahl dieser Ausschüsse wuchs nach und nach bis auf 20,000, so daß selbst der Wohlfahrtsausschuß vor der Menge erschrack, und an der Dauer ihrer Unterwürfigkeit zweifelnd, sie einzuschränken suchte. Die Armee dieses Pöbelregiments waren die Revolutionsarmeen und die Revolutionstribunale. Jene, aus dem Auswurfe der Sansculotten, aus Dieben, Räubern und Mördern zusammengesetzt, zogen von einem Orte zum andern, um die von den Ausschüssen verhängten Aechtungen gegen aufständische Provinzen und Gemeinden mit Feuer und Schwert zu vollstrecken, zum Ueberflusse noch von wandernden Guillotinen begleitet; diese, die Revolutionstribunale fertigten die Einzelnen ab, zu deren Verurtheilung einige gerichtliche Formen nöthig zu sein schienen. Ein Gesetz vom 17. September verfügte die Verhaftung aller Verdächtigen, und erklärte für verdächtig: 1) alle Diejenigen, die durch ihr Betragen, ihre Handlungen, Reden und Schriften sich als Diener der Tyrannei, des Föderalismus, und als Feinde der Freiheit erwiesen hätten; 2) alle Diejenigen, die sich nicht über die Mittel ihres Unterhalts und die Erfüllung ihrer Bürgerpflichten ausweisen; 3) die, welche keine Zeugnisse des Bürgersinns beibringen könnten; 4) alle ihres Amts entsetzten Beamten; 5) alle ehemaligen Adeligen, eingeschlossen Männer, Weiber, Eltern, Geschwister, Kinder und Geschäftsführer der Ausgewanderten, wofern dieselben nicht beständig ihre Anhänglichkeit an die Republik kund gegeben; 6) alle Diejenigen, die vom 1. Juli 1789 bis zur Bekanntmachung des Gesetzes vom 8. April 1792 ausgewandert wären, wenn sie auch in der durch dieses Gesetz bestimmten Zeit zurückgekehrt sein sollten. Nach diesen Bestimmungen mußten alle Gefängnisse unzureichend werden, um die Zahl der Verdächtigen zu fassen. Dennoch verlangte und bewirkte Collot d'Herbois, daß noch alle Verbreiter falscher Nachrichten, und alle Diejenigen hinzugefügt wurden, welche den Preis der Lebensmittel durch

Aufkäufe erhöhten; auch Hérault de Sechelles erwarb den Beifall des Berges durch die Verbesserung, daß die Väter und Mütter Derer, die sich dem Aufgebot entzögen, als verdächtige Personen verhaftet werden sollten. Die Tausende, welche in Folge dieser Decrete in den Gefängnissen sich häuften, veranlaßten am 26. September 1793 einen Vorschlag von Barrère, vermöge dessen die Revolutionstribunale ermächtigt werden sollten, ohne schriftliche Instruktion der Prozesse und ohne eine Vertheidigung zu hören, im Augenblicke ihrer Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten das Urtheil auszusprechen. So geschah es, daß die verwickeltste Criminalsache den Richter oft nicht länger als 24 Stunden beschäftigte.

Personen der verschiedensten Parteien und Verhältnisse wurden nun unter der gemeinschaftlichen Anklage, Feinde der Revolution zu sein, zusammengefaßt. Man machte den Anfang mit der noch eingekerkerten unglücklichen Königin, Marie Antoinette. Einige Wochen darauf kamen die gefangenen Girondisten an die Reihe; ihnen folgte der berüchtigte Orleans-Egalité.

Nach dem Falle der Häupter kam das Mordmesser in immer schnelleren Gang, um die Ueberreste der Parteien hinwegzumähen. Die Urheber, Gönner und Beförderer der Revolution sahen sich einer nach dem andern von der wilden Kraft ergriffen, die sie entfesselt hatten; aber bei den wenigsten ward ihre Verblendung durch den Anblick des Todes gehoben. Dieser Anblick fing an, wie auf dem Schlachtfelde, durch die Gewohnheit seine Schreckbarkeit zu verlieren. So furchtbar wuchs die Menge Derer, welche täglich vom Blutgerichte ihr Urtheil empfingen, daß Hinrichtungen selbst ausgezeichneter Menschen, wenn sie nicht etwa mit besonderen Umständen begleitet waren, schon aufhörten bemerkt zu werden.

Dennoch war das Blutregiment noch nicht zu seinem höchsten Punkte gestiegen, und außerhalb Paris wurde es in noch weit empörenderer Weise gehandhabt. Es kann hier nicht der Ort sein, ein Gemälde von Gräuelscenen aufzurollen, — dazu sind bändereiche Werke erforderlich — nur wenige Züge mögen die Barbarei charakterisiren, womit damals Frankreich im Namen der Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe beglückt war.

Lebon, ein abtrünniger Priester und Wollüstling, der Tyrann von Arras, hatte in Gesellschaft den Scharfrichter immer neben sich; und dieser Henker erfrechte sich, Weiber unter dem Beile zur Befriedigung

schlechter Neugier bloß zu legen; er zwang einen Verurtheilten, den abgehauenen Kopf eines Anderen zu küssen. „Wohin gehen Sie?“ fragte Lebon ein Mädchen, das ihn nicht kannte. „Was geht Sie das an?“ war die Antwort der Befragten. Dieses Mangels an Ehrfurcht halber ward sie mit ihren Eltern und Brüdern eingesperrt, zum Tode verurtheilt, hingerichtet. Frau von Vieux Pont traf dasselbe Schicksal, weil Lebon behauptete, ihr Papagay rufe: es lebe der König! Er hörte ein Mädchen zu einer Zeit singen, wo die Heere im Felde unglücklich waren; sie ward mit ihrer Mutter guillotinirt. Eine zuschauende Frau sagte zu dem Kinde, das sie auf dem Arme trug: dieß Mädchen ist so unschuldig, wie du! Auch sie ward hingerichtet. Eine Frau, welche ihren Mann wehklagend zum Richtplatze begleitete, ließ Lebon, zu großer Befriedigung des Pöbels, neben der Leiche desselben mehrere Stunden lang unter das Richtbeil legen, während dessen Blut auf sie herabträufelte. Binnen vier Monaten wurden in Arras 400 Todesurtheile gefällt und vollzogen. So oft ein Kopf fiel, ließ Lebon wie zu einem freudigen Ereigniß Tusch blasen, und man schrie: es lebe die Republik!

Carrier ließ in Nantes eine Amnestie für diejenigen Vendéer verkündigen, welche die Waffen niederlegen würden. 800 vertrauten seinem Worte, sie wurden erschossen. Kinder ließ er mit ihren Müttern hinrichten; denn sie würden deren Behandlung doch nicht vergessen. Männer und Frauen ließ er paarweise zusammenbinden und ins Wasser werfen, und nannte dieß republikanische Hochzeiten! Die Guillotine förderte ihm nicht schnell genug, und er freute sich der Höllenerfindung, Schiffe zu bauen, die auf dem Wasser auseinandergingen. Neunzig Priester wurden so auf einmal ersäuft; ja man behauptet, daß in und um Nantes 4—5000 Menschen und Hunderte von Kindern, die man aus der Vendée errettet hatte, durch seine revolutionäre Wuth ums Leben gekommen.

So wütheten die Schreckensmänner in Paris wie in den Provinzen; und dennoch war es nur das erste Stadium der Blutherrschaft; bald sollte ein noch schrecklicheres folgen. Diese Periode trat mit dem Sturze Danton's ein. Von nun ab kam das Blutregiment in noch stärkeren Schwung; die Maßregeln desselben wurden noch härter, die gerichtlichen Förmlichkeiten verkürzt oder vernichtet, und das ganze lebende Geschlecht konnte sich der Guillotine bestimmt glauben. In der That sah man auf einem treffenden Zerrbilde das französische Volk als eine Masse Menschen ohne Köpfe, um eine Blutbühne stehend, dargestellt,

auf welcher der Henker sich zum Beschlusse des großen Trauerspiels selber guillotinirte.

Dieses auf den ersten Anblick ganz unbegreifliche Streben der Tyrannen nach ihrer eigenen Vernichtung hatte seinen Grund in dem verdeckten Spiele der Parteien. Wenn Robespierre von Furcht und Mißtrauen zu immer neuem Blutvergießen gespornt ward, so legten es die übrigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses darauf an, die gerichtlichen Ermordungen zu vermehren, um das Gehässige derselben auf Den zu wälzen, in dessen Händen nach der allgemeinen Voraussetzung alle Macht der Revolution sich befand. Auf der einen Seite vereinigten sich Schmeichelei und heuchlerische Freundschaft zu Robespierre's Vergötterung, und Reden und begeisterte Zuschriften priesen ihn als den Gesetzgeber und Vater des Vaterlandes, als die unerschütterliche Säule der Republik, auf der andern Seite nannte man ihn den despotischen Alleinherrscher Frankreichs, und drohende Briefe verkündeten ihm den baldigen Lohn seiner scheußlichen Herrschaft. Durch diese widersprechenden Einwirkungen wurde seine schwache Seele in einen Zustand dumpfsinniger Verrücktheit gestürzt, und von den Schreckgespenstern seines Bewußtseins verfolgt, watete er immer tiefer in das Blutmeer, bis er gänzlich den Rückweg verlor. Um sich zu schützen, umgab er die Mitglieder der Ausschüsse und des Convents, denen er nicht traute (und bald mißtraute er Allen), mit Spionen, erschuf ein neues System allgemeiner Polizei, nach welchem alle der Verschwörung Verdächtige von allen Punkten der Republik vor das Revolutionstribunal zu Paris gestellt werden, alle gewesenen Adeligen und Fremde, die nicht zu neutralen Nationen gehörten, Paris, die Festungen und die Seestädte Frankreichs verlassen, und alle Bürger ihren Obrigkeiten oder dem Wohlfahrts-Ausschusse jede Gesetzwidrigkeit anzeigen sollten. Die Hinrichtungen vermehrten sich seitdem im reißendsten Fortschritte; denn aus allen Gegenden Frankreichs wurden ganze Wagen voll Verhafteter in die Pariser Gefängnisse gebracht, die sich hinwiederum ihres Ueberflusses durch tägliche Ladungen an das Tribunal, und von diesem an die Guillotine entledigten. Die Anklageakten verwandelten sich in förmliche Aechtungstafeln, die nach einem gedruckten, auf alle passenden Formulare entworfen, nichts weiter als Eintragung des Namens bedurften, um dessen Träger unter das Beil zu liefern. Das Tribunal ließ, ohne die eingereichten Vertheidigungsschriften auch nur oberflächlich anzusehen, die Angeklagten partienweise aufschreiben, und durch Häscher und Gensdarmen vor seine

Schranken holen. Vor dem Tribunal selbst fand gewöhnlich nur ein kurzes Verhör statt, während dessen die Geschworenen gähnend auf den Bänken lagen. „Wie heißen Sie? Haben Sie die Nationalvertretung herabgewürdigt? Haben Sie die Revolution verläumdet? Haben Sie aristokratische Schriften in Umlauf gesetzt? Haben Sie freiheitsmörderische Vorschläge gemacht?" Dieß waren in der Regel die einzigen Fragen, welche der Richter den Angeklagten vorlegte, und die sie natürlich mit Nein beantworteten. Die Protokolle waren schon gedruckt, und in jedem gab es nur wenige Zeilen auszufüllen. Nach so schneller Abfertigung wähnten Viele im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit, ihrer Entlassung stehe kein Hinderniß im Wege, bis die Ankündigung, sie seien zum Tode verurtheilt, ihre Täuschung zerstreute. Um drei Uhr Nachmittags verließen gewöhnlich lange Züge von Opfern das Tribunal und gingen langsam durch die gewölbten Gänge, mitten durch zahlreiche Zuschauer, die sich mit unbegreiflicher Neugier herbeidrängten. Anfangs hatte man nur 15 Personen auf einen Karren gesetzt, den der grausame Witzling Barrère einen Sarg für Lebende nannte; nachher packte man 30 zusammen, und kurz vor Robespierre's Tode waren Anstalten getroffen, um 150 Personen auf einmal hinzurichten. Schon war in der Vorstadt Saint Antoine ein Graben gezogen, der das Blut auffassen sollte. Ganze Körperschaften, und ganze Geschlechtsfolgen wurden abgeschlachtet. Vierzig Generalpächter wurden hingerichtet, angeblich, weil sie den Schnupftabak durch Wasser und andere Zuthaten verfälscht hätten, in der That aber, weil die Millionen, die sie besaßen, die Habsucht des Finanzausschusses reizten. Vierzehn junge Mädchen aus Verdun wurden verurtheilt, weil sie auf dem Balle getanzt, den die Preußen nach Einnahme dieser Stadt veranstaltet hatten. Ueberhaupt fanden die Würger ganz vorzüglich an Ermordung des weiblichen Geschlechts ihre Lust. Eines Tages wurden zwanzig Bäuerinnen aus Poitou hingerichtet, die ihr Urtheil mit dumpfer Gleichgültigkeit angehört hatten; nur eine von ihnen, die einen Säugling an der Brust hatte, stieß in dem Augenblick, wo man ihr das Kind abnahm, ein durchdringendes Geschrei aus. Aber die Barbaren blieben gefühllos.

Die große Masse so vieler, ihrer Tugenden, ihrer Namen oder ihrer Schicksale wegen ausgezeichneten Personen, welche die Revolution in diesem Zeitraume verschlang, schien mehr und mehr alle Theilnahme an dieser sich täglich verlängernden Reihe zu vernichten. Dennoch treten aus den endlosen Listen, womit das Amtsblatt der Nation die tägliche

Menschenschlächterei für die zweifelnde Nachwelt beglaubigt, immer wieder einzelne Namen hervor, welche die Theilnahme in Anspruch nehmen müssen. Einer derselben ist der Name der Prinzessin Elisabeth, der Schwester Ludwig's, die durch ihr reines Herz und durch die wahrhaft himmlische Entsagung, womit sie die Leiden ihres Bruders und ihrer Schwägerin theilte und zu mildern suchte, es wohl verdiente, bei Allen, welche sie mit unbefangenem Auge sahen, der Engel des Tempelgefängnisses zu heißen.

Unzählige Mordthaten waren schon verübt, als am 22. Prairial (10. Juni) ein neues Gesetz erlassen ward, um den Gang des Revolutionstribunals noch mehr zu beschleunigen. In demselben wurden für Feinde des Volks alle diejenigen erklärt, welche der Freiheit entweder durch Gewalt oder durch List zu schaden streben würden; alle Diejenigen, welche die Straflosigkeit und das Entkommen der Verschwörer und Aristokraten begünstigt, den Patriotismus verfolgt oder verläumdet, die Bevollmächtigten der Nation bestochen, die Grundsätze der Revolution übertrieben, die Gesetze und Maßregeln der Regierung durch falsche Anwendung entstellt haben würden; alle die, welche das Volk oder dessen Vertreter zu falschen Schritten verleitet, Muthlosigkeit veranlaßt, falsche Nachrichten verbreitet, die öffentliche Meinung irre geführt, die Sitten und das öffentliche Gewissen verderbt, die Reinheit der republikanischen Grundsätze befleckt, oder ihren Fortschritt durch gegenrevolutionäre Schriften und andere Machinationen aufgehalten haben würden; alle betrügerischen Lieferanten und untreuen Verwalter der Staatsgelder, alle Beamten, die sich ihrer Gewalt zu Gunsten der Feinde der Revolution und zum Nachtheil des Volkes bedient; endlich alle Diejenigen, welche auf irgend eine Art die Freiheit, die Einheit, die Sicherheit der Republik angetastet, oder deren Befestigung gehindert haben würden. Für alle diese Verbrecher wurde die Todesstrafe bestimmt. Als Beweis zur Verurtheilung sollte jedes Document, materieller oder moralischer, gesprochener oder geschriebener Art, hinreichen, und das Gewissen der Geschwornen die einzige Regel der Urtheile sein. Jeder Bürger sollte das Recht und die Pflicht haben, Verschwörer und Gegenrevolutionäre anzugeben; aber das Vorrecht, die Verbrecher vor das Tribunal zu stellen, sollte nur dem Convent, den beiden Ausschüssen der Wohlfahrt und Sicherheit, den Volksrepräsentanten, und dem öffentlichen Ankläger bleiben. Vergebens erklärte der Deputirte Ruangs bei diesen Verhandlungen

über diesen Gesetzesentwurf: „Es bleibe, wenn er durchgehe, nichts übrig, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

Die noch nicht Verhafteten, noch nicht Verurtheilten waren wenig glücklicher als die auf dem Blutgerüste das Fallbeil Erwartenden. Schon vor Anbruch des Tages füllten sich die Straßen von Paris mit Weibern und Kindern, die in langen Reihen die Hausthüren der Bäcker, Fleischer und Verkäufer von Lebensmitteln besetzt hielten. Das Gesetz des Maximums hatte Paris einer ausgehungerten Stadt ähnlich gemacht. Die Kaufleute fürchteten den Verkauf wie eine Plünderung, und nur die Furcht vor dem Tode zwang sie zu peinlichen Opfern und dieß verlustvolle Geschäft war noch mit anderen Todesgefahren umstellt. Ein Decret legte ihnen, ebenfalls bei Todesstrafe, die Verbindlichkeit auf, ein Verzeichniß aller ihrer Waaren mit genauer Angabe des Vorraths und der Beschaffenheit an der Thür auszuhängen, und ein leichtes Versehen dieser Art konnte sie vor das Tribunal liefern. Die Landleute brachten mit Zittern ihre Erzeugnisse zur Stadt. Auf den öffentlichen Plätzen war alles Getümmel und aller Zusammenlauf verschwunden, man sah keine glänzenden Fuhrwerke mehr, das Ohr horchte vergebens auf Wagen und Reiter. Die Stadtviertel, wo sonst die Kinder des Glücks gewohnt hatten, waren öde. Auf den meisten Palästen las man die Inschrift: „Nationalgut,“ auf anderen Häusern die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, oder Tod den Tyrannen und ihren Genossen,“ oder Aehnliches, wodurch die geängstigten Einwohner ihren Bürgersinn zu beurkunden strebten. War ein Haus bewohnt, so zeigte eine große Tafel den Namen, das Alter und das Gewerbe aller Bewohner desselben an. Wie zur Zeit einer ansteckenden Seuche fürchtete man sich mit einander zu reden. Jede Zusammenkunft in Privatzirkeln war verboten, oder vielmehr die Furcht verbot sie von selber, und kam den Maßregeln des Sicherheitsausschusses zuvor. Jeder zitterte, auf den Straßen an äußeren Zeichen der Wohlhabenheit bemerkt zu werden und war sorgfältig bemüht, das Gewand der Dürftigkeit als augenfällige Sicherheitskarte an sich zu tragen. Daheim und mitten im Schooße der Häuslichkeit horchte Jeder auf das kleinste Geräusch vor der Thür; beim Halten eines Wagens, bei einem Schlage des Klopfers erstarrte das Blut. Frau und Kinder sammelten sich ängstlich um den Vater, es mußte das Zeichen einer Haussuchung oder Verhaftung sein, denn Niemand als Gensdarmen und Häscher warer des Nachts auf der Straße. — Und aus diesem Schlunde gab es fast gar keinen Ausgang. Die Barrièren von Paris waren

Denen offen, die herein kamen, aber verschlossen Denen, welche das Entsetzen von dannen trieb; durch nichts gab man sein Leben sicherer als durch ein Paßgesuch Preis. Man mußte dasselbe bei einem revolutionären Ausschusse anbringen, und dann noch das Visa der Commune erhalten. Hatte endlich Jemand alle Schwierigkeit besiegt, und fuhr er nun aus dem großen Kerker der Hauptstadt, so fand er auf seinem Wege überall umgestürzte Kreuze, zerstörte Kirchen und gutsherrliche Schlösser in Trümmern. Er begegnete langen Zügen Verhafteter, welche durch Sansculotten der Revolutionsarmee nach Paris geführt wurden, oder er sah einen hochfahrenden Proconsul an sich vorübereilen, um Blutgerüste in der Provinz aufzurichten. In jeder Stadt, in den Flecken und Dörfern sogar, gab es revolutionäre Ausschüsse und Jacobinerclubs, vor welchen der Reisende sich stellen und ausfragen lassen mußte. An manchen Orten fand sich ein Viertheil der Einwohner als verdächtig im Verhaftshause; die elendeste Hütte verbarg oft Geächtete von großen Namen. Anderen dienten Berge, Höhlen, Wälder als Zufluchtsstätten, sogar mitten im Winter. Und welche Anblicke erwarteten den Reisenden erst, wenn ihn seine Bestimmung nach Straßburg, nach Arras, nach Lyon, Toulon, Marseille, Orange und anderen von Blut überströmten Ortschaften führte!

12.

Cultur der Revolution.

Das System des Schreckens und der Zerstörung unterdrückte nicht bloß die höheren Classen, die es als seine natürlichen Feinde ansah, sondern das ganze Land litt unter diesem Zustande, der, wenn er länger gedauert, Frankreich in eine neue Barbarei gestürzt haben würde. Die materielle Cultur drohte fast eben so, wie alle höhere, geistige, aufzuhören. Ueberall, selbst in der Hauptstadt, wohin gleichwohl noch aller vorhandene Reichthum zusammenfloß, war Getreidemangel fühlbar. Die meisten Fabriken, die nicht für den Krieg arbeiteten, standen still. Es gab keine Ausfuhr, keinen überseeischen Handel, nur Corsaren liefen da und dort aus den Häfen. Vieles Land lag unbestellt. Man sah überall Bauern von den Gensdarmen verhaftet, weil sie für ihre Produkte keine Assignate annehmen, oder dieselben über den vom Convent bestimmten höchsten Preis, Maximum genannt, verkaufen wollten. Die Reisenden begegneten auf den schlecht erhaltenen Straßen langen Zügen von Re-

kruten, die nach der Gränze oder Verhafteten, die nach den Gefängnissen der Städte geführt wurden. Ueberall herrschte ein Zustand der Willkür, Furcht und Unterdrückung, und das nicht im Namen eines Despoten, sondern im Namen der Freiheit, nicht von fremden Eroberern, sondern von den eigenen Landsleuten ausgehend. — In derselben Zeit, wo Ackerbau, Handel und Gewerbe sanken, war alle geistige Cultur in sichtbarem Abnehmen begriffen. Der Convent hatte alle größeren und kleineren Akademien in der Hauptstadt, wie in den Provinzen unterdrückt, alle Universitäten, Gymnasien geschlossen, deren Güter in Beschlag genommen, und ihre Einkünfte für andere Zwecke bestimmt. Es ist wahr, daß er einen neuen Unterrichtsplan versprach, aber er führte ihn keineswegs aus und vielleicht war diese Unterlassung einem Jacobinischen Unterrichtssystem noch vorzuziehen. Eine einzige bedeutende wissenschaftliche Stiftung trat unter dem Convent in's Leben, die polytechnische Schule, für Mathematik, Naturwissenschaften und ihre unmietelbare Anwendung bestimmt, deren specieller Zweck, mit Religion, Moral und Recht in keinem bestimmten Zusammenhange stehend, den revolutionären Machthabern nicht gefährlich schien, aber für eine geistige Erneuerung der Nation von keiner Bedeutung werden konnte. Das Studium dieser exacten Wissenschaften kann nur durch seine Verbindung mit Religion und Philosophie einen sittlichen Einfluß auf die Menschheit üben. Auf rein äußere Zwecke, wie in Frankreich berechnet, wird es materiell nützlich, aber nie sittlich erhebend.

Die Commune von Paris, vom Sturze des Throns bis zum Sturze der Gironde (10. August 1792 bis 2. Juni 1793) die mächtigste Autorität in der Republik, war eine besondere Feindin aller geistigen und höheren Bildung. Sie schien den Grundsatz, den der Kalif Omar bei der Verbrennung der Bibliothek von Alexandrien ausgesprochen, zu befolgen, „entweder enthalten diese Rollen, was im Koran steht" — sagte der Fürst der Gläubigen — „und dann sind sie überflüssig, oder sie weichen von ihm ab, und dann taugen sie nichts." Hebert, Chaumette und ihre Helfershelfer meinten: „entweder findet sich Alles, was in der neuen Literatur gelehrt wird, in der Declaration der Menschenrechte und dem Cultus der Vernunft, und dann brauchen wir weiter nichts, oder es wird darin eine andere Weisheit gepredigt, und von dieser wollen wir nichts wissen!" — Diese extremste Partei der Revolution hatte sich schon durch ihre Verheerung der Kirchen, Abteien und Schlösser hervorgethan. Ein natürlicher Fortschritt machte sie aus Bilderstürmern zu Bücherverbrennern. Sie fanden ein besonderes Vergnügen daran, so

viele Bibliotheken, Sammlungen von Handschriften, Documenten, Archiven aller Art, als möglich zu zerstreuen, zu verbrennen oder in Stücke reißen zu lassen. Der Vandalismus dieser wüthenden Thoren vernichtete Schätze, zu deren Erwerbung Jahrhunderte lang gehört hatten. Eine der tollsten Ideen, auf welche diese „Verehrer der Vernunft" verfielen, war die der Verbrennung der großen Bibliothek in Paris, der reichsten literarischen Sammlung, die es in der Welt gibt. Einige ihrer Koryphäen äußerten sogar den Gedanken, alle hervorragenden Gebäude im ganzen Lande zu demoliren, da sie der Gleichheit, welche die Revolution zum Grundgesetz gemacht, entgegen wären. Sie wären ohne Zweifel an die Ausführung dieser Pläne gegangen, wenn ihrem Treiben eine längere Zeit zugemessen gewesen wäre. Die Revolution begnügte sich jedoch nicht mit diesen, so zu sagen localen Mitteln der Zerstörung, sie griff zu allgemeineren, welche die täglichen Gewohnheiten des Lebens selbst verwandelten, deren Einfluß sich demnach Niemand entziehen konnte, und die einen totalen Bruch mit dem Alten hervorbringen sollten. Der Convent hatte zu diesem Ende die Einführung einer neuen Eintheilung des Jahres, einen von allen übrigen Völkern abweichenden Kalender anbefohlen. Die neue Aera begann mit dem 22. September 1792, dem Tage, an dem die Republik proclamirt worden war. Die alten Namen der Monate wurden verändert, und ihre Benennungen aus der Beschaffenheit der Jahreszeiten, in die sie fielen, genommen, was zuweilen ziemlich widersinnige Resultate lieferte. Denn die Temperatur von Paris war hierbei zu Grunde gelegt worden, die aber nicht diejenige von ganz Frankreich ist. Die Woche wurde auf zehn Tage statt auf sieben, bestimmt, und der revolutionäre Sonntag, deren es drei in jedem Monat gab, Dekade genannt. Die Namen der Tage wurden ebenfalls verändert. Hierbei war man auf große Schwierigkeiten gestoßen. Anfangs hatte man die Tage nach den Namen berühmter Männer älterer und neuerer Zeiten bezeichnen wollen. Aber die Besorgniß, in diesem Falle gewisse hierarchische, monarchische, oder aristokratische Namen aufnehmen zu müssen, bewirkte, daß man diesen Plan aufgab. Die Tage der neuen Woche wurden nach gewissen, besonders nützlichen Pflanzen, Thieren oder Instrumenten benannt. Der eine hieß z. B. Gelberübe, der andere Zwiebel u. s. w., und man trug in die municipalen Register z. B. folgende Data ein: „Dieses Kind ist am Tage der Gelberübe, — Monat der und der, Jahr . . . der einigen und untheilbaren Republik, zur Welt gekommen. Dieser Greis ist am Tag der Zwiebel u. s. w. gestorben." — Dieser

neue Kalender blieb fast zwölf Jahre lang in Gebrauch, und verursachte, seine lächerlichen Einzelnheiten abgerechnet, in allen öffentlichen Documenten und Actenstücken Störung und Verwirrung. — Um dieselbe Zeit ward eine Reform der Maaße und Gewichte angeordnet, was eine eben so verständige und nützliche, als die neue Eintheilung des Jahres eine überflüssige und thörichte Maßregel war. Die Republik brauchte hiezu einige ihrer ersten Mathematiker, wie Laplace, Lagrange u. s. w. Diese Veränderung kam jedoch nur zu einer officiellen Anwendung, konnte sich aber im gemeinen Leben nicht geltend machen. Jene Gelehrten hatten das Decimalsystem als Basis ihrer Operationen angenommen, was in den verwickelten Combinationen der mathematischen Wissenschaften die Arbeit erleichtert, aber im gewöhnlichen Gebrauche weniger bequem, als das Duodecimalsystem ist, weil dieses eine größere Theilung zuläßt. Erst seit wenigen Jahren ist jene Reform im gesammten Handel und Wandel, auf ausdrücklichen Befehl der Regierung, zur Ausführung gekommen.

In den übrigen Verhältnissen und Einrichtungen des Lebens, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit der veränderten politischen Organisatian des Staates standen, gingen weniger tiefe Veränderungen, als man glauben sollte, vor. Fast Alles verschlechterte sich, und es ward wenig eigentlich Neues geschaffen. Die Revolution, die in politischer Beziehung eine so furchtbare Kraft kund gab, legte in Bezug auf Wissenschaft, Literatur, Kunst, Sitte, ein auffallendes Unvermögen, einen gänzlichen Mangel an Productionskraft dar. In den Wissenschaften thaten sich einige Mathematiker, Physiker, Chemiker erster Classe hervor, die aber sämmtlich ihre Erziehung vor der Revolution erhalten hatten, und ihr nichts verdankten. Das Studium der Vergangenheit, die eigentliche Gelehrsamkeit, so weit sie auf Kenntniß todter Sprachen und Geschichte beruht, ward lange Zeit hindurch ganz aufgehoben und ist bis jetzt noch nicht zur früheren Blüthe gekommen. Der Anspruch der Revolution, Alles neu und nach gewissen allgemeinen Grundsätzen, ohne Rücksicht auf die Vergangenheit und Natur der Dinge, einrichten zu wollen, brachte eine übergroße Selbstzufriedenheit und Beschränktheit hervor, suchte allem geistigen Streben eine einförmige Haltung zu geben, und verdarb die unmittelbare Lust am Forschen und Schaffen, die gleichwohl einer der vornehmsten Hebel der modernen Gesittung ist. Wie konnte eine Zeit dem Studium der Philosophie, der Geschichte des Rechts u. s. w. förderlich sein, die mit Hülfe gewisser

Abstractionen, Alles besser zu wissen glaubte, Alles willkürlich und anders einzurichten dachte, und der Vergangenheit, dem gemeinsamen Schatze der Menschheit, entsagt hatte? — In dem, was die Franzosen Literatur, im engeren Sinne des Wortes, nennen, in den freien, nationalen Hervorbringungen, wie Poesie, Theater u. s. w., ward nichts Neues geschaffen. Schriftsteller von Talent, wie Chenier, wurden als zu gemäßigt verfolgt, wenn sie auch der Revolution huldigten.

Die gesammte Literatur verschwand vor der Macht der Zeitschriften und Tagesblätter; und auch hier wurden die besseren, gemäßigten, von den groben und leidenschaftlichen, ja von solchen verdrängt, welche ohne Hehl zu Verbrechen aufforderten und sie lobpriesen. Das Dorfblatt (feuille villageoise) des Abts Cerutti, welches 14,000 Abnehmer zählte, bezweckte der Menschheit den größten Dienst zu erweisen, das hieß, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht bloß die christliche, sondern alle und jede Religion zu vernichten. —

Schon in der ersten Zeit der Revolution suchten die Neuerer sich der Theater zu bemächtigen und durch sie auf die Volksstimmung zu wirken. Chenier's Karl IX. gab den Ton an zu einer Reihe von Stücken, wo erst Beziehungen gesucht und gefunden wurden, bis man es wagte, zur Entsittlichung des Volkes auch das Frevelhafteste als Muster darzustellen. Bis zum 10. August widerstanden manche Theater (insbesondere das sogenannte französische) dem demokratischen Einflusse. Später gab man das jüngste Gericht der Könige, wo diese, gleich wilden Thieren, durch Ohnehosen vorgeführt wurden. Die Kaiserin Katharina zerschlägt dem Papste den Kopf, und zuletzt werden Alle von einem feuerspeienden Berge verschlungen.

In der Schreckenszeit wurden Aufforderungen zu Plünderung, Verrath, Mord, zu allen Verbrechen von der Bühne herabgesprochen, und die Zuschauer stimmten bei, oder wagten nicht ihren Unwillen auszusprechen. Bisweilen mußten sie auch warten, bis die mit republikanischen Aemtern und Aufträgen gern oder ungern beschäftigten Schauspieler ankamen. Statt aller Namen und Titel von Königen, Fürsten u. dergl. hieß es bloß Bürger und du: Statt Schach dem Könige, mußte der Schauspieler sagen: Schach dem Tyrannen! Römer und Griechen erschienen in den französischen Volksfarben, und Phädra trug eine dreifarbige Kokarde auf der Brust.

Man sansculotisirte alle Stücke. So ward der Tod Cäsar's von Voltaire und die contrerevolutionäre Rede des modéré Antoine

gereinigt, sein Brutus aber verboten, weil darin steht: wer auf bloßen Verdacht einen Römer einkerkern läßt, ist ein Tyrann!

Aus Mahomed strich man die Verse:

Exterminez, grands dieux, de la terre où nous sommes,
Quiconque avec plaisir repand le sang des hommes.

Dennoch erhielt einst der Vers Beifall: des loìs, et non du sang. Da schrie einer zornig aus seiner Loge: du sang et non des lois; und als man deßhalb auf ihn eindrang, sagte er, sich rechtfertigend und seine Karte vorzeigend: ich bin ein Vertreter des Volks, réprésentant du peuple!!

13.

Kosciusko und Polens Untergang.

Die Zerstückelung Polens genügte den Verbündeten nicht. Es sollte auch in die Unmöglichkeit versetzt werden, das Verlorene jemals wieder zu gewinnen; die Verfassung sollte noch schrankenloser, die königliche Macht noch mehr eingeengt, jeder Wiedergeburt aus der Schwäche und Anarchie vorgebeugt werden. Zu diesem Behufe wurden dem neuerdings berufenen Reichstage folgende, „aus Liebe für Polens Ruhe" entworfene Artikel vorgetragen: Polen bleibt für ewige Zeiten ein Wahlreich; wer dagegen handelt, gilt als Hochverräther; jeder polnische Edelmann ist wählbar, aber der Nachkömmling eines polnischen Königs kann erst nach einem Zwischenraum von zwei Regierungen die Krone erwerben; Polen soll eine freie, unabhängige Republik verbleiben. Damit wurde jede freie Königswahl eines Ausländers verhindert, das Liberum veto im ganzen Umfange wiederhergestellt. Zur Annahme dieser Bedingungen wußte Katharina's Gesandter Stackelberg den Reichstag zu zwingen. Stanislaus August galt nur als Vollstrecker des Willens der Kaiserin, der er die Krone schuldete. Wo seine und des Volkes Ehre Widerstand erheischte, besaß er dazu weder Muth noch Kraft. Deßhalb darf uns nicht befremden, wenn man ihm den ganzen auf dem Lande lastenden Jammer beimaß, das Heer der Fremden, den Uebermuth Stackelberg's gegen polnische Starosten, die Entführung von Bischöfen und Senatoren, die Erschöpfung der Finanzen, die Ohnmacht des Nationalheeres. Man erblickte zunächst nur Ausländer in der Umgebung des weichlichen, schwelgerischen Mannes.

Sobald der größere Theil des russischen Heeres wegen des Krieges mit den Türken und Schweden Polen verlassen hatte, drängte sich herbei, wer Treue und Liebe zur Heimath in sich fühlte, um an dem Reichstage von 1788 Theil zu nehmen, der über des Reiches Schicksal entscheiden sollte. Am 6. Oktober traten die Stände zusammen; durch Unterzeichnung einer Conföderationsurkunde siegten sie über die Gegner, welche das Liberum veto erhalten wissen wollten. Gegen den entschiedenen Willen Rußlands wurde Malachowski für Polen, Sapieha für Lithauen zum Marschall des Reichstages bestellt. Allein trotz der hingebenden Liebe der Vaterlandsfreunde war, vermöge des Hinhaltens der Streitfragen von Seiten der russischen Partei, nach fast einem Jahre noch nichts gewonnen. Stanislaus August begriff, daß er die Liebe der Seinigen verscherzt habe, daß er sie nur durch ernstes Mühen für die Vollendung einer Verfassung, die selbst von dem in ganz Europa einflußreichen Preußen betrieben wurde, wiedergewinnen könne. Es war die höchste Eile erforderlich, sollte nicht Katharina II., nach Abschluß des Friedens mit der Pforte, ihr ungetheiltes Augenmerk auf Polen richten. Deßhalb schloß sich der König den Vaterlandsfreunden an, und wohnte am Abend des 2. Mai einer Verlesung der Verfassung im Schlosse des Fürsten Radzivil bei. Es waren ernste, heilige Stunden; die Männer alle stimmten dem neuen Grundgesetze bei und gelobten, dem Beispiele von Krasinski, Bischof von Kaminiec, nachkommend, durch Wort und Unterschrift die Annahme desselben. Am folgenden Tage drängten sich die Stände nach dem Palaste der Republik. Die Anhänger Rußlands fühlten sich durch den freudigen Trotz ihrer Widersacher beklommen. In bündigen Worten erinnerte Malachowski die Versammelten an das, was Polen vor drei Jahrhunderten gewesen; wie es dann als Opfer inneren Zwiespaltes und fremder Habgier gesunken sei und für den Augenblick wiederum von ähnlichen Gefahren bedroht werde. Es handele sich, sprach Ignaz Potocki, um nichts Geringeres, als um Verhütung des Mordes des Vaterlandes, und forderte zugleich den König auf, die wirksamsten Mittel zur Rettung desselben anzugeben. Solche seien nur in Beschleunigung der Annahme der Verfassung zu suchen, antwortete Stanislaus August, und gebot deren Verlesung. Mit Jauchzen ging man auf den Antrag ein; die Stimmen der Anhänger Rußlands verhallten in den Jubelruf von Männern, die nur in dem Gedanken erglühten, noch ein Mal auf ein freies Vaterland blicken zu können. Die Verfassung wurde verlesen, und nach

siebenstündiger Sitzung forderte Zabiello, Landbote von Lithauen, König und Stände zum Beschwören derselben auf. Die Männer nahten dem Thron. Der König erhob sich und sprach dem Bischofe von Krakau die Worte des Eides nach. „Es ist geschehen," schloß er dann, „und nie soll der Schwur mich gereuen; jetzt aber fordere ich die Stände auf, mir nach der Kirche zu folgen und dort denselben Schwur zu wiederholen." Der König stieg vom Thron und begab sich über den Corridor des Schlosses nach der Cathedrale, ihm folgten die Männer alle bis auf zwölf, und sprachen vor dem Altare auf den Gräbern der Polenhelden die Eidesformel nach. Es schwoll ihnen das Herz in unnennbarer Freude, als sie nach dem Sitzungssaale zurückkehrten.

Die Grundzüge dieser Verfassung waren folgende: Der König muß der herrschenden katholischen Kirche angehören, aber die Ausübung eines jeden christlichen Gottesdienstes ist gestattet; nach dem Tode von Stanislaus August geht die Krone auf das sächsische Kurhaus über; stirbt dessen Mannsstamm aus, so folgt die älteste Tochter als Infantin von Polen, und ihr Gemahl, welchen sie nur mit Einwilligung der Stände wählen kann, gibt das Haupt der neuen Dynastie ab; die gesetzgebende Gewalt bleibt bei den Ständen; die ausführende Gewalt gebührt dem Könige und seinen verantwortlichen Ministern; das Liberum veto ist aufgehoben. So war die in den Palatinaten mit Begeisterung begrüßte Verfassung, die selbst ein Fox bewunderte, und die, weil sie auf Recht und freudig dargebrachten Opfern des bevorzugten Standes beruhte, für Polens Zukunft ein neues Leben zu begründen schien. Allein als das Volk im Begriffe stand, aus langer, schwerer Krankheit zu erstehen, erfolgte durch überwältigende Macht von Außen die Vernichtung desselben.

Je mehr die neue Verfassung Kräftigung und Wiedergeburt des polnischen Staates in Aussicht stellte, mußte sie das ganze Mißfallen der Kaiserin von Rußland erregen, deren Hoffnung, Polen als russische Provinz zu behandeln, nur auf dem alten, ordnungslosen Zustand beruhte. Sie erklärte dem schwachen Könige ihren Unwillen, überhäufte ihn mit Vorwürfen und brachte es dahin, daß einige polnische Große, ihre geheimen Anhänger, unter dem Vorgeben, die alte Verfassung vertheidigen zu wollen, eine Conföderation zu Targowicz in Podolien schlossen, als Werkzeug in der Hand Katharina's, um auf einem scheinbar gesetzlichen Wege gegen Polen einzuschreiten; denn sogleich nach Beendigung des Türkenkrieges drangen russische Heere über die polnische

Gränze. Vergebens kämpften Joseph Poniatowski, ein Neffe des Königs, und Thaddäus Kosciusko an der Spitze kleiner Heerhaufen auf's tapferste; sie mußten der russischen Uebermacht weichen und sich zurückziehen. Der schwache König, anstatt die Helden des Vaterlandes zu unterstützen, zog es vor, zur Behauptung seines Thrones sich der Conföderation von Targowicz anzuschließen. Preußen aber, von welchem man Hülfe gehofft hatte, weil es die Verfassungsänderung angeregt und ermuntert hatte, gab jetzt die unerwartete Erklärung, „die polnische Republik habe sehr Unrecht gethan, sich ohne sein Wissen und Mitwirken eine Verfassung zu geben, die zu unterstützen nie seine Absicht gewesen sei."

Dem unterdrückten Freiheitskampfe sollte bald eine neue Erniedrigung Polens folgen. Im Jahre 1793 erklärten Katharina und Friedrich Wilhelm gemeinschaftlich, daß die Zerrüttung Polens eine Beschränkung seines Gebietes fordere, um den Nachbarstaaten keine Gefahr zu bringen. So erfolgte die zweite Theilung, kraft welcher Polen auf ein Dritttheil seines ehemaligen Gebiets beschränkt wurde. 4000 Quadratmeilen besetzte Rußland, 1000 Quadratmeilen fielen mit 1,200,000 Unterthanen an Preußen.

Von Frankreich aus drohte zügellose Volksherrschaft Europa zu überfluthen, überall wankten die Throne. Mit dem alten Recht schien die letzte Schranke zusammenbrechen zu müssen, welche die Stände trennte; wie eine nächtliche Windsbraut zog es durch die Reiche, und eine unsichtbare Hand klopfte an Paläste und Hütten. Und im Osten hatte ein Volk seine schwere Krankheit begriffen, hatte, kein Opfer scheuend, nach Mitteln der Genesung gesucht, um aus Anarchie und Gesetzlosigkeit zur festen Ordnung und zum Gesetz sich zu erheben, und in freudiger Begeisterung dem Throne Halt und dem Gesetze Bedeutung verliehen. Da waren es Rußland und Preußen, welche auch jetzt noch den Inhalt der französischen Umwälzung nicht verstanden, und zu einer Zeit, da nur durch festes Anklammern am Recht und gläubige Hingebung an der Völker Treue und Liebe im Kampfe mit der Republik der Sieg an die Banner des Königsthums gefesselt werden konnte, mit empörender Fühllosigkeit die Freiheit Polens zerstückelten. Sie konnten, während in Frankreich die Lohe aufschlug und gierig um sich fraß, die ewige Vergeltung wie zum Scherze herausfordern. In den Franzosen bekriegte man die Vernichter des monarchischen Princips, in den Polen die Begründer desselben.

Bis zum 15. September hatte die Conföderation von Targowicz an der Spitze der Verwaltung aller von den Russen eroberten Palatinate gestanden; dann erfolgte die Auflösung einer Verbindung, deren Mitglieder dem Auslande wie der Heimath gleich verächtlich waren. General Igelström ward zum Minister der russischen Kaiserin in Warschau ernannt.

Die in Warschau vorherrschende gährende Stimmung schlich sich durch alle Provinzen des zerstückelten Landes. Die angesehensten Männer des Adels traten mit den ausgewanderten Patrioten in Verbindung. So groß war die Treue, welche die Unglücklichen an einander knüpfte, daß sich in zahlreich besuchten Versammlungen kein Verräther fand, welcher den russischen Spähern die lauten Aeußerungen des Verlangens nach Rache hinterbracht hätte. Aller Blicke waren erwartungsvoll auf Frankreich gerichtet, von wo einzelne Nachrichten über die Siege der Republikaner, trotz der Sorgfalt, mit welcher die Grenzen gehütet wurden, sich bis nach Warschau verbreiteten. Um so sorgfältiger wachte der argwöhnische Igelström. Es wurde nicht nur eine Menge Edler durch ihn verhaftet, er verlangte auch, ungeachtet der ihm zu Gebote stehenden russischen Uebermacht — denn Furcht ist immer mit Willkür verbunden — von Stanislaus August, daß das polnische Heer von 30,000 auf 15,000 Köpfe beschränkt werde. Unter den Ausgewanderten befanden sich Ignaz Potocki, der im gleichen Grade für's Vaterland glühte, als dessen Vetter Felix es an Rußland verrieth, und der edle Thaddäus Kosciusko. Dieser, der einzige Sohn von Kasimir Kosciusko, einem armen Edelmann, hatte 1746 auf einem kleinen Landgute der lithauischen Woiwodschaft Brzesc das Licht der Welt erblickt. Als Knabe in das von Stanislaus August gestiftete Kadettenhaus zu Warschau gebracht, hatte er mit Eifer das Studium der Geschichte und Mathematik verfolgt, dann durch Unterstützung des Staats die Kriegsschule von Versailles besucht. Von hier zurückgekehrt, erhielt er die Führung einer Kompagnie, verließ dann abermals die Heimath, weil ihm, dem untergeordneten Offizier, keine Hoffnung blieb, die geliebte Tochter des reichen Marschalls von Lithauen jemals sein nennen zu können, schiffte sich 1778 in Brest auf der Flotte des Admirals d'Estaing ein, und landete in der Mündung des Delaware. Durch Washington erhielt er eine Schaar Freiwilliger, an deren Spitze er sich durch Kühnheit und Umsicht dem Oberfeldherrn bemerklich machte, ging mit de la Fayette den Bund inniger Freundschaft ein, und kehrte erst in Folge des Frie-

dens von Paris nach Polen zurück, wo ihm die Führung eines Regiments anvertraut wurde. Kosciusko, welcher unter Washington gelernt hatte, mit geringen Mitteln Großes zu leisten, war es, der 1792 die Seele des kleinen polnischen Heeres bei Kiew abgab. Aber seine Siege waren fruchtlos, weil der entnervte Stanislaus August lieber Rußlands Knecht, als Polens freier König sein wollte, und mit den Worten: „Gott! laß mich noch einmal den Säbel für's Vaterland ziehen!" verließ er die vom Könige verrathenen Regimenter. Katharina's glänzendes Anerbieten, ihn in ihre Dienste zu ziehen, schlug er aus. „Malo periculosam libertatem quam quietum servitium," war sein Spruch. Nach Sachsen auswandernd, lebte er hier von der Unterstützung edler Freunde. Als jetzt auf Igelström's Befehl die Verkleinerung des polnischen Nationalheeres erfolgen sollte, beschlossen die Ausgewanderten zu handeln, ehe mit der Verabschiedung der Regimenter die letzte Aussicht auf Erfolg verkümmert sei. Schon begann die Entlassung der Soldaten in Warschau, wo wegen der Anwesenheit des russischen Heeres keine Widersetzlichkeit gewagt werden durfte. Aber in dem acht Meilen von der Hauptstadt gelegenen Pultusk bediente sich Madalinski des Vorwandes, die von ihm geführte Brigade nicht auflösen zu können, bevor der rückständige Sold ausgezahlt sei. Dann plötzlich von Pultusk aufbrechend, warf er sich auf Sendomir, wo er eine Abtheilung Preußen überraschte und gefangen nahm, durchzog Südpreußen, schlug die ihm in den Weg tretenden Russen, und gelangte glücklich nach Krakau. Igelström aber ließ den Kühnen für einen Landesverräther erklären und durch ein russisches Heer verfolgen.

Somit war das Zeichen zur Schilderhebung gegeben. Man wollte versuchen, ob Gott der Freiheit Polens gnädig sei. Am 24. März traf Kosciusko in Krakau ein. Fackeln erleuchteten die Gassen, die Thore wurden geschlossen, Waffen gehäuft. Ein Haupt that Noth, ein kräftiger Wille, der die brausende Begeisterung des Volkes leitete. Viele dachten an Joseph Poniatowski; dem aber stand entgegen, daß er der Neffe des feigen Königs war, und so geschah es, daß Thaddäus Kosciusko von Stadt und Woiwodschaft Krakau zum Dictator (Naczelnik) ernannt wurde. Vom Schlosse herab erließ er, nachdem er den Bürgern den Eid der Treue geschworen hatte, den Aufruf an das polnische Volk zur Wiederherstellung der Verfassung vom 3. Mai und zur Vernichtung aller von der Conföderation von Targowicz ausgegangenen Verfügungen. Vier Tage später (28. März) setzte er eine vorläufige Regierung ein,

ließ noch in der Nacht jeden Waffenfähigen auf die Fahne von Johann Sobieski den Treuschwur leisten, und verließ mit seiner kleinen, aus Bauern und des Krieges unkundigen Jünglingen bestehenden Schaar die Stadt, um den Feind aufzusuchen. Bei Raclawice, vier Meilen von Krakau, siegte er über 6000 Russen des Generals Denisow, erschlug 1500 der Gegner und erbeutete 11 Geschütze. In der Tracht des Landmanns, dessen Nahrung ihm genügte, zog der Dictator den Seinigen voran; er hatte nicht nur mit dem Feinde, mehr noch mit dem Mißtrauen der Leibeigenen gegen den Adel und mit den niedrigen Kunstgriffen zu ringen, durch welche der König ihn beim Volke zu verdächtigen suchte. Daß ein preußisches Heer von Schlesien nahte, zwang ihn zur Rückkehr nach Krakau.

Während in Krakau Kosciusko die polnische Fahne aufpflanzte und die Woiwodschaften sich erhoben, steigerte sich in Warschau die Tyrannei der Russen zu einem solchen Grade, daß nur die starke Besatzung den offenen Aufstand der erbitterten Bürgerschaft verhindern konnte. Der an knechtischen Gehorsam gewöhnte Igelström begriff diese Polen nicht; ihm schien jedes Mittel gerecht, seiner Gebieterin die Hauptstadt zu sichern. Deßhalb beschloß er, die geschwächten polnischen Regimenter zu entwaffnen und das Zeughaus zu besetzen, und verlangte zugleich gebieterisch vom immerwährenden Rathe die Verhaftung der in Warschau anwesenden Theilnehmer an dem Verfassungswerke vom 3. Mai. Am 18. April, wenn der größere Theil der Bevölkerung sich nach den Gotteshäusern begeben habe, sollten diese geschlossen, Zeughaus und Kaserne besetzt und, die Bürger zu beschäftigen, die Stadt an verschiedenen Stellen durch Kosaken in Brand gesetzt werden. Dieser Plan wurde verrathen. Eine kleine Schaar von kühnen Männern einigte sich dahin, durch einen Aufstand am 17. April dem über sie verhängten Verderben zu entrinnen, sich des Zeughauses zu bemächtigen, um die Bürger mit Waffen versehen zu können und die Bedränger zu erschlagen. Um die Mitternachtsstunde theilten polnische Offiziere ihren Untergebenen diese Absicht mit und fanden freudigen Anklang. Alsbald sonderte man sich in kleine Abtheilungen, um den Feind überall gleichzeitig zu beschäftigen. In der Morgenstunde, zwischen drei und vier Uhr, erfolgte das verabredete Zeichen, indem einige Uhlanen gegen das Zeughaus sprengten, das Thor desselben aufhieben, ein schweres Geschütz herauszogen und rasch nacheinander abfeuerten. Alsbald blitzten durch das Dunkel die Bajonette der polnischen Regimenter; ihr Feldgeschrei war: „Freiheit Kosciusko!“

In jeder Straße begann der Kampf. Gegen das Zeughaus, das seiner Geschütze beraubt, dessen Waffen unter das Volk vertheilt wurden, stürmten die Russen, wurden durch Kartätschen zurückgeschleudert und wichen nach dem Palaste der Republik. Die auf öffentlichen Plätzen aufgestellten russischen Regimenter konnten sich die Hand nicht bieten; die zu ihnen eilenden Adjutanten Igelström's wurden aufgefangen oder niedergeschossen; die Häuser der Russen von dem Rache kochenden Volke gestürmt, niedergebrannt, deren Bewohner gemordet, der König im Schlosse von Bürgern bewacht. Während des ganzen Tages dauerte der Kampf. Kurz vor Mitternacht wurde Igelström in seinem Schlosse, in welches er sich mit 1500 Mann geworfen hatte, erfolglos angegriffen. Dann trat Waffenruhe ein. Zwischen Flammen und Rauchsäulen sah man Sterbende. Mit dem anbrechenden Morgen wurde der Angriff erneuert, bis mit 300 Grenadieren Igelström durch die Gärten das freie Feld erreichte, wo er sich mit den dort aufgestellten Preußen vereinigte. Somit war Warschau frei. Von 8000 Russen war ein Dritttheil gefangen. Die Hauptstadt trat dem Bunde von Krakau bei und erkannte Kosciusko als Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Stanislaus August zeigte sich theilnahmlos, während die Herzen seines Volks erglühten. Nach diesen Vorgängen erhob sich auch Lithauen. In Wilna hatten die Russen mit roher Gewalt geherrscht, wie in Warschau, von dem dortigen Kronfeldherrn, dem verrätherischen Kossakowski, unterstützt. Eben stand dieser im Begriff, eine Menge von Verdächtigen, unter ihnen den Obersten Jasinski, aufheben zu lassen, als dieser, hievon benachrichtigt, an der Spitze von 300 Polen in der Nacht auf den 23. April auf den Marktplatz von Wilna drang, die russische Hauptwache erstürmte, den General Arseniew — er befehligte 3000 Söldner — mit 1000 Mann gefangen nahm, und die Stadt gewann. Der im Bette ergriffene Simon Kossakowski wurde von einem Standgericht verurtheilt und unverzüglich aufgeknüpft. Die benachbarten Woiwodschaften waffneten. Die Russen konnten nur in größeren Heeresabtheilungen die Provinzen durchziehen, und rächten sich wegen der erlittenen Niederlagen durch die empörendsten Grausamkeiten.

In Warschau, wo Männer und Frauen unter Absingung vaterländischer Lieder an der Befestigung der Stadt arbeiteten, erklärte sich endlich der König und dessen Bruder, der Erzbischof von Gnesen, feierlich für die Revolution. Dort stellte auch Joseph Poniatowski sich ein, um als Freiwilliger unter Kosciusko zu streiten, und erhielt von dem-

selben den Oberbefehl über eine Heeresabtheilung. Am 4. Mai wurde durch Zackrezewski, den Präsidenten von Warschau, für das Herzogthum Masuren das allgemeine Landesaufgebot erlassen. Gutsherren und Hofgesinde sollten mit Feuergewehr und zu Roß erscheinen, dem größeren Theile der Bevölkerung genügten Piken und Sensen. In jedem Dorfe erblickte man einen Pfahl mit der Pechtonne, deren Brand die Nähe des Feindes verkündete.

Bald zeigten sich aber in ihrer ganzen Bedeutung die Schwierigkeiten, ein aufgestandenes Volk, dessen Leidenschaften entfesselt sind, zu leiten. Es war eine schwer zu lösende Aufgabe, die neu eingesetzte Regierung von dem Einflusse des großen Haufens unabhängig zu erhalten. Der Ehrgeiz brach sich Bahn, Rußland suchte durch verkappte Feinde auf die Menge Einfluß zu gewinnen. Die Russen zogen sich gegen die preußische Gränze zurück, der Hof zu Berlin zeigte sich unentschlossen in Betreff seines Verfahrens, und Katharina II., welche im Süden ihres Reichs gegen die Pforte rüstete und gleichzeitig vor Gustav III. von Schweden besorgt war, wünschte, daß die Freiheitsgluth der Polen sich abkühlen möge, bevor sie mit voller Kraft einschreite. Aber dieses glückliche Zaudern der Gegner vermochte der höchste Nationalrath nicht im ganzen Umfange zu benutzen, weil Zwiespalt in den Reihen der Aufgestandenen wüthete. Die Partei des Königs klagte, daß, anstatt des Gekrönten, Kosciusko an der Spitze der höchsten Behörde stehe, und dadurch die königliche Würde thatsächlich aufgehoben sei. Aber Kosciusco kannte den Wankelmuth des Herrschers, die Unfähigkeit desselben, mit starker Hand die Bewegung zu lenken. Die Bürger von Warschau zürnten, daß man nur Mitglieder des hohen Adels im Nationalrathe erblicke, während durch den Kampf der Bürger in der Hauptstadt die Revolution glücklich begonnen und das bisherige Unglück Polens meist durch die Schuld des Adels herbeigeführt sei. Aber Kosciusko sah auf die Gräuel der unbeschränkten Volksherrschaft in Frankreich, und wollte keine Blutschuld dieser Art auf seine Polen laden. So schlich sich Zwist unter die Aufgestandenen, und Russenfreunde schürten.

Dem Mangel an Gelde suchte der Nationalrath dadurch abzuhelfen, daß er Kirchen und Klöstern auferlegte, alles überflüssige Silber und Gold in den öffentlichen Schatz abzuliefern. Gegen diese Verfügung wurde kein Widerspruch laut. In jeder Kirche blieb nur eine Glocke, die Gläubigen zum Gebet zu rufen; die übrigen alle wurden zum Gießen von Geschützen verwendet. Mit dem Nationalrath traten alle Staaten

bis auf Rußland und Preußen in Verbindung. Noch kannte man den Entschluß der letztgenannten Macht nicht, als Kosciusko in der Nähe von Krakau den General Denisow angriff, und als sich bereits die Russen zum Weichen gezwungen sahen, unerwartet von 24,000 Preußen unter Friedrich Wilhelm II. angegriffen wurde. Kämpfend fiel der muthige Grochowski, nach 25stündigem Streiten mußte Kosciusko verwundet das Schlachtfeld räumen und erreichte, von den Siegern verfolgt, Warschau. Nun erließ der Oberfeldherr im Lager bei Kielce auch gegen Preußen die Kriegserklärung. Mit dem neuen Feinde wurden die Rüstungen und Steuern vergrößert, man mußte zum Papiergelde, zum Verkaufe von Nationalgütern seine Zuflucht nehmen. Kein Murren wurde laut; vor keinem Opfer zur Erringung der Freiheit, nur vor Verräthern war das Volk besorgt. Nun hörte man den Fall von Krakau. Hier befehligte Winiawski an der Spitze von 7000 Mann. Ihm war durch Kosciusko die Anweisung gegeben, die Stadt den Oesterreichern einzuräumen, falls ein preußisches Heer nahen sollte. Aber der Feige begab sich in's Lager des preußischen Generals Elsner, welcher die verlassene Stadt besetzte. Bei der Nachricht von diesem Ereignisse erfaßte die Bevölkerung Warschau's namenlose Wuth; sie glaubte sich überall von Verräthern umlauert, forderte von Zackrezewski den Tod der Verhafteten, erbrach, als ihrem Verlangen nicht gewillfahrt wurde, die Kerker und richtete einen Theil der Gefangenen hin. Gleich den Polen glühten die Bewohner Lithauens für die Freiheit. Tag und Nacht betrieb Jasinski die Wehrbereitschaft. Fürst Sapieha, der Reichstagsmarschall Lithauens, trat als Gemeiner in den Kreis der Vaterlandsvertheidiger. Hier gebot über alle Gerüstete der von Kosciusko gesandte Wielhorski. Mit seinen Sensenträgern schlug Jasinski den russischen General Benningsen.

Während Oesterreich in der Besatzung Krakau's den Plan einer abermaligen Theilung erkannte, und, um nicht theilnahmlos an der neuen Gestaltung der Verhältnisse zu bleiben, ein Heer nach Kleinpolen sandte, zogen Russen unter General Fersen, vereinigt mit den Preußen, gegen Warschau. Nicht an Kosciusko, der als Rebell galt, sondern an Stanislaus August erging die Aufforderung Friedrich Wilhelm's zur Uebergabe. Als sie abgelehnt wurde, begann die Belagerung durch 60,000 Mann. Warschau's nächste Umgebung bildete ein großes, verschanztes Lager für die Polen. Täglich wiederholten sich Kämpfe, in denen Joseph Poniatowski durch ritterliches Wagen glänzte. Brandkugeln schlugen in die Stadt. Das wegen der Nähe des Wahlfeldes bekannte

Dorf Wohla wurde gänzlich eingeäschert. Endlich erfolgte die Aufhebung der Belagerung und unbedenklich sandte Kosciusko den abziehenden russischen Offizieren auf deren Bitte ihre in Warschau gefangen gehaltenen Familien nach. Dafür dankte man mit Verheerungen und Grausamkeiten.

Weil nun auch die furchtbarste Strenge der Gewalthaber den Aufstand der Bewohner des preußischen Großpolens nicht hintertreiben konnte, verdoppelten sich die Bemühungen der Höfe von Petersburg und Berlin in Wien, bis der Kaiser ihnen die Theilnahme am Kampfe zusagte. Der kühne Madalinski aber nahm Bromberg, streifte bis in's Brandenburgische und verbreitete in Berlin die höchste Bestürzung. Bis dahin hatte Friedrich Wilhelm dem polnischen Aufstande eine nur untergeordnete Bedeutung beigelegt. Jetzt rief er den Prinzen von Hohenlohe mit seinem Heere vom Rhein ab nach dem Osten. Man entsagte der heiligen Pflicht, das deutsche Reichsgebiet vor den Männern des Convents zu schützen, um in Polen des Antheils an der Beute nicht verlustig zu gehen.

Mit ganzer Macht warfen sich die Russen auf Wilna, eroberten dasselbe, besetzten fast ganz Litthauen, ohne jedoch den Widerstand auf dem flachen Land dämpfen zu können. Deßhalb sandte Katharina II., den Aufstand rasch zu beenden, den Suwarow in gerader Richtung auf Warschau. Nach achtstündigem Morden schlug dieser den General Sierakowski bei Krupezyce und wandte sich dann mit Sturmeseile gegen Praga, von welcher Seite Warschau fast unbefestigt war. Mit der höchsten Thätigkeit ließ der Nationalrath am Aufwerfen von Schanzen arbeiten und Kosciusko begab sich, nachdem er die Bürger noch einmal zur muthigen Ausdauer aufgefordert hatte, in's Lager von Sierakowski. Hier in Kenntniß gesetzt, daß der russische General Fersen von Lublin aus über die Weichsel zu gehen beabsichtige, um Warschau zu überraschen, sandte er diesem den General Poninski entgegen, welchem er bald darauf selbst folgte, nachdem er den Oberbefehl im Lager einstweilen an Joseph Poniatowski übergeben hatte. Bei Maciejowice im Palatinat Lublin, zehn Meilen von Warschau, lagerte Kosciusko mit 8000 Mann, nur durch die Entfernung weniger Stunden von Poninski getrennt, dem er gebot, in Eile sich ihm anzuschließen. Da warfen sich Fersen und Denisow stürmend auf die polnischen Schanzen. Ein furchtbarer Kampf entspann sich; Poninski stellte sich nicht. Schon wichen die Russen, drangen bei einem dritten Sturm über Gräben und Wälle vor und

sahen sich abermals durch den Todesmuth der Polen hinausgeschleudert, als plötzlich Suwarow nahte. Diesem Andrange der trefflich geübten, von einem großen Feldherrn befehligten Regimenter konnten die Polen auf die Länge nicht widerstehen. Zweimal durchbrachen ihre Bajonette die feindlichen Reihen, aber die Uebermacht erdrückte, die polnischen Lanzenreiter wichen. Eine Lanze warf Kosciusko zu Boden. Mit Hülfe seines Freundes Niemcewicz raffte er sich wieder auf, gewann ein Pferd und sprengte den fliehenden Reitern nach, sie zur Wiederaufnahme des Kampfes zu bewegen. Ein Graben hemmte den Lauf des Rosses; Kosciusco drückte die Sporen ein, der Sprung mißlingt und der Reiter wird zu Boden geschleudert. „Finis Poloniae!" Den heranspringenden Kosaken, die ihn mit Wunden bedecken, ruft er zu: „Gebt mir den letzten Stoß, Brüder!" Ein Karabinier hieb ihm in den Kopf, Kosaken begannen den Blutenden zu entkleiden, als einer derselben, indem er ihm den Brillantring vom Finger streift, frägt, ob er Kosciusko sei. „Ich bin's! Wasser!" entgegnet der bis zum Tod Erschöpfte. Kosaken bieten ihm die Feldflasche, tragen ihn auf ihren Piken nach einem benachbarten Schlosse zu Fersen, wohin auch sein gleich ihm verwundeter und gefangener Freund Niemcewicz geführt wird. Sierakowski war gefallen, die Reihen der Polen niedergemäht; nur wenige entkamen in's Lager von Joseph Poniatowski.

In Warschau herrschte dumpfe Stille. Männer und Frauen sah man auf der Gasse weinen; es war mit Kosciusko die Seele Polens entschwunden. Dennoch beschloß der höchste Nationalrath im Widerstand auszuharren; er ernannte den General Thomas Wawrzecki zum Oberbefehlshaber und berief Dombrowski und Madalinski nach Warschau, auf dessen Rettung allein man noch bedacht sein konnte. Das Erbieten, gegen den Einen Kosciusko sämmtlichen russischen Gefangenen die Freiheit zu geben, wurde von Fersen abgelehnt. Als ein preußisches Heer Warschau nahte, um noch vor den befreundeten Russen die Stadt zu besetzen und damit Ansprüche auf den Besitz gegen die Verbündeten zu begründen, betrieb der mit Fersen und Denisow vereinigte Suwarow mit der höchsten Eilfertigkeit den Zug auf die Hauptstadt. Am 4. November erstürmte er das von 400 Feuerschlünden vertheidigte Praga. Wer nicht des Todes durch Feindes Hand starb, fand sein Grab in den Fluthen der Weichsel, da die nach Warschau führende Brücke abgebrochen war. Mit 8000 Kämpfern fielen Jasinski und Grabowski; 12,000 Bewohner der Vorstadt wurden gemordet, durch die Gassen wälzte sich die

Flamme. Mit dem Falle Praga's war die letzte Aussicht auf Rettung Warschau's entschwunden und Ignaz Potocki wurde vom Nationalrath beauftragt, mit dem Gegner in Unterhandlung zu treten. „Er kriege nicht," sprach Suwarow, „mit dem polnischen Volke, sondern nur mit Rebellen, und werde mit keinem solchen verhandeln." „So strafen Sie mich und schonen Sie des Volks!" erwiederte der edle Potocki. Zwei Tage nach der Erstürmung von Praga erfolgte die Uebergabe Warschau's, in welches am 8. November der Sieger seinen Einzug hielt. Suwarow wurde nach der Besetzung der polnischen Hauptstadt zum Feldmarschall, Fürst Repnin zum Generalstatthalter erhoben, Stanislaus August nach Grodno verwiesen, um dort von russischem Gnadengeld sein Leben zu fristen. Hiernach erfolgte die dritte Theilung Polens. Preußen, welches Masuren, einen Theil von Podlachien, Lithauen und der Woiwodschaft Krakau erwarb, nahm im Januar 1796 von Warschau Besitz. Die Landschaften zwischen Bug und Weichsel und ein Theil von Krakau und Sendomir fielen an Oesterreich; alles übrige sammt dem Herzogthum Kurland an Rußland.

Somit wurde Polen aus der Reihe europäischer Staaten getilgt. Das große Gränzreich zwischen europäischer Gesittung und asiatischer Weise, einst das Bollwerk für den ganzen Westen gegen die Horden Rußlands und der Osmanen, das Volk, aus welchem Sobieski hervorging, dem ein deutscher Kaiser für die Rettung Wiens und des Reichs unvergängliche Dankbarkeit gelobt hatte, es wurde zu eben der Zeit verbröckelt, als seine Richtung inniger denn je der Gestaltung gesitteter Reiche in Europa entsprach.

Kosciusko, Polens größter Held, erhielt durch Kaiser Paul die Freiheit wieder. Der Kaiser reichte ihm sein Schwert; aber Kosciusko dankte mit den Worten: „Ich bedarf keines Schwertes mehr, da ich kein Vaterland mehr habe." Zuerst ging er nach Amerika, später nach Frankreich, endlich lebte er zurückgezogen in der Schweiz, wo er 1817 durch den Sturz seines Pferdes in einen Abgrund den Tod fand.

14.

Napoleon Bonaparte.

Napoleon Buonaparte war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf Korsika geboren. Sein Vater, der Rechtsanwalt Carlo B., war von altem, aber herabgekommenem Adel, und kämpfte den Unabhängigkeits-

kampf der Insel unter Paoli gegen die Genuesen und Franzosen mit. Seine Mutter Lätitia (geborne Ramolino) rühmte sich, von den Grafen von Colalto abzustammen, und war eine kühne männliche Seele, die ihren Gemahl in allen Kriegsgefahren begleitete. Bald begann das heranwachsende Kind zu trotzen, seine Brüder zu schlagen, und vor Niemand als der strengen Mutter Scheu zu tragen. War es der Beleidiger, so klagte es gewiß den Beleidigten zuerst an. Später wurde eine kleine Kanone von 30 Pfund sein Lieblingsspielzeug. Sie entschied wahrscheinlich über sein Leben. Ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel!

Wie der Vater 1778 als Deputirter der Insel nach Frankreich ging, nahm er den fast zehnjährigen Knaben mit. Im Collegium zu Autun lernte er französisch, ohne den korsischen Dialekt ganz zu verlieren. Den reichern Knaben, die dort waren, gegenüber, zeigte er sich finster und verschlossen. Als aber einer die Korsen feig schalt, rief er, mit der Faust drohend: „Der Korse nimmt es mit vier Franzosen auf, aber es sind Zehn gegen Einen gewesen."

Bald kam er in die von Priestern geleitete Militairschule nach Brienne (April 1779), wo Bourienne sein Mitschüler und Pichegru, damals noch Geistlicher, Lehrer war. Dort trieb er besonders Mathematik und Geschichte. Plutarch's Helden waren auch die seinigen. Sonst zog er sich auch hier zurück, denn er haßte die Franzosen. Als er wegen eines Versehens knieend an der Schwelle des Refectoriums essen sollte, bekam er Nervenzufälle, und erhielt die Strafe erlassen. Einen Knaben, der auf seinen Vater schimpfte, forderte er; dafür bekam er Arrest. Doch mochte er selbst dem Vater nicht verzeihen, daß er zur Unterwerfung der Insel die Hand geboten. Er hätte lieber sterben sollen. Es existirt noch ein Zeugniß über ihn aus jener Zeit, in dem seine Fortschritte und Eigenschaften geschildert werden: „Korse von Geburt und Charakter; ein eigener, junger Mensch, eifrig im Studiren, die Arbeit dem Vergnügen vorziehend, ein Freund wichtiger und ernster Lectüre, den exacten Wissenschaften ergeben, weniger den andern Fächern, stark in der Mathematik ein guter Geograph; verschlossen, die Einsamkeit suchend, seltsam, geringschätzig, den Egoismus und den Eigensinn bis zum Uebermaaß treibend, schweigsam, kalt, lakonisch, hart im Antworten und schwierig im Umgange, von großer Eigenliebe, ehrgeizig, eifersüchtig und voll Hoffnungen. Dieser junge Mensch ist zu begünstigen und zu überwachen."

Am 17. October 1784 kam er in die Militärschule zu Paris. Auch ein dortiges Zeugniß sagt: „Korse von Geburt und Charakter wird

er weit gehen, wenn die Umstände ihn begünstigen." Seine schriftlichen Arbeiten nannte Domairon „Granit vom Vulkan erhitzt." Er lernte aber nie orthographisch und kalligraphisch schreiben, auch nie tanzen. Aber er übergab eine Denkschrift über die Mängel des Institutes. Nach seiner Meinung wurden die Eleven, die alle reicher waren wie er und tüchtig bankettirten, zu üppig, zu wenig dem künftigen Berufe angemessen erzogen.

Schon im September 1785, sechzehnjährig, wurde er Unterlieutenant im Artillerieregiment Valence zu Grenoble. Dort scheint ihn, den äußerlich noch ziemlich rohen aber geistig reichen Jüngling, die Frau von Colombier zu einem liebenswürdigen Gesellschafter zugestutzt, er selbst aber für die Tochter Liebe empfunden zu haben. Er lebte übrigens ganz der Mathematik, Fortification und der Geschichte. Er schrieb an einer Historie Korsika's, die Raynal und Mirabeau lobten, und bearbeitete 1786 die Preisaufgabe der Akademie: „Welches sind die Grundsätze und Einrichtungen, die man den Menschen einprägen muß, um sie so glücklich als möglich zu machen?" Er gewann den Preis, warf aber als Kaiser die Schrift in's Feuer.

Bonaparte lebte damals in sehr beschränkten Umständen und reinigte seine Stiefeln und Kleider selbst, um nur Geld zu Büchern zu ersparen. Als die Revolution begann, erklärte er sich mit Leib und Seele für dieselbe, denn nicht allein, daß sie sein liebes Korsika einen erträglicheren Zustand hoffen ließ, sie öffnete dem jungen Officiere auch die Bahn zu weit schnellerem Steigen. Im Jahre 1790 ging er mit dem aus England berufenen Paoli wieder nach Korsika, und scheint Obristlieutenant der dortigen Nationalgarde geworden zu sein. Auf der Reise nach der Insel träumte seinem Bruder Ludwig, er sei König geworden. „Wenn du König wirst," rief Napoleon, „so werde ich Kaiser!" Ajaccio wurde Mittelpunkt der Volkspartei, die bald den Kampf gegen die Aristokraten, und selbst gegen Paoli erhob, der endlich gar die Engländer herbeirief, aber verfolgt und verbannt wurde. Unterdeß stieg Bonaparte zum Capitän empor.

Im Sommer 1792 muß Bonaparte in Paris gewesen sein. Am 29. Juni sah er mit Bourienne die Schmachscene mit an, wo dem Könige die Jacobinermütze aufgesetzt wurde. Bonaparte brach in Unwillen aus „Wie konnte man doch den Pöbel einlassen? Man hätte 4—500 mit Kartätschen niederschmettern sollen, so wären die Uebrigen davongelaufen!" Dann ging er wieder nach Korsika, verband sich mit den Conventsdepu-

tirten Lacombe und Salicetti und deren Truppen gegen Paoli, den bald der Engländer Elliot als Gouverneur ablösete, zog aber den Kürzern 1793, und mußte vor den Engländern voll tödtlichen Hasses gegen sie mit seiner ganzen Familie in sehr dürftigen Umständen nach Marseille auswandern. Er war damals, wie aus seiner kleinen Schrift: das Abendessen von Beaucaire, hervorgeht, wüthender Jacobiner. Als erster Consul suchte er freilich diese Schrift möglichst verschwinden zu lassen.

1793 ließ er sich vom Convent gegen den aufgeregten Süden Frankreichs brauchen. Besonders zeichnete er sich bei der Belagerung des von Engländern besetzten Toulon, welches des hingerichteten Königs Sohn als Ludwig XVII. ausgerufen hatte, als Commandant der Artillerie aus. Hier war er als Kriegsgenie ganz auf seinem Felde; war General und Gemeiner, Ingenieur und Infanterist, Artillerist und Mineur zugleich. Oefters führte der junge Major selbst den Setzkolben in der Batterie, bekam außer einer Schenkelwunde dabei von einem getödteten Artilleristen die Krätze, die ihm, weil er sie nicht abwartete, sehr zusetzte, und verlor drei Pferde. Der Sergeant Junot war der einzige in der Batterie, der schreiben konnte, als Bonaparte schnell etwas dictiren wollte. Kaum war der Brief geschrieben, als eine Kugel dicht neben dem Briefe niederschlug, und ihn ganz bestäubte. „Desto besser!" rief Junot, „nun brauchen wir keinen Sand." Dieser wurde Bonaparte's Adjutant, er selbst aber hätte General werden können, wollte aber den guten General Dugommier nicht kränken; aber dieser schrieb nach Toulon's Einnahme selbst dem Convent, den jungen Mann zu befördern, sonst möchte er sich selbst avanciren.

Im Jahre 1794 bereisete Bonaparte im Auftrage des Convents die Küsten des Mittelmeeres, um Vertheidigungsmaßregeln gegen feindliche Landungen zu treffen. Im März übernahm er zu Nizza als General den Oberbefehl der Artillerie unter Dumorbion, der selbst seine Siege den Operationen Bonaparte's zuschrieb. Dagegen drohte ihm die Katastrophe des 9. Thermidor (27. Juli 1794) oder Robespierre's Sturz sehr gefährlich zu werden. Er hatte sich an den jüngeren Robespierre und Ricord angeschlossen. Am 6. August wurde er zwar verhaftet, erhielt aber bald seine Freiheit wieder, weil man ihn nicht entbehren konnte. Er blieb nun bei der italienischen Armee, bis Kellermann deren Befehl übernahm.

Damals sah die Mehrzahl des Nationalconvents, welche, ohne sich durch neue Wahlen ergänzen zu lassen, bisher regiert hatte und darüber

mit der Pariser Gemeinde in heftigem Zwiespalt lag, die Nothwendigkeit, eine neue Versammlung und Verfassung zu erschaffen. Abbé Sieyès entwarf also die sogenannte Directorialconstitution, der zufolge die gesetzgebende Gewalt in zwei Körper zerfiel, den Rath der Alten (eine Art Oberhaus von 250 Deputirten, die 40 Jahre alt sein mußten) und den Rath der 500; die vollziehende Gewalt aber von fünf Directoren verwaltet werden sollte. Wie mangelhaft auch diese Verfassung war, hoffte doch das Volk damit des verhaßten Convents los zu werden. Als aber nachträglich festgesetzt wurde, daß zwei Drittel der Räthe wieder aus dem Convent und nur ein Drittel vom Volk und selbst diese so gewählt werden sollten, daß er Nichtannehmende oder doppelt gewählte Männer aus den Seinigen substituirte, brach gewaltiges Mißvergnügen los. Die Wähler von Paris begannen eine Art von Gegenconvent zu bilden; man bewaffnete das Volk. Aber auch der Convent waffnete, übergab an Barras den Oberbefehl und dieser gesellte sich seinen Freund Bonaparte zu. Dieser begeisterte seine Soldaten, etwa 8000 Mann, gegen 40,000, die aber kein Geschütz hatten, ließ durch Murat die Kanonen von Sablons hereinholen, und drohte nun, den ersten Flintenschuß, der auf ihn falle, mit vollen Kartätschenlagen zu erwiedern. Am 5. Oct. 1795 kam's zum Kampf, aber Bonaparte's Kartätschen arbeiteten so tüchtig, daß schon nach einigen Stunden der Sieg auf seiner Seite war. So brachen die Franzosen sich wieder eine der sauersten Früchte vom Freiheitsbaum, den sie doch so reichlich mit ihrem Blute gedüngt hatten.

Die Kläglichkeit des Convents war Bonaparte nicht entgangen, aber hier hatte er die Sache als einen rein militärischen Auftrag der Regierung betrachtet, und bekam sofort die Stelle eines Generals des Innern, d. h. der Truppen in und um Paris; allein er bewarb sich lieber um's Commando in Italien, zufrieden vorerst seinen Namen auch in der Hauptstadt geltend gemacht zu haben.

In Barras ziemlich frivolen Zirkeln glänzte damals die schöne und geistreiche Creolin aus Martinique, Josephine Tascher de la Pagerie, Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, welche bisher mit Barras in zärtlichen Verhältnissen gelebt hatte. Man rieth Bonaparte zur Ehe mit ihr, ob sie gleich älter als er selbst war, und lieber eine ihrer jüngeren Verwandten dem jungen Generale zugewendet hätte. Am 9. März 1796 wurde wirklich die Civilehe geschlossen, und wenn Barras Ansehen und Einfluß etwa dabei den Ausschlag gab, so blieb

doch auch die Liebe nicht aus, freilich in solchem Maaß, als sie überhaupt in einem nur von Krieg und Politik erfülltem Herzen Raum finden möchte.

Schon einige Tage vorher (22. Febr. 1796) war Bonaparte zum Obergeneral des Heeres von Italien ernannt, und einige Tage nach der Heirath ging er ohne seine Gemahlin dahin ab. Er fand das Heer im trostlosesten Zustande, ohne Bekleidung, Lebensmittel, Geld und Disciplin. Bonaparte warf die bisherigen Verpflegungstheorien ganz über den Haufen, nahm, wo was zu nehmen war, wählte seine Leute, unbekümmert um die Vorschriften von Paris und um politische Farbe, wenn sie nur tüchtig waren (und darin hatte er den schärfsten Blick); er schritt zum Krieg, weil dieser der Noth allein abhelfen könne. Sein System war neu, überraschend, genial. Er verstand meisterhaft, schnell und im geeigneten Augenblick seine Massen auf dem rechten Punkte zu vereinigen, und damit den noch unvereinigten Feind zu überwältigen. Später, als ihm gewöhnlich die Ueberzahl zu Gebote stand, benutzte er diese mit Hülfe einer zusammengehäuften furchtbaren Artillerie — sie blieb stets seine Lieblingswaffe — im Centrum durchzubrechen.

Das glückliche Gefecht von Montenotte (11. und 12. April) eröffnete seine Reihe von Siegen, für die der erste glückliche Erfolg entscheidend geworden war. Die Tage von Millesimo (14. April), Dego (15.) Ceva (17.), Mondovi (22)., sprengten die Vereinigung der Oesterreicher und Sardinier oder Piemontesen, und erzwangen von den letzteren den Waffenstillstand zu Turin. Nun ging's auf Beaulieu und seine Oesterreicher und in die reiche Lombardei. Beaulieu ging über den Po zurück. Parma machte Waffenstillstand. Am 10. Mai wird Beaulieu bei Lodi von der Adda weggeschlagen, und der Uebergang auf einer schmalen Brücke erzwungen. Es hätte dieß einem Wunder ähnlich gesehen, hätten nicht die Oesterreicher, schon umgangen, ihr Geschütz bald zurückgezogen. Am 16. Mai zog Massena in Mailand ein und Tags darauf schloß der Herzog von Modena seinen Waffenstillstand. Am 30. Mai wird der Mincio überschritten, Beaulieu geschlagen, Peschiera und Verona besetzt, Mantua bombardirt. Schon zieht der König von Neapel einen Waffenstillstand vor, ehe noch Krieg mit ihm geführt worden. Ebenso der Papst. Am 3. August wird Quosdanowich von Bonaparte bei Lonato besiegt. Am 5. August zieht Wurmser bei Castiglione, von wo der gewesene Fechtmeister Augerau

später seinen Herzogstitel bekam, den Kürzern, und nach dem Sieg von Roveredo (4. Septbr.) wird Trient besetzt. Am 9. Sept. erliegt Wurmser nochmals bei Bassano, und wird bis Mantua zurückgetrieben; am 5. November hat bei Bassano Alvinzi kein besseres Loos, so wie am 12. bei Caldiero, bis es vom 15. bis 17. Novbr. zu den Gefechten und Schlachten von Arcole kommt, wo am 15. Bonaparte selbst eine Fahne ergreift, um unter Kugeln und Dampf über die Brücke vorzudringen. Freilich umsonst. Seine Soldaten ergreifen ihn, und tragen ihn durch Feuer und Rauch zurück; die Oesterreicher dringen nach und werfen die Franzosen und ihren Feldherrn in die Moräste. Belliard und Vignolles retten Bonaparte vom Versinken. Auch der 16. blieb unentschieden. Am 17. entschied aber wieder die 32. Division und eine Kriegslist, durch welche die Oesterreicher sich umgangen glaubten. Massena steckte den Hut auf seinen Degen, und ging dem Feind entgegen, der in diesem 72stündigen Kampfe sein halbes Heer verlor. Am 14. Januar 1797 erfolgte der Sieg bei Rivoli, am 16. muß Provera bei Mantua mit 12,000 Mann die Waffen strecken und am 2. Februar Mantua und Wurmser mit 12,000 Mann darin capituliren. Ihm, einem Elsasser, wollten die Directoren an's Leben, aber Bonaparte, Tapferkeit auch am Feinde ehrend, gab ihn und seinen Stab mit 700 Mann und 6 Kanonen frei. Jetzt erst thut Bonaparte den Directoren den Gefallen, Loretto zu besetzen, nach dessen Schätzen sie schon lange lüstern, die nun aber zum größten Theile geflüchtet waren. Die bisherigen Stillstände wurden in vortheilhafte Frieden verwandelt, wie z. B. mit dem Papst zu Tolentino, bis wohin damals Bonaparte kam und wo auf die päpstlichen Gebietstheile in Frankreich, Avignon mit Venaissin, verzichtet, ferner Bologna, Romagna und Ferrara abgetreten wurden. In diesen Friedensschlüssen wurden nicht nur Provinzen und Festungen, sondern zusammen auch über 100 Millionen Franken baares Geld, die dem Heere, den Directoren und den leeren Kassen Frankreichs trefflich zu statten kam, endlich eine wohlgewählte Zahl kostbarer Statuen, Gemälde und viele Manuscripte ausbedungen. So schmeichelte er zugleich der Schaulust und Eitelkeit der Pariser. Auch die monti oder Leihhäuser wurden nicht verschont. Solche Kunstplünderungen hätten, so meinte er, schon den alten Römern Unsterblichkeit verschafft. (!) Dabei schmeichelte er den Künstlern und Gelehrten, damit sie auch Herolde seines Ruhmes würden. In seinen Proclamationen wehte der Enthusiasmus für den Ruhm, für Völkerglück; aber in seinen

Verträgen war kalter, berechnender Verstand*). Immer faßte er den Gegner, mit dem er verhandelte, bei seiner Schwäche, oder (was hier dasselbe) bei seiner Leidenschaft. Man kann nicht sagen, daß er sich selbst sehr bereicherte, aber seinen Generalen, einem Massena u. A., sah er durch die Finger.

Unterdeß hatten seit October 1795 Jourdan und Pichegru den Rhein überschritten, aber vor Clairfait sich wieder zurückziehen müssen. Auf Clairfait folgte der 24jährige Erzherzog Karl. Im Jahre 1796 drang Jourdan von Neuem bis nach Würzburg und Regensburg und Moreau gegen Bayern vor, Bonaparte sollte ihnen von Trient aus die Hände bieten. Aber der Erzherzog Karl warf Jourdan glücklich bis an den Rhein, worauf auch Moreau einen meisterhaften Rückzug nach der Schweiz bewerkstelligte. Nun wendete sich der deutsche Oberfeldherr nach Italien, mußte aber vor seines Gegners Uebermacht nach Klagenfurt zurückweichen. Bonaparte hatte durch seine gutbezahlten Spione, an denen Oesterreich immer Mangel litt, alle Plane der Gegner erfahren. Als der Erzherzog einen angetragenen Waffenstillstand anfangs ablehnte, imponirte Bonaparte durch kühnes Vordringen, so daß man in Wien in Schrecken gerieth, und um Frieden verhandelte. Nun machte der Franzose die Bedingungen nach seinem Vortheil, verschaffte seinem Heere treffliche Quartiere und Stellungen und brachte (18. April) bei Leoben in Steiermark die Präliminarien zu Stande, in welchen Oesterreich Belgien und Mailand bis an den Po aufgab, und durch venetianische Provinzen entschädigt wurde. Bonaparte strich sogar den Artikel, worin Oesterreich die französische Republik anerkannte, denn sie bedürfe keiner Anerkennung, sie sei so sichtbar als die Sonne, deren Dasein nur Blinde leugnen könnten. Auch sei Frankreich Herr im Land, und könne sich jede beliebige Verfassung geben, ohne daß Andere darnach zu fragen hätten. Daß aber der Definitivfriede von Campo Formio erst am 17. October, also nach sechs Monaten zu Stande kam, war eine Folge der Ereignisse in Frankreich, und zwar im Directorium selbst. Frankreich behielt durch diesen Friedensschluß die Niederlande und Mailand (vergrößert mit dem venetianischen Brescia und Bergamo); das Uebrige von Venedig, welches eigentlich ganz unschuldig geopfert wurde, bekam Oesterreich; die Ionischen Inseln kamen an Frankreich. Der Friede

*) Ueber seine Proclamationen schrieb er selbst an Talleyrand: „Alles was man in Proclamationen und gedruckten Reden vorbringen kann und muß, sind Romane.“ In französischen Geschichten Napoleon's spielen sie dennoch eine große Rolle.

war höchst vortheilhaft für letztere Macht, doch war er dem Directorium noch viel zu mild; aber die allgemeine Freude über denselben zwang es zur Ratifikation. Dabei hatte man für die geheime Concession des linken Rheinufers, in deren Folge die Franzosen bald Mainz besetzten, dem Kaiser listig Aussicht auf deutsche Länder, z. B. auf Salzburg und Stücke Bayerns bis an den Inn gemacht. So nährte man das Mißtrauen zwischen Oesterreich, Preußen und Bayern, welches Frankreich später nur zu nützlich wurde. Ein solches Deutschland brauchte man, und „wäre" — schrieb Bonaparte den Directoren — „das deutsche Reich nicht vorhanden, so müßte man es ausdrücklich unsertwegen erschaffen." Mit dem Reiche sollte zu Rastatt unterhandelt werden, wohin sich Bonaparte, doch nur auf kurze Zeit, begab (November 1797). Ihm selbst hatte der ganze Krieg höchstens eine halbe Million eingebracht, während man von vielen Millionen sprach.

Unterdeß zerschlugen sich die Friedensunterhandlungen, die zu Lille mit England geführt worden waren, und eine „Armee von England" wurde an der Nordküste Frankreichs versammelt, welche Bonaparte führen sollte. Er wurde mit ungeheurer Begeisterung in Paris empfangen; im Hof des Luxemburg gab man ihm ein Fest mit Altären, eroberten Fahnen, mit hochtönenden Anreden, wobei Talleyrand auch von der Vorliebe des Feldherrn für die Gedichte Ossian's sprach. Bonaparte imponirte diesem Schwulst und den prachtvollen Costümes der Machthaber und Behörden gegenüber durch seine Einfachheit. Klein, bleich, hager, aber mit feurigen Augen, einem römischen Kaisergesicht, von wenigen aber bestimmten Worten, wurde er bald der Gegenstand der Hoffnung der Nation, welche von dem schmachvollen bestechlichen Directorium erlöset sein wollte. Und doch erkannte Bonaparte, der in Italien wie ein König gewaltet, und Königen und Fürsten im Namen der Republik Gesetze vorgeschrieben hatte, daß seine Zeit in Frankreich noch nicht gekommen, „daß die Birne noch nicht reif sei." Barras, der Gewaltige, stand ihm noch zu fest.

Als man nun, ihn zu beschäftigen, den Krieg mit England vorschlug, rückte Bonaparte mit seinem längst gehegten Plane, Egypten zu erobern, heraus. Er fand Anfangs im Direktorium großen Widerspruch. Als Lareveillère heftig opponirte; ließ Bonaparte das Wort Entlassung fallen, worauf Jener sagte: „Ich bin weit entfernt, zu wollen, daß man sie Ihnen gebe, aber wenn Sie sie einreichen, so bin ich der Meinung, daß man sie annehme." Endlich verständigte man sich und

begriff, daß im schlimmsten Falle die Entfernung Bonaparte's allenfalls die darauf gewendete Flotte, Armee und Millionen werth sei. Doch beobachtete man, natürlich um Englands willen, das größte Geheimniß und rüstete zum Schein in allen Häfen gegen England. Bonaparte selbst begriff, daß er noch mehr und ganz ungewöhnliche Siege brauche. „Meine Macht hängt vom Ruhme, mein Ruhm von den Siegen ab; meine Macht würde fallen, wenn ich ihr nicht noch mehr Siege zur Unterlage gäbe."

15.

Bonaparte's Zug nach Egypten.

Der mit so großen Kosten ausgerüstete Zug Bonaparte's nach Egypten mißglückte zwar zuletzt völlig; er ward aber dessen ungeachtet für Bonaparte's Herrschaft und Ruhm, für die Wissenschaft und Bildung von Europa und für die großartige Kriegskunst der neueren Franzosen wichtiger, als irgend ein anderes Unternehmen. Dieser Zug erhöhte nämlich nicht nur den Ruhm der französischen Armee und ihres größten Feldherrn ganz ungemein, sondern es nahmen auch die vorzüglichsten Generale und die ersten Gelehrten und Künstler Frankreichs an demselben Theil, und die Letzteren machten in Egypten wichtige, historische, antiquarische und naturwissenschaftliche Forschungen, welche nachher in einem glänzenden Werke (Description de l'Egypte) gesammelt wurden.

Egypten gehörte damals nur dem Namen nach zum türkischen Reiche. Es herrschten dort die Bey's der Mamlucken, oder der aus Kaukasien geholten und in Soldaten umgewandelten Sklaven, welche eine Art von Ritterschaft bildeten. Unter den vielen Mamlucken-Bey's war Murad der mächtigste, der bedeutendste nach ihm aber Ibrahim. Mit diesen beiden hatten es also die Franzosen, als sie am 1. Juli 1798 in Egypten gelandet waren, vorzugsweise zu thun. Murad zog ihnen, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, von Kairo aus entgegen. Am 13. Juli traf er bei Chebrëis mit dem durch Hitze, Durst und Märsche erschöpften französischen Heere zusammen, und nun zeigte es sich sogleich, daß gegen die Kriegskunst und Taktik der neueren Zeit auch die tapfersten Streiter nichts vermögen. Murad wurde mit Verlust zurückgetrieben. Acht Tage später (21. Juli) lieferte er den Franzosen in der Gegend von Kairo ein zweites Treffen, welches die Schlacht bei den Pyramiden genannt zu werden pflegt, und besonders durch Bo-

napart's bombastisches Wort an seine Soldaten, daß von den Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf sie herabsähen, berühmt geworden ist. Die Mamlucken wurden zum zweiten Male geschlagen, und der Besitz von Kairo war der Preis des von den Franzosen erfochtenen Sieges. Murad zog sich nach Oberegypten zurück, wohin Desaix ihm nachfolgte. Ibrahim, welcher aus Eifersucht auf Murad dem Treffen theilnahmslos zugesehen hatte, schlug die Richtung nach Suez ein; er ward von Bonaparte am 19. August bei Salahieh eingeholt und geschlagen. Da er bei dem Statthalter von St. Jean d'Acre, Djezzar Pascha, Zuflucht suchte und fand, und dieser sich zum Kriege rüstete, so eilte Bonaparte, dem Angriffe des Letzteren auf Egypten zuvorzukommen, nachdem er schnell die nöthigen Einrichtungen in Egypten gemacht hatte.

Die Organisation, welche Bonaparte damals dem eroberten Lande gab, braucht hier nicht beschrieben zu werden, da sie eine schnell vorübergehende Erscheinung war. Sie bewies indessen Bonaparte's großes Talent für die Civilverwaltung und seine große Fähigkeit, tüchtige Leute auszuwählen, was die erste Eigenschaft eines Herrschers ist. Dieß kann man eingestehen, ohne die Phrasen der Franzosen nachzusprechen, welche aus Bonaparte einen Halbgott gemacht haben. Im Grunde war das, was Bonaparte that, nur eine Uebertragung abendländischer Verwaltungsformen auf ein dazu nicht geeignetes orientalisches Land. Auch läßt sich der Werth der Sache schon aus dem einzigen Umstand beurtheilen, daß gerade diese gerühmte Organisation den Anlaß zu einem furchtbaren Aufstande in Kairo gab. Man führte in Egypten eine fremdartige Gerichtsordnung, so wie das Finanzsystem, das Schreiberregiment und das Registrirungswesen Europa's ein, und wiederholte dort sogar das Gaukelspiel einer scheinbaren Theilnahme des Volkes an der Regierung durch Berufung einer Versammlung sogenannter Notabeln. Die Egyptier wurden durch die systematischen Quälereien und Erpressungen, die man ihnen als Wohlthaten aufdrang, zur Verzweiflung gebracht; und dieß hatte dann am 21. October den Ausbruch einer Empörung in Kairo zur Folge, bei welcher allerdings der religiöse Fanatismus und die Aufhetzungen der Türken und Mamluken mitwirkten. Da das Geheimniß der Sache bis zum letzten Augenblicke bewahrt blieb, so wurden die Franzosen unerwartet überfallen und viele getödtet. Bonaparte traf aber sogleich die furchtbarsten Gegenanstalten. Seine Kanonen verwandelten die Moscheen, welche den Rebellen als Stützpunkte dienten, in Trümmer; die Stadt selbst ward in Brand gesteckt, und die französische In-

fanterie, welche mit dem Bajonett auf die schlecht bewaffnete oder ganz wehrlose Volksmasse eindrang, eroberte in blutigem Kampfe eine Straße nach der anderen. Zwei Tage lang ließ Bonaparte das Zusammenschießen der Gebäude und das Morden fortsetzen. Als es endlich aufhörte, bedeckten Tausende von Leichen die Straßen. Der Aufstand gewährte übrigens dem französischen Obergeneral den Vortheil, daß er jetzt mit rücksichtsloser Härte verfahren und dadurch dem großen Geldmangel, in dem er sich befand, abhelfen konnte. Dagegen waren aber die politischen Folgen des Aufstandes für Bonaparte und sein Volk sehr verderblich. Das schreckliche Blutbad, das die Franzosen in Kairo angerichtet hatten, machte nämlich im ganzen Orient einen furchtbaren Eindruck und drückte der Regierung Bonaparte's den Charakter einer Gewaltherrschaft auf. Bald nach diesem Aufstande unterwarf Desaix durch mehrere Siege, die er über Murad erfocht, ganz Oberegypten. Zu gleicher Zeit unternahm Bonaparte mit dreizehntausend Mann einen Eroberungszug nach Syrien. Dieser Sieg war durchaus nöthig, weil Bonaparte sich der Küsten und Häfen Syriens versichern mußte, wenn er nicht zugleich von Djezzar Pascha, von den Türken und von den Engländern in Egypten sebst angegriffen sein wollte.

Auf dem syrischen Zuge Bonaparte's wiederholte sich das, was einst wenig tausend Griechen — unter einem Miltiades, Themistokles und Cimon gegen die zahllosen Heere der Perser gelungen war. In beiden Fällen ersetzte die Tüchtigkeit der Führer und der Geist der Soldaten das, was ihnen an Zahl und an physischer Kraft abging. Bonaparte wußte aber außerdem auch noch durch Worte und Proclamationen den Nationalstolz und das militärische Selbstgefühl seiner Franzosen auf's höchste zu steigern, und rief sogar gerade durch die Uebertreibungen und Lügen seiner Schlachtberichte bewunderungswürdige Thaten hervor. Im Januar 1799 brachen die Franzosen von Kairo nach Syrien auf. Sie griffen zunächst das Gränzfort El Arisch an, schlugen (am 13. Februar) die zum Entsatze desselben herbeieilenden Mamluken, und erzwangen die Uebergabe des Forts. Die Arnauten, welche die Besatzung von El Arisch gebildet hatten, erhielten unter der Bedingung, nicht mehr gegen die Franzosen zu fechten, freien Abzug. Sie wurden jedoch sogleich wortbrüchig, indem sie nach Jaffa zogen. Dort stritten sie mit solchem Muthe, daß die Franzosen diese schlecht befestigte Stadt nur mit großem Verluste erstürmen konnten. Bonaparte bestätigte deßhalb auch die den tapferen Vertheidigern gewährte Capitulation nicht, und ließ nahe an

zweitausend Mann, welche von der Besatzung noch am Leben waren, ohne Weiters zusammenschießen. Am 18. März langte das französische Heer vor der Stadt St. Jean d'Acre an, welche noch auf die im Mittelalter gebräuchliche Weise befestigt war, und also sehr dicke Mauern hatte. Diese konnten nur durch Kanonen vom schwersten Kaliber zerstört werden; der englische Commodore Sidney Smith hatte aber kurz vorher die mit dem schweren Geschütze beladenen Schiffe der Franzosen weggenommen. Außerdem war die Stadt von Sidney Smith mit dem nöthigen Kriegsbedarf und mit englischen und französischen Ingenieurs versehen worden. Bonaparte mußte sich daher, nachdem er eine große Zahl der besten Soldaten und Offiziere verloren hatte, dazu entschließen, die Belagerung aufzuheben und Syrien wieder zu räumen. Die ganze Expedition war also gescheitert; sie gereichte aber dessen ungeachtet den Franzosen und ihrem Führer zum größten Ruhme; denn obgleich zuletzt die Pest in ihrem Heere ausgebrochea war, und sie nachher hundert und einige zwanzig Stunden weit durch die Wüste ziehen mußten, so belief sich doch der ganze Menschenverlust, den die Expedition nach Syrien kostete, nur auf zweitausend Mann.

Am 20. Mai traten die Franzosen den Rückzug an. Schon am 14. Juni war Bonaparte wieder in Kairo. Von dort mußte er sogleich nicht nur gegen Murad Bey, welcher, von Desaix verfolgt, nach Mittel-Egypten geflohen war, sondern auch gegen eilf- bis fünfzehntausend Türken, welche bei Abukir gelandet waren und sich dieses Forts bemächtigt hatten, zu Felde ziehen. Murad und die Seinen entkamen den Franzosen; die Türken aber erlagen dem Feldherrntalente Bonaparte's, und der Sicherheit und Pünktlichkeit, mit welcher in seinem Heere Alles ausgeführt wurde. Es gelang ihm zuerst tausend Türken und dann noch einmal dreitausend abzuschneiden. Hierauf erlitt er selbst zwar eine Niederlage; die Türken gewährten ihm aber, da sie nach der rohen Sitte des Orients sich sogleich über das Schlachtfeld hin zerstreuten, um Köpfe abzuschneiden, unmittelbar die Gelegenheit, einen vollständigen Sieg über sie zu erfechten (25. Juli). Sie wurden theils niedergehauen, theils in's Meer getrieben, theils gefangen genommen. Der Rest rettete sich in das Fort Abukir, welches schon am folgenden Tage von den Franzosen erstürmt wurde.

Gleich nachher schickte Sidney Smith, um Bonaparte zur Räumung Egyptens zu bewegen, ihm einen Pack europäischer Zeitungen zu. Die Nachrichten, welche Bonaparte in diesen fand, überzeugten ihn, daß

in Europa mehr für ihn zu thun sei, als in Egypten; er beschloß deßhalb, zwar nicht die egyptische Expedition aufzugeben, wohl aber selbst nach Frankreich zurückzukehren. Nachdem er das Kommando dem ältesten seiner Generale, Kleber, übertragen hatte, schiffte er sich am 22. August in Begleitung von Lannes, Marmont, Murat, Andreossy, Berthier und Anderen nach Europa ein. Das Glück, das ihn auf der Fahrt nach Egypten begleitet hatte, beschützte ihn auch bei der Rückkehr gegen die zahlreichen englischen Kriegsschiffe, die damals im mittelländischen Meere kreuzten. Am 9. Oktober landete er im Hafen von Fréjus.

16.

Der Papst und Napoleon.

Daß die christliche Kirche den französischen Revolutionsmännern ein Gräuel war, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Ihr Haß wurde gesteigert durch die vom Papste Pius VI. erlassenen Decrete gegen die bürgerliche Constitution des Klerus. Als die Republik durch Bonaparte in Oberitalien siegte, hatte der Papst die Gränzen des Kirchenstaates militärisch zu decken gesucht, wofür er mit Verlust von Ländergebieten und Bezahlung von 21 Millionen Franks einen Waffenstillstand (1796) erkaufen mußte. Nun verlangte Napoleon die Aufhebung aller gegen Frankreich erlassenen Decrete, und als Pius das verweigerte, wurde der Waffenstillstand für aufgehoben erklärt und der Papst zu dem Frieden von Tolentino (1797) gezwungen, wornach die Provinzen Bologna, Ferrara und Romagna abgetreten, abermals 30 Millionen gezahlt und viel kostbare Manuscripte und Kunstwerke ausgeliefert werden mußten. Um den Kirchenstaat planmäßig zu revolutioniren, kam Joseph Bonaparte als Gesandter dahin; sein Palast wurde der Mittelpunkt aller Umtriebe gegen die päpstliche Regierung. Es kam zu revolutionären Bewegungen; bei einer solchen wurde der französische General Duphot, der sie unterstützte, getödtet. Das gab willkommene Veranlassung zur Besetzung des ganzen Kirchenstaates durch General Berthier, welcher in Rom die Republik proklamirte (1798). Nun wiederholten sich hier die Scenen von Paris. Der niedrigste Pöbel führte die Herrschaft. Der ehrwürdige achtzigjährige Greis Pius VI., der weder die Flucht ergreifen, noch dem Kirchenstaate entsagen wollte, wurde gefangen nach Oberitalien gebracht, und als er zum Aerger seiner Dränger überall die rührendsten Beweise des Mitleides und der Theilnahme erhielt, bis nach

Valence in Frankreich geschleppt, wo er als wahrer Martyrer starb (1799).

Nun hatte der Jubel der Kirchen- und Religionsfeinde seinen Gipfel erreicht, denn es schien, daß die letzte Stunde des Papstthums geschlagen habe. Es gab keinen Kirchenstaat und keinen Papst mehr, und daß kein neuer Papst gewählt würde, dafür schien gesorgt, denn die Cardinäle waren zerstreut oder gefangen. Selbst glaubenstreue Katholiken sahen mit trübem Blicke in die Zukunft. Aber der Herr hat seiner Kirche ewige Dauer verheißen, seine Wege sind wunderbar. Denn jetzt sollten Ungläubige, Schismatiker und Ketzer (die Türkei, Rußland und England) sich erheben, das Erbe der Kirche von den Gottlosen zu befreien; unter dem Schutze des letzten römisch-deutschen Kaisers Franz II. versammelten sich von verschiedenen Seiten 35 Cardinäle zu Venedig (1800), und wählten einen neuen Papst, Pius VII. In diesem Conclave wurde die Wahl durch den Mann entschieden, welcher für die Erhaltung von Papstthum und Kirchenstaat vielleicht noch mehr zu erreichen bestimmt war, als der, den er wählen ließ; Ercole Consalvi war damals selbst noch nicht Cardinal, also bei der Wahl noch ohne Stimme, aber als Prosecretär des Conclave bewährte er schon hier jene Feinheit der Unterhandlung und jene hinreißende Ueberredungskunst, welche „die römische Sirene," wie man sie später nannte, so oft unüberwindlich machte. Der zum neuen Papst erwählte Cardinal Barnabas Ludwig Chiaramonti, schon im Jahre 1742 aus einer armen Grafenfamilie zu Cesena geboren, seit seinem sechzehnten Jahre Benedictiner und dann Lehrer der Theologie in seinem Kloster, war von Pius VI. für seine guten Kenntnisse und für seine anspruchslose Frömmigkeit 1775 zum Abt, bald darauf zum Bischof von Tivoli und dann von Imola und 1785 zugleich zum Cardinal erhoben. Er war aber als solcher nicht zu einflußreichen Verbindungen mit den Höfen und großen Familien gelangt, sondern vertieft in die Fürsorge für seine Diözese fast unbekannt geblieben. Consalvi hielt ihn deßhalb für den besten Nachfolger Pius VI., weil es ihm zur Wiedergewinnung des unter jenem Verlorenen eines durch keine Partei und keine übernommene Verpflichtung gebundenen Papstes und zugleich eines Mannes von imposantester Unbescholtenheit und Ehrwürdigkeit seiner Sitten und voll Milde und Versöhnlichkeit vor Allem zu bedürfen schien; war doch auch schon gesorgt, daß alsdann das „ohne Falsch" des Heiligen auf dem Throne durch die Schlangenklugheit und Streitbarkeit des für alle bevorstehenden Kämpfe ihm beizugebenden

Ministers auf's Beste ergänzt und vor Schaden behütet werden konnte. Doch kostete es Consalvi fast weniger Mühe, die längst für Andere entschiedenen Stimmen der Cardinäle für Chiaramonti zu gewinnen, als den anspruchslosen Mönch selbst zu überzeugen, daß er die Pflicht habe, sich dem nicht zu entziehen, was ihm hier auferlegt und anvertraut werde. Von da an aber, wo dieß bei ihm erreicht war, verwandelte sich seine Milde in Festigkeit und in einen nach keinen Beschwerden und Gefahren fragenden Gehorsam. Der Name seines Vorgängers, welchen er annahm, kündigte der Welt seinen Entschluß an, das Werk desselben fortzusetzen, und indem er Consalvi sogleich zu seinem Staatssekretär ernannte, stellte er dadurch seiner Regierung einen der feinsten und glücklichsten Staatsmänner seines Jahrhunderts zur Seite und rüstete sich dadurch am besten zu den Triumphen aus über noch größere Gefahren wie jene, welchen Pius VI. unterlegen war. Bald konnte der Gewählte auch wieder in Rom einziehen, wo ihn die Bevölkerung, des sinnlosen und verderblichen Republikenspieles müde, mit Frohlocken empfing *).

Vernichtet war also die höhnische Weissagung der Pariser Clubs, daß nach Pius VI. kein Papst mehr den Stuhl Petri besteigen werde. Die Kirche hatte neuerdings den wunderbaren Beistand des Herrn erfahren; aber diese Erfahrung war ihr auch nöthig, um in den schweren Prüfungen, die ihrer harrten, zu bestehen. Pius VII. war sogleich darauf bedacht, die der Kirche durch die Revolution geschlagenen Wunden zu heilen, durch Sparsamkeit den Haushalt des Kirchenstaates zu heben,

*) L. Ranke charakterisirt Pius VII. also: „Vielleicht war diese Gesinnung (von Güte und innerm Adel) lange Zeit nicht zu einer so vollkommenen Ausbildung gekommen, wie in dem Oberhaupt, das der katholischen Kirche 24 schwere Jahre während der Stürme der Revolution vorgestanden hat. Pius VII. hatte einen Ausdruck, der selbst die weltlichsten Menschen hinriß. „Er ist ein Lamm," sagte Napoleon „wahrhaft ein guter Mensch, ein Engel von Güte." „Wenn die Augen Spiegel der Seele sind," sagt de Pradt, „so muß die Seele Pius VII. himmlisch sein, mehr als die Seele irgend eines andern Menschen." Nicht daß diese Sanftmuth und unerschütterliche Güte ihm so ganz von Natur beigewohnt hätten. In dem ersten Augenblick eines Ereignisses, einer Eröffnung, war dem Papst eine innere Erregbarkeit anzusehen. Diese milden Augen verriethen noch ein anderes Feuer, — das indessen bald der gewohnten Erhebung der Seele Platz machte. Solche Gewöhnung wurde ihm Natur. Wenn irgend ein anderer, so bedurfte er sie . . . . . . Hinsichtlich seines Charakters in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten heißt es: „Er arbeitete sie, ich möchte sagen, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gewissen durch . . . Sein Gemüth war die Goldwage, die das kleinste Uebergewicht auf der einen oder auf der andern Seite mit Sicherheit andeutete." (Hist.-pol. Zeitschrift I, 630.)

und im Volke gute Sitten und Ordnung herzustellen. Dann lenkte er seinen Blick auf das tief gesunkene Frankreich. Napoleon, wenn auch gleichgültig gegen jede Kirche, erkannte doch die Nothwendigkeit der Religion zur Beruhigung des Staates. Denn durch die Revolution war offenbar geworden, daß ein Volk nicht bestehen kann ohne Gott, und aus dem Blutstrome, in welchem Schuldige und Unschuldige untergegangen waren, stieg wie ein Morgengott die Erinnerung an die altväterliche Kirche. Daher kam 1800 ein Concordat mit Rom zu Stande, welches bei allen seinen Mängeln doch für die damalige Zeitlage als ein Sieg der Kirche betrachtet werden konnte. Auch die (1804) vom Papste unternommene Reise nach Paris war ein neuer Triumph der Kirche in Frankreich, so sehr auch Napoleon denselben zu schmälern suchte. Der Mächtige glaubte seinen Kaiserthron dadurch zu befestigen, daß der Papst ihn salbe und kröne. Ungeachtet vieler abmahnender Stimmen ging der Papst nach Paris, einzig in der Absicht, die Sache der Kirche dadurch zu fördern. Mit Staunen und Aerger mußten da die Kirchenfeinde sehen, mit welcher Verehrung und Liebe der heilige Vater überall empfangen wurde. Schaarenweise drängte man sich selbst in Paris herbei, um seinen Segen zu empfangen, so daß Napoleon eifersüchtig wurde und dem Papste nicht weiter gestattete, nach Belieben die Kirchen von Paris zu besuchen. Als Napoleon im folgenden Jahre nach Italien zog, um sich die lombardische Krone aufzusetzen, durfte auch der Papst gleichsam im Gefolge des Kaisers nach Rom zurückkehren, wobei Napoleon den neuen Verdruß hatte, zu sehen, daß der Papst zu Lyon und Turin feierlicher empfangen wurde, als er selbst*).

Es lag indessen im Charakter Napoleons, keine Macht der Welt neben sich zu dulden, die den Menschen mehr als die seinige galt. Nachdem er sich des Papstes zu seiner eigenen Verherrlichung bedient hatte. suchte er Feindschaft mit demselben, um auch das Papstthum sich zu unterwerfen, wie bereits die Könige seine Oberherrschaft anerkannten. Bald erklärte der Schlaue ohne weiteren Umschweif, er sei, wie seine Vorfahren, der älteste Sohn der Kirche, der das Schwert führe, um sie zu beschützen und nicht dulden könne, daß sie mit Ketzern, wie Russen, und Engländern, in Gemeinschaft stehe. Er liebte es besonders, sich als

---

*) Wie zu Paris Napoleon sich und seiner Gemahlin selbst die Krone aufsetzte, vom Papste nur die Salbung annahm, so setzte er sich auch die lombardische Krone im Dom zu Mailand selbst auf, mit den stolzen Worten: „Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie anzugreifen wagt.“

Nachfolger Karl's des Großen zu betrachten, woraus er folgerte, der Kirchenstaat als eine Schenkung Karl's dürfte sich nicht von der Politik seines Nachfolgers entfernen. „Eure Heiligkeit," schrieb er, „sind Souverän von Rom, ich aber bin dessen Kaiser. Alle meine Feinde müssen auch die Ihrigen sein," und verlangte, der Papst sollte alle Unterthanen jener Staaten, mit denen Napoleon im Kriege war, aus seinem Lande vertreiben und seine Häfen denselben, namentlich den Engländern, verschließen. Der Papst wies erstaunt diese Zumuthung von sich, da er als Vater Aller, als Diener des Friedens, an dem blutigen Kriegssystem Napoleon's keinen Antheil nehmen könne. Napoleon ging nun geradewegs auf sein Ziel los. Er ließ den Hafen von Ancona besetzen, „weil der Papst zu schwach sei, ihn zu vertheidigen." Auf weitere Drohungen und Gewaltschritte verkündete Pius seinem Verfolger die prophetischen Worte: „Wenn Seine Majestät sich im Besitze der Macht fühlen, so erkennen wir dagegen, daß über allen Monarchen ein Gott ist, der die Gerechtigkeit und Unschuld rächt, und dem jede menschliche Gewalt unterthan ist." Im Jahre 1808 befahl Napoleon dem General Miollis, Rom zu besetzen. Eine Reihe von Gewaltthaten und Kränkungen des Papstes folgten nun, ohne daß sie seinen apostolischen Muth beugen konnten. Endlich erschien jenes berüchtigte, von Wien datirte kaiserliche Decret (17. Mai 1809), wornach der Kirchenstaat mit dem französischen Reiche vereinigt, und Rom von nun an eine kaiserliche und freie Stadt werden soll.*) Der Papst sollte eine Besoldung von zwei Millionen erhalten. Dieser unterzeichnete sogleich einen feierlichen Protest gegen solch unerhörte Verfügungen. Da der Papst die Gewaltthat längst erwartet hatte, so war auch für diesen Fall das letzte Vertheidigungsmittel, eine Exkomunikationsbulle, vorbereitet worden. Am 10. Juni 1809 des Morgens verkündeten die Kanonen der Engelsburg das Aufhören der

*) In dem Dekret hieß es: „In Betracht, daß Karl der Große, Kaiser der Franken, sein Vorfahr, die Grafschaften und Bisthümer von Rom als Lehen vergeben habe, und daß sie dadurch nicht aufgehört hätten, ein Theil des fränkischen Reiches zu sein, daß aber nachher die Vermischung geistlicher und weltlicher Macht oft und noch jetzt eine Quelle von Zwistigkeiten geworden sei und die Päpste verleitet habe, die eine im Dienst der andern zu verwenden, so sollten jene Lehen nun wieder mit dem fränkischen Reiche vereinigt werden, und die Stadt Rom, der erste Sitz der Christenheit, eine kaiserliche und freie Stadt sein, auch alle Schulden übernommen und dagegen die Güter und Domänen des Papstes durch einen Zuschuß von zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte vermehrt werden; ein außerordentlicher Staatsrath unter Miollis Vorsitz sollte sogleich Besitz nehmen."

päpstlichen Regierung, und am Abende desselben Tages war die Exkommunikationsbulle gegen die Räuber des Erbgutes des heiligen Petrus an drei Hauptkirchen angeheftet. Napoleon spottete über den Bann und schrieb unter andern an den Vicekönig von Italien: „Glaubt denn der Papst, daß ob des Bannes meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen werden?" — Aber schon drei Jahre später heißt es in einem Armeeberichte von den Schneefeldern Rußlands wörtlich: „Unsern Soldaten fallen die Waffen aus den Händen."

Es war ein Lieblingsgedanke Napoleons, den Papst als seinen ersten Beamten in Paris zu haben, und durch ihn desto leichter die ganze katholische Welt zu regieren. Daher wurde dem Papste auf alle Weise zugesetzt, seiner weltlichen Regierung zu entsagen, in Paris seine Residenz zu nehmen, und von dort aus seine geistlichen Rechte (natürlich so weit es der Kaiser gestatten würde) zu üben. Da der Papst unerschütterlich fest seiner Pflicht getreu blieb, wurde er in der Morgendämmerung des 6. Juli 1809 gefangen nach Frankreich abgeführt. — Französische Soldaten hatten mit Beilen die verschlossenen Thore des quirinalischen Palastes eingeschlagen. Der General Radet trat in das Zimmer des Papstes und forderte ihn auf, der Regierung über Rom und den Kirchenstaat zu entsagen, oder ihm als Gefangener zu folgen, indem er sich wegen des schweren Auftrages mit seiner Pflicht gegen den Kaiser entschuldigte. „Sie, Herr General, antwortete der Papst, haben diesen Befehl des Kaisers ausführen zu müssen geglaubt wegen des ihm geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams; bedenken Sie also, wie wir die Rechte des heiligen Stuhles vertreten müssen, an welchen wir mit so vielen Eiden gebunden sind; wir können nicht abtreten, was uns nicht gehört; die weltliche Herrschaft gehört der römischen Kirche, wir sind nur ihr Verwalter; der Kaiser kann uns in Stücke hauen lassen, aber dieß wird er nicht von uns erlangen." Er wurde mit dem Cardinal Pacca vor dem Thore des Quirinal in einen verschlossenen Wagen geschafft und darin nicht, wie ihm anfangs verheißen wurde, zum General Miollis, sondern sogleich aus der Stadt und weitergeschafft, aber fast heiterer als einst zur Krönung fuhr er weiter; beide, Pius und Pacca, ohne Gefolge und Gepäck, in denselben Kleidern; als sie einander ihre Baarschaft zeigten, so beschreibt es Pacca selbst, mußten sie doch lächeln, wie apostolisch arm man sie reisen lasse, denn der Papst hatte nur einen Papetto (2 Paoli) und Pacca nur 15 Bajocchi bei sich

aber mehr noch trösteten sie sich gegenseitig damit, daß ihnen die Publikation des Bannes gerade noch soeben gelungen sei.

Man führte sie ziemlich rasch nach Frankreich; in Grenoble wurde Pacca vom Papste getrennt und blieb nun vier Jahre auf der mit vielen geistlichen und weltlichen Renitenten Napoleons überfüllten Festung Fenestrella, der Papst wurde nach Savona geführt, um dort auch eine mehrjährige bald sehr enge Haft zu erleiden; die Cardinäle erhielten theils Paris, theils andere Orte zum Aufenthalt angewiesen. Noch vor Ende des Jahres gab der Moniteur der Welt eine Apologie des Geschehenen: Italien, hieß es hier, werde nun zum ersten Male seit den Zeiten der Römer einem und demselben Systeme unterworfen sein, und zu diesem großen Resultate der Einheit sei die Einverleibung des Kaiserstaates nothwendig gewesen. Den Papst habe sein weltliches Fürstenthum stets verleitet, mit den Feinden Frankreichs zu conspiriren und die Dienste des Kaisers für die Kirche, welche das Oberhaupt der Kirche zu Dank hätten verpflichten sollen, hätten nichts vermocht über den weltlichen Fürsten. So sei nur zwischen zwei Maßregeln zu wählen gewesen, Einsetzung eines Patriarchen für Frankreich ohne Verbindung mit Rom, ohne Unterdrückung der römischen Souveränetät, und da ersteres manche Gewissen würde beunruhigt haben, so sei letzteres vorgezogen.

Da der Papst in Savona zu viel Theilnehmer fand, wurde er zurück nach Savona im italienischen Gebiete geschleppt. Damals stand Napoleon auf dem Gipfel seines Glückes. Der ganze Continent beugte sich vor ihm, nur der Papst, obwohl in seinen Händen, hatte den Muth, ihm entschieden Widerstand zu leisten. Napoleon ernannte neue Bischöfe, — der Papst erklärte diesen schriftlich, daß solche Institutionen nach kirchlichen Gesetzen ohne Rechtskraft seien. Dafür wurde dem Papste für die Zukunft sogar alles Schreibmaterial verweigert. Aber durch solches Verfahren gegen den Vater der Christenheit verwickelte sich der Kaiser in Verlegenheiten, die er nicht geahnt hatte, und die ihm um so größeren Aerger verursachten, als er gewohnt war, Alles auf seinen Wink gehorchen zu sehen. Das gläubige Volk bedurfte mannigfacher Dispensen, aber Niemand hatte die Vollmacht, sie zu ertheilen. Der Kaiser besetzte zwar mehrere bischöfliche Sitze, aber der Papst verweigerte die Bestätigung.

Was nun aber mit den Bischöfen ohne Institution? Napoleon fragte hier und dort, las Bossuet, disputirte, wie Artaud sehr anschaulich beschreibt, mit Weltlichen und Geistlichen, versicherte die letzteren, wenn

sie ihm nicht zu rathen wüßten, daß, wenn er nur ein halbes Jahr Theologie studirt hätte, er leicht dies alles würde in Ordnung bringen können, weil der Herr ihm (er zeigt auf die Stirn) Verstand gegeben; er würde nicht so gut Latein sprechen wie der Papst, sein Latein würde Kirchenlatein sein, aber die Verwirrung würde er bald beendigen. Nunmehr brachte er zur Ausführung, womit er längst gedroht hatte. Nach den vier gallikanischen Artikeln ist die Gewalt des Papstes bloß eine geistliche und selbst in geistlichen Dingen nicht irreformabel, wenn nicht die Zustimmung der Kirche hinzukommt; ob diese da sei oder nicht, kann erkannt werden, wenn man sie zu einem Concil zusammentreten und hier sich äußern läßt. So berief Napoleon nun ein Concil der Bischöfe seines ganzen Reiches nach Paris und über hundert kamen im Juli 1811 zusammen. Es wurde von ihnen ein Beschluß darüber gefordert, was zu thun sei, wenn die Institution der Bischöfe von Seiten des Papstes verweigert würde. Es fehlte von Seiten des Kaisers nicht an Drohungen gegen die Kirche, allein die Versammlung gewann täglich mehr an Selbstgefühl und Entschlossenheit, für die Sache des mißhandelten Papstes einzustehen. Die freilich nicht öffentlichen Sitzungen wurden in Notre Dame gehalten und begannen damit, daß nach einer alten, kurz nach dem Tridentinum gegebenen Vorschrift der Vorsitzende, Napoleons Oheim Cardinal Fesch, in der dafür angeordneten Eidesformel dem Papste wahren Gehorsam schwur; die auch anwesenden 27 Bischöfe ohne päpstliche Bestätigung ließ man gar nicht mitstimmen. Man warf die Frage nach der Competenz der Versammlung auf, so lange der Papst sie nicht erlaubt habe; in einer Sitzung erscholl der Ruf, man wolle selbst in corpore hineinziehen nach St. Cloud und zuerst den gefangenen Papst losbitten; in einer andern warf der alte Erzbischof von Bordeaux ein Exemplar des Tridentinum auf den Tisch, citirte die Stellen für das Excommunicationsrecht der Päpste auch gegen die Fürsten und rief, man möge die Kirche verdammen, wenn man daran zweifele. An eine solche Versammlung war Napoleon nicht mehr gewöhnt. In der Nacht von dem 10. auf den 11. Juli wurden darum drei der eifrigsten Bischöfe gefangen nach Vincennes abgeführt und am folgenden Morgen die Versammlung unterbrochen, nachher aber die Mehrzahl der Bischöfe einzeln für eine Erklärung gewonnen, daß wenn ein halbes Jahr nach der Ernennung eines Bischofs der Papst die Institution nicht gegeben habe, der Metropolitan sie solle geben dürfen; eine letzte Sitzung wurde gestattet, um dies zum Beschluß des Concils zu erheben; nach einer zweimaligen

Gesandtschaft gelang es, dem Papst seine Zustimmung hierzu abzunöthigen. Auf die anderen Vorschläge, Annahme von zwei Millionen, Verzichtleistung auf Rom und Uebersiedelung nach Paris oder Avignon, ging er nicht ein. Man sieht, der Besieger der ganzen Welt konnte nur einen nicht besiegen, seinen Gefangenen von Savona.

Ehe Napoleon i. J. 1812 den Zug nach Rußland unternahm, ließ er den Papst nach Fontainebleau bringen, wo er bearbeitet wurde, nachzugeben. Im Januar 1813 erschien Napoleon selbst bei ihm, umarmte ihn, nannte ihn Vater, ließ sich Sohn nennen, und that als ob nichts vorgefallen wäre. Mit der ganzen Ueberredungskunst und Liebenswürdigkeit, über welche er verfügte, wenn er wollte, suchte er, der nichts höher schätzte als Herrschaft, dem Papste die Richtigkeit der weltlichen Regierung zu zeigen und lockte ihn durch Verheißung neuer Bisthümer in Hamburg und Holland, durch versprochene Befreiung aller noch gefangen gehaltenen Cardinäle, und als der Papst schwankte, ließ er alles formuliren und unterschreiben. Napoleon hatte erreicht, was er die lange ersehnte Vollendung der Trennung geistlicher und weltlicher Gewalt nannte und noch in St. Helena verweilte er bei dem Gedanken, wie er den Papst wieder habe erheben und mit Pomp und Huldigung umgeben wollen.

Doch des Papstes Ruhe war mit dem Vertrag von Fontainebleau dahin, er jammerte, versank in Wehmuth und fürchtete, wahnsinnig zu werden. Die aus den Gefängnissen entlassenen Cardinäle, Pacca, di Pietra, Consalvi u. A. sprachen ihm Muth ein und durch eine Erklärung vom März 1813 setzte er Napoleon die Gründe auseinander, welche es ihm unmöglich machten, es bei dem zu lassen, was er eingeräumt habe und was als Aufhebung der göttlichen Ordnung der katholischen Kirche richtig gewesen sei. Der Papst hatte die Artikel des Vertrages von Fontainebleau übrigens auch nur als die Grundlage künftiger Unterhandlungen betrachtet wissen wollen und sich vorbehalten, daß sie vor der Bekanntmachung erst in einer Consistorialsitzung berathen werden sollten. Die Verkündigung derselben als wirkliches Concordat war einseitig und Grund genug für die Retractation derselben. Die Ereignisse des Jahres 1813 machten es dann Napoleon unmöglich, den Papst zur Unterwerfung zu zwingen und erleichterten diesem seine Unbeugsamkeit. Als die verbündeten Heere an Frankreichs Gränzen standen, versuchte Napoleon einen neuen Vergleich mit dem Papste und schlug ihm vor, nach Rom zurückzukehren, er wolle vom Kirchenstaate so viel zurückgeben, als das vorletzte kaiserliche Decret davon übrig gelassen hatte. Pius weigerte sich,

das Erbgut des heiligen Petrus anders als unverkürzt anzunehmen. Darauf erhielt er den Befehl abzureisen. Es sollte zwar incognito geschehen, aber bald wurde der Papst erkannt, und unter den rührendsten Ehrenbezeugungen der Bewohner zog er durch Frankreich, und wurde am 25. März 1814 von den Verbündeten in Oberitalien, und am 24. Mai in seiner Stadt Rom unter großen Feierlichkeiten und Jubel empfangen. Im folgenden Jahre 1815 wurde der Kirchenstaat durch den Wiener Congreß in seinen alten und rechtmäßigen Gränzen wieder hergestellt; nur Avignon blieb bei Frankreich, und ein kleines Gebiet diesseits des Po erhielt Oesterreich.

17.

Die Säcularisation in Deutschland.

Beim Ausbruche der französischen Revolution besaß das katholische Deutschland noch jenen Glanz und Reichthum, welchen es aus den Stürmen der Reformation und des dreißigjährigen Krieges gerettet hatte: die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Köln und Trier, eine Anzahl reichsunmittelbarer Bisthümer (als Salzburg, Lüttich, Passau, Trient, Brixen, Kostnitz, Bamberg, Freisingen, Eichstädt, Würzburg, Münster, Hildesheim, Paderborn und Osnabrück), deßgleichen große Abteien (St. Maximin bei Trier, Stablo, Essen, Fulda, Herford, Berchtolsgaden, Corvey). Indessen auch das katholische Deutschland war von den geistigen Bewegungen der Zeit nicht frei geblieben; einerseits hatte die französische Philosophie in den höheren Kreisen der Gesellschaft Anklang gefunden; andererseits hatte die kritische Philosophie von Kant den Zweifel bei Theologen hervorgerufen. Die Zucht war in vielen Stiftern in traurigem Verfall. Die Schuld muß vorzüglich der Trägheit der Bischöfe beigemessen werden, die weder Synoden hielten, wie sie konnten und sollten, noch selbst ihre weitläufigen Diöcesen visitirten oder visitiren ließen. Dagegen hörten sie auf die Stimme des Zeitgeistes und lockerten das Band, welches sie mit dem Mittelpunkte der Kirche vereinigte. Bei den Wahlen der Erzbischöfe und Bischöfe herrschte oft Kabale der Fürsten und arge Simonie. Der Cardinal Pacca, wohl der glaubwürdigste Zeuge, schildert in seinen Denkwürdigkeiten den damaligen religiösen Zustand Deutschlands treffend: „Gleich in den ersten Monaten meines Aufenthalts in Köln wollte ich mir eine allgemeine Kenntniß des Zustandes der Religion in den katholischen und protestantischen Ländern Deutsch-

lands verschaffen, und da stellte sich mir ein schreckliches und Schauder erregendes Schauspiel dar. In den katholischen Schulen neigte man sich zum Protestantismus durch Herabsetzung der Autorität der Kirche und hauptsächlich ihres Oberhauptes, des Papstes. Bei den Protestanten hingegen strengten Feinde der Religion, — nicht damit zufrieden, den Baum des Christenthums, man erlaube mir diesen Ausdruck, seiner Blätter zu berauben, — alle Kräfte an, ihn in seiner Wurzel zu zerstören und den Stamm zu vernichten."

Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich hatte sowohl durch die Schuld der Kabinete von Wien und Berlin, als auch durch die Untüchtigkeit der Generale einen unglücklichen Ausgang. In dem Frieden von Lüneville trat das deutsche Reich alle geistlichen und weltlichen Besitzungen nebst den belgischen Provinzen auf dem linken Rheinufer an Frankreich ab mit der Bestimmung, daß nicht nur alle erblichen Fürsten, welche jenseits des Rheines ihrer Besitzungen verlustig gingen, sondern es sollten auch diesseits die erblichen Fürsten, welche jenseits etwas verloren hatten, entschädigt werden.

Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde eine eigene Deputation niedergesetzt, um die Entschädigungen nach einem bereits von Frankreich und Rußland ausgearbeiteten Plane, einvernehmlich mit Frankreich, zu reguliren. Mehrere Höfe, wie Preußen, hatten nicht einmal darauf gewartet, sondern die ihnen zugedachten oder von den französischen Unterhändlern erkauften Loose bereits in Besitz genommen. Tage voll Hohn und Schmach für Deutschland. Der Hauptbeschluß kam den 26. Februar 1803 zu Stande. Durch denselben wurden nicht nur alle reichsunmittelbaren und mittelbaren geistlichen Stifter, Abteien und Klöster säcularisirt und vertheilt, inwieweit die Entschädigung es erheischte, sondern alles der Art ward zur Verfügung der Landesherren gestellt. §. 35. lautet: „Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster, in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen, katholischer sowohl als anderer Konfessionsverwandten, mittelbarer sowohl als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respectiven Landesherren sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche beibehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit, nach den theils wirklich

bemerkten, theils noch unverzüglich zu treffenden näheren Bestimmungen." So bekamen denn die Fürsten, dazu meist protestantischer Confession, ein förmliches Privilegium, die katholische Kirche zu plündern, während die protestantische so gut wie kein Opfer brachte.

Die Zahl der namentlich im Reichsdeputationshauptschluß aufgeführten und zur Entschädigung verwendeten Stifter und Abteien setzt in Verwunderung, und wenn es nur darum zu thun gewesen wäre, die jenseits des Rheins erlittenen Verluste zu entschädigen, so hätte wenigstens ein Dritttheil derselben erhalten werden können. Eine andere Ungerechtigkeit war die, daß während man die Entschädigungen bis auf Heller und Pfennig festsetzte, man die Pension der aus dem rechtmäßigen Besitze Vertriebenen dem Gutdünken der Occupirenden überließ. An die neue Dotirung der Diöcesen und Kapitel wurde durch zwei Jahrzehnte wenig gedacht.

Die Kurfürstenthümer Köln und Trier hörten ganz auf, und ihre Besitzungen diesseits des Rheines wurden zu Entschädigungen verwendet. Der Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Die Würden eines Kurfürsten, Reichskanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland wurden auf ewige Zeiten (!) damit vereinigt. Preußen bekam die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, Münster, mit Ausnahme einiger Bezirke, die an den Herzog von Oldenburg und andere Fürsten übergingen, und eine Anzahl katholischer und protestantischer Abteien: Herford, Alten, Essen, Werden und Cappenberg. Die Abtei Corvey ging an den Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, das Herzogthum Westphalen an Hessen-Darmstadt, Fulda an Nassau-Dillenburg über; Bayern erhielt die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg und einen Theil des Bisthums Passau, nebst dreizehn Abteien und der Propstei Kempten. Ein anderer Nachtheil für die katholische Kirche bestand darin, daß bei weitem der größte Theil der katholischen Länder in die Hände protestantischer Fürsten kam, während das Gegentheil fast gar nicht eintrat. Natürlich wurden fast alle höheren Beamtenstellen auch sofort mit Protestanten besetzt.

Unter diesen Umständen sandte der heilige Vater im Interesse der Kirche den Monsignore della Genga, später Papst Leo XII., nach Regensburg; zugleich wandte er sich am 4. Juni 1803 schriftlich an Napoleon, ihn dringend bittend, seinen Einfluß zu Gunsten der Kirche in Deutschland zu verwenden. Allein es war weder den Fürsten noch Napoleon Ernst, den tiefen Leiden der Kirche Deutschlands ein Ziel zu setzen.

Und Karl von Dalberg, Primas von Deutschland, ein zwar gutmüthiger, aber kraftloser Kirchenfürst, war viel zu tief in den liberalen Schlamm der Zeit hineingerathen, um ein ernstes Werk zu vollbringen. Daß man von allen drei Kirchenfürsten ihn allein verschont hatte, verdankte er lediglich der Politik Napoleon's, dessen Onkel, den Cardinal Fesch, er bald darauf zum Coadjutor annahm, ohne Papst und Kapitel zu fragen. So blieb denn die katholische Kirche durch zwei Decennien in dem Zustande der Auflösung.

Es soll die hier von Manchen erhobene Frage, wie man die Säcularisation vom providentiellen Standpunkte zu beurtheilen habe, nicht umgangen werden. Der ehemalige Nuntius Pacca hat als hochbetagter Cardinal in einer bei Eröffnung einer Akademie 1845 gehaltenen Rede die Antwort auf diese Frage angedeutet. Die Säcularisation sei kein Unglück gewesen; „denn wenn die Bischöfe keine weltliche Domänen mehr besitzen, die zur Stütze der geistlichen Macht allerdings sehr mächtig sein könnten, wenn sie auf die rechte Weise angewendet werden, so leihen sie der Stimme des obersten Kirchenhirten ein um so willigeres Ohr, und suchen nicht dem Beispiele des hochmüthigen und ehrgeizigen Patriarchen von Constantinopel zu folgen, noch auch eine fast schismatische Abhängigkeit zu erringen. Auch das katholische Volk dieser Diöcesen sieht gegenwärtig bei Pastoralbesuchen das Angesicht seiner eigenen Bischöfe und hört, bisweilen wenigstens, die Stimme seiner Hirten. Bei Ernennung von Domherren und Besetzung von Kapitelwürden wird mehr auf das Verdienst, als auf den Glanz der Geburt gesehen, und es ist nicht mehr nothwendig, die Papiere staubiger Archive zu durchstöbern, um zu den andern Erfordernissen der Bewerber auch den Beweis, daß man von sechzehn Ahnen abstamme, aufzufinden. Zudem ereignet es sich gegenwärtig, wo die geistlichen Würden nicht mehr mit so vielem Reichthum umgeben sind, wie dieß früher der Fall war, wohl nicht mehr, daß Adelige, die bisher in der Armee als Offiziere gedient hatten, bei Erledigung fetter Pfründen die militärischen Farben und Zeichen ablegen, um sich mit denen eines Domherrn zu bekleiden, woher es denn auch manchmal kam, daß zwar auf dem Haupte der Helm der kostbaren Bischofsmütze, aber nicht auch ebenso im Herzen der soldatische Geist dem priesterlichen Sinne Platz machte. Man darf somit hoffen, in Zukunft zwar einen weniger reichen, aber einen desto erleuchteteren und frömmeren Klerus zu besitzen.“

18.

Ende des deutschen Reiches.

Acht Tage nach dem Preßburger Frieden ernannte Napoleon die beiden Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen. Der letztere erhielt zugleich einige vorderösterreichische Herrschaften in Schwaben. Die übrigen, sowie auch den Breisgau, den der Modeneser verlor, bekam der Kurfürst von Baden, der den Titel Großherzog annehmen mußte. Napoleon brauchte keine Kurfürsten mehr, die als solche noch vom deutschen Kaiser und Reich abhängig gewesen wären. Er deutet damit jetzt schon an, die deutsche Reichsverfassung bedeute nichts mehr für die von Frankreich abhängig gewordenen Fürsten. Um die genannten deutschen Fürsten sich noch inniger zu verbinden, vermählte er seinen Stiefsohn, den schönen Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, mit Auguste, Tochter des Königs von Bayern; seinen jüngsten Bruder Jerome (eben erst geschieden von seiner nordamerikanischen Gattin, geb. Patterson) mit Katharine, Tochter des Königs von Württemberg, und seine Stieftochter, Eugen's Schwester, Stephanie Beauharnais mit dem Erbprinzen Karl von Baden. Weil Salzburg an Bayern gekommen war, mußte Erzherzog Ferdinand (der Toscaner) abermals weiter wandern und erhielt Würzburg.

Sodann versorgte Napoleon seine Verwandten und Günstlinge mit neuerrichteten Reichen. Seinem Bruder Joseph gab er das Königreich Neapel, aus dem er die trotzige Königin Karoline vertrieb. Seinen Bruder Ludwig machte er zum König von Holland, indem er die schon längst nur noch für Frankreich regierte, ausgeplünderte batavische Republik einfach aufhob. Seinen Schwager Murat erhob er zum Großherzog von Berg, seinen ersten Adjutanten und treuen Kriegsgefährten Berthier zum Fürsten von Neufchatel, welches Preußem ihm abtrat. Endlich ließ er seinen Oheim, Cardinal Fesch, zum dereinstigen Nachfolger des Kurfürsten Dalberg in Regensburg ernennen, um ihn später zum Haupt der deutschen Kirche zu machen. Alle diese französische Herren blieben Vasallen des Kaisers Napoleon und durch ein Familiengesetz seiner Oberherrschaft unterworfen. Alle gehörten zum großen Kaiserreich. Auch die Schweiz wurde dazu gerechnet, und es bedurfte nur eines Schrittes, um auch das halbe deutsche Reich vollends dem französischen einzuverleiben.

Am 12. Juli 1806 beschlossen sechzehn Fürsten des westlichen und südlichen Deutschlands unter Napoleon's Leitung einen Vertrag, nach welchem sie sich vom deutschen Reich losreißen, einen sogenannten Rheinbund stiften und denselben der Hoheit des französischen Kaisers unterwerfen wollten. Am 1. August erklärte Napoleon selbst: er erkenne das deutsche Reich nicht mehr! Dieser allgewaltigen Stimme vermochte Niemand zu widersprechen. Der Kaiser Franz II. legte am 6. August die deutsche Kaiserkrone nieder, und erklärte das heilige römische Reich für aufgelöst. Die Erklärung war rührend und voll Schmerz und Würde. Der letzte deutsche Kaiser hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gestritten und jedes Opfer gebracht, er fast allein, um Deutschlands Ehre zu retten; aber vom größten Theil der Deutschen selbst verlassen, blieb ihm nichts übrig, als der höheren Gewalt sich zu fügen. Immerhin aber war der Fall des tausendjährigen Reiches noch ehrenvoll. Auch ein Geringerer hätte seinen morschen Bau zerbrechen können, doch das Schicksal schien die Majestät der alten Kaiser noch in ihrem Schatten zu ehren und wählte Napoleon zum Vollstrecker des Gerichts. Die Fahne Karl's des Großen, des größten Helden im ersten Jahrtausend der Christenheit, sollte vor keinem schlechtern Manne sich senken, als vor dem größten Helden im zweiten Jahrtausend.

Nunmehr fielen die ehrwürdigen alten Namen hinweg. Der römisch-deutsche Kaiser verwandelte sich in einen österreichischen, die Kurfürsten in Könige oder Großherzoge. Allein diese Fürsten wurden nun vollkommen souverän, von der Oberhoheit des Kaisers frei. Alle Bande des Zusammenhangs wurden mit dem Reichstag und Reichskammergericht aufgelöst. Die Reichsritterschaft, die Reichsgrafen und die kleinen Reichsfürsten wurden mediatisirt, die Fürsten von Hohenlohe, Oettingen, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Truchseß von Waldburg, Fürstenberg, Fugger, Leiningen, Löwenstein, Solms, Hessen-Homburg, Wied-Runkel, Oranien-Fulda wurden Unterthanen der nächstgelegenen Rheinbundfürsten. Von den noch übrigen sechs Reichsstädten kamen Augsburg und Nürnberg an Bayern. Frankfurt unter dem Namen eines Großherzogthums an Dalberg, der wieder nach Frankfurt versetzt wurde. Nur die alten Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen blieben noch frei.

Der Untergang des alten heiligen römischen Reichs kann zu weitläufigen Betrachtungen veranlassen. Wir wollen keiner derselben Raum geben, nur das Wort eines unserer größten Historiker möge vernommen werden:

„Die französische Revolution, von der so Viele den Untergang der erblichen Fürsten und die Alleinherrschaft der Bürgerthums erwartet hatten, brachte also in Deutschland das entgegengesetzte Ergebniß hervor: Untergang der meisten bürgerlichen Freistaaten und verstärkte Macht der erblichen Fürsten. Auch die Aufhebung der geistlichen Staaten konnte in vieler Beziehung als Gewinn oder Triumph für die Gegner der Revolution erscheinen; denn in allen diesen Staaten waren ja die Befugnisse der Regenten durch Verfassungsformen beschränkt gewesen; in allen hatten die den Freunden der Revolution so wohlgefälligen Wahleinrichtungen stattgefunden, und auch unfürstlich Geborene Anrecht und Aussicht zur Fürstenwürde gehabt. Von nun an konnten nicht mehr, was wenigstens in älteren Zeiten geschehen war, Söhne von Wagenmachern oder Schmieden geistliche Kur- und Fürstenstühle besteigen."

19.

Die deutsche Kaiserkrönung.

Durch das Reichsgrundgesetz Karl IV., die goldene Bulle, ward als Ort der deutschen Königswahl Frankfurt, als Krönungsstadt aber Aachen bezeichnet. Doch schon Ferdinand I. war der letzte in Aachen gekrönte König (1531). Die folgenden Kaiser wurden an verschiedenen Orten gewählt und gekrönt. Indessen gab Aachen niemals das Recht auf, als Krönungsstadt zu gelten und es wurde derselben bei jeder Krönung durch das Kurfürstencollegium die Anerkennung jenes Rechtes versichert.

Schon während der Verhandlungen über die Wahlkapitulation war es Sorge der Kurfürsten, daß nach geschehener Wahl und bestimmtem Krönungstage die zu Aachen und Nürnberg aufbewahrten Reichs-Krönungs-Insignien in die Krönungsstadt gebracht wurden. Diese Insignien bestehen aus dem kaiserlichen Ornat, mit welchem der Kaiser an dem festlichsten Tage seines Lebens bekleidet wurde und den er später nie wieder anlegte; außerdem in einigen Reliquien. Die vorhandenen Krönungs-Insignien können als Reichsinsignien erst nach Sigismund in Betracht kommen und es beruht wohl auf einem Irrthum, wenn man schon bei der Krönung Heinrich's I. die ersten Spuren eines feststehenden Krönungs-Ornates hat annehmen wollen.

Der Krönungsornat bestand aus: Reichskrone, Reichsscepter, Reichsapfel, Schwert Karls des Großen, Schwert des hl. Mauritius, Unter-

kleid (dalmatica) von violettem Seidenzeug, bis an die Knie reichend, Alba von dickem weißen Seidenzeug, Hals und Aermel mit Gold und Perlen geziert, Gürtel, davon drei vorhanden sind, Stola mit Edelsteinen und Perlen auf gelbem Grunde besetzt und mit einfachen schwarzen Adlern verziert, Krönungsmantel (pluviale, pallium imperiale) von dunkelrothem, stark desinirtem Seidenzeug, mit einer Agraffe besetzt mit Edelsteinen. Ein baumförmiger Zierrath theilt den Mantel in zwei Hälften, von denen jede einen aus Perlen und Goldstickerei gebildeten Löwen trägt, der ein Kameel unter sich hat, das er zerreißen will, Strümpfe (tibialien) von karmoisinrothem Seidenzeug mit goldgesticktem Laubwerk, Schuhe von karmoisinfarbigem Atlas mit Gold und Perlen gestickt, Handschuhe von purpurfarbigem Seidenzeug mit Perlen, Edelsteinen und emaillirten Goldstückchen besetzt. Alle diese Insignien wurden in Nürnberg aufbewahrt, zu Aachen aber befanden sich der krumme Säbel Karls des Großen und das Evangelienbuch, welches ebenfalls in dem Grabe Karls des Großen gefunden worden sein soll; dasselbe ist von blauem Baumwollenpapier und mit kostbarem Einband versehen.

Die Reichsreliquien, welche die deutschen Könige ehedem mit sich führten, wurden später in einem schön gearbeiteten Schreine zu Nürnberg aufbewahrt, wohin sie Kaiser Sigmund von Ungarn aus durch zwei Rathsherrn bringen ließ; sie wurden jährlich nach Ostern zwölf Tage lang ausgestellt, während welcher Zeit stets ein großer Zudrang von Verehrern stattfand. Erst mit dem Erlöschen des deutschen Reiches wurden die Insignien, um sie vor Napoleon zu sichern, erst nach Regensburg, dann nach Wien gebracht.

Sobald der neuerwählte Kaiser sich der Krönungsstadt näherte, eilten die Kurfürsten zu feierlichem Empfang ihm entgegen und zogen mit demselben in die Stadt ein. Auch der Stadtrath beeilte sich, wie er von dem Reichserbmarschall die Zeit des kaiserlichen Einzugs erfuhr, der Majestät seine Devotion darzubringen. Bei dem letzten Einzug zur Krönung hatte der erwählte Kaiser Franz II. beschlossen, in dem strengsten Incognito den 11. Juli 1792 hier einzutreffen, und erst den andern Tag die schuldige Ehrerbietung anzunehmen. In der 8. Sitzung des kurfürstlichen Collegiums am 7. Juli 1792 wurde daher der kaiserliche Empfang und der Zug in die Kirche zur Beschwörung der Wahlkapitulation bestimmt und beschlossen, daß den andern Tag nach der Ankunft Sr. Majestät zu einer Stunde, die noch bestimmt werden sollte, einhundert Kanonen gelöst, und mit allen Glocken geläutet werde, um

dadurch dem Volke die allerhöchste Ankunft anzukündigen, daß dann der Stadtrath in dem kaiserlichen Quartier die Stadtschlüssel zu überreichen und die allergnädigsten Befehle zu vernehmen habe, daß die Bürgerschaft und die Soldateska die gewöhnliche Paradirung bei dem Zug in die Kirche übernehmen solle. Die Kurfürsten in Person und die ersten Wahlbotschafter der abwesenden Kurfürsten versammeln sich im Römer und fahren in sechsspännigen Wagen zu dem kaiserlichen Quartier; der Kurfürst von Mainz bewillkommt im Namen des Kurcollegiums und fordert Seine Majestät zur Beschwörung der Wahlkapitulation auf; sofort begab man sich in die Bartholomäikirche. Neben dem Wagen des Kaisers ritt der Reichserbmarschall mit entblößtem Kurschwert, bei dem Einsteigen in die Wägen wurden einhundert Kanonenschüsse gelöst.

Bei dem Eintritt in die Kirche begab sich der Kaiser in seinen Betstuhl, rechts neben dem hohen Altar, und die geistlichen Kurfürsten in die Sacristei, um den Kurhabit anzulegen. Demnächst begaben sich Kaiser und Kurfürsten in die Wahlkapelle, deren Thüre der Reichserbthürhüter verschloß. In der Wahlkapelle wurde der Kaiser zu dem Altar geführt, auf welchem ein Evangelienbuch lag, worauf derselbe zwei Finger legte. So beschwor er die sehr ausführliche Wahlkapitulation. Auf ein Anklopfen von Innen öffnete der Reichserbthürhüter die Thüre, der Kaiser begab sich wieder in seinen Betstuhl, die Kurfürsten zur Ablegung des Kurhabits in die Sacristei, worauf sämmtliche Theilnehmer unter Abfeuerung von einhundert Kanonenschüssen sich wieder nach dem kaiserlichen Quartier zurückbegaben.

Hernach meldete sich eine Deputation des Stadtraths bei dem kaiserlichen Obristhofmeister um Audienz bei dem Kaiser und überbrachte das städtische Geschenk, welches in einem silbernen vergoldeten Waschbecken, zwei silbernen Armleuchtern, nebst 100 Stück doppelten und 1000 einfachen Krönungs-Dukaten bestand.

Von jeher brachte der Rath bei der Ankunft eines Kaisers zu Frankfurt demselben und seiner Dienerschaft Geschenke; sie bestanden meistens in Victualien. Bis zu Kaiser Friedrich's III. Zeiten (1442) waren solche: eine silberne Kanne und Becher, dazu vier Fuder Wein und vierhundert Achtel Hafer. Als derselbe 1474 wiederum nach Frankfurt kam, gab ihm der Rath ein vergoldetes Trinkfaß „und etliche Gulden darinnen“, auch etliche Wagen mit Wein und Hafer; ein gleiches Geschenk mit 200 Gulden in dem vergoldeten Becher erhielt Kaiser Maximilian I. und Karl V. mit fünfhundert Goldgulden. Bei der

Krönung Kaisers Matthias finden wir zuerst, daß die Verehrung aus: „ein Pelikan vergoldet und ein groß silbern vergoldetes Geschirr, gefüllt mit den neugemünzten Goldgulden“ bestand. Dieses ist die erste Krönungsmünze, welche die Stadt zu Ehren der Kaiserkrönung schlug.

Es wurden in der Folge bei jeder Kaiserkrönung einfache und doppelte Dukaten von Seiten der Stadt für den neu gewählten und Gekrönten geprägt, welche auch in Silber die Prägung erhielten; letztere für die Beamten und Diener des Kaisers, so wie für die Rathsglieder, bürgerliche Collegien und die Bürger. Die eigentliche Prägung dieser Krönungserinnerungsmünzen war in Gold, daher auch die Benennung Krönungs-Dukaten.

Die früheren kirchlichen Weihungen und Krönungen der deutschen Könige kennen wir nicht, indem die 936 bei Otto I. zu Aachen stattgehabte Krönung die erste ist, von der wir eine umständlichere Beschreibung besitzen. Wie Otto in die Kirche trat, empfing ihn der Erzbischof von Mainz, führte ihn in die Mitte der Kirche und stellte ihn dem Volke vor, indem er sprach:

„Dieses ist der von Gott und eurem König Heinrich einstens und nun von den Fürsten — principes — ernannte König Otto; seid ihr mit dieser Wahl zufrieden, so erhebet eure rechte Hand gen Himmel.“ Das Volk hob die rechte Hand in die Höhe und es ertönte Beifallsruf, worauf der Erzbischof den König in fränkischer Kleidung — tunica stricta more Francorum — an den Altar führte und salbte, nachdem er ihn mit den königlichen Zeichen gladius cum baltheo, chlamys cum armillis, baculus cum sceptro ac diademate versehen. Den Beschluß machte ein Lobgesang und Hochamt, während dem Otto das heilige Nachtmahl einnahm. Von dem Ceremoniell der Krönungsfeier, und welche Vorschriften hierüber bestanden, erhalten wir erst dann wieder nähere Kenntniß durch das Rituale aus den Zeiten des Königs Wilhelm von Holland 1247, welches auch ohne Zweifel schon bei früheren Krönungen befolgt worden war. Diese Anordnung der kirchlichen Krönungsfeierlichkeiten wurde nach dem großen Interregnum bei der Krönung Rudolf's I. 1273 mit geringen Abänderungen neu verfaßt. Es ist aber dieses Rituale von denjenigen, die bis zur letzten Krönung bei Franz II. beobachtet worden, fast gar nicht verschieden und mit geringen Abänderungen stets beibehalten worden. Auf die Anordnungen der kirchlichen Gebräuche bei den Krönungen zu Rom bei Heinrich V.

1125, Friedrich I. 1155, Heinrich VI. 1191, Heinrich VII. 1312 und bei demselben Heinrich zu Mailand 1311 stimmen mit denjenigen der deutschen Kränung nicht nur überein, sondern der ordo coronationis Mediolanensis ist in vielen Stücken sogar von Wort zu Wort ganz gleichlautend mit dem deutschen Ritual.

Nachdem der Kaiser an der Kirchenthüre vom Pferde gestiegen, sprach der consecrirende Erzbischof, nach abgenommener Inful, den erzbischöflichen Stab in der Hand haltend: „Unsere Hilfe stehet in dem Namen des Herrn," worauf die Geistlichen antworten: „Der Himmel und Erde erschaffen hat." Der Erzbischof: „Gelobet sei der Name des Herrn." Die Geistlichen: „Von nun an bis in Ewigkeit." Der Erzbischof: „Lasset uns beten: Allmächtiger ewiger Gott, der du deinen Diener Franz gewürdigt hast, auf den Reichsthron zu erheben, wir bitten dich, verleihe demselben, daß er in dem Laufe dieser Zeit insgemein einen jeden also regiere, damit selbiger von dem Weg deiner Wahrheit nicht abweiche durch unsern Herrn Jesum Christum, deinen Sohn, der mit dir lebet und regieret in Ewigkeit des heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit." Die Geistlichen antworteten: „Amen." Der Erzbischof betrat hierauf mit seinem Gefolge von Bischöfen, Aebten, Fürsten und Gesandten, mit bedeckter Inful, die Kirche, worauf der Reichserbmarschall mit entblößtem Schwert und hierauf der Kaiser folgte, hinter welchem die Erzbischöfe von Trier und Köln gingen. Bei dem Eintritt des Kaisers in die Kirche wurde nach Pauken- und Trompeten-Schall von der kaiserlichen Kapelle die Antiphon gesungen: „Siehe, ich will meinen Engel senden, welcher vor dir hergehe und dich bewahre auf dem Wege und dich einführe an den Ort, den ich dir bereitet habe." Der Kaiser wurde hierauf von den Kurfürsten von Trier und Köln, sowie von dem ersten Botschafter der abwesenden Kurfürsten vor den vor dem hohen Chor errichteten Altar geführt, zu dessen beiden Seiten die Reichserbämter, die Reichsinsignien haltend, standen.

Nach verrichteten Gebeten begab sich der Kaiser in seinen dem Altar gegenüber errichteten Betstuhl, neben welchem die Betstühle für Kur-Trier und Kur-Köln waren; links von dem kaiserlichen Betstuhl war ein Baldachin des Kurfürsten von Mainz, welchem nach abgelegter Chorkappe das Meßgewand angelegt wurde, worauf derselbe das Amt de Epiphania anfing und die gewöhnlichen Gebete anstimmte, wie ein Missale romanum. Nachdem das Graduale und die Sequenz gelesen, wurde vor dem Absingen des Evangeliums der Kaiser, nachdem sein

Oberhofmeister ihm Hauskrone und Habit abgenommen, von Kur-Trier und Kur-Köln zu dem Altar geführt. Vor dem Altar kniete der Kaiser auf das hingelegte Kissen und der consecrirende Erzbischof von Mainz sprach die Litanei: de omnibus sanctis. Der Consecrator stand dann auf, und den Bischofsstab in der Hand haltend, sprach er Gebete und redete den Kaiser mit folgenden Fragen an:

1) Wollen Sie den heiligen katholischen apostolischen Glauben halten und durch gerechte Werke bewähren?

2) Wollen Sie ein getreuer Vorsteher und Beschützer der Kirche und ihrer Diener sein?

3) Wollen Sie das Reich, das Ihnen von Gott verliehen ist, nach der Gerechtigkeit ihrer Vorfahren regieren und thätig beschützen?

4) Wollen Sie die Gerechtsame des Königreichs und Kaiserthums, die unrechtmäßiger Weise zerstreuten Güter desselben wieder herbeibringen, erhalten und getreulich zum Nutzen des Reichs und des Kaiserthums verwenden?

5) Wollen Sie ein gerechter Richter über Arme und Reiche und ein frommer Beschützer der Wittwen und Waisen sein?

6) Wollen Sie dem allerheiligsten Vater und Herrn in Christo, dem römischen Papste, und der heiligen römischen Kirche geziemende Folge leisten?

Alle diese Fragen beantwortete der Kaiser mit: „Ich will es." Derselbe trat hierauf näher zum Altar, legte die beiden Finger der rechten Hand auf das von Aachen mitgebrachte Evangelienbuch und schwur die lateinische Formel: „Alles Vorhergesagte will ich, sofern mir Gott seine Hülfe verleiht, getreulich halten; so wahr mir Gott helfe und seine heiligen Evangelia."

Nach abgelegtem Eid fragte der Erzbischof von Mainz die Umstehenden: „Wollet Ihr einem solchen Fürsten und Regenten Euch unterwerfen, sein Reich befestigen und mit Treue unterstützen, und seinen Befehlen gehorchen, nach den Worten des Apostels: Jedermann sei der Obrigkeit unterthan, auch dem König als einem Vortrefflichern? Alle Anwesenden antworteten mit lauter Stimme: „Es soll geschehen!"

Nun trat der Kaiser zurück und kniete auf das vor dem Altar liegende Kissen, worauf der Consecrator die Benediction über denselben sprach. Die Geistlichen sprachen „Amen." Nach der Benediction wurde der Kaiser zur Salbung entblößt, indem der kurbrandenburgische Gesandte Se. Majestät die Kleidung abnahm, und die Weste zur Salbung der

Brust, so weit es nöthig war, aufknüpfte; der Konsecrator mit der Inful auf dem Haupte legte jetzt die Handschuhe und den bischöflichen Ring ab und wusch sich die Hände, nahm dann das Katechumenen-Oel und sprach: „Friede sei mit Euch!" Antwort der Geistlichen: „und mit deinem Geiste!" Hierauf salbte der Erzbischof den Kaiser mit dem Oel und unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes: auf dem Scheitel, auf der Brust, zwischen den Schultern, dann an dem rechten Arm zwischen der Hand und dem Ellenbogen, zu jeder Salbung die Worte sprechend: „Ich salbe Sie zu einem König mit dem heiligen Oele, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!" Während der Salbung sang die Kapelle die Antiphon: Sadoc, der Priester, und Nathan, der Prophet, haben Salomon gesalbet in Gihon, sind herumgegangen und haben freudig gerufen: „Es lebe der König in Ewigkeit! Hallelujah." Zuletzt wurde die flache Hand des Kaisers gesalbt, wobei der Konsecrator sprach: „Diese Hände müssen gesalbet werden mit demselben heiligen Oele, womit die Könige und Propheten sind gesalbet worden, gleichwie Samuel den David zum König gesalbet hat, damit Sie gesegnet seien und König werden in diesem Königreich über das Volk, welches der Herr Ihr Gott Ihnen zu beherrschen und zu regieren übergeben hat; welches der Herr verleihen wolle, der da lebet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Die Kapelle sang ferner: Der Herr hat Sie gesalbet mit dem Oele der Freuden vor Ihren Genossen!"

Die Weihbischöfe von Mainz und Köln trockneten hierauf das Oel an den Orten der Salbung mit Baumwolle ab, und wurde dann der Kaiser von den Kurfürsten oder deren stellvertretenden Gesandten in das Wahlconclave geführt. Der Kurfürst von Mainz blieb jedoch mit seinen Ministranten beim Altar zurück; die Reichserzämter trugen die Reichs-Insignien vor dem Kaiser her; in der Kapelle überreichten die Nürnbergischen Abgeordneten die Strümpfe und Sandalen. Vom kur-brandenburgischen Gesandten wurden dem Kaiser die Dalmatica nnd Alba angezogen und darüber die Stola um den Hals vornen so angelegt, daß ihre beiden Hälften kreuzweise sich, wie bei einem Priester, über der Brust kreuzten; von den Nürnbergischen Abgeordneten wurden ihm die Strümpfe und Sandalen angezogen. So bekleidet trat der Kaiser und das ganze Wahlgefolge aus dem Conclave zurück in die Kirche. Der Kaiser trat vor den Altar, während die Begleiter sich in ihre Betstühle

begaben; die Nürnbergischen Abgeordneten stellten sich an den Insignien-Tisch.

Der Kaiser kniete vor dem Altar; neben demselben Kur-Trier und Kur-Köln; hinter demselben die Gesandten von Kur-Böhmen, Kur-Pfalz, Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg und Kur-Braunschweig. Der Konsecrator sprach Gebete.

Nach diesen nahmen die Kurfürsten von Trier und Köln das von Aachen hergebrachte Schwert Karls des Großen vom Altar, zogen es aus der Scheide, und gaben es dem Kaiser, worauf der Konsecrator denselben anredete: „Nehmet hin das durch die zwar unwürdigen, jedoch durch das Ansehen und die Nachfolge der heiligen Apostel geweihten Hände der Bischöfe Ihnen übergebene Schwert und brauchen Sie dasselbe kraft unsers Segens zur Beschützung der heiligen Kirche Gottes, wozu es von Gott verordnet ist, und erinnern Sie sich dessen, was David geweissaget hat, wenn er spricht: Gürte dein Schwert um deine Hüften, du Held, u. s. w." Die Geistlichen: „Amen." Wie der Konsecrator die Worte: „Gürte dein Schwert um deine Hüften" gesprochen, übergab der Kaiser das Schwert dem kur-sächsischen Gesandten, welcher solches in die Scheide steckte, und hierauf mit Beihilfe des kur-böhmischen Gesandten den Kaiser damit umgürtete.

Hierauf wurde durch den Ceremoniarius dem Konsecrator vor dem Altar ein kostbarer Ring übergeben, welchen er dem Kaiser mit den Worten an den Finger steckte: „Nehmet hin diesen Ring, als ein Zeichen königlicher Würde u. s. w." Die Geistlichen: „Amen."

Darnach nahmen zwei der Assistenten den Scepter und Reichsapfel, welche ihnen der Ceremoniarins vom Insignien-Tisch gereicht hatte, und übergaben solche dem Konsecrator, welcher dem Kaiser den Scepter in die rechte und den Reichsapfel in die linke Hand gab mit den Worten: „Nehmet hin den Stab der Tugend und der Wahrheit und bemühen Sie sich, mit demselben den Frommen wohl zu thun und die Bösen zu schrecken, den Irrenden den Weg zu weisen, und den Gefallenen die Hand zu bieten: zerstreuet die Hoffärtigen und erhebet die Demüthigen u. s. w."

Nach geendigtem Gebet übergab der Kaiser den Scepter dem kurbrandenburgischen und den Reichsapfel dem kur-pfälzischen Gesandten, von welchen solche dem Reichserbtruchsessen behändigt worden.

Hierauf zog der kur-sächsische Gesandte das auf dem Insignien-Tisch gelegene große Schwert Karls des Großen von Nürnberg aus der

Scheide und übergab solches dem Reichserbmarschall, wo hingegen dieser das bis dahin gehaltene Schwert des heiligen Moritz wieder auf den Insignien-Tisch legte.

Von dem kur-brandenburgischen Gesandten wurde nun dem Kaiser der königliche Obermantel oder Pluviale, mit Zuthun der Nürnbergischen Abgeordneten umgehängt, worauf Kur-Trier und der Konsecrator die königl. Krone nahm und sie dem Kaiser mit den Worten aufsetzte: „Nehmet hin die Reichskrone, welche Ihnen, obwohl von unwürdigen, jedoch bischöflichen Händen auf das Haupt gesetzet wird, und wisset, daß sie ausdrücklich die Herrlichkeit der Heiligung und ein Werk der Tapferkeit vorstelle, ja daß Sie dadurch auch unsers geistlichen Amts theilhaftig werden, daß, gleichwie wir, dem inwendigen nach, Hirten und Regenten der Seelen sind, also auch Sie in auswendigen Sachen ein wahrer Diener Gottes und bei aller Widerwärtigkeit ein tapferer Beschützer der Kirche Christi und des von Gott verliehenen Reichs sein sollen u. s. w." Die Geistlichen: „Amen."

Der Kaiser, mit aufgelegten Fingern auf das von Aachen mitgebrachte Evangelienbuch, schwur hierauf den vorgeschriebenen Eid, erst in lateinischer und dann in deutscher Sprache. Er lautet: „Ich gelobe und verspreche vor Gott und seinen Engeln, daß ich jetzt und hinfüro das Gesetz und Gerechtigkeit, auch den Frieden der heiligen Kirche Gottes will halten und handhaben, auch dem Volk, so mir unterworfen ist, will ich nutz sein, und die Gerechtigkeit schaffen und mittheilen, daß ich des Reiches Recht mit gebührender Betrachtung göttlicher Barmherzigkeit will erhalten, wie ich solches mit Rath der Fürsten, auch des Reichs, und meiner Getreuen am Besten erfinden kann. Ich will auch den allerheiligsten römischen Bischof und der römischen Kirchen Gottes gebührende geistliche Ehre erzeigen und diese Dinge, welche vom Kaiser und Königen der Kirchen und den geistlichen Männern gesammelt und gegeben sind, die will ich ungeschwächt erhalten und erhalten zu werden verschaffen, auch den Prälaten, Ständen und Lehenleuten des Reichs gebührende Ehre tragen, und beweisen, so viel mir unser Herr Jesus Christus Hilf, Stärk und Gnade verleiht."

Der Kaiser begab sich dann vom Altar weg, wieder in seinen Betstuhl; der Konsecrator wusch sich die Hände, that die Handschuhe und den bischöflichen Ring wieder an und betrat seinen Betstuhl, worauf mit dem Amt der heil. Messe fortgefahren und das Evangelium abgesungen wurde.

Durch den Chordirektor wurde Kur-Trier das Evangelienbuch überbracht und dem Kaiser zum Küssen dargereicht. Der Kurfürst von Köln gab das Incensum, worauf die kur-mainzische Kapelle das Credo und das Offertorium sang, während des letztern Kur-Trier und Kur-Köln den Kaiser, welchem von den Rechtsbeamten Scepter und Reichsapfel gereicht worden, zum Opfer führten, wo derselbe knieend die Patena küßte, den Scepter und Reichsapfel den Reichserbämtern zurück gab, sein Opfer in das von dem Ceremoniarius dargereichte Becken legte, und sodann wieder in den kaiserlichen Betstuhl zurück ging. Kur-Trier und Kur-Köln nahmen dem Kaiser die Krone ab und legten sie auf ein Kissen.

Bei dem Agnus Dei brachte Kur-Trier dem Kaiser das Pacem zum küssen, und Kur-Köln präsentirte dem Kaiser das Weihwasser. Nachdem der Konsecrator das hochwürdigste Sacrament unter der heiligen Messe empfangen, wurde der Kaiser von Kur-Trier und Kur-Köln zum Altar geführt, und empfing von Kur-Mainz die heilige Hostie und den Wein in des Konsecrators Kelch. Der Konsecrator: „Er lasse, was Geistlich und Weltlich, und durch seine Gnade bei Ihrer Krönung versammelt ist, unter seinem Schutz und Ihrer Regierung lange Zeit glücklich beherrschen, damit sie den Geboten Gottes gehorsam, von Widerwärtigkeiten befreit, an allen Gütern vollauf haben; dann sowohl in dieser Welt der zeitlichen Ruhe als auch mit Ihnen der Gesellschaft der ewigen Bürger im Himmel genießen mögen, das wolle der verleihen, dessen Reich ohne Ende währet, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Die Geistlichen: „Amen."

Endlich erfolgte von dem Konsecrator der Segen: „Der Segen Gottes † des allmächtigen Vaters und des Sohnes † und des heiligen Geistes † komme herab und verbleibe allezeit über Euch und sein Friede sei allezeit mit Euch!" Die Geistlichen: „Amen."

Dem Kaiser, von Kur-Trier und Kur-Köln wieder zum Betstuhl geführt, wurde die Krone aufgesetzt, und er von sämmtlichen Kurfürsten oder deren Gesandten zu dem kaiserlichen Thron begleitet; inmittelst sang die Kapelle das Responsorium: „Du hast Ihm gethan, Herr, wie sein Herz wünschet, und den Willen seiner Lippen hast du Ihm nicht entzogen." Während der Kaiser sich auf den Thronsessel setzte, sprach der consecrirt habende Erzbischof von Mainz: „Nehmet ein und behaltet die königliche Stelle, welche Ihnen nicht durch Erbrecht, noch durch väterliche Nachfolge, sondern durch die Stimmen der Kurfürsten des deutschen Reichs, sonderlich aber durch Verordnung des allmächtigen Gottes und unsere auch aller Bischöfe und anderer Diener Gottes Uebergebung ein-

geräumt wird: um so vielmehr Sie aber sehen, daß die Geistlichkeit den heiligen Altären näher stehet, so viel mehr Ehre sollen Sie an gehörigen Orten derselben zu erweisen eingedenk sein, auf daß Sie, als einen Mittler zwischen der Geistlichkeit und dem Volk, auf diesem Reichsstuhl bekräftigen und in dem ewigen Reich mit sich regieren lasse den Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus unser Herr, der König aller Könige, welcher mit Gott dem Vater und heiligen Geist lebet und regieret, wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

In seinem und im Namen sämmtlicher Kurfürsten gratulirte Kur-Mainz dem Kaiser, worauf derselbe eine Danksagungsantwort erstattete. Der Kurfürst von Mainz wendete sich gegen die Seite des Altars und intonirte den Ambrosianischen Lobgesang, welcher von der Kapelle unter Läutung aller Glocken, Lösung der Geschütze, Trompeten- und Paukenschall und dem Jubelgeschrei des Volks: Vivat Kaiser Franz abgesungen wurde.

Kur-Mainz, Kur-Trier und Kur-Köln begaben sich zur Ablegung ihrer Pontificalien und Anlegung der Kurkleidung in die Sakristei, während dem Kaiser von dem kur-sächsischen Gesandten das bloße Schwert Karls des Großen von Nürnberg überreicht wurde, womit er auf dem Thron sitzend, unter fortwährendem Gesang des Te Deum laudamus mehrere Grafen, Freiherren, Herren und Nürnberger Patricier zu Rittern schlug.

Nach vollbrachtem Ritterschlag verfügte sich der Kaiser wieder in seinen Betstuhl, wo gleich darauf vor Ihro Majestät der Dechant und Sänger des königlichen Marienstifts von Aachen erschien und dem Kaiser anzeigten, wie ein jeder römischer König gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitcanonicus aufgenommen zu werden und dabei den gewöhnlichen Eid zu leisten pflege.

Nach diesem traten die drei geistlichen Kurfürsten in ihren Kurhabiten zu dem Kaiser, und ging der Zug aus der Kirche zu der Pforte hinaus, die auf den Domplatz führt.

Unter dem Läuten aller Glocken und einer zweiten Losbrennung aller Geschütze ging der Kaiser in der kaiserlichen Kleidung mit der Krone auf dem Haupt über einen eigens aufgebrückten, mit schwarz, weiß und gelbem Tuch bekleideten hölzernen Gang nach dem Römer. Die Insignien wurden einschließlich der Hauskrone von den Reichserbämtern hinter dem Kaiser getragen; worauf die übrigen Fürsten, Grafen, Botschafter u. s. w. folgten. Kaiserliche Trabanten und Hatschiere

gingen auf beiden Seiten, die kurfürstlichen Garden machten den Schluß; auf beiden Seiten des hölzernen Ganges paradirte die Bürgerschaft. Sobald der Zug vorbei war, wurde der hölzerne Gang preisgegeben und nebst dem Tuch vom Volk abgerissen. Bei diesem Abreißen fielen öfter große Excesse vor, daher der Rath wegen der Preisgebung am 11. Juli 1792 die Verordnung erließ: „Aus kaiserlicher Allerhöchster Gnade, Milde und Gütigkeit pflegt Preis gegeben zu werden, benamentlich bei dem Geld auswerfen, sodann dem Weinspringen und Freigebung des Habers, des gebratenen Ochsens, der Kühe auf dem Römerberg und das über die Brücke, worüber Ihre kaiserliche Majestät sich aus dem Dom begeben werden, zu legenden Tuchs, keine Thätlichkeiten noch Gewalt auszuüben, sondern einem Jeden, der Beute gemacht, zu lassen, viel weniger Jemand zu verwunden noch an Leib oder Gliedern zu beschädigen."

Die letzte Feierlichkeit bei der Krönung war das Mittagsmahl nach altkaiserlichem Ceremoniell. Bevor jedoch zu demselben geschritten wurde, sah der Kaiser, in vollem Ornate, die Krone auf dem Haupte, in den Händen Scepter und Reichsapfel, von dem Römer aus der Verrichtung der Reichserbämter zu. Der Herzog von Sachsen ritt als Reichsmarschall in einem Haufen von Hafer, der dem Pferde bis an den Leib reichte, schöpfte ein Maß voll von demselben und es wurde der ganze Haufen dann dem Volke preisgegeben. Der Markgraf von Brandenburg schöpfte als Erzkämmerer mit einem silbernen Becken Wasser aus dem Brunnen vor dem Römer und brachte es dem Kaiser. Der Pfalzgraf vom Rhein nahm von dem mit Milchschweinen, Rehen, Geflügel u. s. w. gefüllten und am Spieß gebratenen Ochsen ein Stück und brachte es als Erztruchseß auf die kaiserliche Tafel. Der König von Böhmen brachte als Erzmundschenk einen mit Wasser und Wein gefüllten Becher, der bei dem Springbrunnen stand, zur kaiserlichen Tafel. Der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg warf als Erzschatzmeister Münzen unter das Volk. Aus einem auf dem Römerberg errichteten Brunnen sprang weißer und rother Wein, der mit weißem Brod unter die Menge vertheilt ward.

Hierauf setzte sich der Kaiser allein zur Tafel, die 6 Fuß höher als die anderen war; ihr gegenüber stand die Tafel des Kurfürsten von Trier, rechts saß Kur-Mainz, links Kur-Köln; neben diesen hatten die weltlichen Kurfürsten ihre Plätze. Kur-Mainz sprach vor Tisch das Benedicite, nach Tisch das Gratias, worauf die beiden andern Kur-

fürsten antworteten. Nach dem Schluß der Tafel fuhr der Kaiser mit der Krone auf dem Haupte in sein Quartier, die Reichserbbeamten trugen die Insignien vor und nachdem der Kaiser den Krönungsornat abgelegt hatte, empfingen die Nürnberger Deputirten denselben.

Ein besonders feierlicher Act war die Huldigung, welche der Rath und sonstige Behörden Frankfurts dem Kaiser im Römer darbrachten; auch die Bürgerschaft leistete einen Huldigungseid und es endete diese Feier unter zahlreichen Hochrufen und dem Donner von hundert Kanonensalven.

Auch die Abreise des Kaisers ging unter großen Feierlichkeiten vor sich, indem derselbe von einer Rathsdeputation bis zur Grenze begleitet wurde. Dreihundert Kanonenschüsse wurden abgefeuert und der Reichsposthalter ritt mit vielen blasenden Postillonen dem sechsspännigen Wagen des Kaisers vor.

20.

Horatio Nelson.

Horatio Nelson, am Michaelistage 1758 zu Hilborough in der Grafschaft Norfolk, einem kleinen Landsitze seines nicht unbemittelten Vaters, geboren, und von Seiten seiner Mutter den angesehenen Familien Walpole und Townshend verwandt, war als zwölfjähriger Knabe als Midshipmann auf einem Kriegsschiffe aufgenommen, hatte drei Jahre später an einer nach dem äußersten Norden gerichteten Entdeckungsreise unter Lord Mulgrave Theil genommen, während des Kampfes mit Amerika in den westindischen Gewässern gestritten und 1777 den Rang eines Schiffslieutenants erworben. 1787 stieg Nelson zum Kapitän; unter ihm befehligte damals der Herzog von Clarence, der nachmalige König Wilhelm IV., mit dem er während der Kämpfe gegen Amerika eine bis zum Ende seiner Tage sich bewährende Freundschaft geschlossen hatte.

Seit dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich war Nelson bei der Flotte auf dem Mittelmeer thätig, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Kampf gegen die Republik mit der vollsten Lebenskraft durchgeführt werden müsse; vor dem Schicksal seines Vaterlands erzitternd, falls den falschen Einflüsterungen der Jacobiner Gehör gegeben werden sollte, gestaltete sich in ihm dieser Todeshaß gegen Frankreich, von dem er bis zum letzten Athemzuge nicht ließ; ein Todeshaß gegen Frankreich

als ein Ganzes, der deßhalb dem Gefühle des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen den einzelnen Franzosen in der Brust des edlen Mannes keinen Abbruch that. „Drei Dinge," sprach er zu einem jungen Untergebenen, „müßt ihr eurem Herzen fest einprägen: dem Gesetze unbedingt zu gehorsamen, in jedem, der von eurem Könige schlecht zu sprechen wagt, euren Feind zu erblicken, und einen Franzosen wie den lebhaften Teufel zu hassen." Nelson, der bei der Belagerung von Calvi auf Corsica das rechte Auge durch einen Schuß eingebüßt hatte, stieg 1796 zum Commodore, dann zum Rear-Admiral. Unter dem Ausrufe: „Westminster-Abtei oder glorreicher Sieg!" enterte er in der Schlacht bei St. Vincent ein feindliches Schiff und behauptete sich im Besitz desselben. Seine Unternehmung gegen das feste Santa Cruz auf Teneriffa scheiterte an dem hohen Muthe von Don Antonio Guitierrez. Eine Kugel zerschmetterte dem Admiral den rechten Arm. Einäugig und einarmig kehrte er nach London zurück, welches ihm in goldner Kapsel das Bürgerrecht überreichen ließ. Kaum genesen, bat er bei dem Könige um die Gnade, den Befehl wieder übernehmen zu dürfen, legte sich vor Toulon, suchte und fand die französische Flotte im Hafen von Abukir. Lautlos sah er von seinem Admiralschiffe herab auf die feindlichen Wimpel; aus seinen Augen blitzte Freude, daß ihm der Kampf mit den Entschlüpften nicht gewehrt werden könne.

In tiefer Sorglosigkeit hatte der französische Admiral Bruey's die Anker ausgeworfen. Seine leichten Fahrzeuge waren zum Theil unbemannt, da er 3000 Matrosen verstattet hatte, den Bord zu verlassen und ihr Unterkommen in Alexandria zu suchen. Sogar die kleine vor der Rhede von Abukir liegende gleichnamige Insel hatte er durch Schanzen zu decken verabsäumt. Da nahte Horatio Nelson, froh einen Feind gefunden zu haben, nach dem er im Archipelagus, im adriatischen Meere, und zum zweiten Male an der Küste von Neapel und Sicilien vergeblich gesucht hatte. Es war sechs Uhr Abends, als er den Strand von Abukir erreichte, und begünstigt vom Winde unverzüglich den Kampf mit den an Kräften ihm gleichen Feind eröffnete. Als in höchster Eile die beurlaubten Matrosen von Alexandria eintrafen, hatte die Schlacht bereits begonnen. Die hereinbrechende Nacht setzte ihr kein Ziel. Auf dem Verdeck des Orient fiel Admiral Bruey's; statt seiner übernahm auf dem nämlichen Schiffe der Admiral Villeneuve den Oberbefehl. Es war eilf Uhr Abends, als aus den Planken des Orients die Lohe aufschlug. Die Pumpen waren durch feindliche Ku-

geln zerschmettert, die Eimer unbrauchbar geworden. Menschliche Hülfe konnte der um sich fressenden Flamme keine Schranken setzen. Von Furcht ergriffen stürzten sich die Matrosen über Bord; schweren Herzens verließ Villeneuve sein Admiralschiff; feindliche und befreundete Flaggen zogen sich aus der Nähe der Gluth zurück. Mit jedem Augenblicke erwartete man das Auffliegen des Orient. Nur der Kapitän desselben, Casa-Bianca, aus einer adeligen Familie zu Vescovato in Corsika stammend, der im Convent für die ewige Gefangenschaft Ludwig's XVI. gestimmt hatte und später zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert ernannt war, war nicht zu bewegen, das Deck zu verlassen. Ihm zur Seite sein zehnjähriger Sohn, der des Vaters Wunde verband. In dessen Armen sah man ihn zuletzt, als die Flamme die Pulverkammer erfaßte und das Admiralschiff in die Luft geschleudert wurde. Eine feierliche Stille herrschte auf beiden Schlachtreihen; eine volle Viertelstunde wurde kein Schuß vernommen, bis Nelson, jetzt seines Sieges gewiß, mit unwiderstehlichem Andrange die Schlacht erneuerte. Die meisten seiner Schiffe waren entmastet; seine Ruhe und feste Haltung theilte sich den englischen Seemännern mit. Gegen zwei Uhr Morgens kappte Villeneuve die Anker, und entkam mit zwei Linienschiffen und eben so vielen Fregatten. Fast der ganze zurückbleibende Theil der französischen Flotte ging in Feuer auf, oder mußte sich dem Sieger ergeben. Um drei Uhr Morgens war die Schlacht beendet.

Seitdem hieß Nelson „der Held vom Nil." Den ihm übergebenen Degen des französischen Viceadmirals Blanquet sandte er nach London, als Beweis, daß Britannien noch auf dem Meere herrsche. „Die Hand Gottes," berichtet Nelson nach Neapel, „lag sichtbar auf den Franzosen, und ich hoffe, daß sich auf der englischen Flotte keine Seele findet, die nicht den Sieg dem Segen des Allmächtigen zuschreibt, der auf unserer gerechten Sache ruht!" Wie in abergläubischer Verehrung drängten sich Lazzaroni um den Helden, als dieser in Neapel an's Land stieg. Er konnte damals nicht bewogen werden, den gefangenen Blanquet zu besuchen. „Ich fürchte, daß mein Anblick ihn verstimmt," sprach er, „und überdieß habe ich eine so unüberwindliche Abneigung gegen einen Franzosen, daß ich fast glaube, sie ist mir angeboren."

Kein Lebendiger entsann sich eines solchen Jubels von London, als da der Sieger von Abukir in die Themse einlief. Der König ernannte ihn als Baron Nelson vom Nil zum Peer; das Parlament bewilligte ihm auf Antrag Pitt's einen Jahrgehalt von 2000, die ost-

indische Compagnie schenkte ihm die Summe von 10,000 Pfund Sterling. Im Namen von ganz England statteten ihm und seinen Offizieren beide Häuser ihren Dank ab. Ferdinand IV. beschenkte ihn mit der herzoglichen Würde und dem Landsitze Bronte in Sicilien; „Bronte-Nelson" unterschrieb sich der Admiral seitdem, der zur Bewilligung des Abzuges der Franzosen von Egypten nicht zu bewegen war. „Es sind schon ohne sie Schurken genug in Europa!" rief er unmuthig. Ueber ein solches Kind war ganz England stolz. Aber glücklich war der Sieger von Abukir nicht. Oft wanderte er schmerzzerrissen während der Nacht durch die Gassen von London. Sein geheimstes Leben gehörte nicht der Mutter seiner Kinder, sondern der verführerischen Emma Hamilton.

Nelson's ganze Thätigkeit blieb auch fortan dem Kampfe gegen Frankreich geweiht. Schöner aber konnte das Leben eines solchen Helden nicht beschlossen werden, als es Nelson das seine zu beschließen vergönnt war. 1805 übernahm er den Befehl über die Flotte im Mittelmeer. Lange suchte er die vereinigte spanisch-französische Flotte, bis er sie endlich beim Vorgebirge Trafalgar erreichte.

Als Villeneuve und Gravina den Hafen von Cadix verließen, um den Weg nach Westindien einzuschlagen, zählten sie 18 Linienschiffe unter sich und hatten überdieß ein zur Landung bestimmtes Heer von 12000 Mann an Bord. Mit nur 11 Linienschiffen folgte ihnen Nelson, er wollte schlagen, „und sollte er die Feinde bei den Antipoden suchen." In der Bucht von Biscaya, an der Küste von Irland, suchte er die feindliche Flotte, bis er ihr endlich begegnete. Er erklärte es für den glücklichsten Tag seines Lebens — so freudig lebte in ihm die Ueberzeugung vom Siege, als er am Cap Trafalgar mit 27 Schiffen den 18 französischen und 15 spanischen Linienschiffen, welche 350 Geschütze mehr zählten als er, und überdieß mit 10,000 der besten, zum Entern bestimmten Soldaten versehen waren, gegenüberstand. „Möge der große Gott, zu dem ich bete, mir für mein Land und zum Segen von ganz Europa einen glorreichen Tag schenken, und möge nach dem Siege Menschlichkeit auf Englands Flotte vorwalten! Was aber mich betrifft, so empfehle ich mein Leben Dem, der es geschaffen, und möge sein Segen auf mir ruhen zur Rettung meines Vaterlandes! Ihm ergebe ich mich und die gerechte Sache, deren Vertheidigung meinen Händen anvertraut ist!" Das waren die letzten Worte, die er in sein Tagebuch schrieb. Nelson hatte das feste Vorgefühl seines nahen Todes.

„England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue," war der letzte Bescheid, welchen er von der Victory herab seinen Engländern zukommen ließ. Um zwölf Uhr Mittags begann die Schlacht. Bald sah sich Nelson im Kampfe mit beiden feindlichen Admiralschiffen, dem Bucentaur, auf welchem sich Villeneuve befand, und der von Gravina befehligten Santissima Trinidad mit 1600 Mann Besatzung und 136 Geschützen, dem größten damals in der Welt. Er freute sich, daß der Feind gleich Männern fechte, über die zu siegen Ehre bringe, und die, gälte es einer besseren Sache, Sieger zu heißen würdig sei. Geziert mit allen Orden, stand er auf dem Deck, den Kugeln der feindlichen Scharfschützen bloßgestellt; sein Herz war fröhlich, es blitzte ihm die Freude aus den Augen. Umsonst baten ihn seine Freunde, einen Mantel umzuwerfen, um nicht durch seine Kleidung kenntlich das Ziel der Schützen abzugeben. „Weg von der Stelle," rief ihm Kapitän Hardy zu, „dort zielt einer auf euch!" In dem Augenblicke schlug eine Kugel in Nelson's Brust, und fiel der, welcher sie gesandt hatte, durch den Schuß eines sechzehnjährigen Midshipman auf der Victory. „Ich fühle, es ist um mich geschehen!" sprach der Lord, fragte fortwährend nach dem Stande der Schlacht. Sein Auge schien gebrochen, als es beim Siegesgeschrei auf der Victory noch einmal aufblitzte. Er wünschte nur so lange zu leben, bis der Sieg vollständig sei. „Gelobt sei Gott, ich habe meine Schuldigkeit gethan!" waren seine letzten Worte. Achtzehn feindliche Schiffe, unter ihnen beide mit der Admiralsflagge gezierte, waren genommen, Villeneuve und der spanische Viceadmiral gefangen. Mit dem Tage von Trafalgar verlor Frankreich die letzte Hoffnung des Sieges über England, und wurde diesem die Oberherrschaft auf der See gesichert. Dieses Ereigniß verbitterte Napoleon den Sieg bei Austerlitz. Als ob es möglich sei, die Nachricht dem ganzen Frankreich zu verheimlichen, durfte ihrer von keinem der dienstbaren Tagesblätter Erwähnung geschehen.

21.

Stein und Scharnhorst.

Unter den Befreiern Deutschlands ragen zwei Männer hervor, welche die beiden Stämme, die sich über Norddeutschland ausgebreitet und einen großen Theil seiner Marken, Pommerns und Preußens bevölkert haben, in Charakter und Art auf das schärfste repräsentiren; der eine ein eingeborner, reinfränkischer Freiherr, der andere ein geborner

sächsischer Freibauer, ihre Namen und Thaten leben in aller Gedenken: Heinrich Friedrich Karl von Stein und Gerhard David Scharnhorst. Der Freiherr von Stein aus Nassau an der Lahn, war in altväterlicher Weise christlich erzogen, in den alten und neuen Sprachen, in den Staatswissenschaften und zunächst specieller in der Bergbaukunde durch Hauslehrer und auf der Universität Göttingen wohl unterrichtet, nach Sitte des reicheren Adels in Deutschland am Kaiserhofe und durch längeren Aufenthalt in Wetzlar gebildet, dann bald in preußischen Diensten emporgestiegen. Im Jahre 1780 war er zu Wetter in der Grafschaft Mark Bergrath geworden — im Jahre 1804 ward er nach von Struensee's Tode Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe. Als im Frühjahr 1807 Finanzen nicht mehr zu verwalten waren, der König ganz auf die äußerste Gränze des Reiches hingedrängt war, wollte von Stein nicht mehr als Minister zur Last fallen, er nahm seinen Abschied. Kaum aber war der Friede geschlossen, als ihn im Herbste 1807 der König wieder berief, und zwar kam nun, da der König einen großen Theil der höhern Staatsdiener entließ, im Wesentlichen die ganze Leitung der Administration und administrativen Gesetzgebung an ihn. Herr von Stein begriff vollkommen die Lage des Staates; auf einen kleinen Territorialumfang beschränkt, konnte man eine neue, vor Verachtung schützende Macht nur gewinnen durch Steigerung und Verdoppelung der inneren Kräfte; hiezu war es nothwendig, Gesinnung und Thätigkeit zu wecken, und solche Einrichtungen, die in weitschichtigeren, von Natur reicheren Verhältnissen am Orte sein können, aber energische Entwickelung hemmen, zu beseitigen. Man hatte ein durch den Krieg verödetes, ausgesogenes Land zurückbekommen; vor allen Dingen galt es dem Lande seinen Anbau wiederzuschaffen, den Stand der Landbauern zu heben; man hatte ein verarmtes, in seinen verschiedenen Ständen zum Theil einander mißtrauendes oder auf einander erbittertes Volk zurückbekommen; vor allen Dingen galt es, den Einzelnen von Hindernissen bei seinem Gewerbe zu befreien, leere Seiten am Unterschiede der Stände zu beseitigen; — von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheint die damalige administrative Gesetzgebung, wie sie theils noch unter von Stein's unmittelbarer Leitung zu Stande kam, theils von ihm noch vorbereitet nach seiner Entfernung vervollständigt ward, als höchst zweckmäßig, ja! einzig richtig, ohne darum ein Ideal für alle Zeiten zu sein; die Leibeigenschaft und andere Dienstbarkeiten wurden aufgehoben; jeder Bürgerliche erhielt die Erlaubniß, Rittergüter

zu kaufen; jeder Edelmann die Möglichkeit, unbeschadet seines Adels, bürgerliche Gewerbe zu treiben; die Verschränkung gutsherrlicher und bäuerlicher Verhältnisse ward möglichst aufgehoben; die Benutzung von Grund und Boden von Seiten des Staates so bequem gemacht, als die Natur der Sache zuließ, und möglichst freie Disposition über Grundeigenthum gewährt: eine neue Städte- und neue Regierungsordnung vollendeten den Kreis dieser neuen Einrichtungen — die Regierungsordnung (vom 10. Dec. 1808) ward erst nach v. Stein's Abgange publizirt. Stein hatte sich nämlich nicht auf seine leitende ministerielle Thätigkeit beschränkt, sondern er, seine Verwandten und Freunde bildeten weithin bis zum Rheine eine Kette, deren Glieder alle Napoleon in Deutschland feindliche Elemente auszuforschen, zu nähren, unter sich in Verbindung zu setzen suchten. Ein wahrer Franke seinem Charakter nach, d. h. scharf im Auffassen, aber stürmisch in der Aeußerung, heftig und dämonisch gewaltig, hatte Stein mehrfach schon sich weniger in Acht genommen, als räthlich gewesen.

Mitte August 1808 ging Assessor Koppe mit Aufträgen von Königsberg, wo der Hof und die Ministerien noch waren, nach Berlin. Stein, von einer Mittagstafel ziemlich aufgeregt, durch die Unterhaltung kommend, fand Koppe reisefertig und schrieb in dieser Stimmung rasch noch einen Brief an den Fürsten Wittgenstein. Koppe ward von den Franzosen angehalten, Stein's Brief fiel ihnen in die Hände. Erst als der Verfasser ihn im Moniteur wieder abgedruckt las, sah er, wie unvorsichtig er sich geäußert; da im Moniteur zugleich Napoleon's Unwille gegen Stein deutlich ausgedrückt war, wäre dieser für Preußen zunächst nur eine gefährliche Last gewesen. Er nahm also am 26. Nov. 1808 seinen Abschied und reiste nach Berlin. Hier aber las er ein Aechtungsdecret Napoleon's aus Madrid datirt, wodurch le nommé Stein für vogelfrei erklärt ward, und zugleich erfuhr er, daß die französischen Behörden bereits seine Auslieferung verlangten; da floh er in Eile nach Oesterreich. Die Aechtung diente nur dazu, Stein in aller Augen zu heben, ihn in Böhmen von neuem zu einem Anhalte- und Mittelpunkte fast aller deutschen Interessen gegen Frankreich zu machen, und für die Einlebung seiner administrativen Gesetzgebung in Preußen war es vielleicht sogar förderlich, daß der stürmische Geist des rheinfränkischen Freiherrn derselben nicht präsidirte.

Der Freibauer Scharnhorst dagegen sollte, wie ihn schon sein Taufname bezeichnete, ein rechter David werden, der von der Weide der

Heerden kommend mit ferntreffender Schleuder den korsischen Goliath niederwarf. Er war in Hämelsee im Cellischen geboren, hatte eine harte Jugend in bäuerischer Umgebung unter angestrengter Arbeit verlebt, und dann, als die ökonomische Lage des Vaters sich verbesserte, auf der Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Bückeburg eine sehr tüchtige militärische Erziehung erhalten. Im Jahre 1777 trat er nach dem Tode des Grafen, der in ihm bereits den ausgezeichneten Geist erkannt hatte, in hannover'sche, 1801 in preußische Dienste; 1804 ward er Oberst; während des Krieges 1807 war er Generalmajor geworden. Es war ein Mann, der auch im gemeinen Leben alle Eigenschaften des Feldherrn hatte; er besaß in der ruhigen Kraft, die ihm einwohnte, ganz andere Mittel als Stein, solchen moralischen Frictionen, wie sie durch Furchtsamkeit und Schwäche der Menschen herbeigeführt werden, zu trotzen und Neid und Eitelkeit durch eigene Anspruchslosigkeit zu entwaffnen. „Ruhige Beharrlichkeit, eine prophetische Zuversicht auf die Macht des Guten lag in seinem milden und durchaus entschlossenen Wesen. Auf den ersten Anblick hatte er etwas phlegmatisches, unbeholfenes — bei näherer Bekanntschaft sah man ihn voll Sinnigkeit und voll eines nie nachlassenden Feuers.“ Er war ohne allen Eigennutz, ganz dem Allgemeinen zugewendet, und wie dem Franken Stein vor allem die moralische Umgestaltung der Administration, so gehört ihm dem Sachsen die moralische Umgestaltung des Heeres an. Dem Prügelsystem und dem Hungerleidensystem beim Heere ward ein Ende gemacht; Kenntniß und Verdienst sollten hinfort als alleiniger Grund der Beförderung gelten. Scharnhorst besonders war es, der, nachdem der Krieg die Mängel des früheren Heersystems deutlich gemacht, sie auch der verständigen Einsicht und dem Räsonnement gegenüber nachwies. Man konnte, um die Franzosen nicht zu reizen, nicht sofort die uneingeschränkte Verpflichtung zum Kriegsdienste einführen, aber man bereitete darauf vor; die Convention, welche Preußen mit Frankreich am 8. Sept. 1808 über die rückständigen Contributionen geschlossen, beschränkte zugleich das preußische Heer auf 42,000 Mann. Dadurch war die offene militärische Thätigkeit beengt und neben ihr mußte eine geheimere eintreten. Von dieser war nun der stille Scharnhorst recht eigentlich die Seele. Man beschränkte sich anfangs darauf, einen raschen Wechsel in dem Personale der Armee eintreten zu lassen, und, sobald Rekruten einexercirt waren, sie zu entlassen, an ihrer Stelle andere auszuheben, mit diesen ebenso zu verfahren und auf diese Weise einen so großen Theil des Volkes als möglich waffen-

tüchtig zu machen. So, ohne daß man das stehende Heer um einen Mann über den durch die Convention zugestandenen Betrag vergrößert hätte, hatte man nach drei Jahren nahe an 150,000 Mann exerzirte Leute im Volke. In aller Stille ward durch Einkäufe von Gewehren dafür gesorgt, daß für eine solche Macht sofort die nöthige Waffenrüstung vorhanden wäre. Die Festungen erhielten eisernes Geschütz; alle Artilleriestücke aus den geretteten wurden in Feldstücke umgegossen, und so dem Heere wieder eine angemessene Artillerie gegeben. Aus dieser stillen Thätigkeit ging Schritt für Schritt allmählig das System der preußischen Landwehr hervor, ohne daß die Franzosen die furchtbare Macht ahnten, die sich hier wie unterirdisch bildete.

22.

Andreas Hofer und die Helden in Tirol.

In Tirol hatte sich auf eine fast wunderbare Weise seit Jahrhunderten die alte freie volksthümliche Verfassung, die alte Kirche, Sitte, Tracht und Kraft erhalten. Ein Stück Mittelalter lag hier wie eine Insel mitten im weiten Meere der modernen Cultur und Aufklärung Mit landesväterlicher Weisheit hatte das Haus Habsburg niemals an diesem treuen Tirol gerüttelt, nichts darin verändert. Erst Joseph II. beirrte das Land mit seinen Neuerungen, aber ohne Erfolge. Die Bauern waren hier von uralter Zeit her frei und lebten mit dem nicht zahlreichen Adel, wie mit den Welt- und Klostergeistllchen in einem patriarchalischen und zutraulichen Verhältniß. Das ganze Volk war eine einzige, innig verbundene Familie. Es hatte seine eigene Verfassung, in der auch der Bauernstand vertreten war und in allen Landesangelegenheiten mitsprach. Es war frei von den mehr oder weniger modernen Gesetzen und Verwaltungsmaximen der übrigen kaiserlichen Erblande. deßgleichen von der Rekrutirung. Es stellte dem Kaiser nur freiwillige Schützenregimenter in der Landestracht, was dem Volk von Tirol stets eine Freude war und nie zur Last fiel, weil jeder Bauer von Jugend auf im Schießen mit dem Stutzen trefflich eingeübt war und mit heldenmäßiger Körpergröße und Kraft auch den kriegerischen Stolz bewahrte, der einst alle deutschen Völkerstämme ausgezeichnet hatte, bevor die Cultur, der Luxus, die Schule und das moderne Staatssystem sie entwaffneten und entnervten.

Sobald das Land Tirol im Preßburger Frieden durch einen Federstrich Napoleon's von Oesterreich abgerissen und Bayern zugetheilt worden war, hätte man glauben sollen, die Regierung in Bayern würde Alles anwenden, um diese neue herrliche und unschätzbare Erwerbung durch Bande der Liebe und des Interesses an sich zu fesseln. Auch fehlte es nicht an natürlichen Sympathien, denn Altbayern war eben so streng katholisch wie Tirol und die Interessen beider Länder kamen einander entgegen, da sie aneinander gränzten, das Gebirge Wein und Vieh der Ebene, diese jenem Korn und städtische Fabrikate zum Austausch darzubieten hatte. Die Regierung in Bayern war aber damals verblendet durch den Fanatismus der Aufklärung und bis zur Trunkenheit übermüthig durch den Souveränetätsschwindel, dem die neuen Rheinbundsfürsten, im Vertrauen auf Napoleon's Allmacht, fast alle verfallen waren. Der gute König Max Joseph von Bayern, persönlich der mildeste und liebenswürdigste Fürst, der durch sein leutseliges Verkehren mit dem gemeinen Mann sich eine seltene Popularität erworben hatte, ließ gleichwohl seinem Minister **Montgelas** freie Hand, die treuen und frommen Tiroler bis auf's Blut zu quälen und zur Verzweiflung zu bringen. Unter allen deutschen Staatsmännern damaliger Zeit war keiner so durch und durch Todfeind der Kirche und aller alten volksthümlichen Verfassungen, Gewohnheiten und Rechte, wie Montgelas. In der Luft der Illuminaten aufgewachsen und durch die Gunst seines Herrn mit einer Macht ausgestattet, die sich Alles erlauben zu dürfen glaubte, ging Montgelas auf gänzliche Ausrottung des sogenannten altkatholischen Aberglaubens, d. h. der Kirche aus. Indem er alle Klöster und Klosterschulen aufhob, alles Kirchengut einzog, die Rechte der Bischöfe mit Füßen trat, die Bischöfe selbst einkerkerte und verbannte, die Kirchen plünderte, die zahlreichen Stätten der Volksandacht niederreißen, die heiligen Gegenstände kindlicher Verehrung an Juden verkaufen, den Volksglauben geflissentlich durch die Staatsdiener selbst verhöhnen und verspotten ließ, machte er andrerseits großartige Schulpläne, um durch Anstellung von Philosophen und Religionsspöttern auf den bayerischen Universitäten und Gymnasien, durch Errichtung von Schullehrerseminarien und Organisirung eines der Kirche feindlichen Volksunterrichts, ein ganz neues aufgeklärtes Volk heranzubilden. Damit hing denn auch die Nichtachtung und Zerstörung aller Landesgesetze und Rechte zusammen. Trotz der ausdrücklichen Zusicherung im Besitzergreifungspatente, wurde die alte Tiroler Verfassung aufgehoben.

Tirol verlor seinen alten ehrenvollen Namen, und wurde in Südbayern umgetauft. Es verlor seine alte Verfassung und empfing mit den bayerischen Gesetzen zugleich eine übermüthige Schaar bayerischer Beamten, die sich vor Allem auf die reiche Beute der Kirchen stürzten und dem achtbarsten unter allen deutschen Völkerstämmen mit unerhörter Verachtung begegneten. Montgelas ließ nicht nur alles Kirchengut confisciren, sondern verbot auch den Bischöfen jeden Verkehr mit Rom und entzog ihnen wie die Besetzung der Pfründen, so den Unterricht des Klerus. Als Fürstbischof Emanuel von Trient und Fürstbischof Karl Rudolph von Chur dagegen Verwahrung einlegten, wurden sie von Staatswegen für abgesetzt erklärt, gefangen genommen und über die Gränze transportirt (24. Oktober 1807). Dasselbe Loos theilten drei Priester, zwei andere wurden eingekerkert und erst durch den großen Aufruhr im Jahre 1809 wieder befreit; die übrigen beugten sich mit trauerndem Gemüthe. Auch das Volk, so sehr es ihm zu Herzen ging, blieb ruhig, obgleich die bayerischen Executoren es durch die fabelhafteste Insolenz herausforderten. Der königliche Kommissär von Hofstetten redete die Geistlichen, die er hatte versammeln lassen, laut mit „Schurken" an. Unter dem Schutz und Beifall der Beamten trieben die Juden in Innsbruck den schändlichsten Unfug mit den heiligen Gegenständen, die sie aus den geplünderten Kirchen, namentlich aus dem reichen Stifte Wilten, erschachert hatten. Einer dieser Juden ertheilte, indem er mit einer großen Monstranz durch die Straßen ging, den Vorübergehenden spottweise den Segen und sein Weib bediente sich eines andern heiligen Kirchengefäßes zu noch größerer Unehre. Hofstetten selbst hing einem Juden ein Meßgewand um, und prügelte ihn dann zu allgemeinem Gelächter durch. Derselbe pflegte in den Kirchen, indem er sie ausleerte, Tabak zu rauchen, die Abendmahlskelche auf eine schandbare Weise zu entweihen und Geistliche auf jede erdenkliche Art zu kränken. So empfing er einst, zwischen zwei Buhldirnen sitzend, den Guardian von Meran, um sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Und doch waren es später Mönche, die ihn vor der Volkswuth schützten und sein elendes Leben retteten.

Neben der Verspottung des Heiligen, dem Ausrauben der Kirchen, dem Niederreißen der Kapellen und Wegkreuze, an die sich fromme und geschichtliche Erinnerungen knüpften, der Mißhandlung der vom Volke hochverehrten Geistlichkeit, war es hauptsächlich die ungewohnte Rekrutirung und das neue Steuer- und Abgabensystem, was die Tiroler tief

erbitterte. Endlich war ihnen das bureaukratische Verfahren und die Polizei, das Eindringen fremder Schreiber und Schnüffler in ihr altes einfaches Gemeinde- und sogar in ihr Hauswesen tödtlich verhaßt. Sie hielten aber geduldig aus, um zu rechter Zeit gemeinsam loszuschlagen.

Im Dezember 1808 erhielt der Kaffeewirth Nessing in Botzen, mit welchem Erzherzog Johann in geheimer Verbindung geblieben war, die Nachricht aus Wien, daß Oesterreich im nächsten Frühjahr Frankreich den Krieg erklären würde und trat sofort mit vertrauten Männern zusammen, um die Rolle vorzubereiten, welche Tirol in diesem Kriege spielen sollte. Um aber die Volkserhebung in Tirol mit den Operationen der österreichischen Heere in Einklang zu bringen, reiste Nessing mit Andreas Hofer, Wirth von St. Bernhard im Passeyr, der sich als Schützenhauptmann schon 1796 im Kampf gegen Joubert hervorgethan hatte, und Peter Hueber, Wirth von Brunecken, auf geheimen Wegen nach Wien. Hier wurde Alles verabredet und bei der Heimkehr der Aufstand insgeheim organisirt. Erst wenn das österreichische Armeekorps unter dem Marquis von Chasteler auf Tiroler Boden erscheinen würde, wollte man losbrechen. Am 9. April rückte Chasteler's Vorhut in's obere Pusterthal und schon an demselben Tage schlug das Landvolk im untern Pusterthale, angeführt von Peter Kemnater, Wirth in Schaps, die vorgeschobenen Posten der Bayern zurück. Am folgenden Tage zogen 3600 Franzosen unter General Bisson, die von Mantua kamen und zur großen Armee Napoleon's stoßen sollten, durch die Brixener Klausen im engen Felsenthale der Eisack, wurden aber vom bewaffneten Landvolk mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie eilends durch Brixen ihren Weg nach Deutschland fortsetzten. General Lemoine, der mit einem kleineren Corps nachfolgte, floh nach Italien zurück. Auch der bayerische Obrist Wrede, der in Brixen commandirte, sah sich bald gezwungen, Bisson nachzueilen. Gegen alles Erwarten blieb Chasteler aus und ließ die Tiroler Bauern den Kampf allein ausfechten. Unterdeß war in der Nacht Andreas Hofer mit den Bauern von Passeyr über den Berg Jauffen gestiegen und griff (am 11.) zwei Compagnien Bayern unter Major Speicher an, die in Sterzing auf der Höhe des Brenner Wacht hielten. Unter dem Schutze von zwei großen Heuwagen, welche zwei junge Mädchen lenkten, drangen die Passeyrer vor und nahmen alle Bayern gefangen.

An demselben Tage sammelten sich ungeheure Volksmassen im obern und untern Innthal. Schon am 10. gaben kleine Bretter mit

rothen Fähnchen, die den Inn hinunterschwammen, das Zeichen. Die Oberinnthaler führte Teimer, ein Vintschgauer, der aber schon lange als Tabakshändler in Klagenfurt lebte. Die Unterinnthaler führte der Wirth Joseph Straub von Hall und Joseph Speckbacher, ein gemeiner Bauer, der als kühner Wildschütz berühmt war. Alle diese Haufen drangen gegen Innsbruck vor, wo General Kinkel mit einem bayerischen Infanterieregiment und einigen hundert Mann Reiterei lag, und warfen dessen Vorposten schon am 11. unter mörderischem Feuer zurück. Am 12. stürmten sie die Stadt. Während General Kinkel schon mit Teimer unterhandelte, ritt der tapfere Oberst Dietfurth, obgleich von zwei Kugeln getroffen, immer noch durch die Straßen, die Soldaten anfeuernd, sich von gemeinen Bauern nicht überwinden zu lassen, aber noch zwei Kugeln streckten ihn zu Boden. Kinkel capitulirte und alle seine Soldaten wurden gefangen, nicht ein Mann entkam. Als nun am 13. früh Bisson und Wrede von Sterzing kommend, gleichfalls vor Innsbruck erschienen, das Vorgefallene hörten und sich plötzlich von allen Seiten umringt sahen, blieb auch ihnen nach kurzem Kampf nichts übrig als sich zu ergeben. Sie wollten als Soldaten die Waffen vor Soldaten niederlegen, da aber Chasteler immer noch nicht da war, sah sich Teimer genöthigt, eine alte Uniform anzuziehen, gab sich für einen österreichischen Major aus und unterzeichnete die Capitulation. Somit hatten die entschlossenen Bauern binnen zwei Tagen 8000 Bayern und Franzosen mit mehr als 100 Offizieren und zwei Generalen gefangen genommen. Man brachte sie nach Salzburg, die Bayern von Männern, die Franzosen aber, zur Demüthigung ihres Uebermuthes von Weibern geführt. Zwei Zillerthalerinnen zogen mit den eroberten französischen Adlern voran.

Chasteler und der vom Kaiser Franz für Tirol ernannte Civil-Intendant, der bekannte Geschichtschreiber und Archivar, Freiherr von Hormayr kamen erst am 15. gemächlich in Innsbruck an. Der letztere breitete schwülstige Proklamationen aus und fing in bureaukratischer Manier zu regieren an, was um so weniger gefiel, als er besondern Eifer bewies, Geld einzutreiben und nicht einmal alles quittirte. Chasteler verließ Innsbruck wieder, um ein von Italien her unter Baraguay d'Hillier's eingedrungenes französisches Corps von Botzen und Trident zurückzutreiben, wobei ihm die Tiroler unter Hofer gute Dienste leisteten. Napoleon konnte bei den erbärmlichen Maßregeln Chasteler's ziemlich sicher sein, verfehlte jedoch nicht, nach seinem großen Siege bei

Regensburg den Marschall Lefèvre, Herzog von Danzig, mit dem bayerischen Armeekorps in's Tirol zu schicken, um die Empörung daselbst niederzuschlagen.

Lefèvre jagte am 29. April die Oesterreicher aus Salzburg und drang von hier aus durch den berühmten Paß Strub in Tirol ein. Dieser Paß hätte sich leicht vertheidigen lassen, aber Chasteler hatte nicht dafür gesorgt, und die frommen Tiroler selbst hatten den Paß am Himmelfahrtstage früh verlassen, um zur Kirche zu gehen. Am folgenden Tage wollte Chasteler das Versäumte einbringen und hielt den an Zahl weit überlegenen Bayern im untern Innthal bei Wörgl in einer ganz offenen Gegend Stand, nachdem er die besten Gebirgspositionen zu vertheidigen versäumt hatte. Seine Leute schlugen sich brav, erlagen aber der Uebermacht, und verloren alle Kanonen. Als er aber auf der Flucht einen Augenblick in Hall ausruhte, machte ihm das Volk nur zu gerechte Vorwürfe. Die Bayern aber rückten dem Fliehenden im weit offenen Thale nach und nahmen mit Brand und Mord wegen Kinkel's Gefangennehmung furchtbare Rache. Fast alle Häuser wurden in Asche gelegt, eine Menge Bauern an den Bäumen aufgehängt, andern die Hände auf den Kopf genagelt, manchen Frauen der Leib aufgehauen, Kinder niedergemetzelt. Da Chasteler über den Brenner floh, gab auch das Volk das offene und schwer zu vertheidigende Innsbruck auf, welches am 19. Mai capitulirte.

An demselben Tag erließ Hofer einen offenen Brief, worin er alles Tiroler Volk in die Waffen rief, „weil die Truppen retirirten."

Dem Aufruf Hofer's folgten die Bauern von allen Seiten, und so griff er allein die Feinde an, um sie wieder aus der Hauptstadt hinauszuwerfen. Dabei kam ihm zu Statten, daß Napoleon nach dem Unglück bei Aspern eiligst den Herzog von Danzig mit dem größten Theil der Bayern abrufen mußte und nur eine bayerische Division unter General Deroy in Innsbruck ließ. Gegen diesen brach nun, wie früher gegen Kinkel, der allgemeine Landsturm los. Damals trat unter den Führern zum erstenmal der Kapuziner Haspinger, der s. g. Rothbart, mit ungemeiner Kühnheit hervor. Deroy hatte, um nicht wie Kinkel überfallen zu werden, den Berg Isel besetzt, von welchem Innsbruck beherrscht wird, und seine Soldaten, die eben erst bei Abensberg über die Oesterreicher gesiegt hatten, waren voll Muth. Der erste unentschiedene Angriff erfolgte am 25. Mai. Die Tiroler waren noch nicht stark genug, sie erwarteten die Oberinnthaler. Am 29. rückten diese

heran und nun begann ein furchtbarer Kampf am Berg Isel, der den Bayern nach einer Schätzung 3000, nach einer andern nur 1100 Mann kostete und Deroy zwang, sich unter dem Schutz der Nacht so leise als möglich zurückzuziehen. Erst um vier Uhr Morgens bemerkten es die Bauern und drangen in Innsbruck ein, er hatte aber schon einen Vorsprung und entkam glücklich durch's untere Innthal, dessen Männer alle zum Berg Isel gezogen waren. — An dem nämlichen 29. Mai eroberten andere Schaaren des Tiroler Landvolks unter Joseph Marbacher den Paß der Scharnitz und schlugen die Vorarlberger Bauern ein französisch-bayerisch-württembergisches Corps von 1500 Mann bei Hohenems zurück. so daß an diesem Tage ganz Tirol von Feinden frei wurde. Hofer blieb nicht lange in Innsbruck, sondern ging nach Südtirol, um hier Streitigkeiten unter den Volksanführern zu schlichten und überall die Ordnung herzustellen. Dagegen kam Hormayer jetzt wieder aus seinem Versteck hervor, maßte sich die vom Landvolk allein errungene Ehre an, und gab sich ein neues Ansehen mittelst kaiserlicher Briefe und Siegesberichte von Aspern. Kaiser Franz schrieb damals, er werde nie einen Frieden mit dem Feinde eingehen, in dem nicht Tirols Vereinigung mit Oesterreich verbürgt würde, mahnte das Volk zur Ausdauer und befahl seinem General Buol, Tirol standhaft zu behaupten.

Unterdeß geschah der große Schlag bei Wagram und wurde der Waffenstillstand von Znaim geschlossen, in dessen vier Artikel die Räumung Tirols von Seiten der Oesterreicher zugestanden wurde, ohne daß den Tirolern irgend eine Amnestie oder Bürgschaft ihrer Zukunft gewährt worden. Buol erhielt Befehl, abzuziehen.

Am 2. August waren alle Oesterreicher aus dem Lande abgezogen; dagegen war schon am 27. Juli, von Napoleon entsendet, Lefèvre, Herzog von Danzig, mit 30,000 Franzosen, Bayern und Sachsen von Salzburg ausmarschirt, um Tirol zu unterwerfen, und sprengte aus, er käme mit 50,000 Mann, um mehr Schrecken zu verbreiten. Unter diesen Umständen schien allerdings jeder Widerstand der Tiroler unnütz und nur ihnen selbst verderblich. Sie wären auch ohne Zweifel ruhig geblieben und hätten sich entwaffnen lassen, wenn man sie nur einigermaßen durch eine Amnestie getröstet hätte. Da sie sich aber auf Gnade und Ungnade einem französischen Marschall überliefern sollten, da sie an die früheren Gräuel in Schwatz zurückdachten und das Schlimmste voraussahen, so befanden sie sich in unbeschreiblicher Noth und Verwirrung. Als der Feind heranrückte, wehrten sie sich nicht, sondern flohen in's

Innere, so daß der Marschall alle Dörfer menschenleer fand. Auch General Beaumont, der mit 10,000 Mann über die Scharnitz kam, fand keinen Widerstand und entehrte sich, indem er Seefeld in Brand stecken ließ. Schon am 30. Juli zog der Marschall triumphirend in Innsbruck ein.

Jetzt erst faßte Andreas Hofer den heldenmüthigen Entschluß, die Berge seiner Heimath abermals zu vertheidigen. Nachdem er schon einige Tage vorher, noch unter den Augen der abziehenden Oesterreicher, feierlich im Namen des Landes gegen den Einmarsch des französischen Marschalls protestirt hatte, als gegen eine Verletzung des Waffenstillstandes, rief er am 2. August durch Eilboten das ganze Land unter die Waffen.

Das Volk zog ihm in Masse zu; mit Hülfe der ihm gehorsamen und treuen Unterbefehlshaber sah er sich bald in den Stand gesetzt, dem schon weit vorgedrungenen Feinde auf allen Punkten ein fürchterliches Halt zu gebieten. Der Marschall hatte die Division Rouyer über den verlassenen Brenner geschickt und Sterzing besetzen lassen. Sie sollten über Brixen und Botzen nach Italien vordringen und sich mit General Rusca vereinigen, der von dorther eindrang. Aber Hofer hatte die Berge besetzt, und an den engsten Stellen des Weges, oben auf den Felsen dicke Lerchenstämme floßartig verbunden und mit Steinen beschwert bereit legen lassen, um sie durch Weiber und Kinder auf den Feind herabwälzen zu lassen, während die Männer aus ihren Stutzen ein tödtliches Feuer eröffnen sollten. Am 4. August betraten die unglücklichen Sachsen als Avantgarde in der Schwüle des Mittags das im tiefsten Schweigen ruhende Thal der Eisak, als plötzlich die Steinlawine herabbrauste unter ungeheurem Krachen, das ringsum von den Bergen widerhallte, Mann und Roß und Kanonen begrub, und zum Theil über den Fluß hinschleuderte. General Rouyer mit dem Hintertheile der Colonne floh augenblicklich nach Sterzing zurück, zwei sächsische Bataillone aber, welche die Spitze gebildet hatten, blieben abgeschnitten in Oberau und mußten sich, etwa 700 Mann stark, gefangen geben.

Als der Marschall in Innsbruck von diesem Unglück erfuhr, schickte er mehr Truppen über den Brenner und kam selbst nach Sterzing, erzürnt über die Sachsen, daß sie sich von gemeinen Bauern hätten schlagen lassen. Weil unterwegs auf ihn geschossen worden war, ließ er zum schreckenden Exempel das schöne Dorf Ried in Brand stecken, aber er selbst wollte sich doch nicht eher auf den gefährlichen Weg nach Brixen

wagen, bis er die Bauern erst im Rücken gefaßt hätte. Er rechnete deßfalls nicht nur auf ein Vorrücken Rusca's, sondern schickte auch ein Corps unter Bourscheidt durch's Oberinnthal, um durch den Paß von Finstermünz in's Vintschgau und nach Meran und Botzen vorzudringen. Aber Bourscheidt wurde bei Prutz von den Bauern mit solchem Ungestüm angegriffen, daß er lieber sein Vorhaben aufgab (am 8. August). Er fand jedoch den Rückweg nicht mehr frei. Mitten in der Nacht gerieth sein Vortrapp an der Pontlatzer Brücke unter die Felsen, auf denen die wachsamen Weiber Baumstämme und Steine aufgehäuft hatten, und wurde davon plötzlich in der tiefsten Dunkelheit überschüttet, und Mann und Roß und Kanonen unter Steinen begraben oder in den Inn gestürzt. Die unversehrte Spitze der Colonne, die weiter nach Innsbruck floh, gerieth noch in mehrere solche Steinstürze und wurde von den Bauern gefangen. Der hintere Theil der Colonne mit Oberst Bourscheidt selbst, dem durch den Sturz bei Pontlatz der Weg versperrt worden war, irrte rathlos umher, wurde auf allen Seiten von den Bauern, die hier nicht einmal einen Anführer hatten, bedrängt und gefangen, noch 800 Mann stark.

Der Marschall blieb unterdeß in Sterzing, wo er, obgleich von allen Seiten durch die Tiroler geneckt und beschossen, trügerische Unterhandlungen anknüpfte und die Unterhändler als Geißeln festhielt, immer auf gute Nachrichten von Rusca und Bourscheidt wartend. Als er aber von jenem gar nichts und von diesem nur Unglück erfuhr, wollte er sich trotz seiner großen Truppenmacht nicht in die „Sachsenklemme" wagen, mit welchem Namen man den Engpaß bei Mittenwalde belegt hatte und kehrte den gefährlichen Bergen lieber den Rücken. Am 11. August begann er seine Flucht über den Brenner, vom Gejauchze und mörderischen Schießen der Tiroler verfolgt. Für sein eigenes Leben bangend, hing er einen gemeinen Soldatenmantel um, und versteckte sich zu Fuß laufend zwischen Reitern. In der Nacht brach ein fürchterliches Gewitter aus, was die Verwirrung vermehrte. Der Marschall hatte alle Truppen in Innsbruck vereinigt, aber es gebrach an Lebensmitteln und am nächsten Morgen drohte von allen Seiten der Tiroler Landsturm, dessen Wachtfeuer auf allen Höhen brannten. Da brach der Marschall in Wuth aus, fluchte dem Lande und gestand, es sei hier noch schlimmer als in Spanien. Allein die Wachtfeuer waren nur eine List. Hofer hatte sie anzünden lassen, um seine Schwäche zu verbergen, denn noch waren lange nicht genug Tiroler beisammen, um die große Streitmacht

des Marschalls in offenem Thale mit Erfolg angreifen zu können. Das ermuthigte den Marschall wieder, er ruhte am 12. und griff am 13. die Tiroler auf den Berg Isel an. Jetzt aber hatten sich diese schon in hinreichender Zahl gesammelt, und waren unter Hofer's Oberleitung trefflich geführt vom Kapuziner, vom Speckbacher u. A. Nach langem blutigen Kampfe blieben die Bauern auf allen Punkten Sieger und warfen den Feind in die Ebene. In der folgenden Nacht strömte der Regen und diese natürliche Unterbrechung benutzend, zog der Marschall mit all seinen Truppen davon. Unterdeß war auch der grausame General Rusca mit einer französischen Colonne im Pusterthale bis Lienz vorgerückt und hatte bereits über 200 Bauernhöfe und mehrere Kirchen in Brand gesteckt, als ihm Einhalt geschah. Hauger, ein Freiburger Student, der früher den Zug nach Constanz mitgemacht, sah die Bauern um ein Crucifix knieen, riß dieses mit gewaltiger Kraft heraus, trug es als Fahne voran und schlug die plündernden Feinde, tapfer unterstützt von einem Aufgebot der Bauern unter Steger, der aus Zorn über die Mordbrennerei Rusca's diesen zu braten gedroht hatte. Unter beständigen Gefechten (vom 3.—11. August) wurde Rusca aus dem Lande gejagt. Ein anderes französisches Corps unter General Peyri, das von Verona kam, kehrte alsbald wieder um. Auch die Scharnitz wurde den Bayern entrissen.

Ganz Tirol war befreit. Hofer ließ sich in Innsbruck als provisorischer Regent des Landes nieder und hielt, ohne im Geringsten aus seiner einfachen Bäuerlichkeit herauszutreten, eine strenge und musterhafte Ordnung, als „Obercommandant in Tirol" von allen Volksführern ohne Eifersucht anerkannt, vom Volke unsäglich verehrt und geliebt. Er schützte die Gefangenen, duldete keine Anarchie, that Salomonische Rechtssprüche, schlichtete jede Streitigkeit unter den Seinigen mit väterlicher Weisheit, regelte die Finanzen einfach und ehrlich, ließ Geld schlagen, hielt streng auf gute Sitten und gab allen seinen Regierungshandlungen eine höhere Weihe durch volksthümliche Andacht. Das Volk, das so tapfer gestritten, beugte seine Kniee in täglichen Gebeten um ferneren göttlichen Schutz. Hofer unterschied sich nicht von seinem Volk durch außerordentliche Talente, aber er vereinigte alle guten Eigenschaften desselben in seltener Harmonie.

Obgleich er lieber gesehen hätte, seine Tiroler wären innerhalb ihrer Gränzen geblieben, gab er doch dem Kapuziner nach, als dieser vorstellte, welchen Vortheil der Kaiser bei den Friedensunterhandlungen

daraus ziehen könne, wenn nicht nur Tirol, sondern das ganze weite Alpenland für ihn in Waffen stünde. Haspinger unternahm also im September einen Zug in's Salzburgische, erstürmte den Luegpaß, schlug die Bayern überall zurück und besetzte Berchtesgaden und Hallein, aber es war ihm nicht möglich, dieselbe Begeisterung, die in Tirol herrschte, nach Steiermark und Kärnthen zu verpflanzen. Die große Bewegung gerieth in's Stocken. Speckbacher, der dem Kapuziner gefolgt war, ließ sich bei Melek, unfern Reichenhall, plötzlich überfallen und entkam mit hundert Mann nur durch die unerhörteste Tapferkeit.

Erst am 15. Oktober erschien Herr von Roschmann als österreichischer Commissär in Sterzing bei Hofer, mit der Meldung, der Friede sei noch nicht geschlossen und Tirol sollte einstweilen fortfahren, sich im Namen des Kaisers zu vertheidigen, bis ein Courier das Weitere bringe. Unterdeß kam von Bayern her die Nachricht, der Friede sei schon am 14. geschlossen worden. Der ersehnte österreichische Courier kam aber erst am 29. mit einem Briefe des Erzherzogs Johann, worin dieser schrieb, der Friede sei geschlossen, Tirol falle wieder an Bayern, jedoch sei den Einwohnern volle Amnestie zugesichert, wenn sie die Waffen niederlegten. Das möchten sie nun auch thun, denn es bliebe nichts Besseres übrig.

Am 1. November rückten die Bayern unter Wrede in Innsbruck ein, und vertrieben die Haufen, die der wüthende Kapuziner auf dem Berg Isel, gegen Hofer's Willen, zum Kampf versammelt hatte. Lebhafteren Widerstand fanden die Generale Rusca und Peyri, die vom Süden kamen, indem ein Tollkopf, von Kolb, der auch früher schon die Bauern durch die unsinnigsten Siegesnachrichten bethört hatte, sie aufrührte. Der Kapuziner aber erkannte, daß Alles vergebens sei, wenn Hofer nicht wieder an der Spitze stehe, begab sich daher zu ihm nach St. Leonhard und bethörte ihn wirklich, einen neuen Aufruf an das Volk ergehen zu lassen. Hofer that es ohne Glauben an Erfolg, nur weil er einen ruhmvollen Untergang der Gefangenschaft vorzog. Er und Tirol waren eins. Er konnte den Gedanken nicht fassen, lebend oder todt je von seinem Vaterland getrennt zu werden. Was die Welt Thorheit nannte, war bei ihm ein tiefes und heiliges Gefühl. Alle Bauern der Nachbarschaft standen zu ihm und trieben vom 14.—16. November den General Rusca mit Verlust von 600 Mann aus Meran zurück, bis wohin er schon vorgedrungen war. Ein anderes französisches Corps unter General Barbou, der von Sterzing gekommen war, wurde bei Walten nach einem Verlust von 400 Mann zur Capitulation gezwungen.

Erst dem edlen und menschenfreundlichen General Baraguay d'Hilliers, der von Brixen herkam, gelang es, das Volk zu besänftigen und zur Ruhe zu bringen. Nur Kolb kämpfte noch im Pusterthal fort und am 6. December fiel das letzte Gefecht in Lienz vor, in derselben Gegend, wo der Kampf im Frühjahr zuerst begonnen hatte.

Hofer soll heimlich vom Vicekönig Eugen durch einen Priester versichert worden sein, er werde amnestirt werden; aber er soll den Boten abgewiesen haben. Gewiß ist, daß er sich zuerst bei einem Freunde, und als er sich bei diesem nicht mehr sicher glaubte, in einer elenden Sennhütte im Oetzthaler Ferner verbarg, wo er die kältesten Wintermonate tief im Schnee zubrachte, in einziger Gesellschaft des ihm treu ergebenen Studenten Sweth, bis auch sein Weib und sein jüngerer Sohn Johann zu ihm hinaufflohen. Weil aber 1500 Gulden auf seinen Kopf gesetzt waren, verrieth ihn ein gewisser Raffl, der zufällig an seine Hütte kam und ihn erkannte. In der Nacht des 27. Januar 1810 zog ein ganzes Bataillon Franzosen auf den Berg und nahm den Helden unter grausamen Mißhandlungen gefangen. Man riß ihm den Bart aus, schlug ihn blutig und schleppte ihn hart gebunden, bei strenger Kälte aus Tirol, in die Festung Mantua. Als Napoleon die Meldung erhielt, befahl er durch den Telegraphen, den Gefangenen binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Hofer schrieb noch einen rührenden Brief an seine Frau und ging festen Muthes zum Tode. Alle in Mantua befindlichen Tiroler lagen bei seinem letzten Gang auf den Knieen und beteten für seine Seele. Er ließ sich die Augen nicht verbinden und commandirte selbst Feuer. So starb der Held von Tirol (am 20. Februar). Sein Leichnam ist später von frommen Tiroler Schützen ausgegraben und in der heimischen Erde bestattet worden. Seine Kinder erhielten von Oesterreich die adelige Würde.

23.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Es ist kaum zu glauben, was Napoleon auf St. Helena von sich sagte, er habe nie ein System, nie einen stetigen Plan gehabt, sondern sich nur den Ereignissen, wie sie kamen, hingegeben und ihrer sich nur zu bemeistern gesucht. Er war auf seiner Bahn zur Gründung des sogenannten großen Reiches oder der europäischen Dictatur und zur

Erweiterung seiner directen und indirecten Macht Jahre lang folgerecht vorgeschritten.

Am Jahrestage seiner Krönung (2. December 1809) versammelte er fünf Könige zu seinen glänzenden Pariser Festen. Im Tone eines Triumphators sprach er von dem, was er gethan und noch thun wolle. „Wenn ich jenseits der Pyrenäen erscheinen werde, so wird der aufgeschreckte Leopard, um der Schande, Niederlage und Vernichtung zu entgehen, das Weltmeer suchen. Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des guten Genius über den bösen, der Triumph der Mäßigung, Ordnung und Sittlichkeit über Bürgerkrieg, Gesetzlosigkeit und verheerende Leidenschaften sein!" Man sieht, wie wenig er noch ahnet und begriff, was der Character einer Nation vermag. Davon sagten ihm seine Tabellen, seine Bureaux, sein Verstand und leider auch die bisherige Erfahrung freilich nichts.

Zu seinem vollen äußern Glücke schien dem Kaiser damals nur noch Eins zu fehlen, ein Leibeserbe zur Befestigung seiner Dynastie. Von Josephine hatte er, so schien es, keine Nachkommen zu erwarten. Schon länger war über eine Scheidung im Familienrath verhandelt, und bei Josephinen's wirklicher Liebe zum Kaiser manche schwere Scene herbeigeführt worden. Umsonst erinnerte sie an ihren schon adoptirten Sohn Eugen; sie zeigte Napoleon seinen übel berechneten Ehrgeiz, da er durchaus mit einer russischen oder österreichischen Prinzessin sich vermählen wollte, um mit den mächtigsten und ältesten Häusern sich zu verschwägern, und wie unzufrieden die Nation über Ludwig XVI. Ehealliance mit Oesterreich gewesen, das ihm nur so lange treu sein werde, als er glücklicher Herrscher sei. Josephine mußte sich endlich fügen.

Nun wurde um die Hand der Maria Louise, ältesten Tochter des Kaisers Franz I., geworben und diese zugesagt. Am 11. März war die Trauung durch Procuration in Wien, und als die neue Kaiserin in Paris (wo ihre Großtante auf dem Schaffot geblutet!) ankam, mußten ihr bei der Einsegnung durch den Cardinal Fesch fünf Königinnen die Schleppe tragen. Seinem Stiefsohn Eugen bestimmte Napoleon das mit Hanau und Fulda bedeutend vergrößerte Großherzogthum Frankfurt, weil eine Verbindung geistlicher und weltlicher Macht mit den Statuten des Reiches unverträglich sei, daher auch Fesch sein Coadjutorat verlor. Natürlich war dieß nur eine Vorbereitung zur völligen Einverleibung, wie sie Napoleon, seiner frühern Werke und Worte spottend, jetzt auch mit Holland vornahm.

Der Kaiser hatte seinem edlen Bruder Ludwig bei Ertheilung seines Vasallenstaates Holland eingeschärft, daß nur Frankreichs und seines Kaisers Interesse ihn leiten dürfe. Ludwig aber erkannte, daß die Vernichtung von Hollands Handel mit England dem Staat seinen Lebensnerv durchschneide, und hatte große Nachsicht geübt. Dafür nahm ihm Napoleon (16. März 1810) Brabant, Holland und Seeland, am 9. Juli aber schon das ganze Land. Ohnehin sei Holland nur eine Anschwemmung französischer Flüsse, Frankreich könne also jenen Raub zurücknehmen. Am 4. Juli 1810 wurde Amsterdam (nach Paris und Rom) dritte gute Stadt des Reichs, die Nationalschuld von 90 Millionen eigenmächtig auf 30 herabgesetzt. Der Graf von St. Leu lebte fortan in Grätz glücklicher, als der König von Holland in Haag gelebt hatte.

Dagegen wurde ein bisher noch besonders verwalteter Theil von Hannover ganz mit dem Königreich Westphalen verschmolzen. Aber auch dießmal spottete Napoleon bald seiner eigenen That, indem er im Moniteur ein Decret (vom 10. Dez.) der Welt zu lesen gab, daß die Hansestädte und die Länder zwischen Nord- und Ostsee nach einer vom Rhein zur Ems und Werra gezogenen Linie (also auch ein gutes Stück von Westphalen) mit Frankreich vereinigt wären; „denn so wolle es die neue weltbeherrschende Ordnung der Dinge und das Bedürfniß neuer Bürgschaften.“ Damit waren sogar mehrere Rheinbundfürsten (zum Dank für ihre unterwürfige Treue!), wie Salm, Ahremberg und das Rußland so nah verwandte Oldenburg verschlungen. Wer konnte nun noch auf festen Besitz, auf Wort und Bündniß trauen? Konnte nicht ebenso der ganze Rheinbund admassirt werden?

Nachdem auch die Republik Wallis (12. November 1810) als Departement Simplom ganz zu Frankreich geschlagen war, dehnte sich jetzt dieß Land in 130 Departements mit 42 Millionen Menschen von den Pyrenäen bis an die Ostsee, und von Hamburg und Lübeck bis Gaëta aus, die von Frankreich abhängigen Staaten aber von Portugals bis an Rußlands und der Pforte Gränzen. Selbst nach Schweden schien sich Napoleon's vorwaltender Einfluß erstrecken zu wollen, als es für seinen kinderlosen König zu größerer Sicherheit des Thrones einen französischen Großen zum einstigen Nachfolger verlangte. Von Eugen Beauharnais mußte man abstehen, weil Napoleon die unerläßliche Aenderung der Confession nicht zugeben wollte. Man fiel also auf König Joseph's Schwager Bernadotte, Prinzen von Pontecorvo, der wegen der leutseligen Behandlung gefangener schwedischer Officiere den Skandinaviern

schon empfohlen war. Der Kaiser wollte ihm nie recht wohl. Wenn er auch froh war, des Unbequemen los zu sein, willigte er doch nicht ein ohne ein unheimliches Gefühl, daß der Mann als Feind ihm einmal schaden könne. Ein Versprechen, nie gegen Frankreich Krieg zu führen, abzulegen, lehnte der Prinz entschieden ab. Eh bien, partez! Que nos destinées s'accomplissent!

Am 20. März 1811 wurde endlich sein sehnlichster Wunsch nach einem leiblichen Reichserben in der Geburt des Franz Karl Joseph Napoleon erfüllt. Die Niederkunft war schwer, die Kaiserin in großer Lebensgefahr. Man hielt das Kind einige Minuten lang für todt. Als es das erste Lebenszeichen gab, eilte Napoleon nach der Saalthür und rief zu den versammelten Großwürdenträgern frohlockend hinaus: „Es ist ein König von Rom!" Wie zählte und jubelte Paris, als der 22. Kanonenschuß (denn 21 hätten nur eine Prinzessin verkündet) bis zum 101. folgte. Wären nicht die Verhältnisse in der pyrenäischen Halbinsel so bedenklich gewesen, so hätte Napoleon, wenn anders Mäßigung und Zufriedenheit in seiner Seele Zugang finden konnten, sich damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glückes ansehen können.

Wir haben seine Kaiserregierung ein Streben nach der europäischen Dictatur genannt. Was ihn dazu berechtige, fragte er nicht, da er den Willen, die Kräfte und die Möglichkeit in sich und den Umständen zu finden glaubte. Darum hielt er es für seine unerläßliche Aufgabe, der Anarchie der Revolutionen entgegenzuarbeiten, und das altgewordene Europa nach seiner Ansicht zu verjüngen. Mit Hartnäckigkeit beharrte er in dieser so gefährlichen Selbsttäuschung. Die Natur hatte ihn von Erz gegossen. Ein Zweifel über Recht und Unrecht beirrte ihn nicht; menschliches Gefühl beschlich ihn selten, er war eine korsische Natur. „Meine Faust von Eisen war nicht am Ende meines Armes, sondern unmittelbar im Kopf; die Natur hatte sie mir gegeben, und meine Berechnung setzte sie in Bewegung." Daß er Despot sei, gab er nie zu, „denn dessen Wesen sei Willkür," bei ihm sei planmäßige Berechnung. „Meine Tyrannenhaut wird mir die Nachwelt von Tag zu Tag immer mehr abstreifen." (?)

Die Verfassung, durch welche eine Revolution, wie die französische, enden sollte, mußte allerdings eine streng monarchische sein, und bei dem Umfang des Reiches war eine andere kaum möglich. Mit Rousseau's Ideen war wohl eine Revolution zu beginnen, aber kein Staat zu gründen. Für die Wunden, die Napoleon seinem Volke schlug, hatte er nur

den Balsam des Ruhmes und der Größe und sein Volk fühlte sich durch ihn wirklich als große Nation. Seine Conscription lieferte mehr als eine Million auf die Schlachtfelder, aber sie war gleichmäßig und Frankreichs Bevölkerungsprogressionen ließen größere Opfer als anderswo zu. Seine entschiedene Vorliebe für den Krieg gestand er selbst ein. Dieser war gleichsam seine Domaine. Von 80 gelieferten Treffen und Schlachten hat er kaum den zehnten Theil verloren. Es gehörte aber auch zu seinen Glücksgaben, daß er Männer fand, die ihn so verstanden und seine oft höchst lakonischen Befehle, seine hieroglyphischen Ordres deuteten oder in Vollziehung zu setzen wußten.

Die unermeßlichen Hülfsquellen, welche ihm Frankreich darbot, wußte er trefflich auszubeuten; wie hätte er sonst die directen Auflagen auf 330 Millionen, die indirecten auf 5 bis 600 Millionen und ohne Papiergeld bringen können? Der Credit der Monarchie hob sich wieder, die Finanzen kamen allmälig in Ordnung. Aber er brachte auch nach und nach zwei Milliarden fremdes Geld nach Frankreich. Keiner seiner Finanzbeamten war vor ihm sicher. Er rechnete nach, weil er hier nie zu trauen pflegte, und namentlich die Lieferanten oder schnell reich gewordenen Banquiers immer in Verdacht hatte. Auch die öffentliche Meinung war ihm nicht gleichgültig. Er mischte sich manchmal unter das Volk, sah wohl bei Illuminationen, Volksfesten mit seiner Gemahlin unerkannt sich selbst und seinen Hof im Guckkasten; er hörte und erkundigte sich. Für seine höhere Polizei fand er an Fouché, dann an Savary vortreffliche Leiter. Diese Art Polizei war furchtbar organisirt, und selten entging ihr etwas. Fouché konnte dem Kaiser seine geheimsten Gänge nachweisen und besoldete dazu selbst Leute aus Napoleon's Cabinet. Doch traute der Kaiser seinem Minister selbst nicht und hatte zu dessen Controle eine noch geheimere Polizei im Dienste. Dennoch sollen bei seiner Abdankung nur 250 Gefangene dagewesen seyn, während er 9000 vorgefunden habe. Die Presse wurde auf's strengste überwacht. Das Werk der Frau von Staël über Deutschland ließ Napoleon einstampfen, weil es kein Deutschland, sondern bloß ein Bayern, Sachsen, Westphalen, Würtemberg u. s. w. gebe.

Die wahren Quellen der Staatsökonomie rangirte er richtig. Den Ackerbau erklärte er für die Seele und Basis des Reichs. Für die Landwirthschaft legte er praktische Schulen an, hob die Pferdezucht und führte zur Veredlung der Wolle die Merinos ein. Die Manufakturen und Fabriken zu heben, war er sehr bemüht: er ließ Baumwolle, Waid,

Maulbeerbäume anpflanzen, legte mehrere hundert Baumwollenfabriken an; schon hatte er die Fonds zu 400 Runkelrübenfabriken zurückgelegt, und hoffte in vier Jahren den ausländischen Zucker zu entbehren. Den Einfluß der Chemie auf die Industrie erkannte er vortrefflich und suchte diese durch ausgesetzte hohe Preise zu heben. So bot er eine Million, um Flachs so gut und fein wie Baumwolle zu spinnen. Er legte eine eigene Unterstützungskasse für Handel und Fabriken an.

Unermeßliches Geld brachte er durch seine Bauunternehmungen in Umlauf, die theils dem Nationalstolz schmeicheln, theils dem Handel, Gewerbe, den marschirenden Heeren und den Reisenden zu Gute kommen sollten. Es wurden die kostbarsten Häfen (Cherbourg, Antwerpen, Vließingen) angelegt oder erweitert, über die höchsten Gebirge, z. B. Mont-Cenis, Simplon, herrliche Straßen angebahnt.

Zöglinge seiner Kunstschule wurden in Paris auf öffentliche Kosten in Bereitung physikalischer Instrumente unterwiesen, die sich mit den englischen messen sollten. Paläste, Lustschlösser, Triumphbögen, Brunnen, beschäftigten Architekten; die Häuser, deren Abreißung den Carousselplatz erweitern sollten, kosteten 17 Millionen. Bildende und zeichnende Künstler bekamen reichliche Arbeit an Gemälden, Denkmälern und Statuen. In Lyon entstand eine neue Kunstschule. Das durch Käufe, besonders aber durch Plünderungen und Verträge entstandene Nationalmuseum schlug Napoleon selbst auf 400 Millionen Franken Werth an. Ausgezeichnete Musiker, Sänger, Tänzer fanden den Kaiser freigebig, ob er gleich mit Orden sie zu ehren lange Bedenken trug.

Für den Volksunterricht sorgte er in seiner eigenthümlichen Weise. Die meisten seiner Institute waren auf militärischem Fuß. Sein allgemeiner Katechismus erhob die Anhänglichkeit an seine Dynastie fast bis zum Dogma. Für Söhne und Töchter seiner Soldaten, auch der Ehrenlegionärs, entstanden Erziehungsanstalten. Ueberall mußte die Ehrfurcht für die Dynastie gepflegt und eingeprägt werden. Gewiß Napoleon war um jene Zeit, als ihm sein Sohn geboren wurde, auf dem Höhepunkte seines Glücks und seiner Macht; gewiß aber auch erlag er dem Gewichte seines Glücks, ehe ihn sein Unglück stürzte. Ihn trieb die dunkelglühende Leidenschaft des Herrschens immer weiter, und während er an dem Westende Europa's den selbst geschürten Brand kaum mehr löschen konnte, fachte er im Osten einen neuen an. Aber die Flammen kehren sich wider ihn und vernichten ihn endlich in seinem Frankreich.

24.

Charakterzüge Napoleon's.

Es dient zur Erkenntniß großer Charaktere, sie nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in ihrer Häuslichkeit und ihrem Umgange zu beobachten. Wir haben früher Karl's des großen Leben geschildert; vielleicht bietet dasjenige Napoleon's interessante Vergleichungspunkte.

Die Tagesordnung am kaiserlichen Hofe war folgende: Jeden Morgen um neun Uhr kam der Kaiser regelmäßig aus dem Innern seiner Gemächer, für den Tag gekleidet. Die obersten Chargen seines Haushaltes wurden zuerst vorgelassen und Napoleon gab ihnen seine Befehle für den Tag. Dann wurden die grandes entrées eingeführt, welche aus Personen vom höchsten Range bestanden, die zu diesem Vorrechte entweder durch Aemter oder besondere Gunst berufen waren. Diese Ehre wurde zu jeder Zeit als die größte Auszeichnung, die ein Mensch erlangen konnte, betrachtet. Napoleon redete jeden der Anwesenden an, und hörte gütig auf Alles, was man ihm sagte. Nachdem er die Runde gemacht hatte, verneigte er sich, und Jedermann zog sich zurück. Wenn jedoch Jemand eine besondere Bitte an ihn zu richten hatte, blieb er einige Minuten, nachdem die andern fortgegangen waren, mit ihm allein. Eine halbe Stunde nach neun Uhr wurde das Frühstück aufgetragen. Der Präfect des Palastes meldete es ihm, und ging ihm nach dem Salon voran, wo gefrühstückt wurde, wo er und der erste Haushofmeister, welcher alle einzelnen Dienste verrichtete, allein zugegen waren. Napoleon frühstückte an einem kleinen Tische. Da der Kaiser so mäßig war, als nur je ein Mensch, dauerte das Frühstück häufig nicht länger als acht bis zehn Minuten. Wenn er jedoch Neigung fühlte, sich gehen zu lassen, wie er zuweilen lachend zu sagen pflegte, dann dauerte das Frühstück lange genug, und nichts konnte die Heiterkeit und Anmuth des Kaisers übertreffen. Seine Ausdrücke trafen stets das Ziel und waren pittoresk. Diejenigen, welche das Glück hatten, zu solchen Zeiten um seine Person zu sein, erklärten diese Stunden für die angenehmsten ihres Lebens. Mit Talenten im Ueberfluß begabt, im Besitz eines überwiegenden Verstandes und außerordentlicher Schnelligkeit, war es in den Augenblicken der unbewachtesten Vertraulichkeit, daß Napoleon nach dem übereinstimmenden Urtheile Aller am meisten glänzte.

Nachdem Napoleon sich in sein Kabinet zurückgezogen hatte, widmete er sich den Geschäften, und empfing die Minister und General-Direkttoren; diese verschiedenen Beschäftigungen dauerten bis sechs Uhr des Abends und wurden nie unterbrochen, außer an den Tagen, wo Ministerconseil oder Staatsrath gehalten wurde.

Das Diner wurde in der Regel um sechs Uhr servirt. In den Tuilerien oder zu St. Cloud speisten ihre Majestäten allein, außer an Sonntagen, wo die ganze kaiserliche Familie eingeladen war: der Kaiser, die Kaiserin und die Kaiserin-Mutter saßen allein in Armstühlen, alle übrigen auf gewöhnlichen Sesseln. Das Diner bestand nur aus einer Tracht und dem Nachtische; die einfachsten Gerichte wurden von Napoleon vorgezogen. Der einzige Wein, den er trank, war Chambertin, welchen er jedoch selten unvermischt mit Wasser genoß. Die Pagen, die Haushofmeister und andere Diener, welche nicht Livree trugen, warteten auf. Das Diner dauerte in der Regel eine Viertelstunde bis zwanzig Minuten. Napoleon genoß nie gebranntes Wasser oder Liqueure. Er trank gewöhnlich des Tages zwei Tassen schwarzen Kaffee, die eine des Morgens nach dem Frühstück, die andere unmittelbar nach Tische. Alles, was man von seinem übermäßigen Genusse dieses Getränkes zu jener Zeit sagte, war eine Fabel und lächerlich.

Nachdem sich der Kaiser in das Gesellschaftszimmer zurückbegeben hatte, präsentirte ein Page ihm einen silbernen Teller, worauf eine Tasse und eine Zuckerschale standen. Der oberste Diener schenkte Kaffee ein, worauf die Kaiserin die Tasse von dem Kaiser nahm und der Page und der oberste Hausoffizier sich entfernten; der Präfect des Palastes blieb jedoch, bis die Kaiserin den Kaffee in die Untertasse ausgegossen und sie Napoleon überreicht hatte. So oft vergaß der Monarch den Kaffee zur rechten Zeit zu trinken, daß die Kaiserin Josephine und nach ihr die Kaiserin Marie Louise auf jenen Einfall kamen, um diesem kleinen Uebelstande abzuhelfen. Bald darauf kehrte der Kaiser in sein Kabinet zurück, um seinen Arbeiten wieder obzuliegen, denn wie er selbst oft sagte, verschob er nichts auf morgen, was er heute thun konnte. Die Kaiserin verfügte sich über eine Privattreppe in ihre Gemächer zurück, wo sie die dienstthuenden Ehrendamen, einige Gesellschafterinen und die Großbeamten ihres Hofstaates fand; es waren, um den Zwang eines förmlichen Cercle zu verhindern, Kartentische gedeckt. Zuweilen kam auch Napoleon und conversirte mit seiner gewohnten Einfachheit und Freimüthigkeit mit den Damen und den übrigen Anwesenden. In der Regel blieb er jedoch

nur kurze Zeit. Die dienstthuenden Beamten schickten sich an, um beim Abendlever zu erscheinen, und Napoleon's Befehle für den morgigen Tag zu empfangen. So war das Leben beschaffen, welches der Kaiser gewöhnlich in den Tuilerien führte. Die Einförmigkeit desselben wurde nur unterbrochen, wenn er in das Concert, in das Theater, oder auf die Jagd ging. Während seines Aufenthaltes zu St. Cloud war seine Lebensweise dieselbe, nur daß er bei schönem Wetter Ritte in die Umgegend machte. Jeden Mittwoch war Ministerrath, dessen Mitglieder dann stets zum Diner eingeladen wurden. Wenn Napoleon in der Gegend von Fontainebleau, Rambouillet oder Compiegne jagte, war stets im Walde ein Gezelt zum Frühstücke, wozu die ganze Jagdpartie eingeladen wurde, aufgeschlagen: Die Damen folgten in ihren Kutschen. Gewöhnlich lud er dann acht bis zehn Personen zum Diner ein. Natürlich war Napoleon's Lebensweise, wenn er auf Reisen oder im Felde war, je nach den Umständen verschieden. Die ganze Oekonomie seines Haushaltes wurde auf das Genaueste durch den Großmarschall des Palastes Duroc (Herzog von Friaul) unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaisers selbst regulirt. Indessen möge man ja nicht glauben, daß es dabei arm und kärglich herging. Napoleon's Geschmack war für das Einfache, aber um sich her liebte er Pracht. Sein Hof war stets glänzend und im besten Geschmacke. Ordnung herrschte, nicht Verschwendung.

Es geschah zuweilen, daß Napoleon, wenn sein Geist mehr als gewöhnlich von Staatsgeschäften in Anspruch genommen wurde, mehrere Tage hintereinander vom Frühstück oder vom Mahle aufstand, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Dieß geschah jedoch nur selten, aber selbst wenn seine Stirne ernst war und sein Mund schwieg, blieb er gerecht, gütig und artig. Wenige Personen bewährten nach dem einstimmigen Urtheile der darüber Unterrichteten im Privatleben mehr Gleichmuth und Milde, als er. Zwei Beispiele mögen angeführt werden, um den Unterschied des Tones und der Etiquette zwischen dem neuen und dem alten Hofe zu bezeichnen. Viktor von Caraman (nach der Rückkehr der Bourbone französischer Botschafter zu Wien), war unter dem Konsulat gefangen gesetzt worden. Seine Gattin, ermuthigt durch die Kaiserin Josephine, deren außerordentliche Güte in ganz Frankreich bekannt war, hatte die Kühnheit, durch die Garde zu dringen, auf den Tritt von Napoleon's Wagen zu steigen und auf die rührendste Weise für ihren Gatten zu bitten. Er hörte mit Wohlwollen zu, aber ertheilte keine günstige Antwort. In ihrem Schmerze vergaß Frau von Caraman

ihren Strickbeutel in dem Wagen, welcher ihr den nächsten Morgen zurückgeschickt wurde. Als sie ihn erblickte, hoffte sie die Begnadigung ihres Gatten darin zu finden. Gewiß ist, daß sich in den Tagen ritterlicher Galanterie, oder wenn der Fall weniger ernst gewesen wäre, diese Handlungsweise von selbst dargeboten hätte. Josephine erklärte, daß der Kaiser anfangs in der That Versuchung dazu fühlte, daß er aber wähnte, der Strickbeutel sei absichtlich liegen geblieben, worauf der Staatsmann über den Hofmann den Sieg davontrug und er seinen Beschluß änderte. Wenige Monate nachher wurde Caraman nach Piemont gesendet, um dort unter polizeilicher Aufsicht zu leben. Das zweite Beispiel bietet der Umstand dar, daß in einer späteren Zeit debattirt wurde, ob der Kaiser nicht öffentlich speisen sollte, wie es die Bourbone sonst gethan hätten, was jedoch aus dem Grunde verneint wurde, daß das Essen und Trinken das Individuum als solches betreffe; daß die vorige Regentenfamilie, welche Alles nur für sich selbst that, und dadurch allein schon der Bewunderung würdig zu sein glaubte, diese Ceremonie wohl machen konnte, daß es aber bei der neuen Dynastie und nach aufgeklärten Grundsätzen eine Inconsequenz und eine Impertinenz wäre, wenn die kaiserliche Familie sich der öffentlichen Aufmerksamkeit anders denn als Diener des Staates und in Fällen, wo letzterer wesentlich und augenscheinlich interessirt war, aufdringen wollte.

Zu der Umgebung Napoleon's gehörten auch Männer der Literatur und Wissenschaft, wie der Abbé de Pradt, der alte Laharpe, Chateaubriand u. A. Napoleon liebte das Theater und kritisirte die neuen Stücke, von denen manche eine politische Tendenz hatten, mit dem Geiste eines Staatsmannes und dem Scharfsinn eines Philosophen. Einige haben getadelt, daß er den Plan und die Ausführung einer Tragödie mit demselben Vertrauen kritisirt habe, als wäre sie eine Schlachtordnung. Wer aber alle Parteien besiegt und alle scheinbar versöhnt hatte, dem muß man doch gewiß einige Kenntniß des menschlichen Herzens zugestehen.

Beobachten wir nun den Kaiser von der anziehendsten Seite seines Charakters, in seinem Umgang mit den Soldaten.

Auf gewöhnliche soldatische Tapferkeit gab Napoleon wenig; in seiner Meinung war dieß eine jedem Franzosen angeborne Eigenschaft. Unerschrockene Verwegenheit galt aber als etwas Großes in seinen Augen; um dieser Eigenschaft willen ließ er Manches hingehen. „Einem Unerschrockenen würde ich Alles nachsehen," so drückte er sich aus.

Wenn ein Militär bei einer Audienz oder einer Revue um eine Gnadenbezeugung bat, so war die erste Frage des Kaisers immer: „Haben Sie Wunden?" — „Jede Wunde," pflegte er zu sagen, „gilt eine Reihe von Ahnen." Wer mit Wunden geschmückt war, der konnte der Ehre und reichen Lohnes gewiß sein. Oft, wenn der Kaiser vor der Front eines Regimentes stand, fragte er den Obersten: „Wer ist der Muthvollste?" — „Sire, der und der." Dann redete Napoleon den Genannten an: „Ich ernenne Sie zum Baron; ich belohne in Ihrer Person sowohl Ihre persönliche Tapferkeit als die des Corps, zu welchem Sie gehören. Sie haben also diese Ehre nicht bloß meiner Gunst und Gerechtigkeit, sondern hauptsächlich der Hochachtung und dem Zeugniß Ihrer Kameraden zu verdanken."

Aber nicht bloß um Offiziere, auch um gemeine Soldaten bekümmerte er sich in dieser Weise; denen, die sich durch Tapferkeit und gute Aufführung vor Allen ausgezeichnet hatten, ertheilte er höhere Grade und wies, wenn sie in einem Gefecht auch nur leicht verwundet worden, Geschenke, nicht selten sogar Pensionen aus der kaiserlichen Schatulle an. Im Jahre 1807 nach der Schlacht bei Eylau ertheilte der Kaiser einem jungen Soldaten eine Pension von 600 Franken und machte dieß, so wie die rühmliche That des Belohnten, in einem Tagesbefehl bekannt. Es war der erste Feldzug, welchen dieser mitmachte; er hatte während der Schlacht seinen tödtlich verwundeten Obersten mitten aus einer Schwadron russischer Kürassiere herausgeholt; er hatte ihn auf seinen Schultern getragen und mit seinem Säbel löwenmuthig vertheidigt: „wie ein Sohn seinem Vater," drückte sich der Kaiser im Tagesbefehl aus und verglich diese That den heldenmüthigsten, welchen die Geschichte aller Zeiten überliefert habe.

Wo sich Napoleon auch befinden mochte, ob in den Tuilerien, ob zu St. Cloud, oder bei der Armee im Hauptquartier, selten verging eine Woche, in welcher er nicht mindestens zwei- oder dreimal Heerschau über die Truppen hielt, die er just am nächsten hatte. Außerdem ließ er tagtäglich nach dem Frühstück die diensthabenden Bataillone und Schwadronen seiner Garde im Schloßhofe vor sich defiliren; man nannte dieß die kleine Parade des Kaisers. In der Regel war ein neu organisirtes oder reformirtes, oder ein eben aus einem Treffen gekommenes, oder auch ein zum Abmarsch bestimmtes Regiment zu dieser Parade kommandirt; in der Regel führte Prinz Eugen mit seiner herrlich schallenden Stimme dabei das Kommando, zuweilen vertrat ihn sein Adjutant

General Mouton, zuweilen der schöne und tapfere Oberst Dorsène, der eines der beiden Grenadierregimenter von der Infanterie der alten Garde befehligte, und der von Natur gleichfalls die Gabe besaß, auf welche der Kaiser sehr großen Werth legte, nämlich ein kräftiges helles Organ. Während des Vorbeidefilirens der Kolonnen hatte jeder Soldat, vom Gemeinen bis zum Obersten das Recht, an den Kaiser heranzutreten und ihm sein persönliches Anliegen vorzutragen. Napoleon hörte, fragte und gab augenblicklich Bescheid; wenn er abschlug, geschah es mit Gründen und auf solche Weise, daß der Bittende sich nicht gekränkt fühlen konnte. Jeder Zuschauer bei diesen Paraden konnte Zeuge sein, wie der schlichte, gemeine Soldat, während seine Compagnie vor dem glänzenden Stabe des Kaisers vorüberzog, heraus und mit gemessenen, milililitärischen Schritten auf den Kaiser zutrat, sein Gewehr präsentirte und, dicht vor dem Kaiser stehend, ihm auf der Spitze seines Bajonettes eine Bittschrift überreichte. Der Kaiser nahm und las sie auf der Stelle, gewährte das Gesuch auch in der Regel, wenn es sich mit der militärischen Ordnung vertrug. Im Besitze dieses schönen Rechtes fühlte der gemeine Soldat sein Vertrauen und sein Pflichtgefühl gehoben, und dadurch war dem Mißbrauche der Autorität von Seiten der höheren Offiziere wirksam vorgebeugt.

Eines Tages hatte der Kaiser ein fremdes, seit Kurzem in Paris eingerücktes Regiment, „die Scharfschützen des Rheinbundes" genannt, welches binnen kurzem wieder in's Feldlager abgehen sollte, zur Frühparade kommandirt und wollte es selbst inspiziren. Nachdem er dem Obersten des Regiments seine Zufriedenheit mit der schönen Haltung seiner Leute bezeugt, wandte sich der Kaiser zu seinen Ordonnanzoffizieren und rief den Jüngsten derselben: „Ich denke, Herr Fürst von Salm," sprach der Kaiser, „Sie müssen mit diesen Leuten bekannt sein; treten Sie vor, kommandiren Sie das Schußexercitium und Pelotonfeuer auf zwei Glieder." Der junge Fürst erröthete, kam aber nicht aus der Fassung; er trat aus der Gruppe des kaiserlichen Stabes hervor, salutirte dem Kaiser, zog den Degen, und entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages unter allgemeinem Lob und Beifall. — Ein ähnlicher, in seinem Hergang besonders interessanter Vorfall ereignete sich einige Zeit später. Am ersten Sonntage jeden Monats pflegte der Kaiser nach der Messe im Schloßhofe der Tuilerien große Revue über die Garde abzuhalten. Eines Tages nun hatte er schon früh am Morgen die jungen Zöglinge der Kriegsschule von St. Cyr zu dieser Parade be-

scheiden lassen. Unter ihnen fiel dem Kaiser ein Sergeant auf, der höchstens 17 bis 18 Jahre zählen mochte, aber eine Haltung und ein resolutes Wesen an sich hatte trotz einem alten Soldaten. Der Kaiser liebte es, seine künftigen großen Leute gleichsam im Ei kennen zu lernen; er läßt den jungen Sergeanten hervortreten, richtet etliche Fragen an ihn und weist ihn auf einmal hinüber zu dem ersten Grenadierregiment von der alten Garde, das vor dem Kaiser in Front aufmarschirt stand; er befiehlt ihm, diesen alten Schnurrbärten das Exercitium mit Schritt, Gewehr und Schwenkungen zu kommandiren. Wir müssen hier bemerken, daß die Kriegsschule von St. Cyr von jeher im besonderen Rufe der Genauigkeit und Präcision im Exerciren stand, die alte Garde hingegen hatte mehr mit der Erinnerung an ihre Siege als der Schule zu thun und legte keinen besonderen Werth auf jene Fertigkeit. Der junge Sergeant postirt sich unerschrocken dreißig Schritt vor die Mitte der Front, wo ein alter militärischer Schnauzbart neben dem andern steht, und kommandirt mit fester Stimme, ohne die geringste Befangenheit zu verrathen: „Achtung — Präsentirt — das Gewehr!" Die Grenadiere pariren, aber nachläßig und nicht recht auf einen Schlag. — „Das war nicht gut," rief der junge Soldat mit verweisendem Tone, „noch einmal!" — Der Kaiser lächelt; manchen alten Brumbart kommt die Sache drollig vor. Da schrie der Zögling von St. Cyr abermals mit aller Kraft seiner Stimme: „Achtung — Präsentirt das Gewehr!" Die Grenadiere machen ihre Sache nicht besser als das vorige Mal. — „Donner und Wetter," fluchte der Sergeant, „ich sag' Euch, so ist's nicht recht." Dabei ging er zehn Schritt rückwärts, um die Front besser mit einem Blick überschauen zu können. „Ich will Euch zeigen, wie man's machen muß, seht her, eins, zwei, drei," und er machte ihnen das Kommando vor, untadelhaft, daß nichts daran auszusetzen war. Der Kaiser lachte laut, etliche alte Grenadiere runzeln die Stirn; der junge Mann kommandirt zum dritten Male: „Aufgepaßt! Achtung — Gewehr an!" Die Garde gehorcht, aber es geht nicht besser, als die beiden ersten Male. Der kleine Sergeant stampft ungeduldig mit dem Bajonettkolben auf den Boden: „Habt Ihr denn nicht gehört? Das ist ja zum Davonlaufen, pfui doch, Ihr exercirt ja wie die Lapse!" — Das war zu stark. Ein zorniges Murmeln lief durch die ganze Front. Verwünschungen brachen aus: Laps! Gelbschnabel! hört man's schallen. Der Kaiser vernimmt's. Er tritt vor. Alles wird still. Er läßt sich von dem jungen Sergeanten das Gewehr in die Hand geben, stellt sich mitten in den Schloßhof, die

Grenadiere zur Rechten, die Zöglinge von St. Cyr zur Linken und kommandirt in eigener Person den Letzteren das Exercitium. Die Schüler, angefeuert durch den Vorgang, von dem sie eben Zeuge gewesen, und noch mehr durch die mächtige Stimme des Kaisers, vollziehen jedes Manöver mit unnachahmlicher Präcision, die ganze Front wie ein Mann. Der Kaiser läßt so viel Zeit vergehen, bis etwa der Zorn seiner alten Bärte (so nannte er bisweilen seine Grenadiere) verraucht sein kann, dann wendet er lächelnd das Gesicht zu ihnen und weist mit der Hand auf die junge Kolonne: „Na, Kinder, Ihr müßt doch gestehen, die Kleinen machen's nicht schlecht.“ Darauf trat er auf den jungen Sergeanten zu, überreichte ihm sein Gewehr, und sprach im ernsten, nachdrucksvollen Tone, so daß es alle hören konnten: „Ja wohl, mein junger Freund; aber als wir jung waren, haben wir's doch noch besser gemacht.“ Diese Worte versöhnten alles und einstimmig schallte aus allen Reihen der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“

Nicht selten geschah es bei Revuen dieser Art, daß Napoleon in eigener Person den Mantel, das Geräth, den Tornister des Soldaten untersuchte, oder daß er einem jungen, schwächlichen Rekruten das Gewehr aus der Hand nahm und ihn mit freundlichen scherzenden Worten ermuthigte: „Nicht wahr, junger Freund, es ist ja doch nicht schwerer, als die andern Gewehre; mit der Zeit wird man's gewohnt, und es wird schon gehen.“ — Eines Morgens vor der Parade inspizirte der Kaiser das zweite Bataillon Gardejäger, welches an diesem Tage den Dienst im Schlosse hatte. Auf einmal blieb er vor einem Soldaten stehen, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und sprach endlich mit einem Tone, der bald wie Vorwurf klang: „Romeuf, warum trägst Du das Kreuz nicht, das Du zu Boulogne aus meinen Händen empfangen hast?“ Napoleon kannte nämlich die Soldaten seiner alten Garde fast durchgängig von Person und Namen. „Mein Kaiser,“ sprach der Chasseur, „ich trage das Kreuz nicht auf der Uniform, dafür aber auf dem Leibe. Ein Kaiserlicher hat mir's mit dem Säbel auf der Brust in Stücke gehauen; es war bei Eßlingen, Eure Majestät wissen wohl, wo Ihnen der Hut vom Kopfe geschossen wurde; aber die Stücke hab' ich aufgehoben, da sind sie.“ Mit diesen Worten holte Romeuf ein Papier von seiner Brust hervor, und reichte es dem Kaiser hin; dieser öffnete es, und nachdem er hineingesehen, sprach er zu dem Soldaten: „Wenn's so ist, Romeuf, was meinst Du, wir wollen tauschen, hast Du Lust?“ Der Soldat machte ein verlegenes Gesicht und gab keine Ant-

wort. „Was," sagte Napoleon, „Du willst nicht, ich gebe Dir mein eigenes Kreuz für die zerbrochenen Stücke von Deinem." — Keine Antwort. — „Dünkt der Handel Dir etwa schlecht? So antworte doch." — „Die Wahrheit zu sagen, mein Kaiser," ließ sich endlich der Jäger verlegen und zögernd vernehmen, „wenn's Euer Majestät recht ist, so kann's mir auch recht sein, aber auf meine Bedingung: Eure Majestät dürfen die Stücke von meinem Kreuz bei Leibe nicht verlieren." — „Du hältst ja große Stücke auf den Kram," sprach der Kaiser und schlug, indem er eine verachtende Miene annahm, mit dem Finger an das Papier, daß die Fragmente darin herumsprangen. Es kostete den wackern Romeuf große Mühe, seine Entrüstung über ein so schnödes Wort zurückzuhalten; er richtete den Kopf mit einer Art Stolz in die Höhe, biß sich in die Lippen und sprach: „Ei ja doch Kram; aber Eure Kaiserliche Majestät verzeihen, wenn der Kram nicht gewesen wäre, so wäre Francois Romeuf auf die Ablösung gezogen, von wo Keiner wiederkommt. Ich behalte meine Stücke, ich lasse sie mir zusammenlöthen, dann kann ich's wieder tragen." — „Nun, alter Kamerad," sprach Napoleon, „wenn sie Dir so ans Herz gewachsen sind, so magst Du dein altes Kreuz behalten und meines sollst Du dazu haben, für einen Tapferen wie Du, sind zwei Kreuze nicht zu viel." Er zupfte den alten Soldaten freundlich am Schnauzbart und sprach zurückkehrend zu den Offizieren seines Stabes: „Ja sehen Sie, meine Herren, Romeuf und ich sind zwei alte Bekannte; es ist ein gut Theil Jahre her, seitdem ich mit ihm zuerst zusammen gewesen. Er ist nur immer ein Bischen empfindlich der alte Kamerad." Man kann sich leichter denken, als beschreiben, wie wunderbar begeisternd solche Auftritte, solche Worte des Kaisers auf die Armee wirkten. Die Soldaten wurden nicht müde, davon zu reden, sie befeuerten sich daran zum Wetteifer und zur höchsten Hingebung. Die ganze Kompagnie sah denjenigen mit einer Art von Ehrfurcht, mit einer bewundernden Hochachtung an, von dem es hieß, der Kaiser habe mit ihm gesprochen.

Selten ging die große wöchentliche Revue im Schloßhofe oder auf dem Carousselplatze zu Paris vorüber, ohne daß der Kaiser Ehrenbezeugungen ausgetheilt, Kreuze und Adelstitel verliehen oder Beförderungen in den zur Musterung stehenden Regimentern vorgenommen hätte. In der Art und Weise, wie Napoleon hiebei zu Werke ging, lag immer etwas Großartiges, Ueberraschendes, Erhebendes, was von der größten moralischen Wirkung auf die Soldaten sein mußte. Der Kaiser besaß ein ganz eigenes Talent, dem gewöhnlichsten Vorgang eine dramatische

Haltung zu geben, und nie bewährte er dieß Talent glänzender, als bei solchen Auftritten.

Er war bei einer der letzten Revuen, die er zu Ende des Januars 1814 abhielt. Napoleon ließ seinen Blick über die Schaar der Tapferen streifen, deren Viele nicht ahnten, daß sie heute ihren Kaiser zum letztenmale sahen. Es fällt ihm ein alter Soldat auf, der keine anderen Abzeichen trägt, als die eines Sergeanten. Ein Gesicht, das die Sonne in zwanzig Feldzügen zu Erz gebräunt hatte, unter buschigen Augenbraunen zwei große rollende und blitzende Augen, das martialische Antlitz zur Hälfte von einem ungeheuren Schnurrbart bedeckt. Der Kaiser winkt ihm vorzutreten und heranzukommen. Bei diesem Wink wird das eiserne Herz des Tapferen, der nie in seinem Leben gezagt, von einer Bewegung ergriffen, die er nicht meistern kann; die Röthe flammt über sein Gesicht. „Dich hab' ich schon irgendwo gesehen," redet ihn Napoleon theilnehmend an, „es ist aber schon lange her. Wie heißt Du?" — „Noël, Euere Majestät." — „Noël? des Namens kenne ich Mehrere; wo bist du her?" — „Ein Pariser Kind." — „Ah, nun weiß ich, Du bist mit in Italien gewesen, nicht wahr?" — „Ja, Sire, ich war auf der Brücke bei Arcole." — „Richtig, richtig, ich erkenne Dich wieder; Du bist Sergeant geworden, nicht?" — „Sergeant bei Marengo." — „Und seitdem?" — „Seitdem," wiederholte Noël und ließ den Kopf sinken, „seitdem, Sire, weiter nichts." — „Warum hast du nicht zur Garde gewollt?" — O ich wollte wohl, es war mein einziger Wunsch; ich bin bei Austerlitz, bei Wagram, bei allen großen Schlachten mitgewesen." — „Das wundert mich von Dir nicht. Hast Du auf den Listen zur Ehrenlegion gestanden?" — „Jahr für Jahr, Sire." — „Nun darüber müssen wir gleich in's Reine kommen. Geh' wieder auf Deinen Platz."

Der Kaiser wendet sich an den Obersten des Regiments; sie sprechen fünf Minuten lang leise mit einander. Von Zeit zu Zeit werfen sie einen Blick auf Noël, man sieht offenbar, daß von ihm die Rede ist. Der Kaiser erfährt die Wahrheit. Noël ist einer von den unschätzbaren, tapferen, besonnenen und pflichtgetreuen Soldaten, der nie den Gehorsam, den Anstand, die Disciplin gebrochen, ein Soldat nach des Kaisers Herz und Sinn. Bei jeder Gelegenheit hat er sich ausgezeichnet, aber aus Bescheidenheit, aus Mangel an Selbstvertrauen hatte er nicht gewagt, die Beförderung, die ihm längst gebührte, zu verlangen; es ist seinen Oberen zur Gewohnheit geworden, ihn zu vergessen. Nicht einmal das

Kreuz der Ehrenlegion ist ihm zu Theil geworden. Napoleon erkennt, daß hier eine große Ungerechtigkeit begangen worden ist; er nimmt sich vor, sie vollständig, glänzend gut zu machen. Er ruft den Sergeanten wieder vor. „Nimm das Kreuz, Freund Noël," spricht er zu ihm, „Du hast es längst verdient, Du bist von jeher ein tapferer Soldat gewesen." Mit diesen Worten nimmt der Kaiser sein eigenes Kreuz von der Brust und heftet es an die Uniform des alten Soldaten. Auf ein Zeichen, das der Oberst mit dem Degen gibt, schlagen die Tambours Wirbel; die ganze Kolonne steht in tiefem erwartungsvollen Schweigen. Der Oberst führt den neuen Ritter der Ehrenlegion vor die Front des Regiments und ruft mit lauttönender Stimme: „Im Namen des Kaisers! Ich verkündige Euch, der Sergeant Noël ist zum Unterlieutenant in Eurem Regiment ernannt." Die ganze Front präsentirt das Gewehr, die Trompeten blasen einen Tusch; Noël weiß nicht wie ihm geschieht, es ist ihm wie ein Traum. Sein Auge sucht den Kaiser, es drängt ihn, hervorzustürzen und sich ihm zu Füßen zu werfen. Aber Napoleon's Antlitz ist ruhig, unbewegt, nicht wie eines Fürsten, der Gnade erweist, sondern wie eines Richters, der Gerechtigkeit vollzieht. — Auf's neue winkt der Kaiser dem Obersten, dieser schwingt den Degen über dem Haupt, die Trommeln wirbeln abermals, und als sie schweigen, erhebt er seine Stimme: „Im Namen des Kaisers! Ich mache Euch bekannt, der Unterlieutenant Noël ist zum Lieutenant in Eurem Regiment ernannt." Das war dem alten „Pariser Kinde" wie ein Donnerschlag; seine Augen, die im Leben nicht geweint, wurden feucht und trübe. Man sah seine hohe Gestalt schwanken, seine Lippen stammelnd sich bewegen, aber er war keines Wortes mächtig. Zum drittenmale wirbelten die Trommeln, zum drittenmal erhebt der Oberst seine Stimme: „Im Namen des Kaisers! Ich mache Euch bekannt, der Lieutenant Noël ist zum Kapitän in Eurem Regiment ernannt."

So lange hatte Napoleon unbeweglich zu Pferde gehalten, jetzt setzte er sich in Bewegung und fuhr, von seinem glänzenden Generalstabe umgeben, mit der Revue fort, als ob nichts geschehen wäre. Einen letzten ernsten und ruhigen Blick warf er auf den braven Noël, der, von freudigem Schreck und von Rührung überwältigt, mit bleichem Antlitz und zitternden Lippen, Segenswünsche für den Kaiser stammelnd, in die Arme seines Obersten gesunken war.

25.

Der Feldzug nach Russland.

Der Feldzug nach Rußland ist ein großes Drama von dem höchsten Interesse und unermeßlicher historischer Tragweite.

Eine Armee von 450,000 Mann, Franzosen, Italiener, Deutsche des Rheinbundes, Polen u. a., gestützt auf zwei Hülfscorps, deren Eines Oesterreich, das Andere Preußen gestellt hatte, überschritt am 24. Juni 1812 den Niemen und nahm seiu Hauptquartier in Kowno. Mit Rücksicht auf die Natur der Jahreszeiten war dieß leider zwei Monate zu spät. Trotz der entgegengesetzten Behauptung des Kaisers Alexander in einem Briefe an den Baron von Stein, schien Rußland wenig vorbereitet, diesem furchtbaren Angriff kräftig zu begegnen. Seine disponiblen Streitkräfte bestanden in zwei Armeecorps, die durch einen großen Zwischenraum von einander getrennt waren, denn man wußte nicht, auf welchen Gränzpunkt der Kaiser der Franzosen seinen Angriff richten würde. Die erste Armee des Westens, unter dem Oberbefehl des Kriegsministers Barclay de Tolly, hatte ihr Hauptquartier zu Wilna, und bestand aus ungefähr 125,000 Mann mit 558 Feuerschlünden. Die zweite Armee des Westens, von dem Fürsten Bagration geführt, zählte 48,000 Mann mit 216 Kanonen, und hatte ihr Hauptquartier zu Wolkowisk (Gouvernement Grodno). Es gab noch eine dritte Armee des Westens, 43,000 Mann stark, mit ihrem Centrum zu Lutsk in Volhynien unter dem Befehle von Tormasow; sie spielte jedoch nur eine untergeordnete Rolle, und verschwand bald von der Moldau-Armee absorbirt. Diese unter dem Admiral Tschitschagow 40,000 Mann starke Armee war Anfangs noch nicht disponibel, nahm aber, ebenso wie das finnländische Corps unter General Steinheil, ,12,000 Mann stark, am Kriege Theil. Dieß waren demnach Alles in Allem nicht ganz 270,000 Mann, die aber auf einem weiten Raume zerstreut waren, mit denen der Beherrscher eines so kolossalen Reiches einer lange vorhergesehenen Invasion entgegentrat, die durch die Zahl der Streitenden, wie durch ihren kriegerischen Muth, ihren Ruf, die Gewandtheit und Erfahrung ihrer Anführer, und endlich durch das unvergleichliche Genie ihres obersten Heerführers, in dessen Schule sie sich gebildet hatten, gleich furchtbar war. Von allen Seiten wurden Rekruten erwartet; aber geraume Zeit mußte wegen der weiten Entfernung vergehen, bevor

nur ein Drittel dieser Ergänzungskräfte an den Operationen Theil nehmen konnte.

In der Voraussetzung, daß der Einfall über Samogitien und Lithauen stattfinden würde, hatten sich die Russen nicht getäuscht; die Hauptrolle bei Vertheidigung des Landes war in der That der ersten Armee des Westens übertragen. Alexander war gegen Ende des Monats April bei ihr angelangt und hatte den Plan, selbst das Oberkommando über seine Armee zu übernehmen. Seine vorzüglichsten Rathgeber waren der Kanzler Rumänzow, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der General Araktschejew, vormals Kriegsminister, später Vertrauter des Monarchen, und der Würtemberger Pfull, General-Quartiermeister in russischen Diensten. Pfull, ein gelehrter Militär, war in der letzten Zeit berufen worden, dem Monarchen die Prinzipien der Kriegskunst auseinanderzusetzen, so daß Alexander auch mit ihm den Operationsplan ausdachte, den man im Fall einer Invasion mit dem meisten Vortheil verfolgen könne. Dieser Plan Pfull's bestand in Folgendem: Wegen der großen Ueberlegenheit, nicht allein der Zahl nach, sondern vornehmlich hinsichtlich der Tüchtigkeit, des Befehlshabertalents und des Kriegsmaterials, die augenscheinlich auf Seiten der Franzosen war, sollte man es vermeiden, ihnen gleich Anfangs eine Schlacht zu liefern, durch einen geschickten Rückzug Schritt vor Schritt ihnen ausweichen, sie von ihren Magazinen und Reserven entfernen, und unterwegs Alles, was ihnen nützlich sein könne, zerstören; endlich aber sie durch die Unermeßlichkeit der Entfernung bekämpfen, die, einer der größten Nachtheile Rußlands, unter diesen Umständen ein Mittel des Heils werden könnte. Während dieses Rückzugs, der den Feind durch die Strapazen der Märsche und die Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen, schwächen würde, sollte man sich zu concentriren, die numerische Kraft der Vaterlandsvertheidiger zu vermehren, und die Nationalbegeisterung zu erwecken suchen. Am Ende der Rückzugslinie, zu Drissa auf dem rechten Dünaufer, sollte, falls der Angriff von Norden geschähe, und auf der Seite von Sitomir oder Kiew, wenn er südlicher stattfände, ein verschanztes Lager errichtet werden, wo man nöthigenfalls Halt machen und den Umständen nach den Kampf annehmen könnte. Alle mit Vortheil zu ergreifenden Stellungen sollten übrigens im Voraus bezeichnet werden, und alle möglichen Fortifikations- und Verpflegungsmittel zur Hand sein.

Dieß war der Plan; allein zu seiner geschickten Ausführung einem solchen Feinde gegenüber, der bereit war, alle Fehler zu benutzen, aus

dem geringsten Nebenumstand oder zufällig günstigen Terrain Vortheil zu ziehen, fehlte es, wie man bald erkannte, an Mannschaft. Man besaß gute und tapfere Generale, allein keine einzige hervorragende Capacität. Pfull war kein Mann der That und sprach überdieß die Landessprache nicht. Der Generalstab ging nach dem Urtheile des berühmten Militärschriftstellers, des preußischen Generals Clausewitz, der damals als Volontär in der russischen Armee diente, nicht über das Mittelmäßige hinaus. Nur die Haltung des Volkes war beruhigend. Ueberdieß bedurfte es für Alexander keiner langen Zeit, um zu erkennen, daß die Hauptelemente für einen glücklichen Erfolg mangelten, und da seine Gegenwart sie nicht ersetzen konnte, so war er klug genug, sich zurückzuziehen. Barclay de Tolly, Araktschejew's Nachfolger im Kriegsministerium (1810), ein ehrenhafter, bewährter, überlegender, kaltblütiger Mann, von unbestreitbarer Kenntniß des Krieges aber ohne höhere Ansichten und ohne kraftvolle Entschiedenheit, blieb also thatsächlich Kommandant en chef. Uebrigens war er als Liefländer ein Deutscher in den Augen der Armee, die es nicht begreifen konnte, daß die Vertheidigung Moskau's und seiner hochverehrten Heiligthümer einem Fremden anvertraut wurde, der sich zu einem andern Glauben, als dem der „orthodoxen" Kirche bekannte. Selbst Bagration und Tormasow empfanden einigen Widerwillen, sich unter seinen Oberbefehl zu stellen.

Unter solchen Auspicien begann jener große Krieg 1812, welchen der Graf von Segur in seiner „Geschichte Napoleon's und der großen Armee" mit so lebhaften Farben geschildert hat. Wir geben hier nur das Wesentlichste:

Der Rückzug der Russen ließ den französischen, nur durch leichte Scharmützel aufgehaltenen Truppen freies Feld. Napoleon befand sich seit dem 28. Juni in Wilna. Er erließ von hier aus einen Aufruf an die Lithauer, d. h. an den polnischen Adel dieses Landes, der es sich sehr angelegen sein ließ, eine allgemeine Conföderation zur Unterstützung der Franzosen zu bilden, und die nationale Unabhängigkeit wieder herzustellen. Unzählige Schwierigkeiten hielten ihn persönlich nahe an zwanzig Tage in dieser Stadt auf; die Armee trieb er jedoch vorwärts. Sie kämpfte muthig gegen die Leiden, die sie gleich bei ihrem ersten Auftreten bestürmten, und gelangte bald an die Ufer der Düna, wo die Verbindung zwischen der ersten und zweiten russischen Armee noch nicht hatte bewerkstelligt werden können, da Marschall Davoust vom Corps Jerome's, Königs von Westphalen, sich zwischen sie geschoben und Minsk besetzt

hatte. Um diese Vereinigung auszuführen, mußte man daher den Rückzug fortsetzen; übrigens hätte auch das Lager von Drissa so beträchtlichen Streitkräften wie die Franzosen besaßen, keinen Widerstand leisten können.

Barclay de Tolly gab seinem Nebenfeldherrn Bagration die Stadt Witebsk als Sammelplatz an, wo die Düna sich wieder nach Nordwesten wendet und eine weite Oeffnung zwischen ihrem Laufe und dem des Dnjepr läßt, der, nachdem er eine Zeit parallel mit ihr geflossen, eine entgegengesetzte Richtung verfolgt. Um nach Witebsk zu gelangen, überschritt der Kriegsminister die Düna, und als er sich später von diesem Flusse entfernen mußte, um nach dem Dnjepr zu marschiren, ließ er zu Polozk das Corps des Grafen Wittgenstein zurück, um Pskow, Nowgorod und folglich auch St. Petersburg zu decken.

Inzwischen begab sich Alexander nach Moskau, wo er durch ein am 18. Juli unterzeichnetes Manifest die ganze Nation zu den Waffen rief, und von dem Patriotismus aller Klassen Opfer ohne Ausnahme verlangte. Der öffentliche Enthusiasmus entsprach seinem Aufruf.

Nach einer Reihe mörderischer Gefechte, die drei Tage hindurch und mit Erfolg bei Ostrowno geliefert wurden, hoffte Napoleon endlich am 27. Juli die Hauptarmee der Russen zu erreichen, welche bei Witebsk auf dem linken Ufer der Düna postirt war. Allein sie entschlüpfte ihm wieder. Barclay, der davon unterrichtet war, daß sein Waffengefährte auf Smolensk marschire, wendete sich nach derselben Seite hin. Mit Tagesanbruch war er verschwunden, ohne nur eine Spur zurückzulassen. Bagration dagegen wird bei Mohilew am Dnjepr von Davoust erreicht, und einige seiner Colonnen unter Rajewski und Paskewitsch, trotz ihres tapfern Widerstandes, geschlagen. Dennoch setzt er seinen Marsch auf Smolensk fort, überschreitet den Fluß nicht weit von dieser Veste, holt am 6. August die erste Armee ein und stößt mit der seinigen zu ihr, indem er sich unter das Commando von Barclay stellt. Smolensk war der Schlüssel des eigentlichen Rußlands, eine strategische Position ersten Ranges. Man mußte sie wenigstens zu vertheidigen suchen, und Barclay entschloß sich dazu, ohne Hoffnung auf Erfolg, denn die Ueberlegenheit der Franzosen war noch immer dieselbe, trotz der unermeßlichen Verluste, die sie bereits erlitten, Verluste, welche die Invasion um wenigstens ein Drittel reducirt hatten. Ein Avantgarden-Gefecht fand zu Kraßnoi statt, und gab dem Marschall Ney und dem Könige Murat von Neapel die so ungeduldig ersehnte Gelegenheit, ihren Muth zu beweisen. Die geschlagenen Russen schlossen sich theils in

Smolensk ein, theils gingen sie über den Dnjepr; auf einen Augenblick setzten sie jedoch ihren Rückzug aus. Sofort eilte der Kaiser der Franzosen voller Ungeduld herbei. „Endlich habe ich sie!" rief er vertrauensvoll aus. Allein diese Illusion des Helden, der in allen seinen Berechnungen getäuscht wurde, dauerte nur kurze Zeit. Alle Versuche, die er unternahm, Barclay zu fassen und zu einer Entscheidungsschlacht zu bringen, scheiterten an der Klugheit und Kaltblütigkeit des russischen Generals, der trotz des heimlichen Murrens seiner Umgebung und der wenig verborgenen Unzufriedenheit der Nation den besten Gedanken verfolgte. Alles, was die Franzosen thun konnten, war, die Festung zu nehmen. Sie war von dem tapfern General Rajewski vertheidigt; nach ihm von dem nicht minder braven Dochturow. Man warf Batterien auf, um diese alten, von crenelirten, theils runden, theils viereckigen Thürmen überragten Mauern, die einen malerischen Anblick gewährten, einzuschießen. Bald ist die Bresche gangbar: mit Tagesanbruch am 18. August beginnt der Sturm; man dringt in die Stadt ein und findet sie in Brand gesteckt und fast leer; nachdem sie Feuer hineingeworfen hatten, haben sie ihre Vertheidiger mit den angesehensten Einwohnern verlassen.

Napoleon, der sich dreizehn Tage in Witebsk aufgehalten, als gedächte er hier seine Winterquartiere zu beziehen, überlegte noch zu Smolensk, zu was er sich entschließen solle. Denn er verhehlte sich nicht, welche Schwierigkeiten ihn noch erwarten und, Alles wohl berechnet, erschien ihm die Besitzergreifung der lithauischen und polnischen Provinzen als ein ganz leidentliches Resultat für einen zweimonatlichen Feldzug. Indessen hatte Ney, der Bravste der Braven, am 19. an der Spitze der Avantgarde ein glückliches Gefecht mit der russischen Arrièregarde beim Dorfe Walutina bestanden, ein Gefecht, das den Kaiser selbst herbeizog und mörderisch wurde; jetzt faßte dieser wieder Vertrauen zu seinem Stern, folgte der Bewegung und rückte auf der Straße nach Moskau vor. Auf seiner Linken ließ er Oudinot und Saint Cyr, um Wittgenstein die Spitze zu bieten und Riga zu belagern; auf der Rechten stand Regnier Tormasow gegenüber, dem es gelang, ihn zurückzudrängen, und nach dem Großherzogthum Warschau vorzurücken. Als jedoch die Oesterreicher unter Fürst Schwarzenberg zu Regnier's Hülfe herbeieilten, mußte Tormasow wieder zurückweichen; er stieß zum Admiral Tschitschagow, der nach Volhynien eilte, und so verschwand die dritte Armee des Westens, wie bereits erwähnt wurde. Barclay setzte, in der Hoffnung, bald durch das nationale Aufgebot, das er in Moskau erwartete, verstärkt zu wer-

den, seine retrograde Bewegung fort. Seine Armee, die sich nach einer Schlacht sehnte, war bestürzt, und die Offiziere sparten in ihrem Dünkel die Worte des Tadels nicht. Bagration und Benningsen hatten sich mit dem General en chef überworfen. Man hörte auf, ihn mit „Hurrah!" zu begrüßen, und von allen Seiten erhob sich Mißbilligung. Alexander mußte, von der öffentlichen Meinung gedrängt, nachgeben, und ihr den weisen und geschickten Zauberer opfern.

In einem Comité, das er berief, bezeichnete man für den Oberbefehl einen in der Schule der Rumänzow und Suwarow erzogenen Russen, den alten Kutusow, dem Herzen und dem Namen nach Russe, aber bereits 60 Jahre alt, als er bei Austerlitz kommandirte. Als er bei der Armee eintraf, wurde er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen. Benningsen wurde Chef des Generalstabs, Barclay, ebenso bescheiden als geschickt, verlangte nur, unter seinen Befehlen zu dienen; „man sah ihn gehorchen, wie er kommandirt hatte, mit dem nämlichen Eifer," und er verließ die Armee erst am 20. September, nachdem er durch die gegen ihn verübten Ungerechtigkeiten des Generals en chef auf's Aeußerste getrieben worden war.

Der Rückzug setzte sich noch bis Moschaisk im Gouvernement Moskau fort, und die Franzosen fanden auf ihrer Straße bloß brennende Städte und Dörfer. Allein Kutusow hatte sich entschlossen, die Hauptstadt nicht preiszugeben, ohne ihre Vertheidigung durch ein entscheidendes Gefecht versucht zu haben. Um es zu liefern, erwartete er nur die Milizien, die ihm in der That durch Miloradowitsch zugeführt wurden. Mit Geschicklichkeit wählte er das günstigste Terrain. Es war dieß das Dorf Borodino am Zusammenfluß der Kolotschga und der Moskwa, 180 Werste von der Hauptstadt entfernt. Napoleon traf daselbst am 5. September ein, und am 7. September fand hier eine der blutigsten und mörderischesten Schlachten statt, die in den Annalen der Kriegsgeschichte bekannt sind. Gegen 140,000 Franzosen befanden sich hier einer russischen Armee gegenüber, die an Zahl nicht viel geringer war. Letztere, voll Verlangen nach Rache, überdieß in einer vortheilhaften Stellung, schlug sich mit einer seltenen Hartnäckigkeit und mit dem Muthe der Verzweiflung; erstere, zu siegen gewöhnt und gezwungen, sich ihre Winterquartiere in einem verwüsteten Lande, dreihundert Meilen von Frankreich entfernt, zu erobern, entwickelte ihren zur Gewohnheit gewordenen Enthusiasmus, wobei ihnen ihre Anführer, die Feldherren des großen Kaisers: Murat, Eugen Beauharnais, Ney, Davoust, Poniatowski

u. A., das Beispiel gaben. Mit Tagesanbruch begann die Kanonade: mehr als 1600 Feuerschlünde schleuderten den Tod nach allen Richtungen, das Blutbad dauerte bis vier Uhr Abends; 120,000 Kanonenschüsse wurden abgefeuert; das Schlachtfeld war von 50,000 Todten oder Sterbenden bedeckt, von denen die größte Hälfte den Russen angehörte; und unter diesen Opfern befand sich der tapfere Bagration. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, aber da die Schlacht an der Moskwa der französischen Armee den Weg nach Moskau öffnete, der Hauptstadt, auf deren Vertheidigung Kutusow jetzt verzichtete, so hat diese das unbestreitbare Recht, sich ihn zuzuschreiben.

Der Generalgouverneur Graf Rostoptschin hatte bis jetzt Moskau für durchaus sicher gehalten. Man glaubte nicht, daß die „heilige Stadt" irgend eine ernste Gefahr zu bestehen habe. Als man aber die Armee Kutusow's zu dem einen Thore herein und zum andern auf der Straße nach Rjäsan wieder herausmarschiren, die Staatsarchive und den im Waffenpalast aufbewahrten Schatz nach Kasan führen, und die obersten Behörden mit dem ganzen Zubehör der Löschmannschaften abreisen sah, folgte der ganze bemittelte Theil der Bevölkerung diesem Beispiele und nahm die werthvollsten Gegenstände mit sich fort. „Von 240,000 Einwohnern," sagte der Graf Rostoptschin in seiner berühmten Schrift: „die Wahrheit über den Brand von Moskau," „blieben nur 12 bis 15,000 zurück, welche entweder Bürger, oder Fremde, oder Leute aus der Hefe des Volkes waren, aber kein Mann von Ansehen, weder vom Adel, noch vom Klerus oder aus dem Kaufmannsstande."

Am 14. September traf die französische Avantgarde, stets von dem unerschrockenen Murat geführt, auf den Höhen vor Moskau ein, und stieß ein Freudengeschrei aus, als sie die vergoldeten Kuppeln des Kreml gewahrte. Die Arrièregarde Kutusow's, die hier stand, zog sich sogleich zurück. Man fand die Stadt verödet, so daß man eine Falle vermuthete; bald aber erkannte man, daß sie von ihren Einwohnern verlassen sei. Vergebens erwartete Napoleon am Thore die Ankunft einer officiellen Deputation. Als keine erschien, zog er endlich ein und nahm seine Wohnung in dem Czarenpalast auf dem Kreml. Während der Nacht brach eine Feuersbrunst aus. Es gelang, ihrer Herr zu werden; allein bald folgten andere nach, und als sich am 16. ein Orkan erhob, gewann das Feuer immer mehr Gewalt, ohne daß man seiner Herr werden konnte. Bis zum 20. griff es Alles verzehrend um sich; dann erstickte es von selbst, da es keine Nahrung mehr fand und ein heftiger Regen eintrat.

Von einem solchen Gluthmeer umwogt, konnte Napoleon nicht länger in der Centralfeste verweilen. Er flüchtete sich eiligst nach dem Petrowski-Palast auf der Straße nach St. Petersburg, und kehrte erst nach den vier schrecklichen Brandtagen nach dem Kreml zurück.

Wer war wohl der Urheber dieses entsetzlichen Unglücks, das die Franzosen ihrer Winterquartiere beraubte, aber Rußland rettete, und ob dessen, als eines großen Actes von Patriotismus, eines heroischen Opfers, man ihm Ehren gespendet hat? Das ist bis auf einen gewissen Punkt noch jetzt ein Räthsel; denn der Graf Rostoptschin, den die allgemeine Stimme als Urheber nennt, weist die Verantwortlichkeit in seiner Schrift zurück. Vielleicht handelte die in Moskau ohne Subsistenzmittel zurückgelassene Bevölkerung aus eigenem Antriebe und weniger aus Patriotismus, als aus Wuth gegen die Adeligen und Reichen, die sie in diesem Augenblicke eben so sehr wie die Franzosen haßten.

Wie dem auch sei, diese unerwartete und imposante Entwickelung des russischen Feldzuges machte auf den Kaiser Alexander einen tiefen und bleibenden Eindruck, und bestimmte ihn zu jener religiösen Richtung, der er sich von nun an hingab. Er entschied sich mit aller Festigkeit, dem Wunsche seines Volkes zu folgen und auf keine Friedensunterhandlungen einzugehen, bevor nicht der Feind das russische Gebiet geräumt hätte; hierzu verpflichtete er sich feierlich in seinem Manifeste vom 20. September. Napoleon hatte ihm geschrieben und hierauf den General Lauriston in Kutusow's Lager gesendet, allein er wartete vergebens auf eine Antwort des Selbstherrschers; der listige Generalissimus hielt ihn absichtlich hin, und so verlor der große Mann einen Monat, der ihm einen glücklichen Rückzug über Smolensk hätte sichern können.

Endlich, am 15. Oktober, entschloß er sich dazu, und alsbald setzte sich das Heer in Bewegung. Er selbst verließ Moskau am 19. und ließ M o r t i e r zurück, der, bevor er wieder zu ihm stoßen konnte, hier einen Angriff zu bestehen hatte. Die mit Beute beladene Armee zählte noch 100,000 Mann, ohne von dem rechten und linken Flügel zu sprechen, deren Operationen in Lithauen und Volhynien nicht unterbrochen worden waren. Die Kavallerie war zum Theil demontirt, aber die Artillerie hatte noch ihre Bespannung; die Infanterie befand sich in einem leidlichen Zustande und die Kaisergarde war beinahe unverletzt. Die obschon auf drei Viertheile reducirte große Armee verdiente noch immer ihren Namen, und ihr Oberhaupt gab, ohne noch seine Pläne kund zu thun, heimlich seine Befehle, damit sie, sobald sie sich der russischen Gränze

nähere, von neuen Streitkräften empfangen würde. Der Plan des Kaisers war, nicht über Smolensk auf der Straße von Mohaisk und Wiazma, die gänzlich ausgeplündert war, zurückzugehen; nur Ney sollte sie mit seinem Corps einschlagen, das von ihm selbst geführte Gros der Armee sollte in der Richtung nach Süden auf Kaluga marschiren, um von hier aus durch ein fruchtbares Land, das noch nicht gelitten hatte, nach Smolensk zu gelangen. Aber auf dieser Straße nach Kaluga hatte sich Kutusow aufgestellt, der sofort die Offensive ergriff.

Es blieben Letzterem 75,000 Mann, zu welchem frische Truppen gestoßen waren; aber es ist erstaunlich, daß die Verstärkungen kaum über 30,000 Mann, darunter sechsundzwanzig Regimenter donischer Kosaken und irregulärer Haufen, betrugen. Selbst in der äußersten Gefahr hatte Rußland Mühe, imposante Streitkräfte in's Feld zu stellen. Zum Glück für die russische Armee hatte sie die Elemente zu Bundesgenossen.

Eine Schlappe, die Murat bei Winkowo und Tarutino erlitt, bezeichnete die ersten Schritte der Franzosen nach ihrem Abmarsch von Moskau; trotzdem wäre der Kaiser vielleicht dem russischen Generalissimus bei Kaluga zuvorgekommen, wenn er sich nicht zur Unzeit in Borowsk aufgehalten hätte, anstatt geradenwegs auf Malojaroslawez zu marschiren. Hier fand am 24. Oktober ein blutiges Gefecht statt, in welchem trotz der vortrefflichen Position der Russen der Sieg den Franzosen verblieb. Am folgenden Tage erneuerte sich das Gefecht bei Gorodnia, und an diesem Tage war Napoleon, von einigen tausend Kosaken überrumpelt, nahe daran, gefangen genommen zu werden. Die Russen versperrten ihm den Weg, so daß er sich genöthigt sah, seinen Plan zu ändern und rechts auf der Straße von Wiazma, die er vermeiden wollte, vorzurücken. Kutusow, der von den Generalen seiner Umgebung, unter denen namentlich Benningsen obenanstand, gut berathen war, schickte sich an, ihm auch hier zuvorzukommen. Eine Meile diesseits Wiazma's trafen Eugen und Davoust auf Miloradowitsch, den russischen Murat, der die Avantgarde führte. „Kutusow hätte sie erdrücken können,“ sagt Ségur, „allein die Langsamkeit und die Vorsicht des Greises retteten sie.“ Ney stieß zu ihnen, und außer dem Gefecht bei Wiazma (3. November) ging der Marsch gut bis Dorogobug, woselbst die Armee am 7. anlangte. „Es fehlten nur drei Tage,“ sagt Napoleon, „um den Rückzug (von Smolensk) in guter Ordnung vollführen zu können; aber in diesen drei Tagen verlor sie 30,000 Pferde; der frühzeitige Frost wirkte gleichmäßig auf beide Armeen . . . Alle Bespannung der Convois und die meisten

Pferde der Artillerie und Cavalerie kamen um; alle Dienstleistungen der Armee waren desorganisirt; es war unmöglich, vor Wilna Position zu nehmen.“ Am 6. Novbr. fiel ein fürchterlicher Schnee und jetzt begann der Frost. Obwohl Anfangs mäßig, wurde er doch für die unglücklichen, gegen solche Witterung schlecht geschützten französischen Soldaten außerordentlich empfindlich. Ihre Glieder erstarrten und sie waren nicht mehr im Stande, die Waffen zu tragen. Taub gegen die Gesetze der Disciplin werfen sie sie weg, verlassen ihre Reihen und laufen auseinander. Man ist gezwungen, die Bagage in einem bereits zu sehr gebrandschatzten Lande, als daß es die Armee zu ernähren vermocht hätte, im Stiche zu lassen. Jetzt gesellten sich Hunger und Bestürzung zu der Strenge des Klima's; die französischen Soldaten werden gleichzeitig, wie die physische Kraft sie verläßt, demoralisirt; sie stürzen erschöpft und ohnmächtig nieder, und bedecken mit ihren Leichnamen die Straßen, oder werden die Beute der Feinde, die sie von allen Seiten beunruhigen. Als man am 11. in Smolensk anlangte, hatte man 18 Grad R. Kälte. In diesem Augenblicke erließ Kutusow einen begeisterten Aufruf an seine Armee und befahl den Corps von Wittgenstein und Tschitschagow, die bis jetzt zurückgehalten waren, so zu manövriren, daß sie Borisow an der Beresina gewännen.

Zu Smolensk bestand die französische Armee, Dank der Trägheit Kutusow's, noch aus 60 bis 70,000 Mann, von denen jedoch nur 40,000 ihre Organisation behielten. Man konnte sich hier nicht aufhalten, wenn man sich nicht von dem Uebergange bei Kraßnoi abgeschnitten sehen wollte; nach einigen Rasttagen setzte man daher den Rückzug auf Borisow fort. Dessenungeachtet war Miloradowitsch bereits hier angelangt, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen; denn in diesem Augenblicke war es kein Rückzug mehr auf dem man sich befand, man war in völliger Auflösung und es wäre nur auf Kutusow angekommen, falls derselbe geschickter gewesen wäre, den letzten Rest der Franzosen hier zu vernichten. Sie verloren noch viel Leute in den Gefechten bei Kraßnoi (16. bis 19. November) und Napoleon war von Neuem in Lebensgefahr. Eugen, Ney, Sebastiani, Exelmans, Guilleminot, thaten Wunder der Tapferkeit. Man konnte den Marsch fortsetzen; allein der Frost trat wieder ein und lähmte alle Arme und alle Willenskraft; Schwärme von Kosaken griffen unabläßig die unglücklichen Franzosen an, und die bewaffneten ergrimmten Bauern vollendeten, was so viele Plagen übrig gelassen hatten.

Im Augenblicke, als man das alte Rußland verließ, um in Lithauen einzuziehen, wurde die Witterung gelinder und Thauwetter trat ein. „Es ist zu spät!" ruft Ségur schmerzlich; ja es war ein Uebel mehr, denn man rechnete auf das Eis für den Uebergang über die Beresina. Man kam hier unweit Borisow, neun Meilen diesseits Minsk, an, und vereinigte die Corps von Victor und Oudinot, die noch in guter Ordnung marschirten. Die mehr als hundert und fünfzig Ellen lange Brücke, über welche man hier diesen Nebenfluß des Dnjepr mit einer Tiefe von sechs Fuß passirt, war abgebrochen, das Bett des Flusses war in Folge des Thauwetters mit treibendem Eise bedeckt. Kutusow rückte mit dem Gros der russischen Armee heran; Tschitschagow kam ihm mit der Moldauarmee, welche Schwarzenberg nicht aufzuhalten vermocht hatte, zuvor; Wittgenstein, der vom Norden heranzog, forcirte seinen Marsch, um ihm die Hand zu reichen. Die Beresina sollte das Grab der Trümmer der großen Armee werden; sie wurden jedoch wie durch ein Wunder gerettet; in Folge fehlerhafter Combinationen ließen die Russen sie entwischen. Der Ingenieurgeneral Eblé war so glücklich, nach unerhörten Anstrengungen und trotz des Mangels an Material unter den Augen des Kaisers Brücken bei Studianka zu schlagen. Der russische General Tschaplitz, der mit einigen Kanonenschüssen die erste fertige Brücke hätte zertrümmern können, ging in eine Falle und ließ sich anderwärts hinziehen. Ohne diese glücklichen Umstände wäre kein Franzose entwischt. Am 28. November überschritt die französische Armee den Fluß; aber Tausende kamen noch während des Ueberganges um. „Der Zusammenstoß der Truppen," sagt Ségur, „stürzte mehrere in den Fluß mitten unter die Eisschollen und das Gewühl der Schlitten bildete eine so dichte und starre Masse, daß eine Menge Menschen dabei erdrückt wurde; die Regimenter waren gezwungen, sich mitten durch sie hindurch mit dem Säbel in der Hand den Weg zu bahnen." Gegen 35,000 Kampffähige und nahe an 20,000 Mann Entwaffnete sahen sich so einem gewissen Tode entrissen; als aber am nächsten Morgen Eblé, der das Corps Wittgenstein's herannahen sah, die Brücken um 8½ Uhr Morgens wieder abbrechen mußte, wurden immer noch gegen 2000 desorganisirter Menschen geopfert. Außerdem wurde noch die Division Partonneaux, 3500 Mann stark, die sich durch ein Mißverständniß vom Gros der Armee getrennt hatte, auf dem linken Ufer zurückgelassen, und so gezwungen, die Waffen vor Wittgenstein's Truppen zu strecken. Alle Anderen kamen am 3. December zu Malodetschno an, wo sie auch noch von Frost litten, aber

mindestens etwas zu essen fanden und sich ausruhen konnten. Während sie nach Wilna marschirten, waren ihnen die Russen immer auf den Fersen; die Kälte wurde fürchterlicher als je vorher und der Thermometer sank bis 32 Grad Réaumur. Die Russen litten ebensoviel als die Franzosen, aber sie waren Sieger! In den decimirten und aufgelösten Reihen der bejammernswerthen Ueberreste der großen Armee wurde die Verwirrung fürchterlich. Dennoch erreichte man Wilna; von hier gelangte man nach Kowno, und am 12. bis 14. December wurde der Niemen von einigen tausend Mann wieder überschritten, welche so viele Schicksalsschläge, so fürchterliche Katastrophen überlebt hatten.

Alexander sah seine triumphirende Armee am 12. December zu Wilna wieder und erkannte ihr Belohnungen zu. Kutusow, der nach der Schlacht von Borodino zum Feldmarschall erhoben worden war und hierauf den Fürstenrang mit dem Beinamen Smolenskoi erhalten hatte, empfing aus der Hand seines Souveräns das Band der ersten Klasse des Ordens vom heiligen Georg, was der Monarch selbst nicht trug. Es war dieß die größte Ehre, die ein russischer General beanspruchen kann. Der Feldzug war beendigt; die Truppen bezogen die Winterquartiere.

Die Hand Gottes hatte grausam auf den Franzosen gelastet; aber die Ehre des Landes war unverletzt und Napoleon noch am Leben. Am 6. hatte er den Oberbefehl an Murat übergeben und sich nach Paris aufgemacht, um Alles durch seine Gegenwart in Schranken zu halten und eine neue Armee auszuheben, mit welcher er das Unglück wieder gut zu machen hoffte.

26.

Deutschlands Befreiung.

Am 28. Juni 1813 erschien der Graf Metternich in Dresden, um daselbst dem Kaiser von Frankreich ein Schreiben des Kaisers Franz zu überreichen. Bei diesem Empfange machte Napoleon dem Verdrusse, womit ihn Oesterreich erfüllte, in einer derben Strafrede Luft, wie er sie längst schon nicht bloß seinen Ministern zu halten gewohnt war *). „Ihr glaubt, mir Gesetze vorschreiben zu können.

*) Die Geschichte der hier erzählten Audienz beruht auf französischem Berichte. Metternich selbst hat sie in Abrede gestellt, doch fehlt es ihr nicht an innerer Wahrscheinlichkeit. S. Häusser deutsche Geschichte IV, 255.

Ihr wollt meine Verlegenheit dazu benutzen, um Alles wieder zu bekommen was Ihr verloren habt. Ihr wißt nur noch nicht, ob es euch mehr Vortheil bringt, mich ohne Kampf loszulassen, oder euch zu meinen Feinden zu schlagen. Sie, Metternich, kommen hieher, um sich darüber in's Klare zu setzen." Auf die Entgegnung: Oesterreich wolle nur Einen Vortheil erlangen, den Einfluß nämlich, daß es den Mächten Europa's den Geist der Mäßigung mittheilen könne, der die Rechte und den Besitz eines Jeglichen achte; es wolle eine Ordnung der Dinge, in welche der Friede durch eine weise Vertheilung der Kräfte, durch eine Verbindung unabhängiger Staaten gewährleistet werde, — forderte Napoleon bestimmtere Auskunft, und fuhr dann fürchterlich auf, als er vernahm, daß Oesterreich außer Illyrien, das er selbst angeboten hatte, auch an die Verhältnisse Italiens, an Herstellung des Papstes, an Freigebung Polens, Spaniens, Hollands, der Schweiz, an Auflösung des Rheinbundes dachte. „Also ohne Schwertschlag soll ich, auf Euer Gebot, Europa räumen, meine siegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen. Also dazu hat mein Schwiegervater Sie hergeschickt? Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seine Enkel verweisen? Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?" Auf diese Worte folgte ein tiefes Stillschweigen; Beide, auf deren Seelen das Schicksal der Welt lag, durchmaßen mit großen Schritten das Zimmer. Der Hut Napoleon's war auf die Erde gefallen; aber der Minister, der sich in jedem andern Falle beeilt haben würde, ihn aufzuheben, schritt dießmal wiederholt an demselben vorüber, und der Kaiser hob ihn endlich selbst auf. Dennoch war das Ergebniß dieser Unterredung, daß sich ein schon früher in Vorschlag gebrachter Congreß zur Unterhandlung des Weltfriedens in Prag versammeln sollte. Damals erst erklärte Oesterreich, daß es seinem Bündnisse mit Frankreich für die Dauer der Unterhandlung entsage, um die Rolle des Vermittlers ganz unparteiisch durchführen zu können. Da die Zeit bis zum 20. Juli, dem zuerst festgesetzten Termine des Waffenstillstandes, für den beabsichtigten Zweck zu kurz war, so wurde eine neue Frist bis zum 10. August anberaumt. Aber Napoleon konnte sich nicht entschließen, im Ernst auf ein Geschäft einzugehen, bei welchem er zum ersten Male nicht den Meister spielen, sondern von seinen unermeßlichen Anmaßungen einen Theil, wenn auch nur einen kleinen, herausgeben sollte; denn es leuchtete ihm ein, daß Oesterreich wenigstens Zurückgabe der Illyrischen

Provinzen, Freilassung des Herzogthums Warschau und Auflösung des Rheinbundes erlangen würde. In dieser Abneigung gegen jegliche Nachgiebigkeit, nahm er seine Zuflucht zu Schwierigkeiten über die zu wählende Form der Verhandlung, um nur Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, ohne jedoch zu bedenken, daß diese Zeit auch seinen Gegnern zu Gute kam. Am 7. August stellte Oesterreich seine Forderungen auf. Sie enthielten: Wiederaufbau der preußischen Monarchie; Auflösung des Herzogthums Warschau, welches unter Rußland, Oesterreich und Preußen so getheilt werden sollte, daß das letztere Danzig erhielte; Herstellung der Hansestädte, Zurückgabe der Illyrischen Provinzen, mit Inbegriff Triests, an Oesterreich; endlich gegenseitige Gewährleistung, daß der Stand der Mächte, der großen und der kleinen, der durch den Frieden bestimmt werden würde, nicht anders als nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft geändert werden könne. Die Frage über die Unabhängkeit Hollands und Spaniens sollte bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden. Napoleon's Gegengebot willigte in die Auflösung des Herzogthums Warschau und in die Rückgabe Illyriens, behielt aber Danzig und Triest vor, und verlangte die Ausdehnung des deutschen Bundes, unter welchem er wohl den Rheinbund verstand, bis an die Oder, wonach Berlin, und wahrscheinlich auch Breslau, aufgehört haben würden, preußische Städte zu sein. Nachdem sich also Oesterreich überzeugt hatte, daß Napoleon den Frieden nicht wolle, und von der fixen Idee, Europa beherrschen zu müssen, freiwillig nicht abgehen werde, erklärte es am 12. August seinen Beitritt zu dem Russich-Preußischen Bündniß und Krieg gegen Frankreich. Ein ausführliches Manifest entwickelte die Gründe trotz seiner Mäßigung mit solcher Ueberzeugungskraft, daß Napoleon es nicht für gut fand, dasselbe bekannt zu machen, sondern nur die letzte Note des Grafen von Metternich, und auch diese erst im Oktober in den Moniteur aufnehmen ließ. Bis dahin erfuhren die Franzosen nicht einmal auf amtliche Weise, daß sie sich gegen Oesterreich im Kriege befanden.

Der Beitritt Oesterreichs verschaffte der Coalition nicht bloß eine große Masse von Streitkräften, sondern auch, nach den räumlichen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes eine sehr vortheilhafte Heeresstellung. Von drei Seiten her zugleich, aus Böhmen, aus Schlesien und aus Brandenburg mit Angriffen bedroht, sah sich Napoleon in dem befestigten Dresden plötzlich zu einem abwartenden Vertheidigungskriege genöthigt, auf welchen er wenig eingerichtet war; denn wohin er sich auch wenden

mochte, immer waren zwei Armeen bereit, auf seinen Flanken vorzurücken, und das Netz hinter ihm zusammen zu ziehen. Um die militärischen Vortheile ihrer Vereinigung nicht durch den Einfluß der kleinlichen Leidenschaften stören zu lassen, welche bei verbündeten Heereszügen immer eine so große Rolle gespielt haben, beschlossen die drei Monarchen, bei dem Hauptheere, welches sich in Böhmen versammelt hatte, persönlich anwesend zu bleiben, die Leitung des Ganzen aber dem Oesterreichischen Feldmarschall, Fürsten Schwarzenberg, als Generalissimus zu übertragen. In dem Gefühl, daß es hier um größere Dinge, als um Ehrenplätze und Oberstellen sich handle, hatten Rußland und Preußen eingewilligt, ihre Generale eines Theils dem Fürsten Schwarzenberg, andern Theils dem Kronprinzen von Schweden unterzuordnen, der mit 25,000 Schweden von Pommern aus dem verbündeten Heere zuzog. Das schlesische, aus Preußen und Russen bestehende Heer befehligte Blücher, ein Greis von Jugendfeuer und Unternehmungsgeist, der vermöge seiner volksgewinnenden Rede und seiner kräftigen, im Unglück bewährten, auch in einem stark bezeichneten Aeußern hervortretenden Seele eines weit größern Vertrauens bei der Menge, als bei Denen genoß, welche für die Eigenschaften des Feldherrn nur den beschränkten Maßstab taktischer Kriegskunst des achtzehnten Jahrhunderts besaßen, an Blücher aber militärische Gelahrtheit vermißten. Für die geheime, ihm nach dem Kriegsplane zugetheilte Anweisung, den Feind nicht aus den Augen zu lassen, und ihm stets auf den Fersen zu sein, sobald er sich auf das Hauptheer werfen wolle, zugleich aber auch allen entscheidenden Gefechten auszuweichen, schien in der That gerade dieser Feldherr wenig geeignet, der sich in den Künsten eines Fabius für einen Fremdling erklärte und dafür hielt, daß er nichts Anderes, als drauf loszugehen verstehe. Auch hatte er sich dem Auftrage nur unter der Bedingung unterzogen, bei günstiger Gelegenheit dennoch schlagen zu dürfen. Da aber jene Anweisung, und zwar ohne diese Bedingung, vor den unter ihm befehlenden russischen Generalen kein Geheimniß geblieben war, so erwuchs nun der Uebelstand, daß Blücher, wenn er kühne Entschlüsse faßte, Gegenwirkungen fand, welche die Ausführung hinderten oder erschwerten; wenn er aber nach seiner Anweisung handelte, erhoben die Tadler und Zweifler ihr Haupt, und entmuthigten das Volk und die Truppen. In dieser Beziehung war es nicht die kleinste der zu dieser Feldherrnschaft erforderlichen Gaben, daß Blücher hoch über dem Standpunkte Derjenigen stand, die sich von abweichenden Meinungen und Handlungen Anderer

persönlich beleidigt fühlen. Der großen Sache zu Gute wußte er selbst Kränkungen zu verschmerzen. Dabei war er in seinem großen Bewußtsein von der bänglichen Besorgniß frei, durch einen Rückzug oder eine verlorne Schlacht seinen Ruf zu verscherzen. Der Fürst Schwarzenberg, den Napoleon seit jenem schaudervollen Festbrande in Paris durch ein Vertrauen, wie er es nie einem Fremden erwiesen, ausgezeichnet, den er selbst zum Anführer gegen die Russen bestellt, dem er sogar damals ein französisches Corps untergeben hatte, war nicht bloß ein eben so besonnener, als da, wo es galt, kühnsinniger, mit großen Gedanken und gereifter Erfahrung ausgerüsteter Feldherr; er war auch durch seine ruhige Haltung, seine weltmännische Feinheit und seine erhabene, eines Weisen würdige Gleichgüligkeit gegen die Außenseite des Ruhms, für das so schwierige Geschäft der ihm übertragenen Oberanführung mehr als irgend ein Anderer geeignet. Dabei hatte er die Eigenheiten des französischen Heerwesens im russischen Kriege kennen gelernt.

Der Kronprinz von Schweden, obwohl als französischer General durch keine vom Glück gekrönten Großthaten ausgezeichnet, wog doch viel in der öffentlichen Meinung hinsichtlich seiner Kenntniß von französischer Kriegführung und wegen des Eindrucks, den seine Theilnahme an dem Bunde gegen Napoleon auf die Gemüther seiner alten und seiner neuen Waffengenossen hervorbrachte.

Aber noch eine harte Prüfung sollte den standhaften Muth der verbündeten Fürsten erproben. Der erste große Schlag, womit die Hauptarmee Dresden zu nehmen gedachte, mißlang, und nach einer zwanzigstündigen Schlacht (am 26. und 27. August) sah sie sich mit Verlust von wenigstens 13,000 Gefangenen zu einem Rückzuge genöthigt, der unter dem Einflusse eines gewaltigen Regenwetters die kläglichsten Anblicke darbot. Aber dieselben Regenströme hatten zwei Tage vorher der Schlesischen Armee die Schlacht an der Katzbach (zwischen Jauer und Liegnitz) gegen ein französisches Heer unter Macdonald gewinnen helfen, durch welche Schlesien gerettet und zuerst das auf Blücher gesetzte Vertrauen in den Augen der Zweifler gerechtfertigt, der Glaube des Heeres an diesen Feldherrn zur kühnsten Zuversicht gesteigert ward. Und auch bei der Hauptarmee verwandelten sich die Bilder des Jammers und der Niedergeschlagenheit nach wenigen Tagen in Gestalten des Triumphs und der Freude, als Vandamme, ein sehr eifriger, aus der Jakobinerschule hervorgegangener Diener Napoleon's, zur Abschneidung des verbündeten Heeres beauftragt, bei Kulm, in der Gegend von

Teplitz, am 30. August zwischen die Russen, Oesterreicher und Preußen gerieth, und nach einem verzweifelten Widerstande mit zehntausend Mann auf dem Schlachtfelde gefangen ward. Drei edlen Häuptern gehörte das Hauptverdienst dieses Sieges: dem Russen Ostermann, der den ganzen Tag vorher an der Spitze der Garderegimenter, durch den Verlust seines linken Armes unerschüttert, ein zweiter Leonidas, den Eingang des Egrathals vertheidigt, und dadurch die ganze Armee, ja die Personen der Monarchen selbst aus einer berechnungslosen Gefahr gerettet hatte; dem Könige von Preußen, der ihm im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Oesterreichisches Reiterregiment zur Unterstützung herbeiführte; und dem preußischen General Kleist, der am Tage der Schlacht mit einem preußischen Heerhaufen den steilen Bergrücken von Nollendorf überstieg und den Franzosen in den Rücken fiel. Die moralische Heilkraft dieses Tages war bei der ungünstigen Stimmung, welche der Rückzug hervorgebracht hatte, für die Coalition eben so wohlthätig, als sein militärisches Ergebniß nöthig für die Rettung des Heeres. Napoleon hatte gehofft, den Weg nach Wien dießmal über Prag sich geöffnet zu finden, als ihm nach Dresden, wohin er zurückgekehrt war, zu der Unglückspost von der Katzbach die von Kulm und bald darauf eine dritte von der Nordarmee gebracht ward. Ein französisches Heer, welches unter dem Marschall Oudinot gegen Berlin vordrang, war am 23. August von den Preußen bei Groß-Beeren geschlagen worden; und ein stärkeres, mit welchem der erzürnte Gebieter denjenigen seiner Diener, den er nach dem Siege an der Moskwa benannt hatte, den Marschall Ney, abermals zur Eroberung der preußischen Hauptstadt ausgesandt hatte, erlitt am 6. September bei Dennewitz in der Nähe von Jüterbock von den preußischen Generalen Bülow und Tauenzien eine so vollständige Niederlage, daß es nur durch die Langsamkeit, womit der Kronprinz von Schweden die Früchte dieses ohne ihn erfochtenen Sieges einzusammeln gestattete, gegen gänzliche Auflösung bewahrt wurde.

Aufgebracht über die Unfälle seiner Marschälle, und doch unvermögend, sie gut zu machen, obwohl er bald gegen Böhmen, bald gegen Schlesien zog, verließ Napoleon endlich auf die Nachricht, daß Blücher bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen und seine Vereinigung mit dem Kronprinzen von Schweden bewerkstelligt habe, die Stellung an der Elbe, und wandte sich, begleitet vom Könige von Sachsen, den nun gezwungen sein Geschick an ihn band, zuerst nach Düben,

um die Blücher'sche Armee zum Rückmarsche auf Berlin zu nöthigen, und als dieser Zweck nicht erreicht ward, nach Leipzig, wohin ihm die aus Böhmen hervorgebrochene Hauptmacht der Verbündeten folgte. In der Umgegend dieser Stadt geschahen nun vom 16. bis zum 19. Oktober die Schlachten, deren Gesammtheit unter dem Namen: Völkerschlacht von Leipzig, alle künftigen Geschlechter zur Bewunderung und Dankbarkeit gegen die Tapfern verpflichtet, welche an diesem Tage gekämpft und geblutet haben, um Deutschland, um Europa von Bonaparte's eisernem Scepter zu befreien. Dreimalhunderttausend Mann war die Zahl der Verbündeten, zweimalhunderttausend die des französischen Heeres, dem jedoch die Einheit und Allgewalt des Bonapartischen Willens dieses Mindergewicht der Streitkräfte hinreichend ersetzte. Welche Rücksichten hatte dagegen Schwarzenberg zu nehmen, welcher Künste, welcher Selbstverläugnung bedurfte es für Blücher, um den Kronprinzen von Schweden, dem aus leicht begreiflichen Gesichtspunkten der Staatskunst an einer gänzlichen Aufreibung der französischen Macht nicht gelegen war, wenigstens zu einiger Theilnahme an dem großen Völkerkampfe zu bringen! Dennoch war am 18. des Abends der Sieg für die Verbündeten entschieden und Napoleon beschloß für den andern Morgen den Rückzug aus Leipzig. Aber ehe die Armee denselben völlig bewerkstelligen konnte, wurde die Stadt gestürmt und mit einer Masse von Verwundeten, Gefangenen und Geschützen genommen, Tausende der Fliehenden sahen sich abgeschnitten, als hinter Napoleon die Brücke, welche den einzigen Weg zum Rückzuge bot, gesprengt wurde. Auf der Flucht durch die Elster ertrank der Anführer der Polen, Fürst Joseph Poniatowski, des letzten Königs Neffe, der im Geiste seiner Landsleute sich dem Herrscher aus Frankreich als blindes Opfer ergeben hatte. Aber auch der Sieger lagen weit über 40,000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Der König von Sachsen, dem Napoleon noch am 16. Siegesnachrichten geschickt hatte, sah sich am 19., als die verbündeten Monarchen in die Stadt gezogen waren, für einen Kriegsgefangenen erklärt und genöthigt, als solcher mit seinem Hofe und seinen Ministern einstweilen seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Das Land wurde nun ernstlich für die deutsche Sache in Anspruch genommen, unter Verwaltung eines russischen Gouverneurs besetzt, das Heer jedoch unter eigenen Fahnen zur Theilnahme am gemeinsamen Kampfe bestimmt.

Von andern Ansichten geleitet, hatte auch Bayern kurz vor der Leipziger Schlacht dem Bunde mit Frankreich entsagt und mit Oesterreich gemeinsame Sache gemacht. Oesterreich, dem viel daran gelegen war, auf seiner Westgränze eines störenden Nebenkrieges überhoben zu sein, und die daselbst versammelte Armee gegen den Hauptfeind in Thätigkeit setzen zu können, ging auf die gemachten Bedingungen ein, worauf am 8. Oktober auf dem Schlosse Ried im Innviertel zwischen dem österreichischen General Fürsten Reuß und dem bayerischen General Wrede ein Vertrag zum Abschlusse kam, welcher den König von Bayern verpflichtete, für Auflösung des Rheinbundes kämpfen zu helfen, und ihm dagegen die bei Stiftung desselben ausgesprochene Souveränetät in ihrem ganzen Umfange verbürgte. General Wrede, dem auch das österreichische Heer, welches bisher gegen ihn gestanden hatte, untergeordnet ward, eilte mit dieser vereinigten Macht nach Hanau, um dem französischen Kaiser, der sich über Erfurt nach dem Rheine zurückzog, den Heimweg abzuschneiden. In der That mußte sich Napoleon nun diesen Heimweg erst durch ein blutiges Treffen (am 30. Oktober) erkaufen, in welchem er zwar noch eine Menge Menschen und Geschütze verlor, aber doch zuletzt, da er immer noch sechzigtausend Mann hatte, mit seinen durch Zahl und Verzweiflung stärkeren Massen die schwächeren, die ihnen den Weg versperren wollten, durchbrach. Am 2. November ging er mit den Trümmern seines Heeres bei Mainz über den Rhein.

Der Westphälische Thron in Cassel war bei der Botschaft von der Leipziger Schlacht in seinen hohlen Grund eingesunken; Hieronymus Bonaparte ergriff die Flucht, und Preußen, Hannover, Oldenburg, Hessen und Braunschweig nahmen nach dem Grundsatze, daß das Recht der Gewalt mit ihrer Uebermacht aufhöre, ihr altes Eigenthum wieder. Der Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, der zum Bedauern derer, welche ihn kannten, seine frühere ehrenvolle Laufbahn gegen eine unrühmliche Buhlschaft um Napoleon's Gunst aufgegeben hatte, ließ sein Großherzogthum fahren und begab sich nach Constanz, späterhin nach Regensburg, um seinen bischöflichen Pflichten zu leben. Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt beeilten sich, ihr Dasein durch Verträge mit Oesterreich sicher zu stellen, und ließen in der Folge die Contingente, welche sie nach ihren Rheinbundpflichten geworben hatten, zum Heere der Verbündeten stoßen. Kaiser Franz, von seinem Generalissimus begleitet, zog in die alte Wahlstadt der römischen Kaiser ein, in welcher er einundzwanzig Jahre früher die Krone des tausendjährigen Reiches empfan-

gen hatte. Ein unnennbarer Jubel scholl ihm entgegen. Wie damals die Stimmung in Deutschland war, erschien der begeisterten Menge die volle Herrlichkeit des alten Kaiserthums wiedergeboren, und kein Geschäft dringender, als die Krone Karl's des Großen neustrahlend vor die Augen der Völker zu stellen. Aber der, welcher diese Krone getragen hatte, war nicht geneigt, sich ihre Dornen wiederum in die Stirne zu drücken, und die hochfliegenden Gedanken der Begeisterung brachen sich an der ernsten Erwägung, wie unvereinbar die Formen des deutschen Reichs dem deutschen Staatenverbande seit Jahrhunderten entgegen gestanden hatten.

27.

Der Congress zu Wien.

Gegen Anfang des Herbstes 1814 traten, nach der zu Paris ausgesprochenen Bestimmung, die Abgeordneten der europäischen Mächte in Wien zusammen, um die in fünfundzwanzigjähriger Unruhe verwirrten und zerrissenen Bande der Staaten und Völker zu ordnen und von neuem zu knüpfen. Die drei Selbstherrscher, welche die Gefahren und Mühen des Krieges getheilt hatten, waren auch persönlich bei dem großen Friedenswerke zugegen; außer ihnen fanden sich die Könige von Dänemark, Bayern und Würtemberg ein, von andern Fürsten und Herren eine verhältnißmäßige Zahl. Es war eine Versammlung, wie sie selbst in den Zeiten nicht gesehen worden war, wo noch die Glieder des römisch-deutschen Reiches, dem Gebote ihres Hauptes gehorsam, zusammenkamen und vor dem Throne über des Reiches Sachen tagten. Aber wie viele der Herrscher auch versammelt waren, die Schicksale der Welt wurden nun in anderer Weise als vormals, nicht in prunkvollen Fürstenversammlungen unter dem Vorsitze der Majestät, sondern in verschlossenen Gemächern, von Ministern und Räthen, verhandelt.

Der Monat März 1815 hatte begonnen, er ließ sich leidlich an. Der König von Sachsen war in Preßburg angekommen und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachsens nun einstimmig, unterhandelten über seinen Beitritt zu dem Beschlossenen. In Wien schwebte das Schauspiel einer stattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt, aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt sich, arbeitete und schlenderte wie bisher: da wurden Mittags am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte nach. Der Blitz war

die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe, und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei. Der Eindruck dieser Nachricht, die durch einen englischen Kurier aus Italien gebracht wurde und sich wie ein Lauffeuer gleich durch ganz Wien verbreitete, ist nicht zu beschreiben. Jedermann fühlte, daß dieser Schlag eine Schicksalswendung sein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Gesichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unsicher, alles Bewegte still gestellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Fassung kamen, wird man schon glauben. Der Kaiser Alexander sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, sobald man es nur als ein solches behandle. Der Gleichmuth des Fürsten von Metternich blieb unerschüttert, sein Blick erkannte sogar auf der Stelle, daß Frankreich bedrohter sei als Italien; aber auch Gentz, der persönlich so leicht erschreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr. Humboldt: „Vortrefflich! das gibt Bewegung!" Wer aber, glaubhafter Versicherung nach, sichtbar getroffen wurde und starr verstummte, das war Talleyrand, der in der That auch wie kein anderer betheiligt war, doch nur im ersten Augenblick, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er sich wieder in seiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Er fürchtete zunächst für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt; als aber die Nachricht kam, Napoleon sei in Frankreich gelandet, fühlte man sich der nähern drückenden Sorge überhoben. An Frankreich schien ein solcher Einfall gleich im Beginne zerschellen zu müssen. Ueberhaupt, so wie man nur erst wieder sich besonnen, sich wechselseitig gesprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenschaften aus, und Haß und Wuth machte sich in den wildesten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit den Männern, den Helden des Tages, der sie durch sein bloßes Erscheinen schüttelte und zauste, zu schmähen, zu verachten.

Diese Stimmung, welche schon bei geringerer Besorgniß sich nur erhöhtem Grimm überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr seine Verhältnisse nicht verschlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheile aber auch auf ihn günstig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hielt die herrschende Meinung für den Urheber, wenigstens für den stärksten Anstifter des kraftvollen Beschlusses, durch welchen die zum Kongreß versammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn selbst außer dem Gesetz und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der

Eindruck dieser Erklärung war groß, wurde aber bald geschwächt durch die Nachrichten, die in rascher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortschritte meldeten. Anstatt ihn umzingelt und gefangen zu sehen, sah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons schwach und rathlos an Flucht denken. Eilig schritten nun die Mächte zum völligen Abschlusse der sächsischen Frage, und überwanden durch ernstliche Vorstellungen, an denen Talleyrand noch bestens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachsen. Hiemit endete die französische Wirksamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marschall Ney, auf den man die unsinnigsten Hoffnungen gesetzt hatte, nichts ausrichtete, sondern sogar, von seinen Truppen fortgerissen, den wiederkehrenden Kaiser sich anschloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen diesen kein Widerstand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons auf dießmal verloren sei. Frankreich's Vertretung auf dem Kongresse schwand in sich selber dahin, und als am 25. März Oesterreich, Rußland, England und Preußen auf's neue sich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertstreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in seinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angst, Wahn und Enttäuschung, von welchem die Seele bestürmt worden, erst wieder aufathmen und den neuen unerhörten Zustand in's Auge fassen. Wir dürfen es wohl sagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in seiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geschichte nicht aufzuweisen als diesen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernsten Dinge aus, nur den einfachsten Zusammenhang wollte man nicht sehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder auf's neue zu gewaltiger Macht vereint der Welt gegenüberstanden, und daß man sich mit ihnen abfinden müsse, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieser Fall mußte sich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärungen und Bündnisse, welche der vollständigen Entwickelung dieses Ereignisses vorangegangen waren. Wirklich trat Napoleon im Wiederbesitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot sich, den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein solches Erbieten verdiente wohl Erwägung und der Zustand Europa's,

die Verhältnisse der Mächte untereinander, mußten zu ernsten Betrachtungen auffordern. England verwahrte sich schon, in dem bevorstehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinsetzung der Bourbons kämpfen zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck sein, so durften andere Mächte lieber sehen, daß Napoleon's Dynastie monarchisch, als daß neue Revolutionsgewalten republikanisch in Frankreich herrschten, und die noch nicht aufgelösten Verhältnisse, welche Napoleon persönlich mit Oesterreich verknüpften, konnten diese Macht auch für ihn selbst noch günstig stimmen. Er griff von seiner Seite diese Möglichkeit begierig auf und benutzte sie zu verheißenden Vorspiegelungen für die Franzosen, bei Oesterreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang als höchstens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin seine Absichten gingen. Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet; auf die eine, daß Frankreichs der Bourbons überdrüssig sei, und diese Angabe war ihm so entschieden und drängend, daß sie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig, oder auseinandergegangen sei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So gut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, so schlecht war er's in diesem. Allerdings wollten die Monarchen Wien schon verlassen. Die Tage des Bleibens wurden schon gezählt, und die Abreise sehr nahe angegeben. Allein die Trennung der Herrscher würde den Frieden nicht gestört haben, im Gegentheile waren die Verhandlungen im bessern Gange und ihre Fortsetzung gesichert. Allerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz andern Eindruck gemacht und seine politische Arglist einen ungleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter des Kongresses nicht mehr beisammen gewesen und die Nachricht des großen Ereignisses jedem abgesondert zugekommen: die Gemeinsamkeit der Entschlüsse und Maßregeln würde aus der Ferne höchst schwierig zu verhandeln gewesen sein, die augenblickliche Schnelligkeit und nachdrückliche Kraft des Zusammenseins war durch nichts zu ersetzen. Aber die Umstände Frankreichs waren die entscheidenden, sie litten keinen Aufschub, und Napoleon hätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zustände in Wien weniger getäuscht gewesen wäre.

Die öffentliche Aufmerksamkeit mußte sich bei dieser Wiederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf seine Gemahlin und seinen Sohn richten, welche während des Kongresses ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf dem Schlosse in Schönbrunn hatten. Ein Versuch, den

jungen Prinzen vom Orte zu entführen, war von Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im entscheidenden Augenblick. Die Sache machte großes Aufsehen, hatte aber nur die Folge, daß eine strengere Bewachung eintrat.

Aber nicht auf Oesterreich allein richtete Napoleon seine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten suchte er die Vortheile darzulegen, deren sie im Bunde mit ihm, oder wenigstens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig sein würden. Gar leicht ließ sich ermessen, welcherlei Verbindungen er zunächst hoffte herzustellen, auf welchen Punkten seine Lockungen zumeist Erfolg haben könnten. Ueberall aber fand er seine Erwartung getäuscht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen schon längst sein eigener Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, sich dem Feldherrn, Vater und Kaiser anzuschließen, blieb seinem Worte getreu, Wien nicht zu verlassen, und verdiente die Zuversicht, welche namentlich der Kaiser Alexander in dasselbe setzte. Auch sah man gerade in dieser Zeit beide fast täglich Arm in Arm auf der Bastei lustwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erstickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiser Alexander, und Napoleon fand bei ihnen nicht mehr dasselbe Vertrauen; dasselbe war auch in Deutschland der Fall, wiewohl der neue Zustand mancherlei Unzufriedene gemacht hatte.

Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verschmähte, auch seinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr desselben doch für möglich hielt. Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, schlau und umsichtig, gerieben, sah jedoch bald, daß diese Stellung der Dinge in Wien unwiederruflich entschieden sei, und die Klugheit sich besser auf dieser Seite halte, als die entgegengesetzte suche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die gesellschaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen; aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geschäfte und der Richtung derselben bot alles ein ganz anderes Ansehen. Der wieder erstandene gemeinsame Feind stärkte die Eintracht unter den großen Mächten, welche der Zwistigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den großen Zweck vor Augen hatten, die revolutionäre Militärmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüstungen aller Art, die Anordnungen der Heermassen, der Truppenmärsche, die Aufbringung der

Hülfsmittel traten in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anwesenden höchsten Militärpersonen der andern Mächte häufige Berathungen; die Kriegsminister kamen zusammen, die Finanzminister wurden befragt. Bei den Oesterreichern stand der General Graf Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter im höchsten Ruhm; die preußischen Anstalten fanden überall kräftige Förderer; die Einsichten des Kriegers und des Staatsmannes in seltenem Vereine bewährte, wie schon früher, so auch jetzt der General Freiherr von dem Knesebeck in der höchsten politischen Sphäre; Boyen, Rühle von Lilienstern, Rippentrop wirkten in ihren Kreisen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es, die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegerischen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Gesinnungen feuriger, die Kräfte rascher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erst der Verheißungen, wie sie durch die berühmte Verordnung am 22. Mai ertheilt wurden; diese Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegerische Leidenschaft jede andere vergessend, erhob sich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren schnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerschaaren der Freiwilligen wieder erstanden. Preußische Truppen standen die ersten schlagfertig im Felde. Dem Kriegsminister General von Boyen, dessen ungeirrte Einsicht mit fester Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienst einstimmtg zuerkannt, und sein Name dem seines großen Vorgängers Scharnhorst zur Seite gestellt.

Der Kongreß konnte aber nicht schicklich auseinandergehen, ohne die noch schwebenden dringenden Fragen zu lösen und namentlich auch den deutschen Angelegenheiten schließlich eine feste Gestalt zu ertheilen. Demnach wurde die sächsische Sache ernstlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zustimmung am 18. Mai endlich zum Abschlusse gebracht. Die deutschen Sachen behielten auch unter dem drohenden Kriege und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde und schwierige Art; ja die Bedenken und Einsprüche, kaum noch Hauptsachen betreffend, schienen gerade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unsäglicher Anstrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutsche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erst in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber selbst erklärten ihr Werk für mangel-

haft, übereilt im Drange der Noth und künftiger Ausbildung vorbehalten. Die Gesammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets- und Verfassungsbeschlüsse wurde sodann, nebst den besonderen Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zusammengefaßt, und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongresses von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutsche Staaten wurden später zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menschlicher Dinge gleich äußerlich sichtbar würde, versagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, seine Unterschrift, nachdem er die Gründe seiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürsten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die ursprünglich zusammengetreten waren, unterzeichneten demnach nur sieben, und außer der von Spanien ausgesprochenen, stolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einspruch durch den Kardinal Consalvi, im Namen des Papstes, gegen alle Verfügungen, welche der Congreß irgendwie zum Nachtheile der katholischen Kirche getroffen habe.

Damit schloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochenen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder später mit aufgenommen und weiter gesponnen. Die neue Feststellung und Gewährleistung des Besitzstandes, wie auch mancher Verfassungsrechte, wurde die Grundlage eines Staatssystems, das in seinem Aeußern seit zwanzig Jahren allerdings manche Veränderung erfuhr, im Wesentlichen aber noch fortdauert und der Boden ist, auf dem wir stehen.

Inzwischen waren aus allen Gegenden und Fernen die großen und kleinen Heereskräfte unablässig gegen den Rhein und die Niederlande in Bewegung. Viele der bisher in Wien vereinigten Fürsten, Staatsmänner, Generale, waren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen Kriegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrscher hatten ihre Abreise längst beschlossen und verließen endlich Wien, um demnächst im Feldlager auf's neue zusammen zu treffen.

28.

Die Schlacht von Waterloo.

Die in Wien versammelten Monarchen erkannten die Gefahr, welche neuerdings durch den Aufbruch des Gewaltigen von Elba der Ruhe Europa's drohte; ernst und fest sprachen sie ihren Entschluß aus, daß Napoleon nicht auf dem Throne Frankreichs bleiben dürfe, und

um dieses Wort kräftig durchzuführen, ergriff Europa die eben niedergelegten Waffen wieder, und große Heere sammelten sich an Frankreichs Grenzen. In den Niederlanden, am nächsten dem Meere zu, sammelte Wellington ein Heer von Engländern, Niederländern, Hannoveranern und Braunschweigern. Neben ihm an der Maas nahm Blücher mit 100,000 Preußen seinen Stand. Am Mittelrhein sollten sich die Russen aufstellen; sie hatten aber einen weiten Weg und konnten nicht sobald am Platze sein. Der Fürst Schwarzenberg dagegen traf bald mit Oesterreichern, Bayern, Würtembergern u. s. w. am Oberrheine ein.

Napoleon gedachte, sich der Preußen und Engländer durch einen raschen Angriff zuerst zu entledigen. Sie lagen, des Unterhalts wegen, in ihren Kantonirungen etwas weit auseinander, da brach Napoleon mit einem auserwählten Heere von 150,000 Mann gerade gegen die Preußen hervor. Die verschiedenen Heerestheile konnten nicht alle sogleich vereinigt werden; allein der tapfere Blücher wollte doch nicht den ganzen Feldzug mit einem Rückzüge anfangen und nahm daher am 16. Juni bei Ligny die Schlacht an, obgleich er erst 80,000 Mann zusammen hatte. Er hatte hauptsächlich drei Dörfer besetzt, wovon Ligny das mittlere und wichtigste war. Um diese Dörfer wurde mit der heftigsten Anstrengung gestritten, besonders um Ligny, welches groß, aus Steinen gebaut und mit vielen Gartenmauern durchschnitten war. Fünf Stunden lang dauerte hier der Kampf, um jedes Haus und jeden Garten; unaufhörlich rückten von beiden Seiten neue Haufen in das Dorf, während von den Höhen diesseits und jenseits wohl 200 Stück Geschütz in dasselbe hineinschmetterten. Kein Theil konnte dem andern das Dorf abgewinnen, aber von dem kleinen Preußenheere waren schon alle Abtheilungen im Gefechte gewesen und kein Rückhalt mehr vorhanden. Napoleon dagegen hatte seine Garde noch zur Stelle, und diese ließ er in der Dämmerung das Dorf umgehen, um die, welche darin waren, im Rücken anzufallen. Der alte Blücher, den gefährlichen Augenblick erkennend, sammelte schnell einige Reiterhaufen, stellte sich selbst an ihre Spitze, und sein eigenes Leben nicht achtend, jagte er den französischen Kürassieren und Grenadieren entgegen. Aber die geringe Zahl seiner Reiter wurde zurückgeworfen und sein eigenes Pferd von einer Kugel durchbohrt. Nach einigen heftigen Sprüngen stürzte es zu Boden und der tapfere Greis lag betäubt unter ihm, doch die gütige Hand der Vorsehung beschützte sein Leben; die französischen Kürassiere sprengten vorüber und sahen ihn in der Dämmerung nicht; sie wurden von den Preußen zurückgeworfen und jagten

noch einmal vorüber. Niemand war bei Blücher, als sein treuer Begleiter, der Major Graf Nostitz; dieser rief sogleich Hülfe herbei, brachte mit Mühe den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor, und führte ihn auf einem Dragonerpferde glücklich zu den Seinigen. An diesem Augenblicke hing das Schicksal des ganzen Heeres, ja vieler Völker. Denn, wenn der verehrte Feldherr umkam oder gefangen wurde, wer konnte das Heer in Ordnung zurückführen, wer seinen Muth so erhalten, daß es am zweiten Tage darnach schon wieder zu einer großen Schlacht ausrücken konnte? — Blücher vermochte es; unter seiner Leitung zog sich das Heer in der besten Ordnung zurück, alle Angriffe der französischen Reiter konnte das tapfere Fußvolk nicht aus der Fassung bringen, und Napoleon wagte es nicht, die Verfolgung weiter als eine halbe Stunde vom Schlachtfelde fortzusetzen. Indeß glaubte er doch die Preußen durch die verlorne Schlacht so muthlos gemacht, daß sie nun eiligst den Rückzug nach dem Rheine suchen würden, und schickte ihnen den Marschall Grouchy mit dem stolzen Befehle nach: „die Preußen in den Rhein zu stürzen!" Er selbst wollte nun den englischen Feldherrn mit seiner Hauptmacht angreifen.

Seine Rechnung war jedoch falsch gemacht. Die Preußen hatten keineswegs die Absicht, an den Rhein zurückzuziehen; der alte Feldherr zog sich nur so weit zurück, als nöthig war, um dem englischen Heere wieder näher zu kommen, und als Wellington ihn in der Nacht auf den 18. Juni fragen ließ, ob er ihm zwei Abtheilungen seines Heeres zu Hülfe schicken könne, wenn Napoleon ihn angreife, antwortete er: Nicht mit zwei Abtheilungen, sondern mit seinem ganzen Heere wolle er kommen. Dann legte er sich wieder nieder und schlief; und am Morgen früh, als der Regen vom Himmel strömte, sprach er heiter: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach!" Dann gab er seine Befehle zum Aufbruch, um den Franzosen in die rechte Flanke zu marschiren.

Wellington hatte seine Stellung vier Stunden südwärts von der großen Stadt Brüssel auf den Hügeln von Mont St. Jean genommen, hinter sich den großen Soigner Wald. Napoleon dagegen nahm seinen Standpunkt auf einer Höhe bei der Meierei La belle Alliance, von wo er das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Er war froh, als er die Engländer auf ihren Hügeln in Schlachtordnung erblickte, denn er hoffte ganz sicher, sie zu schlagen, und seinen unversöhnlichen Haß gegen sie in ihrem Blute zu kühlen. Sobald der Regen etwas nachgelassen, ließ er einige große Meierhöfe, die sie besetzt hatten, mit aller Macht an-

greifen, und da es ihm gelang, einen davon zu nehmen, richtete er nun seinen Hauptangriff auf die Hügel, wo sich Wellington's Centrum befand. Es bestand aus Engländern, Schotten und Hanoveranern, letztere unter dem tapfern General Alten. Napoleon ließ 80 Kanonen vorfahren und Fußvolk und Reiterei zur Seite und dahinter gerade die Hügel hinanstürmen. Es war ein furchtbarer Angriff, und es gehörte ganz die kaltblütige Tapferkeit der englischen und deutschen Krieger und die Feldherrngröße Wellington's dazu, ihn auszuhalten. Aber die Reihen wankten nicht. Wenn das heftige Feuer sie zerriß und viele Todte dahinstürzten, so schlossen sich die übrigen sogleich wieder dicht zusammen und feuerten unermüdet weiter; und wo die treffliche englische Reiterei irgend einen vortheilhaften Fleck zum Angriffe sah, da brach sie hervor und warf jedesmal die französischen Reiter zurück, die Hügel hinunter. Dreimal stürmten französische Angriffskolonnen gegen die Hügel; dreimal waren sie nahe daran, die englische Schlachtreihe zu durchbrechen; allein in dem englischen Feldherrn wie in dem Heere war der Entschluß fest, an diesem Flecke zu siegen oder zu sterben.

Endlich jedoch hätte auch die tadelloseste Tapferkeit der Uebermacht unterliegen müssen; Napoleon, im Grimme über den hartnäckigen Widerstand, sammelte noch einmal noch stärkere Angriffshaufen; seine Garde, die immer den Ausschlag geben mußte, sollte selbst den Angriff machen; Wellington dagegen hatte keine frischen Truppen mehr, und die ungeheuere Anstrengung hatte die Seinigen erschöpft. Seufzend sprach er: „Ich wollte, es wäre Abend, oder die Preußen kämen;" — und in diesem Augenblicke hörte er den Donner ihres Geschützes im Rücken der Franzosen. Mit Thränen der Freude in den Augen rief er: „Nun, da ist der alte Blücher!"

Die Preußen hatten sehr schlimme, vom Regen ganz verdorbene Hohlwege gefunden. Nachmittags fünf Uhr waren, trotz aller Anstrengung, erst zwei Brigaden von der Bülow'schen Abtheilung am Saume des Waldes von Frichemont angekommen. Dennoch beschlossen die Feldherren, mit diesen ungesäumt anzugreifen, da sie die Engländer so im Gedränge sahen, und nun ging's im Sturmschritte die Hügel hinunter. Sie fanden heftigen Widerstand; denn hier gerade stand der französische Rückhalt, der noch gar nicht im Gefecht gewesen war. Allein nun kamen auch ohne Aufenthalt immer frische Haufen der Preußen in die Schlacht; immer heftiger wurden die Franzosen in die Enge getrieben, und jetzt hatte auch Wellington, durch die Ankunft der Preußen belebt, den letzten

Angriff von Napoleon's Garden zurückgeschlagen. Von vorn drangen die Engländer von ihren Hügeln herunter, von der Seite und von hinten kamen die siegreichen Preußen. Da brach auf einmal der ganze französische Trotz zusammen, und Angst und Schrecken traten an seine Stelle. „Rette sich, wer kann!" ertönte es von allen Seiten, und die Flucht wurde so allgemein und verworren, daß Hohe und Niedere wild durcheinander rannten und einzig auf die Erhaltung ihres Lebens dachten. — Bei dem Meierhofe Belle-Alliance trafen die beiden Feldherren, Blücher und Wellington, zusammen und umarmten sich, froh des von Gott geschenkten Sieges; und der General Gneissenau sammelte in Eile die nächsten Haufen leichten Fußvolks und Reiterei, um den flüchtigen Feind auch noch in der Nacht beim Scheine des Mondes zu verfolgen. Kein Augenblick der Ruhe wurde ihm gestattet, und wo sich noch ein Haufe in den Feldern und Wiesen gelagert hatte, wurde er durch ein paar Kanonenschüsse, das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Hörner alsbald aufgeschreckt und auseinandergetrieben. In dem Städtchen Jemappe hatte sich Napoleon selbst mit mehreren Generalen gesammelt, und wollte eine Stunde in seinem Wagen ausruhen. Plötzlich dringen auch hier die Preußen ein, scheuchen Alles in die Flucht, und Napoleon muß so eilig aus seinem Wagen springen, daß er Hut und Degen im Stich läßt. Im Getümmel der Nacht kann er nur sein Leben retten. So war ihm der eigene Degen aus den Händen gewunden und sein Heer fast nichts als ein Haufe von Flüchtigen, die sich in ihre Heimath zerstreuten. Da legte er am vierten Tage nach der Schlacht seine Krone zum zweitenmale nieder und eilte nach der Meeresküste. Er hatte gehofft, auf einem amerikanischen Schiffe entfliehen zu können; als dieses mißlang, ergab er sich den Engländern, die vor dem Hafen von Rochefort mit ihren Schiffen Wache hielten.

29.

Napoleon's Tod.

Das seiner Art widerstrebende Leben, welches Napoleon auf der einsamen Felseninsel St. Helena zu führen genöthigt war, noch verbittert und erschwert durch die unwürdige Behandlung von Seite seiner englischen Wächter, trug dazu bei, den Keim einer gefährlichen Krankheit zu entwickeln. Vergebens kämpfte Antomarchi mit seiner ganzen ärztlichen Kunst und seinem ganzen Eifer gegen die Fortschritte des Uebels. Er

sah lange Zeit vor dem verhängnißvollen Tage ein, daß seine Mühewaltung nicht helfen könne. Seit dem 17. März 1821 verließ Napoleon das Bett nicht mehr. Bald stellte sich Fieber ein, der Kranke eilte mit schnelleren Schritten dem Tode entgegen. Am 21. April ließ er den Abbé Vignali rufen und erklärte ihm bis in die kleinsten Einzelheiten, was er zu thun habe. „Sein Antlitz," erzählte Antomarchi, „war belebt und convulsivisch, ich beobachtete mit Unruhe die Zuckungen desselben, als er in dem meinigen, ich weiß nicht was bemerkte, das ihm mißfiel. „Sie sind über diese Schwachheit erhaben," sagte er, „aber ich bin weder Philosoph noch Arzt, ich glaube an Gott, ich habe in der Religion meiner Väter beharrt, es ist nicht jeder nach Belieben Atheist." Hierauf wandte sich Napoleon wieder an den Abbé Vignali und fuhr fort: „Ich bin in der katholischen Religion geboren, will die Pflichten erfüllen, die sie auferlegt, und die Tröstungen empfangen, die sie gewährt."

Nachdem der Abbé Vignali sich entfernt hatte, kehrte sich der Kaiser wieder zu Antomarchi und warf ihm seine Ungläubigkeit vor: „Können Sie Ihren Unglauben," sagte er, „bis zu diesem Grade treiben und nicht an Gott glauben? Alles verkündet ja sein Dasein und die größten Geister haben an ihn geglaubt." Antomarchi antwortete, daß er Gottes Dasein nie in Zweifel gezogen, und daß sich der Kaiser über den Ausdruck seiner Züge geirrt habe. „Sie sind Arzt, Doctor," versetzte Napoleon, „diese Herren haben es nur mit der Materie zu thun und glauben an nichts."

Trotz der beständigen Abnahme der Kräfte fühlte sich der Kaiser in den letzten Tagen des April noch stark genug, um aufzustehen und in den Salon zu gehen, da ihm sein schlecht gelüftetes Gemach unerträglich geworden war. Umsonst erbot sich seine Umgebung, ihn zu tragen. „Nein," sagte er, „erst wenn ich todt bin; für jetzt genügt es, daß Ihr mich unterstützt." Am andern Tage gab er trotz einer schlechten Nacht und der immer steigenden Heftigkeit des Fiebers Antomarchi mit unwandelbarer Ruhe und Heiterkeit folgende Verhaltungsbefehle: „Ich will, daß Sie nach meinem Verscheiden, das nicht mehr fern sein kann, meine Leiche öffnen; ich will auch, und ich verlange Ihr Wort darauf, daß Sie keinem englischen Arzt gestatten, Hand an mich zu legen. Sollten Sie jedoch einen bedürfen, so dürfen Sie lediglich den Doctor Arnott zu Hülfe nehmen. Ich wünsche, daß Sie mein Herz in Weingeist legen und es meiner geliebten Louise nach Parma überbringen. Sie werden ihr sagen, wie innig ich sie geliebt, und wie ich nie aufgehört habe, sie

zu lieben. Sie werden ihr Alles erzählen, was Sie gesehen haben, Alles, was sich auf meine Lage und meinen Tod bezieht. Vor allem empfehle ich Ihnen, meinen Magen zu untersuchen, und darüber einen genauen, umständlichen Bericht abzufassen, den sie meinem Sohne einhändigen werden. Das fast ohne Aufhören sich fortsetzende Erbrechen läßt mich glauben, daß von allen meinen Organen der Magen am meisten leidet, und ich denke, daß er von demselben Uebel heimgesucht ist, das meinen Vater in die Gruft stürzte, die Verhärtung des untern Magenmundes. — Wenn ich nicht mehr bin, so reisen Sie nach Rom, gehen Sie zu meiner Mutter, zu meinen Verwandten, und erzählen ihnen Alles, was Sie in Bezug auf meine Lage, meine Krankheit und meinen Tod auf diesem traurigen und unglücklichen Felsen beobachtet haben; sagen Sie ihnen, daß der große Napoleon in dem kläglichsten Zustande, aller Dinge beraubt, sich selbst und seinem Ruhme überlassen, verschieden ist; sagen Sie ihnen, daß er im Verscheiden die Schrecken und die Schmach seines Todes allen regierenden Familien vermacht hat."

Inzwischen gesellte sich zum Fieber das Delirium. Dieser starke Verstand, welcher der Welt als ein Ausfluß göttlicher Intelligenz erschienen war, unterlag dem allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur. „Steingel! Desaix! Massena!" rief Napoleon aus: „Ha, der Sieg entscheidet sich für uns! Eilet, rennet, vorwärts im Sturmschritte! Sie sind unser!" Hierauf springt er aus dem Bette, will in den Garten und sinkt rücklings, in dem Augenblicke, wo Antomarchi herbeieilet, ihn in seinen Armen zu empfangen." Man bringt ihn in sein Bett, er redet aber fortwährend irre und will im Garten lustwandeln. Endlich läßt das Fieber nach, er kommt wieder zu sich selbst und zeigt die gewöhnliche Ruhe. Drei Stunden später (am 2. Mai Mittags) stellte sich das Fieber wieder ein, und der Kranke sagte, indem er tief aufseufzte, zu seinem Arzte: „Ich befinde mich sehr übel, Doctor; ich fühle, daß ich sterbe." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so verlor er das Bewußtsein.

„Sein Ende nahte heran!" erzählt Antomarchi, „wir standen im Begriffe, ihn zu verlieren; jeder verdoppelte seinen Eifer und seine Aufmerksamkeit, jeder wollte ihm einen letzten Beweis der Ergebenheit geben. Der Abbé Vignali harrte nur auf ein Wort des Kaisers, um sein geistliches Amt zu verrichten. Dieses Wort wurde am 3. Mai um zwei Uhr des Nachmittags gesprochen. Die Heftigkeit des Fiebers hatte etwas

nachgelassen; alle Anwesenden, mit Ausnahme des würdigen Priesters, wurden verabschiedet. Napoleon empfing die letzte Wegzehrung.

Eine Stunde später hatte das Fieber zwar wieder zugenommen, aber der Kranke war bei vollem Gebrauche seiner Sinne. Er benutzte sie, um den Vollziehern seines letzten Willens, Bertrand, Montholon und Marchand, zu empfehlen, daß sie keinem andern englischen Arzte als dem Doctor Arnott gestatten sollten, sich ihm zu nähern, sobald er das Bewußtsein verloren haben würde. Dann sprach er zu ihnen: „Ich sterbe; Ihr werdet nach Europa zurückkehren, und ich bin Euch einige Rathschläge über das Benehmen, welches Ihr zu befolgen habt, schuldig. Ihr habt mein Exil getheilt, Ihr werdet meinem Andenken treu sein und nichts thun, was es verletzen könnte. Ich habe alle gute Prinzipe sanctionirt, habe sie meinen Gesetzen, meinen Handlungen eingegossen; es gibt kein einziges, das ich nicht anerkannt hätte. Leider waren die Umstände schwierig; ich mußte streng sein, mußte vertragen; das Unglück kam, ich konnte den Bogen nicht abspannen, und so ist Frankreich der liberalen Einrichtungen, die ich demselben vorbehalten hatte, beraubt geblieben. Frankreich richtet mich mit Nachsicht, es läßt meinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren, es liebt meinen Namen, meine Siege; ahmt ihm nach, seid der Meinung, die wir vertheidigt, dem Ruhme, den wir errungen haben, treu; darüber hinaus gibt es nur Schmach und Verwirrung."

In der folgenden Nacht wüthete auf St. Helena ein heftiger Sturm. Alle Anpflanzungen um Longwood wurden entwurzelt.

Den ganzen folgenden Tag (4. Mai) dauerte der Todeskampf fort. Am 5. bei Tagesanbruch hatte sein Körper die Anzeichen des entweichenden Lebens, er war bereits eiskalt. Indessen athmet Napoleon noch. Aber er ist im Delirium und spricht nur noch die beiden Worte: „Tête . . Armée." Der ernste Augenblick naht. Ein herzzerreißendes Schauspiel bezeichnet die letzten Augenblicke des Helden. Bertrand's Gemahlin, selbst krank, vergaß ihre Leiden, um bei dem Lager des sterbenden Napoleon zu weilen und läßt ihre Tochter und ihre drei Söhne rufen, auf daß sie noch einmal die Züge des großen Mannes betrachten mögen. Die Kinder eilen herbei, stürzen nach dem Bette des Kaisers, ergreifen seine beiden Hände und bedecken sie mit Küssen und Thränen. Der junge Napoleon Bertrand, vom Schmerze überwältigt, fällt in Ohnmacht. Alle Anwesenden schwimmen in Thränen, man hört nur Schluchzen! . . . .

Ein großes Ereigniß für die Welt geht vor . . . . um sechs Uhr, weniger eilf Minuten, hat Napoleon zu leben aufgehört!

Als die Kunde dieses Todesfalles in Europa anlangte, wollte das Volk nicht daran glauben. Die Idee der Unsterblichkeit war so innig mit dem Namen Napoleon verbunden, daß nichts an ihm vergänglich schien, und daß man sein Leben als unzertrennlich von seinem Ruhme ansah. Dieser Unglaube, von Béranger in seinen „Erinnerungen des Volkes" gefeiert*), ist eine wahre Vergötterung des großen Mannes, wie sie keinem andern Menschen der Neuzeit in gleichem Maße zu Theil geworden.

30.

Der heilige Bund.

Der überraschend schnell eingetretene Sturz Napoleon's mit den ihn begleitenden außerordentlichen Umständen, das gänzliche Verschwinden eines politischen Systems, das sich mit so großer Kraft geltend gemacht hatte, die Wiedereinsetzung so vieler vertriebener Regentenhäuser, dieß Alles hatte, von den äußeren politischen Resultaten ganz abgesehen, auf die Welt einen tiefen moralischen Eindruck gemacht. So war man geneigt, in diesem nie gesehenen Wechsel des Glücks und der Macht mehr als sonst das unmittelbare Eingreifen einer alles leitenden Vorsehung zu erkennen.

Unter allen damals hervorragenden Persönlichkeiten war Niemand mehr als der Kaiser Alexander von dieser Stimmung erfüllt. Napoleon's Verblendung bei seinem Vordringen nach Moskau, und die Umstände, die während des Rückzuges die Vernichtung seines Heeres veranlaßten, sammt der ganzen verhängnißvollen Kette unerwarteter Ereignisse bis zu seinem gänzlichen Erliegen, hatten auf Alexander eine um so größere Wirkung geäußert, je näher er eine Zeit lang dem Eroberer gestanden, je höher seine Meinung von dessen Genie gewesen war. Was religiös gestimmten Gemüthern an Napoleon immer am meisten mißfallen hatte, war dessen Entfernung von allem Uebersinnlichen und Christlichen, seine allein auf die Erreichung äußerer Zwecke gerichtete Sinnes- und Handlungsweise gewesen. Er schien, so weit es die Natur der Dinge erlaubt, die Entscheidung über die ihm vorliegengen Fragen, ohne Rücksicht

*) Longtemps aucun ne l'a cru; Béranger.

auf das, was über oder neben ihm stehen konnte, nur in sich selbst gesucht, nur auf seine eigene Stimme gehört zu haben. Diesem Sichlossagen von allem Religiösen schrieb man den gränzenlosen Ehrgeiz des Eroberers und seinen endlichen Sturz zu.

Kaiser Franz I. von Oesterreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen waren, obgleich von dem Anflug von Schwärmerei, der in dem Wesen des Kaisers Alexander lag, vermöge ihrer einfacheren und ruhigeren Denkweise frei, durch gleiche Erfahrungen zu derselben Ueberzeugung gekommen. Ihre Throne hatten mehr als einmal gewankt, und sie glaubten nur durch höhere Hülfe deren Zertrümmerung abgewandt zu haben. Diese Stimmung war übrigens in den höheren und gebildeteren Klassen eines großen Theiles von Europa, besonders aber in Deutschland verbreitet, das von den langen Kriegen und Umwälzungen am meisten gelitten hatte. Die drei Monarchen, nach Napoleon's zweitem Sturz wieder in Paris zusammengekommen, meinten, nach der Besiegung des allgemeinen Drängers am Eingange einer neuen Zeit zu stehen, und fühlten sich gegenseitig zu einer besonderen Annäherung und der Welt zu einem Aufschluß über die Art verpflichtet, wie sie fortan ihr Herrscheramt zu führen gedachten. Am 26. September 1815 unterzeichneten sie eine gemeinsame Erklärung, in welcher sie die Grundsätze der von ihnen zu beobachtenden Politik aussprachen, und sich zu deren Beobachtung anheischig machten. Dieser Vertrag, der unter dem Namen „der heilige Bund" berühmt geworden, sollte gewissermaßen die Einleitung zu einem neuen Staatsrecht bilden.

Die drei verbündeten Monarchen versprachen feierlich, in ihrem Verhalten unter einander und gegen alle anderen Mächte, die Lehren des Evangeliums, der christlichen Liebe und Gerechtigkeit zur Richtschnur zu nehmen. Sie gelobten, zu einander als Brüder und zu ihren Völkern als Väter stehen zu wollen, und sagten sich gegenseitig einen uneigennützigen Beistand zu, wenn Friede und Recht gegen sie verletzt werden sollten. Sie empfahlen ihren Völkern, als einziges Mittel zur Erhaltung der so theuer erkauften Güter der Ordnung und Ruhe, die Beobachtung der Pflichten, welche der Heiland allen seinen Bekennern auferlegt hat. Das Evangelium sei nicht bloß, wie man bisher irrig angenommen, das höchste Gesetz für das Privatleben der Einzelnen, sondern müsse auch auf die Leitung der Staaten und Völker angewandt werden. Schließlich wurden alle Mächte, welche denselben Grundsätzen beipflichteten, zum Anschluß an diesen Bund aufgefordert.

Der heilige Bund ist von den Einen eben so unmäßig erhoben, wie von den Anderen herabgesetzt worden. Von den Verehrern der unumschränkten Monarchie wurde jener Vertrag als der Anfang einer Verwirklichung der Idee von der Wahrheit und Gerechtigkeit im öffentlichen Leben angesehen. Die Anhänger der Revolution und Napoleon's wollten darin nur ein Werk der Täuschung, ein Mittel, die Völker in Schlummer zu wiegen, erkennen.

Die Verheißung der verbündeten Monarchen, ihre Politik auf die Vorschriften des Evangeliums zu gründen, war aufrichtig gemeint, aber keineswegs folgerecht ausgeführt worden. Sie bekämpften allerdings überall den Geist der Willkür und Unterdrückung, wo er unter den Formen der Revolution und Demokratie auftrat, ließen ihn aber nicht nur ruhig gewähren, sondern schützten ihn sogar, wo er von der Monarchie ausging. Auch hat der heilige Bund nichts gethan, um die politischen und socialen Einrichtungen der von ihm abhängigen Staaten auf irgend eine Weise jenem christlichen Ideal näher zu bringen. Selbst die längere Erhaltung des Friedens oder wenigstens die Abwendung allgemeiner Kriege ist nicht ausschließend sein Werk gewesen. Nach dreiundzwanzigjährigen unaufhörlichen Kämpfen und Stürmen verstand sich das Bedürfniß der Ruhe von selbst.

Der Vertrag vom 26. September 1815 ist als ein Zeichen der Zeit und der Ausdruck einer innern Stimmung der Fürsten und Völker merkwürdig, hat aber keinen durchgreifenden Einfluß ausgeübt.

England trat dem heiligen Bunde wegen des Keimes von Absolutismus, der in ihm enthalten war, nicht bei. Das Parlament würde die in dem Vertrage der verbündeten Monarchen ausgesprochenen Grundsätze nicht sanktionirt haben, weil in einem constitutionellen Staate nicht das persönliche Gefühl des Herrschers, sondern das Bewußtsein der Nation das öffentliche Recht bildet und auslegt. Der Papst schloß sich gleichfalls von einem solchen Bunde aus, da die katholische Kirche ja die von Gott gegründete Anstalt zu sein behauptet, die Völker mittelst der Lehre Christi zu jenen Zuständen christlicher Liebe und Gerechtigkeit zu führen, und es deßhalb keiner neuen Anstalten bedarf. Der Sultan mußte, wie natürlich, einem Vertrag fern bleiben, der im Namen des Christenthums geschlossen war. Sonst traten allmälig alle europäischen Staaten dem heiligen Bunde bei, ohne daß man aber in ihrem inneren oder äußeren Dasein eine der erhabenen Absicht desselben angemessene Wirkung gespürt hätte.

31.

Die Restauration in Frankreich.

Als Ludwig XVIII. nach der Schlacht von Waterloo von Gent nach Paris zurückkehrte, und so zum zweitenmale durch die Niederlage der französischen Heere König von Frankreich wurde, hatte er unter allen Monarchen Europa's die drückendste Krone auf sein Haupt gesetzt. Schon daß er durch die fremden Bajonette zurückgeführt war, konnten die Franzosen kaum verwinden, obwohl sie unter Napoleon anderen Völkern so manche Herrscher aufgezwungen hatten. Diesem, im ersten Pariser Frieden so wohlwollend behandelten und dadurch noch mehr verzogenen Volke wollte es unerträglich vorkommen, als man ihm 700 Millionen Franken Contribution auflegte, während die europäischen Völker ihre durch Frankreich erlittenen Verluste auf vierthalbtausend Millionen berechneten. Die Memoiren der Napoleonischen Marschälle wissen nicht genug zu klagen über die 1814 durch die Fremden angerichtete Verwüstung in dem „schönen Frankreich," als ob von Moskau bis Oporto und von Calabrien bis Königsberg nicht alle Städte und Dörfer von den Franzosen erzählen könnten; die Rückgabe der von Napoleon aus Italien, der Schweiz, Deutschland und Spanien nach Paris geschleppten Kunstschätze figurirt bei ihnen unter dem Titel: „Beraubung der französischen Museen." Die Armee besonders konnte ihre Niederlage nicht verschmerzen, aber auch nicht abläugnen; anstatt jedoch dieselbe der durch französischen Uebermuth bewirkten Erhebung der europäischen Völker zuzuschreiben, wissen die meisten französischen Schriftsteller noch jetzt nur von der „Treulosigkeit der Verbündeten Frankreichs, von der Ungunst des Zufalls, von der ungeheuren Ueberlegenheit der feindlichen Heere" zu erzählen, die dennoch alle dem französischen Genie erlegen wären, wenn nicht der Verrath von Franzosen sie gerettet hätte. Diese sogenannten „Verräther" waren aber gerade die Anhänger des königlichen Hauses, und so traf die unter dem Volke verbreitete Anklage mittelbar immer wieder den neu errichteten Königsthron. Großes Aergerniß nahmen die Soldaten auch daran, daß Ludwig XVIII. wieder Schweizerregimenter in französische Dienste nahm, und der Pariser Pöbel sah in deren Uniformen eine beständige Erinnerung an die von ihm verübten Mördereien während der Schreckenszeit, zugleich aber auch eine Drohung gegen das Gelüsten nach Wiederholung ähnlicher Scenen. Großen Anstoß nahmen die Bourgeoisie und auch viele Mitglieder der höchsten Stände dar,an

daß der König den entschiedenen Willen zeigte, der Kirche ihre Rechte wieder zu gewähren und ihr nicht in den Weg zu treten, wenn sie Unterrichtsanstalten gründen und die Jugendbildung mit dem christlichen Geiste durchdringen würde. Dieß nahm man für eine Verurtheilung der Philosophie des 18ten Jahrhunderts. Die Partei der Freigeister war nicht damit zufrieden, daß sie für ihr Thun und Streben volle Freiheit hatte, und ihren vielgefeierten „Sieg der Vernunft" durch Unterrichtsanstalten aller Art, die Presse, wissenschaftliche Vereine u. s. w. ausbreiten konnte, sie verlangte, daß der Kirche nur eine beschränkte, gleichsam geduldete Stellung angewiesen würde, und hinderte durch ihre offene Feindseligkeit die volle Ausführung des 1817 abgeschlossenen Konkordats, vermochte es jedoch nicht, der Errichtung von zahlreichen Klöstern und Schulen, welche von Geistlichen geleitet wurden, Einhalt zu thun, weil kein Gesetz dagegen vorhanden war *). Ludwig XVIII. bewegte sich in seiner von zahllosen Schwierigkeiten umgebenen Stellung mit großer Klugheit, indem er einerseits dem übertriebenen Eifer eines Theils der royalistischen Partei den Zügel anlegte, andererseits sich den kirchenfeindlichen Plänen nicht willfährig zeigte, Verschwörer bestrafte, sonst in versöhnlichem Geiste verfuhr, und überhaupt die strenge Beachtung der Gesetze nach jeder Richtung forderte. Im Jahre 1818 erwirkte er den vollständigen Abzug der von den Alliirten zurückgelassenen Occupationstruppen, das Heer wurde reorganisirt, so daß Frankreich wieder eine Achtung gebietende Stellung einnahm; auch die Herstellung einer Flotte machte auffallende Fortschritte, während der wissenschaftliche Ruhm der Nation durch Männer, wie Cuvier, Arago, Silvester de Sacy, Remusat, La Place, ungeschmälert erhalten wurde. Damals bildete sich der „Verein für den Glauben," welcher seitdem Wunderbares geleistet hat; Missionen belebten den nie ganz erstorbenen kirchlichen Sinn des französischen Landvolks, und die zahlreichen Mittelschulen der Kleriker konnten die ihnen zuströmenden Zöglinge kaum aufnehmen. Gleichzeitig entstanden aber auch geheime Gesellschaften, welche die Vertreibung des königlichen Hauses zum Zwecke hatten, und viele einflußreiche Männer jedes Standes, besonders Advokaten und Zeitungsschreiber, arbeiteten in deren Sinne, obschon sie in der Regel nicht förmliche Mitglieder waren.

Von dem Fanatismus, der gegen die Bourbonen genährt wurde, zeugte die Ermordung des königlichen Neffen, des Herzogs von Berri

*) „Freiheit für sich, nicht für Andere" — das ist die wahre, von der neueren Geschichte oft bezeugte Maxime der Freiheitsmänner.

(13. Febr. 1820), des Stammhalters der älteren Linie, durch einen Sattler Louvel, und die Mordanschläge, welche später unter den Fenstern der ihrer Niederkunft nahen Herzogin explodirten. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux (29. Sept. 1820) sicherte die Fortdauer des älteren Zweiges; der Tod Napoleon's auf St. Helena (5. Mai 1821) schien die Hoffnung der Bonapartisten zu vernichten, und der König fand sich stark genug, in das revolutionirte Spanien eine Armee zu schicken, wozu er sich um so mehr genöthigt sah, weil französische Unzufriedene auf spanischem Boden bereits ein Bataillon unter der dreifarbigen Fahne errichtet hatten. Die französische Armee, geführt von dem Herzog von Angoulême, bewies sich treu, und machte der Revolution ohne viele Mühe ein Ende; laut Vertrag sollte sie zwei Jahre Spanien besetzt halten; es gelang demnach dem Könige, den englischen Einfluß auf Spanien, den noch kein Herrscher Frankreichs gleichgültig ansah, vollständig zu verdrängen. In demselben Jahre (1824) wurde die Dauer der französischen Kammern auf sieben Jahre festgesetzt (eine Bürgschaft gegen den schnellen Wechsel der Volksvertreter und der mit jeder Wahl verbundenen Aufregung). So schien der König bei seinem Tode (16. Sept. 1824) seinem Bruder Karl X., ehemaligen Grafen von Artois, einen befestigten Thron zu hinterlassen. Karl X. stellte die geschmälerte Preßfreiheit wieder her, und als er sich im folgenden Jahre zu Rheims krönen ließ, wurde er auf seiner Reise von dem Landvolke mit Jubel begrüßt, und die Städte, mit den Beamten an der Spitze, beeiferten sich, ihre Loyalität durch Feuerwerke, Beleuchtungen und Bankette darzulegen. Allein es mangelte schon damals nicht an verhängnißvollen Vorzeichen; der alte Lafayette, Washington's Freund und Kampfgenosse, feierte 1824 in den Vereinigten Staaten als „Gast der Nation" einen Triumphzug, dessen Beschreibung selbst deutsche Spießbürger erwärmte, die Franzosen aber erinnerte, wie sie einst selbst Republikaner gewesen. Bereits bewiesen Schriftsteller, was Napoleon nie erlaubt hatte, daß die Schreckensherrschaft mit allen ihren Gräueln eine Nothwendigkeit gewesen sei, daß die Dinge eben gekommen seien, wie sie hätten kommen müssen, und dergleichen Phrasen. Wie diese Anschauung der Revolution gefördert wurde, als 1825 die Kammern auf den Antrag der Regierung eine Milliarde Entschädigung für die Emigranten bewilligten, läßt sich leicht denken; waren diese doch in der Marseillaise als Verräther des Vaterlandes gebrandmarkt, waren sie doch erst mit den fremden Heeren zurückgekehrt. Daß Revolutionsmänner die Güter unschuldig gemordeter oder vor der

Wuth der Schreckensmänner geflüchteter Edelleute um ein Spottgeld an sich gebracht hatten, davon schwieg die freisinnige Presse. Sie betonte es auch nicht, daß die königliche Regierung in demselben Jahre die Neger- und Mulatten-Republik Haiti mit ernstlichen Drohungen dahin vermochte, den Erben der gemordeten oder vertriebenen französischen Plantagenbesitzer 150 Millionen Franken Entschädigung zu bezahlen um so mehr tobte sie gegen die Verschärfung des Sakrilegiengesetzes, gegen die Errichtung zahlreicher Frauenklöster, gegen die Volksmissionen und die Frequenz der von den Jesuiten geleiteten Mittelschulen.

Diese und andere Verhältnisse nöthigten den König zuerst, sein Ministerium Villèle zu entlassen und mittelst eines neuen Ministeriums unter dem Präsidium des Grafen Martignac ein Einlenken im Sinne der öffentlichen Meinung zu versuchen. Allein auch dieses neue Ministerium, unter welchem die Befreiung Morea's geschah, fand durch die vermittelnde Stellung, die es einnahm, gleich wenig Billigung bei dem Hofe und bei dessen Gegnern. Der König gelangte so zu der Ansicht, daß alle Zugeständnisse seinem Ziele, Frankreichs Glück zu gründen, nicht näher führten. Er berief daher, als er sich durch das von Rußlands Fortschritten in der Türkei bewirkte engere Anschließen Englands um so sicherer glaubte, im Jahre 1829 zu einem neuen Ministerium Männer, welche der von den äußersten Rechten der Kammern vertretenen Meinung angehörten, und sein bisheriger Gesandter in London, Fürst Polignac, ward der Leiter desselben. Die dem Königthume mehr oder weniger feindlichen Parteien erkannten aus der Wahl der Personen die Richtung, welche eingeschlagen werden sollte. Die zweite Kammer beantwortete daher im Jahre 1830 die Eröffnungsrede des Königs mit einer Beschwerde über den Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Regierung und den Vertretern des Volkes. Der König nahm den Kampf an, indem er die Kammer auflöste und die Wahl einer neuen anordnete, zu welcher er Männer von anderer Gesinnung zu wählen aufforderte. Zugleich suchte er die Aufmerksamkeit des Landes nach Außen zu richten und durch Sorge für französischen Kriegsruhm die Gemüther zu gewinnen, indem er einen Angriff auf den Raubstaat Algier, der französische Schiffe mißhandelt hatte, durch Bourmont unternehmen ließ. Im Juli des Jahres 1830 kam die Nachricht von der Eroberung Algiers, und dadurch ermuthigt, faßte der König, da die neugewählte Kammer noch mehr entschiedene Gegner der Regierung, als die frühere, enthielt, nach Polignac's Rathe den Entschluß, auch sie aufzulösen, die Wahl

einer neuen nach einem neuen Wahlgesetze anzuordnen, und die Preßfreiheit, vermöge deren die Feinde der Regierung das Volk bearbeiteten, einstweilen aufzuheben. Die Folge dieser dreifachen Anordnung war ein Aufstand in Paris, auf den man sich gar nicht vorgesehen und gerüstet hatte, und den man daher nicht genügend bekämpfen konnte. Während desselben traten angesehene Männer der liberalen Partei zu einer provisorischen Regierung zusammen. Die Regierung des Königs, der sich in St. Cloud befand, wurde als erloschen betrachtet. Die Frage nach der dem Staate zu gebenden Verfassung erfolgte, nachdem der Kampf drei Tage gedauert hatte, am vierten Tage, den 30. Juli, gegen die Republikaner, und der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, Sohn des in der Revolution untergegangenen Orleans, wurde zum Statthalter des Reiches ernannt. Zu spät hatte sich Karl X. zur Zurücknahme der Verordnungen erboten, zu spät erbot er sich jetzt auch, nebst dem Dauphin zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux auf die Krone zu verzichten. Geschreckt von Gefahren eines Angriffs, zog er sich, während sein Heer sich verminderte, nach Cherbourg zurück, und schiffte sich hier mit seiner Familie nach Portsmouth ein. Von der englischen Regierung kalt behandelt, bezog er Schloß Holyrood bei Edinburg, begab sich im Jahre 1832 nach Prag, und starb im Jahre 1836 in Görz, wohin er eben seinen Wohnsitz verlegt hatte. Der Herzog von Orleans aber wurde als König anerkannt, nahm nach dem Grundsatze, daß die königliche Gewalt ihre Wurzel im Volke habe, statt des Namens eines Königs von Frankreich und Navarra, den eines Königs der Franzosen an, und beschwor die Verfassungsurkunde, nachdem man darin einige wesentliche Veränderungen zur Beschränkung der königlichen Gewalt vorgenommen hatte.

32.

Graf Friedrich Leopold Stolberg.

Aus dem großen Zersetzungsprozeß, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts über die Kulturstaaten Europa's gekommen, gingen eine Reihe geläuterter Kräfte hervor, von denen die einen Stützen der neuen Staatenordnung wurden, die andern auf das sociale Leben wohlthätig einwirkten. In der letzteren Beziehung erwarben sich die Förderer einer christlichen Gesinnung, die Helden der Tugend und guten Sitte, das allergrößte Verdienst, und das Andenken derselben verdient mit goldenen Zügen in das Buch der Weltgeschichte geschrieben zu werden. Die Mächte

der Negation, glaubensleere Schmähsucht und die natürlichen Feinde alles Edlen und Erhabenen ließen freilich das Verdienst jener wahren Volksbeglücker nicht zur Anerkennung gelangen und mit der unermüdlichen Geschäftigkeit, welche den Werkzeugen des Bösen eigen ist, goßen sie die Schaalen giftiger Verunglimpfung auf die seraphischen Züge, welche auf den Bildern frommer und edler Männer strahlen. Am schlimmsten ist es in dieser Beziehung wohl dem großen Convertiten Graf Fr. L. Stolberg ergangen, gegen welchen der Erzgrobian unter den Philologen, J. H. Voß, alle Geschosse der Schmähung richtete, und der bis zu unseren Tagen von leichtfertigen Kritikastern noch immer als Finsterling angefeindet und mit der Schwärze der Parteitradition bis zur Unkenntlichkeit übertüncht wird. Freuen wir uns daher, daß neuerdings endlich eine unangreifbare Ehrenrettung des Grafen erschienen ist, welche wenigstens der wohlwollenden Gesinnung den Blick wahrer Erkenntniß und richtiger Beurtheilung eines frommen Gemüths, eines mannhaften patriotischen Charakters, immer von göttlichen Regungen erfüllten Dichterbrust eröffnet.

Graf Friedrich Leopold Stolberg, am 7. November zu Bramstadt in Holstein geboren, war der zweite Sohn des wegen seiner hochherzigen Liberalität gepriesenen Reichsgrafen Christian Günther zu Stolberg-Stolberg. Sein Bruder Christian war um zwei Jahre älter. Die Knabenzeit der gräflichen Brüder verfloß auf der Insel Seeland, theils auf einem lieblichen Landschloß am Meer, theis zu Kopenhagen, wohin der Vater als Oberhofmeister der verwittweten Königin Sophie Magdalena berufen worden war.

Die beiden jungen Grafen, gleichmäßig mit hellem aufgewecktem Geiste ausgerüstet, der ältere mehr von wohlwollender Sanftmuth, der jüngere von feuriger Phantasie, erhielten eine vortreffliche fromme Erziehung. Das Meer mit seiner heiligen Weihe und Seeland's reizender Schmuck, die majestätischen Buchenwälder mit ihrer heiteren Farbenpracht und den geheimnißvoll von ihnen umschlossenen Seen, gehörten demnach zu den frühesten Eindrücken, welche ihre Seele empfing. Körperliche und geistige Entwicklung hielten gleichen Schritt. Zu jeglicher Art von Leibesübung angehalten, lernten sie Rosse tummeln, fechten, schwimmen und besonders auf Klopstocks Antrieb das nachmals vielbesungene Schlittschuhlaufen.

Klopstock's persönlicher Umgang übte auf die beiden Jünglinge, die frühzeitig ihren Vater verloren, einen befruchtenden Einfluß und gab

ihrer Geistesentwicklung die entscheidende Richtung. Seine Oden entzündeten auch ihre Seele für die freilich noch nebelhaften Ideen von Tugend, Freiheit und Vaterland. Der erste dichterische Erguß des zehnjährigen Friedrich Leopold war eine Freiheitsode, welche dadurch erhalten blieb, daß sie Niebuhr 1828 aus dem Gedächtniß aufgeschrieben, und von Dahlmann in seiner Politik aufbewahrt wurde. Im Sommer 1770 verließen die in körperlicher Kraft und Fülle heranblühenden Jünglinge ihren stillen Landsitz am Sund, um mit ihrem Hofmeister Clauswitz die Universität Halle zu beziehen. Sie widmeten hier zwei Jahre dem Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft, sowie der weitern Ausbildung in den classischen und neueren Sprachen. Im Herbst 1772 siedelten sie nach Göttingen über, wo eben der „Hainbund" ins Leben trat; der Beitritt der Stolberge erregte Enthusiasmus. Die beiden wohlgestalteten leutseligen Jünglinge aus einem der höchsten und ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands, mit dem leichten freien Lebenston und dem feurigen Idealismus in Aug und Herzen, traten fast wie Erscheinungen aus einer höhern Welt in diesen kleinen beschränkten Kreis der biedern Tabaks- und Mondscheinsänger. Namentlich war es Voß, der sich alsbald auf's Höchste zu den gräflichen Brüdern hingerissen fühlte und besonders an den jüngeren sich herandrängte. Es entspann sich wunderlicher Weise zwischen der Feuerseele des Grafen Friedrich Leopold, der an Herz und Haupt, in Fehl und Tugend, in schwärmerischer Begeisterung und Tiefe der Empfindung ein Dichter war, und zwischen dem nüchternen, phantasiearmen, im innersten Grunde herzlich philisterhaften Voß ein Freundschaftsbund, der ziemlich lange währte, endlich aber doch an seiner Naturwidrigkeit zerbarst. In Göttingen mußte das akademische Studium einen erheblichen Theil der Zeit an die Musen abtreten, und es erwarben sich in dem Hainbund selbst die Grafen eine unbegränzte Liebe; als sie nach Jahresfrist Göttingen verließen, feierte man ihnen ein Abschiedsfest, wobei der ganze Hainbund in Thränen zerfloß.

Im Sommer 1775 unternahmen die Brüder Stolberg eine Reise nach der Schweiz, „dem heiligen Land der Freiheit und der großen Natur"; eine Wanderfahrt, die auf die weichen Tage der Göttinger Empfindsamkeit wie ein kräftiges Stahlbad wirkte. In Frankfurt suchten sie Göthe, ihren schon berühmteren Altersgenossen, auf, der sich sodann ihrer Reisefahrt frischweg anschloß.

Von den mancherlei sonstigen Bekanntschaften, welche die jungen Grafen auf dieser Schweizerreise erwarben, ist nur die originelle Per-

sönlichkeit Lavaters erwähnenswerth. Es knüpft sich aus ihrem Besuch zu Zürich eine Freundschaft, die für's Leben dauerte und auf Friedrich Leopolds Richtung nicht ohne Einfluß blieb. Als die Grafen auf ihrer Rückreise in Weimar verweilten, gewannen sie dort in solchem Grade alle Herzen, daß der Herzog Karl August, im Einverständniß mit Göthe, den Friedrich Leopold in seinen Hofdienst zu ziehen suchte. Doch dieser schlug, vorzüglich auf Klopstock's Rath, jenes Anerbieten aus.

Er trat nach seiner Rückkehr mit dem Titel eines Oberschenken in die Dienste des protestantischen Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Oldenburg am Hofe zu Eutin, während sein Bruder Amtmann im Holsteinischen wurde. Ihre Lebensläufe gingen fortan gesonderte Wege, aber bis ans Ende verblieben sie in gleichem innigen Wechselverkehr, mit einer Treue und Anhänglichkeit wie nur je zwei Brüder sich geliebt haben.

In den folgenden Jahren führte Stolberg ein sehr unstetes Leben, indem er bald zu Eutin, bald bei seinen Freunden in Holstein, zeitweilig als bevollmächtigter Minister seines Fürstbischofs am dänischen Hofe seinen Wohnsitz hatte. Nach einer vorübergehenden Gesandtschaftsreise nach Petersburg, wo er von der Kaiserin Katharina II. große persönliche Auszeichnung erfuhr, trat er in die von ihm selbst erbetene Stelle eines Landdrosten zu Neuenburg im Oldenburgischen ein, denn Neigung und die Musen zogen ihn zum Landleben hin. Verheirathet war Stolberg seit 1782 mit dem Hoffräulein Agnes von Witzleben und lebte mit ihr in der glücklichsten Ehe.

In der heiteren Ländlichkeit zu Neuenburg wachten auch die Musen wieder auf. Seine Oden und Hymnen entfernten sich in stetigem Fortschritt von der nebelhaften Bardenmythologie der Klopstock'schen Schule und unterscheiden sich immer mehr durch größere plastische Wahrheit und Anschaulichkeit. In seinen Liedern und Romanzen aber hat er sich vollends auf die eigenen Füße gestellt und mit dem deutschen Reim den Weg zum Volkston gefunden. Der Uebergang aus der bardischen Urzeit und der antiken Form zum wirklichen deutschen Alterthum, zur Ritterdichtung und volksmäßigen Romanze war damit vollzogen. Dagegen blieb er unter den Hainbündlern fast der Einzige, der das christliche Element Klopstock's in sich aufnahm und in seine Dichtung mit Bewußtsein verpflanzte. Vorzüglichen Ruhm erwarb er sich durch seine Balladen und Romanzen, welche sich vorzüglich in formeller Hinsicht auszeichnen. In Kopenhagen hatte Stolberg die metrische Uebersetzung der Ilias vollen-

det, eine Arbeit, an der er mit großer Liebe hing. Am Hofe zu Eutin entstanden seine satyrischen „Jamben", welche mit großem Freimuth die Thorheiten und Verirrungen seiner Zeit geißeln und um so mehr Aufsehen machten, als sie mit ihrem Stachel namentlich auch den „Gelehrten und Hofpöbel" trafen. Später wagte er sich an das Drama und in Neuenburg endlich entstand als naturgemäße Schöpfung der ländlichen Stille und Zurückgezogenheit eine idyllische Dichtung, die Insel.

Das Natur- und Stillleben des Dichters, das durch den Zuwachs munterer Kinder erheitert wurde, erhielt eine besondere Würze durch den Zuspruch allzeit willkommener Freunde. Der Cultus der Freundschaft, ein Charakterzug seiner Zeit, war wie bei keinem Andern in höherem Maße ein Bedürfniß seiner Seele; es führte ihn in den Hainbund und begleitete ihn nach Eutin wie später nach Münster, es blieb ihm auch im höheren Mannes- und Greisenalter treu. Sein friedliches Glück wurde aber plötzlich gestört durch den unerwarteten Tod seiner geliebten Gemahlin Agnes. Nun ertrug er die Einsamkeit nicht mehr, indem er fühlte, „daß der bessere Theil seines Selbst von ihm gerissen." Er ergriff bereitwillig den Vorschlag seines Schwagers, als dänischer Gesandte nach Berlin zu gehen. Doch er fühlte sich daselbst nie heimisch, da ihm der gesellschaftliche Ton und die philosophischen Störungen nie zusagten; die Freigeisterei und dünkelhafte Vernünftigkeit trieben ihn vielmehr an, sich in die Wahrheiten seiner christlichen Ueberzeugung zu vertiefen. In Berlin fand er seine zweite Gemahlin, Gräfin Sophie von Redern, welche seinen vier „Agneskindern" eine gute Mutter werden sollte. Im Jahre 1791 trat er wieder in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck und wurde Präsident der Regierung zu Eutin jedoch mit vorausgängigem Urlaub von anderthalb Jahren zu einer Reise nach Italien, welche schon vorher beschlossen gewesen war.

Begleitet von seiner jungen Gemahlin, seinem ältesten Söhnchen Ernst und dessen Erzieher Nicolovius trat Stolberg im Sommer 1791 die italienische Reise an. Aus dem Tagebuche, das er darüber führte, entstand die später berühmt gewordene „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien," das erste größere Profanwerk des Dichters, das zu seiner Zeit viel gelesen wurde. Deutschland wurde rasch durchflogen, doch wurden überall, wie es Stolbergs Freundschaftsbedürfnisse entsprach, die alten Freunde aufgesucht, neue Bekanntschaften angeknüpft, wie in Osnabrück mit Justus Möser. Von besonderer Bedeutung war der Aufenthalt in Münster. Der Besuch bei der Fürstin

Gallitzin und ihrem Kreise hinterließ in dem Reisenden die nachhaltigsten Eindrücke, und dieser Aufenthalt legte den ersten Grund zu dem spätern engern Freundschaftsbündniß, das auf das innere und äußere Leben der ganzen gräflichen Familie von tiefem Einfluß blieb. Die Reise ging dann über Genf und den Mont Cenis nach Turin, Genua, Pavia, Florenz, und am Weihnachtsabend fuhren sie durch das flaminische Thor in Rom ein.

Stolbergs erster Gang am Christtag galt der Peterskirche; er war erschüttert von dem Eindrucke: „Niemals ergriff mich ein Werk von Menschenhand gemacht, wie dieses.“ Die Persönlichkeit des 74 jährigen Greises auf dem apostolischen Stuhle, Pius VI., von dem er in Privataudienz empfangen wurde, gewinnt seine Hochachtung. Seine vorzügliche Aufmerksamkeit in Rom widmete der Dichter den Werken der Kunst alter und neuer Zeit. Den höchsten Naturgenuß gewährten dem Dichter die Wunder des neapolitanischen Himmels und er strömt über in Worten des Entzückens über den Zauber „der hesperischen Gärten.“ Nachdem die gräfliche Familie noch Sicilien besucht und den Aetna bestiegen hatte, brachte sie drei Wochen auf der Insel Ischia zu, die schönste, jedenfalls die lieblichste Zeit der ganzen Reise.

Bei all' den mannigfachen günstigen Eindrücken und Anregungen, die er aus dem hesperischen Lande mit in die Heimath nahm, ist jedoch nirgends noch die Rede von einer religiösen Umstimmung, von einer bestimmten Hinneigung zur katholischen Kirche. Das Auge des Reisenden war auf das Schöne und Erhabene gerichtet, das sich in der herrlichen Natur und auf dem classischen Boden seiner Lieblingsschriftsteller unmittelbar aufthat und das er auch mit vollen Zügen in sich aufnahm. Es ist eine willkürliche Behauptung, wenn gesagt wurde: „Der Glanz des römischen Ritus habe die Sinne des Reisenden bezaubert, im Halbtraum schmachtende Vorliebe für aristokratische Hierarchie in ihm geweckt.“ Stolberg war eine viel zu innerliche Natur und sein Glaubensgefühl zu tief gegründet, um durch den Schein von Aeußerlichkeiten sich bestechen zu lassen. Dafür kannten ihn jene seine Freunde, die später seine confessionellen Gegner geworden, hinlänglich, aber freilich, es klang so besser, wenn es hieß: der Zauber „der aristokratischen Hierarchie“ habe den Aristokraten umstrickt und hinübergelockt.

Nach der Rückkehr aus Italien trat Stolberg im Frühling 1793 sein Amt als Präsident der fürstbischöflichen Regierung von Lübeck an, und obgleich er mit den verschiedenartigsten Geschäften überhäuft war,

entschlug er sich doch nicht völlig der literarischen Thätigkeit. Die warme deutsche Gesinnung am Hofe zu Eutin war vorzüglich des Grafen Verdienst, der zum Mittelpunkt eines erhöhten geistigen Lebens wurde. Persönlichkeiten von hervorragender Bildung, von wissenschaftlicher oder künstlerischer Bedeutung erschienen jetzt zu kürzerem oder längerem Aufenthalt in Eutin, andere nahmen daselbst ihren bleibenden Wohnsitz. Unter diesen nimmt besonders Voß unser Interesse in Anspruch, weil dessen Leben am engsten mit den Geschicken Stolbergs verflochten ist und weil an der Entwickelung ihrer beiderseitigen Strebungen zwei ausgeprägte Zeitrichtungen sich spiegeln. Der Vorgang, wie zwei nach Naturell und Erziehung so grundverschiedene Männer, die eine jugendliche Schwärmerei zusammengeführt hatte, in der Reife der Jahre neben einander wandeln, endlich in der Lösung der höchsten Probleme sich scheiden und auseinandergerathen, wird allzeit ein beachtenswerthes Schauspiel bleiben. Hier aber eröffnet sich ein Blick in den Charakter Stolbergs, der uns, wie man es nicht klarer wünschen kann, das volle Bild seines edelsinnigen Wesens beobachten läßt.

Rector Voß hatte es der Freundschaft Stolbergs zu verdanken, daß er nach Eutin kam und als er sich mit Ernestine Boin, der Schwester des Hainbundstifters, verlobte, schenkte Stolberg ihm den Ertrag seiner eben gedruckten Ilias-Uebersetzung, wovon der Beschenkte, wie er vergnügt seiner Braut schreibt, die Bezahlung seiner Schulden und die erste Begründung seines eigenen Hausstandes sich ermittelt. Als Voß ihm diesen Dienst etliche Jahre später damit vergalt, daß er eine eigene Uebersetzung der Ilias neben die Stolbergische setzte, so konnte zwar der Graf einen ersten Schmerzensruf über diesen „Wermuthsanker" des Freundes nicht unterdrücken, bewies sich aber bald wieder versöhnlich, indem er die Vorzüge der klassischen Uebersetzung vor der seinigen anerkannte. Zwischen der gräflichen und rectorlichen Familie in Eutin bestand ein inniges Freundschaftsverhältniß, doch traten schon damals Differenzen zwischen Stolberg und Voß auf religiösem Gebiet hervor.

In Voß, dem nüchternen Verstandsmenschen, war von Hause aus die Richtung auf das Brauchbare, Handwerksmäßige, Plattverständliche vorwiegend. Unter rationalistischen Einflüssen aufgewachsen und unter den Hemmungen und Mühseligkeiten eines kleinlichen Jugendlebens zum eigensinnigen und engherzigen Pedanten gereift, mußte er den Zug der Wahlverwandtschaft mit den Berliner Aufklärern instinktmäßig heraus-

fühlen. Dieses Christenthum mit Auswahl, die purificirte vernünftige Religion, welche er zu der seinigen machte und welche er fortan mit der ihm eigenen sauertöpfischen Rauhheit und Rechthaberei als Maßstab an alle andern Erscheinungen legte.

Der für alles Große warmerglühende Graf Stolberg hingegen, im frommgläubigen lutherischen Elternhause erzogen und mit der Stolbergischen Erbtugend der „nackten strengen Wahrheitsliebe" ausgerüstet, hatte seinen Glauben an die Offenbarung nie verloren und hielt mit den Jahren an demselben um so eifriger fest, je ernster er durch die Dünkelhaftigkeit der Freigeisterei sich veranlaßt sah, in die Wahrheiten des Christenthums sich zu versenken.

Gleich Klopstock und seinem Anhang hatten Voß und Stolberg den Anfängen der französischen Revolution mit freudigen Hoffnungen zugeschaut, und Stolberg erwartete in idealistischer Arglosigkeit von derselben die Neugestaltung des französischen Königthums und damit den Aufgang einer allgemeines Glück verbürgenden Epoche. Die Enttäuschung kam für ihn bald genug. Als die neue Freiheit die Maske abwarf und im Gewaltschritt maßloser Umwälzung über Menschen und Dinge dahinfuhr, da gingen ihm rasch die Augen auf und er war einer der Ersten aus jener Klopstock'schen Jüngerschaft, der seine veränderte Meinung offen und unumwunden aussprach, während Klopstock selber noch zu Hamburg den Taumel des allgemeinen Freiheitsfestes zur Erinnerung an den Bastillensturm durch zwei Oden mitfeierte. Er erkannte und betonte fortan gegen seine Freunde, daß er sich getäuscht, daß aus all' den schönen Erwartungen für ihn nur Ein Hauptresultat hervorgegangen sei: „die auf fürchterliche Art und unerhörte Frevel einleuchtend gemachte Wahrheit, daß Freiheit auf Gesetze, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion gegründet sein müssen."

Ganz anders verhielt sich Voß zu jenen Ereignissen. Er wünschte den französischen Waffen gegen die Deutschen Glück und sah mit dem Vergnügen eines Jacobiners das Ende des Adels kommen. Während Stolberg nicht ermüdete, mit aller Kraft des Wortes die Erweckung eines rechten entschlossenen Patriotismus zu fördern, mit allen Mitteln der Mahnung und Warnung für die Erhaltung nationaler Selbstständigkeil und die Abwehr fremder Knechtschaft zu streiten, erwartete der Rektor Voß das Heil aus Frankreich und seinen Freiheitsgötzen, ärgerte sich über die Siegesnachrichten der Deutschen und suchte selbst die Jünglinge gegen die deutschen Heere zu erbittern.

Bei einem solchen Gegensatz der politischen Richtungen mußten die Bande des Eutiner Freundeskreises gelockert werden und nur die versöhnliche Nachgiebigkeit Stolbergs verhinderte den Bruch. Des Grafen christliche Gesinnung machte ihn keineswegs zu einem Feinde der heidnischen Literatur, wie ihm von Literarhistorikern mit Unrecht häufig zum Vorwurf gemacht wird, und gerade die Beschäftigung mit dem Alterthum schloß die Kluft zwischen ihm und Voß, dem er stets die größten Freundschaftsdienste erwies.

Da dem Grafen Stolberg die Sache des Christenthums eine ernste persönliche Angelegenheit geworden, so mußte er das Bedürfniß des Zusammenschließeus gleichgesinnter Kräfte lebhaft empfinden. Ein verwandtes geistiges Element traf er in dem Kreise der Fürstin Gallitzin, wo in jenen Tagen allgemeiner Zersetzung das Feuer des Glaubens einen stillen aber weithin erwärmenden Herd gefunden.

Die Berührung mit diesem Kreise bezeichnet den Zeitpunkt, in welchem der religiöse Prozeß des Grafen beginnt, der nach sieben Jahre langer Prüfung mit seiner Conversion endigte. Mit confessionellen Zweifeln ringend, hatte er seit einiger Zeit die Wege mühevoller Untersuchung über die Unterscheidungsfragen und das Wesen der christlichen Kirche mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit betreten. Die Religion war ihm, wie bei wenig Sterblichen, das Element, in dem sein Wesen thronte, und seine Frau war von gleichem Geiste des Verlangens nach zweifelloser Gewißheit erfüllt. Nach siebenjähriger Untersuchung, nach ernster Ueberlegung, unter täglicher Anrufung des Geistes der Wahrheit, nicht ohne Kampf mancher Art, gelangte er an's Ziel. Am Pfingstfest des Jahres 1800 legten Graf und Gräfin Stolberg zu Münster in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin vor Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntniß ab. Nach seiner Rückkehr nach Eutin meldete der Präsident dem Fürstbischof seinen Uebertritt und bat um Dienstentlassung, die ihm auch zu Theil ward.

Natürlich machte dieser Schritt des hochangesehenen Mannes und gefeierten Dichters ein ungewöhnliches Aufsehen und regte viel Staub auf, Hohn und Verleumdung. Graf Stolberg mußte darauf gefaßt sein, aber schwerlich erwartete er, der opferwillig seine glänzende Stellung dahingab, das Uebermaß der Lästerung und Verdammung, das auf ihn geschleudert ward. Namentlich trat nun auch der Charakter des Rektors Voß in seiner nackten Engherzigkeit hervor und sein längst gehegter Unwille steigerte sich zu fanatischem Ingrimme. Derselbe machte sich

Luft in einem Schmähgedicht voll Lästerung gegen Stolbergs Religion. Er ergoß seine rationalistische Wuth in den härtesten Ausdrücken und in Briefen von wahrhaft fratzenmäßiger Verzerrung der Dinge. Aber nicht alle Freunde nahmen gegen Stolberg eine so schnöde Stellung ein, der aufgeklärte Herder nannte zwar des Grafen Glaubenseifer eine „Gemüthskrankheit," erklärte es aber „nicht nur für intolerant und unanständig, sondern auch äußerst unedel," darüber zu spotten, und fügt hinzu: „O wie ich den niedrigen Eifergeist im Protestantismus hasse und verachte — über allen Ausdruck." Jacobi und der alte Gleim kamen wenigstens von der Erbitteruug des ersten Augenblicks bald wieder zurück.

In Münster, wohin Graf Stolberg mit seiner Familie nun übersiedelte, fand er sich mit offenen Armen aufgenommen, und von Anfang an heimisch in dem belebenden Kreis der Fürstin Gallitzin und ihrer Freunde, die zum Theil längst die seinigen geworden waren, der Fürstenberg und Overberg, der freiherrlichen Brüder von Droste-Vischering, des edlen Katerkamp, der Professoren Gerz und Kistemaker. Gleichzeitig trat der jugendliche, später zum Bischof von Münster erwählte Kellermann als Erzieher in das Stolbergische Haus, in dem er volle sechzehn Jahre zugleich als Seelsorger und von Allen geliebter Vertrauensmann der Familie verblieb. Als i. J. 1802 durch die Säcularisation das Hochstift Münster eine preußische Provinz wurde, und der Freiherr von Stein zur Uebernahme und Einrichtung derselben nach Münster kam, war Stolberg eine der ersten Persönlichkeiten, die er aufsuchte, und es kam zwischen den beiden ächt deutschen Edelmännern zu einem gegenseitig vertrauensvollen Verkehr. Stein schrieb damals: „Stolberg bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel aufopferte. Das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig; sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlaubten sie Stolberg nicht seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?"

In Münster nun begann Graf Stolberg, unter dem Eindruck der welterschütternden Ereignisse, welche von Frankreich aus das Angesicht Europa's umgestalteten, das groß angelegte Werk, das die Muse seines ganzen noch übrigen Lebens ausfüllte, „die Geschichte der Religion Jesu Christi." Die Anregung dazu hatte der damalige Domkapitular Clemens

August von Droste-Vischering gegeben; der Zuspruch der Fürstin Gallitzin brachte den Plan zur Reife. Die Fürstin sollte jedoch das Erscheinen des ersten Bandes, der im September 1806 vollendet ward, nicht mehr erleben. An ihren Sohn, den Fürsten Demetrius Gallitzin, der Missionär in Pennsylvanien geworden war, schrieb er in seinem Schmerz: „Sie bedürfen nicht, bester Mitri, daß ich Ihnen sage, welch ein Engel Ihre Mutter war, aber ich bedarf es in meinem tiefen Schmerze, Ihnen zu sagen, daß ich, seit ich sie kannte, nicht ohne die tiefste Ehrfurcht, herzlichste Liebe und Wonne über das Band, welches Gott, aus Erbarmung für mich, zwischen ihr und mir knüpfte, an sie denken kann." Im fünften Bande seiner Religionsgeschichte hat er ihr ein öffentliches Gedächtniß gewidmet.

An diesem Werke selbst arbeitete Stolberg nun in den folgenden Jahren mit eifriger Rüstigkeit fort. Es sollte nach seinen eigenen Worten „das Andenken seiner Wohlfahrt auf Erden" werden. Und daß es das, obgleich unvollendet in seinen 15 Bänden geworden, daß es zumal in jener glaubensdürren Zeit der ersten Jahrzehente großen Segen in höhern und niedern Ständen verbreitete, haben Thatsachen und Zeugnisse bewiesen. Fortgesetzt wurde das Werk von Kerz und jetzt von Brischar, so daß nunmehr 53 Bände vorhanden sind.

Graf Stolberg arbeitete aber auch in den Jahren der vaterländischen Schmach und Knechtung zugleich für die sittliche Erhebung des deutschen Volkes und half an seinem Theil die nationale Aufrichtung, die aus der innern Läuterung hervorgehen mußte, vorbereiten, die Aufrichtung Deutschlands aus seiner tiefsten Erniedrigung. Zu dem „Vaterländischen Museum", welches nach dem Fall Hamburgs eingehen mußte, lieferte Stolberg seinen literarischen Beitrag. Da der Freimuth des Grafen in dem „Königreich Westphalen" anrüchig geworden, und er nicht aufhörte, seinen feurigen deutschen Empfindungen auch feurige Worte zu leihen, so war ihm bereits eine geschärfte Ueberwachung zu Theil geworden. Ein Asyl nach seinen Wünschen, schien ihm um Tetenhausen ein unbewohntes Rittergut der Grafen Schmissing-Kerssenbrock, zu bieten, welches am äußersten Ende des westphälischen Königreichs lag. Dahin siedelte Stolberg im Mai 1812 mit seiner zahlreich aufblühenden Familie über.

Als dann im folgenden Jahre der deutsche Zorn sich endlich ermannte und gegen den französischen Zwingherrn den allgemeinen Volkskrieg verlangte, da war das Brüderpaar der Stolberg wieder unter den Ersten,

die der vaterländischen Erhebung zujauchzten und in patriotischen Liedern die Begeisterung anfachten. Die vaterländischen Gedichte, die Graf Stolberg in der stürmischen Zeit der Freiheitskriege der Nation und ihren Helden sang, erfreuten sich zwar nicht einer großen Popularität, gleichwohl sind sie ausgezeichnet durch schwungvolle Erhabenheit, Wärme der Empfindung und rhytmischen Wohllaut. Die Verjüngung des Vaterlandes schien den Grafen selbst zu verjüngen und gern wäre er selbst noch in den heiligen Krieg mitgezogen. Aber er fühlte wohl, daß er ein Sechziger geworden, und er klagte wehmuthsvoll über das ergraute Haar und über den zum Waffenwerk zu schwach gewordenen Arm. Statt seiner sandte er indeß vier herrliche Söhne in die Befreiungskriege, und machte vierfach wahr, was er einst in der Jugend gesungen: „Sohn, da hast du meinen Speer.“ Sein Sohn Christian starb in der Schlacht von Ligny den Heldentod für's Vaterland.

Nachdem es endlich Friede geworden in Deutschland, waren dem Grafen nur noch wenige Jahre beschieden. Er hatte seit dem Herbst 1816 seinen Wohnsitz zu Sondermühlen im Osnabrückischen aufgeschlagen, wo er die Freude erlebte, sich einmal von eilf Kindern, eilf Enkeln und zwei Eidamen umgeben zu sehen.

Stolberg setzte auch in den letzten Jahren seine literarische Thätigkeit fort und vollendete das Leben Alfred des Großen und das Leben des hl. Vincenz von Paul. Nach dem Friedensschluß aber beschäftigten ihn besonders die politischen Verhältnisse und die Reconstituirung Deutschlands in hohem Grade. Seine Ansichten hierüber sprach er in einer Abhandlung „über den Zeitgeist“ aus. Dieser Aufsatz war es, der den alten Voß urplötzlich so in blinde Wuth versetzte, daß er wie Pluto im Homer von seinem schwarzen Throne auffahrend, noch einmal alle schwarzen Mächte der Verleumdung gegen den Jugendfreund loszulassen dürstete. In der Schmähschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ entledigte er sich der lange angesammelten Galle gegen den Grafen, der zwar sein vieljähriger Freund und Wohlthäter gewesen, der aber das Unerträgliche sich erlaubt, anders zu denken und zu glauben als er, und diese Gesinnung auch öffentlich zu bekennen. Der Graf entschloß sich, die Schmähschrift des Urflegels Voß durch eine Entgegnung zurückzuweisen, doch er sank vor Vollendung derselben auf das Krankenlager und übertrug es seinem Bruder Christian, sie zu Ende zu führen. Dieser übernahm den Auftrag und so erschien die Schrift, mit einem Vorwort von Kellermann versehen, zu Anfang des Jahres 1820 unter

dem Titel: „Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß.“ Der Wütherich der Denkfreiheit setzte auch nach dem Tode des Grafen unversöhnlich die Feindschaft fort und schleuderte dem Verstorbenen eine zweite mit Bitterkeiten getränkte Schmähschrift nach.

Inmitten der heftigsten Anfeindungen Stolbergs durch seine ehemaligen Freunde verfaßte er das „Büchlein von der Liebe,“ das er als seinen Schwanengesang hinterlassen hat. Dasselbe enthält „eine zusammenhängende Darstellung der biblischen Lehre von der Liebe, wie sie nur Einer geben konnte, der seinen Geist nicht nur an Augustin und der christlichen Mystik genährt, sondern vor Allem mit innigstem Herzens-Antheil sich in das Bibelwort versenkt hat.“

Aus all den Worten, welche Stolberg in den letzten Tagen seines irdischen Daseins sprach, leuchtet die lautere Freundlichkeit, Güte und Versöhnung. Allen, zumal seiner treuen Gemahlin, dankte er herzlich und alle Tage aufs neue. Die Anwesenheit Kellermanns pries er als ein gnädiges Zeichen des Herrn, herzerhebende Worte redete er mit seinen Kindern und Enkelchen, die er so zärtlich liebte, herzte und segnete. Es war wie das Scheiden eines Patriarchen, als er endlich zum letzten Male die ganze Hausgenossenschaft zusammenrief und die um sein Bett knieende Schaar in den Schutz des dreieinigen Gottes befehlend, alle um Verzeihung bat und aufforderte, auch für diejenigen zu beten, die ihn irgendwie im Leben beleidigt haben möchten. Als endlich am letzten Abend der Hausarzt ihm auf sein Andringen zu verstehen gab, daß er Mitternacht nicht mehr erleben werde, rief er: „Danke, danke! Recht herzlich dank ich Ihnen! Gelobt sei Jesus Christus!“ Das waren die Worte, mit denen er seine Seele in die Ewigkeit hauchte.

Auf der einfachen Grabschrift, die Stolberg sich selbst gemacht, hat er sich jeden Zusatz verbeten. Wir aber dürfen hier sagen: es war eine Gestalt voll sittlicher Würde, eine ächt dichterische Natur, ein hochherziger Freund und edelmännischer Patriot, ein Mann, den die Wahrheit frei machte. Er war in einer glaubensöden Periode ein muthiger Bekenner, er war in einer gesinnungslosen Zeit ein Charakter.

33.

Die Katholikenemancipation in England.

In England, das sich vorzugsweise der Bewahrung altgermanischer Freiheit rühmt, und jedem Staatsbürger für persönliche Freiheit einen

so großen Spielraum gewährt, in England war seit der so benannten Toleranzacte vom Jahre 1689 bis zum Jahre 1829 die katholische Kirche zu einer bloß geduldeten Religionsgesellschaft herabgedrückt, mithin der freien bürgerlichen Existenz in einem Lande und von einem Volke beraubt, über welches sie einst durch den Missionär Augustin, durch Beda den Ehrwürdigen, König Alfred, Erzbischof Anselm und viele Andere ihre Segnungen im reichsten Maße gespendet hatte. Durch die erwähnte Toleranzacte wurden alle Gesetze gegen die Dissenters aufgehoben, sie erhielten gegen die Verpflichtung zur Entrichtung des Zehnten an die Staatskirche und zur Unterschrift der 39 Artikel, welche das Symbolum der anglikanischen Kirche bilden, freie Religionsübung (jedoch nicht in Kirchen, sondern in Kapellen). Nur die „Papisten" und Socinianer waren hievon ausgeschlossen. Unter den drückendsten Verhältnissen fristete die katholische Kirche ihr Leben. Eine Bill vom Jahre 1700 verfügt: „Jeder papistische Priester, jeder Jesuit, welcher von einem oder zwei beeidigten Zeugen überführt wird, priesterliche Funktionen ausgeübt zu haben, soll mit lebenslänglicher Haft bestraft werden. Jeder Nachkomme katholischer Eltern soll keinen Ehrentitel und Herrschaft erben, keine Güter und Lehen kaufen noch Erbschaften annehmen können, bevor er den Eid der Treue, sowie den Testeid geschworen hat." Der Uebertritt eines katholischen Geistlichen zum Protestantismus ward mit einem Jahresgehalte von 50 Pfund Sterling belohnt. Ehen mit Protestanten waren verboten, die Einsegnung einer gemischten Ehe mit dem Tode bestraft. Trat ein katholisches Kind zur Staatskirche über, so beerbte es seine Eltern mit Ausschließung aller katholischen Geschwister. Katholische Schulen waren untersagt; der Schulbesuch diente sehr häufig nur zur Proselytenmacherei. Der Zutritt in's Parlament und zu Staatsämtern, zum höhern Lehrfache war durch die Voraussetzung des Suprematseides und Unterzeichnung der 39 Artikel abgeschnitten. Zum Ueberflusse wurden aber die Papisten noch durch ein besonderes Gesetz ausgeschlossen.

Wie schon in frühern Jahren Irland die Maßregeln der Staatsgewalt gegen die katholische Kirche immer in verschärftem Grade empfand, so auch seit der Toleranzacte *). Alle Geistlichen, welche die Befugniß zur Ertheilung der Priesterweihe hatten, wurden aus der Insel verbannt; wer von ihnen am 1. Mai 1698 sich auf derselben noch betreten lasse,

*) Die nachfolgenden Thatsachen sind den actenmäßigen Untersuchungen des englischen Parlaments entnommen.

sollte in's Gefängniß geworfen, und aus diesem nach einer der westindischen Inseln abgeführt werden. Rückkehr wurde mit dem Tode bestraft. Mit Lebensgefahr mußten die irischen Geistlichen nach Frankreich reisen, um dort die Weihen zu erhalten. Jeder Friedensrichter durfte die Laien darüber in Untersuchung ziehen, wo und bei wem sie einer heiligen Messe beigewohnt. Eltern konnten genöthigt werden, zu jeder Stunde ihre Kinder vorzuzeigen, um zu beweisen, daß sie nicht im Auslande erzogen würden. Im Jahre 1733 wurden zwar Schulen für Katholiken errichtet, die aber nur auf Verleitung zum Uebertritte berechnet waren. Ein in einer solchen Schule unterrichtetes Kind erhielt fünf Pfund Aussteuer. Sie waren dennoch sehr wenig besucht. Nach dem Tode des Vaters ward ein protestantischer Vormund bestellt. Kein Katholik konnte einen Protestanten beerben. Ja so weit griff die auf Vernichtung des katholischen Bekenntnisses berechnete Gesetzgebung in die Sphäre des Privatrechts ein, daß ein Gesetz vom siebenten Regierungsjahre Wilhelm's III. jedem Katholiken Pferde zu halten verbot, die über fünf Pfund werth wären; er konnte angehalten werden, sie gegen Erlegung jenes Betrags einem Andern abzutreten. Die Katholiken waren unfähig, Grundbesitz zu erwerben und länger als dreißig Jahre zu pachten. Dagegen waren sie zu Entrichtung des Zehnten an die anglikanische Kirche verpflichtet. Ueber fünf Millionen Thaler wurden von dieser jährlich mit Strenge eingetrieben und von vielen ihrer Würdenträger im Auslande verzehrt. Lebten in einer Gemeinde auch nur einige Protestanten, so beschlossen diese allein Alles, was ihr Cultus erforderte, die katholischen Einwohner aber mußten das Ihrige dazu beitragen. Der katholische Cultus und Klerus war ganz und gar auf milde Beiträge, und daher auf das Allernothwendigste beschränkt. Ueber die oft beispiellose Noth der in ihrem Heimathlande zu Fremdlingen gewordenen Iren, wie sie in erbärmlichen Strohhütten, in Fetzen gehüllt, wohnten, jeden Augenblick gewärtig, verjagt zu werden, wenn sie den Pacht nicht zu entrichten vermögen, und wie, wenn sie aus Mangel an Obdach zurückkehren, die Hütte zerstört wird, weil dieß das einzige Mittel ist, sich der Hülflosen zu erwehren, darüber sind viele und glaubwürdige Berichte von Augenzeugen erschienen.

Endlich sollte ein Hoffnungsstrahl den so viele Jahre schwer umwölbten Himmel des Landes, das bald nach seiner Christianisirung sich den Ehrennamen einer „Insel der Heiligen“ erworben hatte, aufhellen und bessere Tage verkünden. Aber nicht so fast Mitgefühl und Er-

kenntniß des schreienden Unrechts, als vielmehr die politischen Besorgnisse, welche die amerikanischen Befreiungskriege dem Mutterlande einflößten, nöthigten die Regierung zu den ersten mildernden Bestimmungen. Sie konnte bei der Aufregung, welche seit dem Theesturme zu Boston (1773) sich der Gemüther bemächtigt hatte, die Errichtung einer Art von Landmiliz in Irland nicht verhindern. Diese, von einer gewissen republikanischen Brüderlichkeit beseelt, besprach auch die inneren Angelegenheiten und faßte den Beschluß, dem Parlamente zu erklären, daß sie als Menschen, als Irländer, als protestantische Christen, Milderung der gegen ihre katholischen Mitbrüder bestehenden Pönalgesetze wünschen müßten. Dies wirkte: 1778 erhielten die Katholiken das Recht, ihren Cultus frei (gleich den Dissenters, in Kapellen) auszuüben, Erbschaften zu errichten und anzunehmen, Contracte einzugehen. Wenige Jahre darauf (1782) entledigte sich das irische Parlament der seit dem Vicekönig Poyning (unter Heinrich VII.) bestehenden Bevormundung, kraft welcher das irische Parlament nicht zusammen berufen werden sollte, ohne daß die Beweggründe und die Gesetzesvorschläge vorher von dem englischen Parlamente geprüft und genehmigt wären. Und nun folgten von Seite des unabhängig gewordenen Parlaments sogleich weitere, den irischen Katholiken günstige Beschlüsse. Eines der ersten Gesetze räumte denselben das Besitzrecht wieder ein und hob viele herbe Pönalgesetze auf, wie die Strafen gegen Messe lesende Priester, das Verbot, Jugendlehrer oder Vormünder zu sein, Pferde von höherem Werthe als 5 Pfd. zu besitzen. Nun kam die französische Revolution und gab den schon verbreiteten Begriffen von Freiheit und Gleichheit neues Leben. Die Gefahr, welche von Irland her drohte, nöthigte das englische Parlament zu Concessionen. Den Katholiken wurde die Advocatur und die Eingehung gemischter Ehen erlaubt. Im Jahre 1793, als Frankreich England den Krieg erklärte, wurde der Rest der Pönalgesetze abgeschafft und den Katholiken das passive Wahlrecht zugestanden, auch sollten sie solcher bürgerlicher und militärischer Anstellungen, welche den Testeid nicht erforderten, fähig sein.*) Dagegen blieben sie noch vom Parlamente und von der Befähigung zu den höhern Staatsämtern ausgeschlossen. Aber die Besorgniß hinsichtlich des Geistes, der sich im

*) Der Test ist ein Eid, den ein Katholik nicht schwören kann, ohne aufzuhören Katholik zu sein. Der Schwörende verwirft den Primat des Papstes, die Transsubstantiation, die Heiligenverehrung und erklärt das Meßopfer für Götzendienst.

irischen Parlamente entwickelt hatte, war in England nicht verschwunden. Die Unterstützung, welche der französische Einfall im Jahre 1798 in Irland fand, brachte den Plan zur Aufhebung der Unabhängigkeit des irischen Parlaments zur Reife. Die Union wurde, nachdem die Lords mit 1,260,000 Pfund Sterling für ihre Wahlrechte in das Unterhaus entschädigt waren, vollzogen (1801).

Damals ertönte zum Erstenmale jene Stimme, welche nachher so viele Jahre mit solcher Gewalt das irische Volk zu ergreifen und zu leiten wußte; als der Vicekönig im Parlamente den Antrag auf Aufhebung des Parlaments stellte, rief O'Connell: „Ich verlange, daß die Bill verbrannt werde." Umsonst zählte eine Bittschrift gegen die Union über 700,000, eine andere für dieselbe nicht 5000 Unterschriften. Das Ministerium versprach bei Aufhebung des Parlaments Irland in jeder Beziehung auf gleichen Fuß mit England zu stellen. Dahin gehörte vor Allem die Befugniß zum Eintritt in's Parlament und in alle Staatsämter. Allein so oft auch die Emancipation der Katholiken vom Jahre 1807 an im Parlamente zur Sprache kam, immer wurde die Bill verworfen. Anfangs scheiterte sie unter Pitt, der Alles anwandte, das gegebene Wort zu lösen, an dem Widerspruche Georg's III.; später an der Abgeneigtheit des Parlaments, welches sich einbildete, die Katholiken seien, weil unter einem auswärtigen geistlichen Oberhaupte stehend, Feinde des Vaterlandes. Erst mußte die Agitation in Irland wieder einen bedenklichen Charakter annehmen, bis die englische Befangenheit und Indolenz überwunden wurde. Diese Agitation begann im Jahre 1810 mit der Gründung des katholischen Vereins, dessen einziges Ziel Emancipation der Katholiken war.

Ohne den katholischen Verein, ohne O'Connell wäre die Emancipation der Katholiken in England nicht möglich gewesen. Der katholische Verein gab Irland eine neue Gestalt; er setzte eine neue Regierung Irlands neben die bestehende gesetzliche; während der Irländer sich der letzteren aus Pflicht und Gehorsam unterwarf, unterwarf er sich dem erstern mit freiem Entschlusse. Der katholische Verein umfaßte und beherrschte die gesammte katholische Bevölkerung; er übte seinen Einfluß durch die Presse, Versammlungen, Petitionen, Agitationen, durch die Macht der öffentlichen Meinung aus, die niemals so mächtig, so consequent, so wirksam gewesen ist, als in Irland. Jeder Irländer war Mitglied dieses Vereins, jeder fühlte sich im Ganzen; alle Zwiste und Parteiungen waren vergessen, der Wille Aller war auf ein Ziel, auf

die Emancipation gerichtet. Seine Entstehung verdankte der Verein neben Shiel, der die Sache der Irländer durch die große Macht seiner Beredsamkeit förderte, Daniel O'Connell, der bald die Seele des großen Unternehmens wurde. Mit dem erfinderischen Scharfblicke des geübtesten Advokaten wußte er alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche England dem Verein, dem er ein stechender Dorn im Auge war, entgegenstellte. Seine Ausdauer war, wie seine Erfindungsgabe, unbesiegbar; hundertmal niedergeworfen und geschlagen, erhob er sich hundertmal von Neuem, und mit erhöhtem Ansehen. Politische Bewegungen und Stürme verzehren die hervorragenden politischen Charaktere; O'Connell, wenn seine Arme sanken, wenn der Zauber seines Namens ihn verließ, kehrte nach Irland zurück, stürzte sich in die Wogen der irischen Bevölkerung und tauchte jedesmal erfrischt und neugestärkt wieder auf. Gebieter über den katholischen Verein und dadurch über Irland, frei und unabhängig durch die katholische Rente, verstärkte er seine Macht, indem er sich an die Dissenters wandte. „Weil ihr ehrlich seid", sagte er zu ihnen, „weil ihr nicht schwören wollt, daß ihr glaubt, was ihr nicht glaubt, deßhalb beraubt man euch eurer bürgerlichen Rechte. Wir sind in derselben Lage; wohlan, machen wir gemeinschaftliche Sache!"

Das aber war nicht das Schwierige, ein Volk von sieben Millionen aufzuregen, auf ein Ziel hinzulenken; das unvergleichlich Schwierigere war, die aufgeregten und empörten Massen im Zaum zu halten. O'Connell wühlte das Meer in seinen tiefsten Tiefen auf, und während sich die empörten Wogen immer höher und höher thürmten, während seine Feinde, die Epigonen des Pharao, fürchteten, mit Roß und Wagen jeden Augenblick von ihnen verschlungen zu werden, fesselte O'Connell, wie Moses, den Sturm, indem er seinen Arm ausstreckte und die Meereswogen zum Stehen brachte! In dieser drohenden Stellung erblickte man ihn 1829, als Robert Peel und Wellington, der Sieger von Waterloo, sich der Nothwendigkeit beugten, als das Parlament die Emancipation der Katholiken aussprach.

Im Jahre 1825 ward O'Connell Gelegenheit gegeben, vor einem Unterhauscomité zur Untersuchung des Zustandes von Irland, die Klagen und Leiden seiner Landsleute offen darzulegen. Wenige Jahre darauf (1828), wurde er selbst in's Parlament gewählt. Nun glaubte das Toryministerium Wellington-Peel um so mehr zu Gunsten der Katholiken auftreten zu müssen, als es sich den billiger denkenden Whigs

gegenüber am Ruder behaupten wollte; Peel's Beredsamkeit verschaffte der Emancipationsbill den Sieg im Unterhause. Wellington vertheidigte sie im Oberhause (1829), am 13. April erhielt sie die königliche Sanction. Die Katholiken erhielten das Recht, in's Parlbment gewählt zu werden und an dem Staatsdienste Theil zu nehmen, indem ein anderer, dem katholischen Glauben nicht widersprechender Staatsbürgereid verlangt wurde*).

Das hatte O'Connell für die Katholiken des ganzen Königreichs erkämpft. Nach diesem Siege war und blieb die Lage Irlands das Ziel seines Strebens. Der durchgefochtenen Emancipation sollte nach der wohlwollenden Absicht der Regierung eine Reform der protestantischen Kirche Irlands folgen. Russell setzte es im Jahre 1835 im Unterhause durch, daß eine Anzahl Bisthümer und reicher Pfründen in Irland aufgehoben, und der Ueberschuß von den wahren Bedürfnissen der Staatskirche für den katholischen Volksunterricht verwendet werde. Das Oberhaus verwarf dieß als „einen Raub am Altare.“ Von nun an arbeitete O'Connell aus allen Kräften auf die Aufhebung der Union hin. Dieß bezweckte der Repeal, d. i. Widerruf, oder gesetzliche Trennung von der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit der Sachsen, (nicht von der Krone Großbritannien). O'Connell versammelte Hunderttausende auf Monster meetings, bis ihn die englische Regierung 1844 vor ein Geschwornengericht stellte, aus dem man alle Katholiken entfernt hatte. Dieses Gericht verurtheilte ihn wegen angeblicher Aufreizung zur Empörung. O'Connell kam in den Kerker. Das Urtheil wurde zwar wieder aufgehoben, die Repealbewegung gerieth aber in's Stocken und O'Connell selbst starb einige Jahre darnach auf einer Reise nach Rom zu Genua, am 15. Mai 1847. Seine öffentliche Wirksamkeit ist einzig in der Weltgeschichte; sein Privatleben war rein und fleckenlos. Daß er aber der bestverläumdetste Mann in England war, wie er oft selber sagte, ist erklärlich, da er den Engländern predigte, daß Niemand verbunden sei, die Diener einer fremden Religion zu ernähren und dabei selbst — zu verhungern.

---

*) Doch glaube man nicht, die politische Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten sei nunmehr eine vollkommene. Gesetzlich müssen König und Königin sich zur Staatskirche bekennen; Katholiken sind ausgeschlossen von der Regentschaft, von den Aemtern des Lordgroßkanzlers, des Lordstatthalters von Irland, haben nicht das Recht als Gemeindevorsteher zu geistlichen Pfründen zu präsentiren, können an Universitäten kein Amt bekleiden u. s. w.

Wir wollen nicht versäumen, an dieser Stelle eines Mannes zu gedenken, der sich um die Katholiken Irlands die größten Verdienste erworben und dessen Name in der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle verdient; es ist dies der Name William Cobbett's. Obgleich Protestant, hat er nächst O'Connell, dem eifrigsten Vertheidiger der Katholiken in Irland, am meisten für deren Emancipation gewirkt, und seine Briefe haben besser gezündet, als die feurigsten Parlamentsreden. Wendet man seiner Biographie einen Blick zu, so muß er beinahe als ein wunderbares Werkzeug Gottes erscheinen, denn sein Herkommen, seine Jugend, der Glanz seines Schicksals waren eigentlich dem Berufe, den er erfüllt hat, durchaus nicht günstig und nur eine besondere Gnade konnte ihm ersetzen, was ihm die Lebensverhältnisse versagt hatten. Als Knabe fand er beim Hüten der Schafe wohl Gelegenheit, sich mit der Natur bekannt zu machen, die Pforten der Wissenschaft aber blieben ihm verschlossen, und im Jünglingsalter bot ihm das Bestellen der Aecker keine Bildung und Stärkung des Geistes. Also war es keine andere Erziehung und kein anderer Unterricht, als derjenige der Dorfschule, welcher ihm für das Leben aus der Jugend mitgegeben ward; aber sein Wissenstrieb fand Befriedigung in der Schule des Lebens und im Drängen der Welt eröffnete sich ein weites Feld für seinen thätigen Geist. Kühn und entscheidend für seine ganze Zukunft war der Entschluß, der ihn die Ruhe des Landlebens mit dem Gewühl der Weltstadt London vertauschen ließ. Er trat als Schreiber in die Dienste eines Advokaten, allein schon nach Jahresfrist trieb der Aktenstaub und das beengende Bureauwesen den Sohn der Natur zu einem Wechsel des Berufs, und er suchte in dem bewegteren militärischen Leben Befriedigung seines Thatendrangs. Als Tambour ging er im Jahre 1784 mit einem Regiment nach Neu-Schottland, und da ihm daselbst keine Gelegenheit zur Ausübung des kriegerischen Handwerks geboten ward, verwandte er die Zeit des trägen Kasernenlebens zu Studien der englischen und französischen Sprache. Im Jahre 1791 schloß er, nach England zurückgekehrt, seine militärische Laufbahn als Feldwebel, der höchsten für ihn erreichbaren Charge. Nun bezog der bereits nicht mehr als Neuling im Drange des Lebens dastehende junge Mann die Hoheschule der Erfahrungen, indem er sich nach Frankreich begab, wo er die Schrecken des entfesselten Wahns aus unmittelbarer Anschauung kennen lernte und an den haarsträubenden Scenen in Paris das Wesen der in Praxis übergegangenen Philosophie

studirte, welche als oberstes Princip die Verachtung der Gottheit und die Vernichtung aller Gesetze aufgestellt hatte. Hier hauptsächlich mochte er den Schatz von Erfahrungen gesammelt haben, welche für ihn die unversiegbare Quelle von Rechtsgefühl wurden und ihn mit sittlicher Entrüstung über die gegen die Katholiken Englands geübte Verletzung der Menschenrechte erfüllten. Bald führte ihn sein unsteter Wandel von Frankreich aus nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo er als Sprachmeister auftrat und sein berühmt gewordenes Lehrbuch Maitre anglais edirte. Hernach gründete er einen Buchhandel und machte durch Herausgabe einer Reihe von Pamphlets, die er als Pseudonymus Peter Porcupine (Stachelschwein) erscheinen ließ, großes Aufsehen. Hiedurch hatte er sich den Weg zu einer höchst fruchtbaren Schriftstellerlaufbahn geebnet, auf welcher er so große Erfolge errang.

Nach England zurückgekehrt, ward ihm von Seiten der Tories, in deren Sinn und Interesse er handelte, große Anerkennung und das freundlichste Entgegenkommen zu Theil. Er gründete ein Morgenblatt, The Sorcupine betitelt, an dessen Stelle er aber bald sein so berühmt gewordenes Weekly- und Political-Register setzte, das er bis an sein Lebensende fortsetzte, und das eine förmliche Chronik der Zeitgeschichte ist. Immer mehr stieg sein Ansehen, so daß ein Lord im Unterhaus erklärte, Cobbett verdiene, daß ihm England eine goldene Statue setze. Seine Briefe über den Friedensvertrag von Amiens erregten auf dem Festlande ebenso große Sensation wie in England, und Joh. v. Müller sagte von dieser Schrift, daß sie beredter sei, als irgend etwas seit den Tagen des Demosthenes.

Obgleich Cobbett inmitten des bewegten politischen Lebens stand, so blieb er doch über jeder Partei erhaben, so daß es für ihn leicht ward, sobald er die Ueberzeugung von den selbstsüchtigen und volksfeindlichen Bestrebungen der englischen Aristokratie gewonnen, derselben gegenüber zu treten. Dadurch zog er sich Verfolgungen zu, und als er 1816 die Suspension der Habeas-corpus-Akte, durch welche Sicherheit gegen willkürliche Verhaftung geboten ward, kommen sah, ging er wieder über den Ocean und kehrte erst im Jahre 1820 von Amerika zurück. Vom Herbst 1824 an veröffentlichte er in seinem Register die Briefe über die sogenannte Reformation der katholischen Kirche in England, welche als frische Sprößlinge aus dem kräftigen Kern der klarsten Geschichtsauffassung hervorgingen, und unter deren Schatten die verkümmerte Freiheit der Kirche sich von neuem entwickelte. Er sprach es vor

der ganzen Welt aus und zeigte es besonders dem englischen Volke, welches Unheil über dasselbe durch die „gottselige und glorreiche Reformation" gekommen, und führte seinen Glaubensgenossen, den Protestanten, das die Würde der Nation verletzende Bedrückungssystem gegen die Katholiken Englands in naturgetreuen, scharfmarkirten Bildern vor die Augen. Nur wirkliche oder erheuchelte Blindheit konnte sich des tiefgehenden Eindruckes derselben erwehren.

Der schönste und wohlverdiente Lohn, welcher dem feurigen Kämpfer für das heilige Recht der Menschheit, für die Freiheit der Kirche zu Theil ward, war nach Annahme der Reformbill im Jahre 1832 seine Erwählung in's Parlament. Doch war das nicht das Feld, auf welchem seine Lorbeeren wuchsen; was er als Parlamentsmitglied leistete, erreicht bei Weitem nicht die Höhe, welche er als Publicist erklommen. Die kurze Frist, die ihm noch auf Erden vergönnt war, füllte er noch mit seiner gewohnten Thätigkeit aus und starb, gewiß nicht ohne das Bewußtsein, Großes geleistet zu haben, im Juni des Jahres 1835. Die Times, sein erbitterter Gegner, ließ sich in einem Nachruf zur Anerkennung seiner ungewöhnlichen Eigenschaften herbei, indem sie zugestand, daß er in einigen Beziehungen der außerordentlichste Mann unter seinen britischen Zeitgenossen gewesen. Die Kraft seines Charakters, der Ernst seines Strebens, auf denen alle seine Erfolge beruhten, hatten auch in seinem Wahlspruch: „Nitor in adversum" Ausdruck gefunden. Möchten auch die Katholiken Deutschlands, deren verbriefte Rechte in vielfacher Beziehung heutzutage so sehr verkürzt werden, jenen Wahlspruch auf ihr Banner schreiben und ohne Scheu aus der bescheidenen Haltung demüthiger Dulder heraustreten, damit sie sich des Druckes entledigen, der in der Wissenschaft und im öffentlichen Leben so schwer auf ihnen lastet und die fröhliche Entwickelung ihres religiösen Bewußtseins hindert.

34.

Die Belgische Revolution.

Der Wiener Congreß hatte Belgien mit Holland vereinigt, — eine politische gemischte Ehe ohne Neigung, rein ein Werk der Vormünder, welche in ihrer Gleichgewichts- und Quadratmeilen-Politik Holland für das an England verlorne Cap der guten Hoffnung mit einer Provinz entschädigten, welche ihr letzter rechtmäßiger Beherrscher,

Oesterreich, zumal nach den bittern Erfahrungen unter Kaiser Joseph, als bei der weiten Entfernung und Isolirtheit schwer zu regieren, gerne mit der bequemer gelegenen Lombardei vertauscht hatte. So waren nun zwei Stämme zu Einem Staate verbunden, deren Eigenthümlichkeiten eben so viele Antipathien bildeten. Dort das holländische Pflegma, hier eine dem französischen Charakter verwandte Lebendigkeit und Rührigkeit; dort die königliche Gewalt sehr erstarkt und mächtig, hier überall corporatives Leben, Volksrechte, durch altes Herkommen geheiligt, so sehr in Fleisch und Blut des Volks übergegangen, daß die spanische, burgundische, österreichische und französische Herrschaft sie nicht zu verdrängen vermochten, vielmehr ihnen weichen mußten. Den Hauptgegensatz aber bildete das reformirte Bekenntniß auf der einen, das katholische auf der andern Seite. In keinem Theile war das kirchliche Bewußtsein, wie anderwärts, schwach und verschwommen, sondern voll Frische durch sorgfältige Pflege, unmittelbaren Gegensatz und Erinnerung. Statt diese Gegensätze durch Gesetz und Verwaltung thunlichst auszugleichen, wurden sie durch beide noch gesteigert. So schon bei der Abstimmung über die Verfassung. Die holländischen Notabeln waren ohne Ausnahme für dieselbe, von den belgischen eine beträchtliche Majorität dagegen. Allein 126 Stimmen, welche aus religiösen Rücksichten dagegen gewesen waren, wurden ohne Weiteres als dafür stimmend gezählt. Nach der Kopfzahl kamen auf die zwei Millionen Holländer nur 42, auf Belgien mit $3\frac{1}{2}$ Millionen 68 Abgeordnete in den Generalstaaten; gleichwohl hatten beide die gleiche Anzahl, nämlich je 55. Die Geistlichkeit war von der Vertretung ausgeschlossen. An der ungeheuren holländischen Staatsschuld sollten auch die Belgier mittragen. Die Katholiken waren fast von allen Civil- und Militärstellen verdrängt. Unter den Offizieren der Armee bestand kaum ein Zehntel aus Katholiken, noch ungünstiger war das Verhältniß auf der Flotte. Die Lehrer an den Gymnasien (Athenäen), die Inspektoren des öffentlichen Unterrichts waren meistens Protestanten. Nur das Gebiet der materiellen Interessen hatte die Regierung für ihre Gunstbezeugungen ausgewählt, worauf aber da kein bedeutender Werth gelegt wurde, wo man auch Höheres und Wichtigeres, als das zeitliche Wohl, noch in Rechnung brachte. So kam es denn, daß auch wohlgemeinte Absichten der Regierung verkannt wurden.

Wenn nun gleich nicht zu läugnen ist, daß die katholische Presse durch Darstellung der Ungerechtigkeiten gegen die katholische Kirche von

selbst zur Vermehrung der Unzufriedenheit mit der Regierung beitrug, so ist doch der Anstoß zum Aufruhr und Abfall von einer Seite ausgegangen, gegen welche auch die katholische Presse stets eine entschieden feindliche Stellung einnehmen mußte, von dem mit der Opposition in Frankreich eng verbundenen politischen Liberalismus. De Potter mit seinen Freunden organisirte im Jahre 1830 den Aufstand, welcher, unterstützt durch manche Fehler der Regierung, namentlich die versuchte Einführung der holländischen Sprache in allen Provinzen (in der Kammer sprach die Opposition französisch, die Minister antworteten holländisch), die gänzliche Lostrennung Belgiens von Holland und die Constituirung desselben zu einem selbstständigen Staate zur Folge hatte. Die katholische Partei hatte wenigstens Alles unterlassen, was als Geltendmachung ihres großen Einflusses beim Volke zu Gunsten der rechtmäßigen Regierung hätte erscheinen können*). Sobald aber die Lostrennung vollendete Thatsache war, standen beide Parteien, die katholische und die liberale, richtiger die demokratische genannt, in Hinsicht auf die religiösen Principien einander wieder so schroff wie vorher gegenüber, und nur das Verlangen nach einer Garantie der größtmöglichen freien Bewegung einer jeden hielt beide, obwohl in ganz verschiedenem Geiste, zusammen und führte zu einer ganz demokratischen Unterlage des neuen Staates, während das Bedürfniß der Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts zwischen beiden Parteien, und die Einsicht, daß keine ausschließlich die neue Herrschaft in die Hand nehmen dürfe, die Beibehaltung des monarchischen Princips dringend nahelegte. Geleitet von diesen Gesichtspunkten, die man zur rechten Würdigung der kirchlich-politischen Verhältnisse des neuen Staates fest im Auge behalten muß, entwarf der am 10. November 1830 eröffnete Nationalcongreß die neue Verfassung, die liberalste von allen in Europa. Die interessantesten Artikel derselben sind folgende:

---

*) „Das katholische Volk betrachtete die Ereignisse als ein vollkommen verdientes Strafgericht Gottes, und der gemeine Mann hielt es für eine Sünde, für die offenbaren Unterdrücker seines Glaubens die Waffen zu führen. Man würde ungerecht sein, wollte man dem Volke hieraus einen Vorwurf machen; die Schuld liegt ganz auf Seiten der Unterdrücker, die ein Volk, das keineswegs durch Eroberung an Holland gekommen, sondern gleichberechtigt durch völkerrechtliche Verträge mit demselben verbunden war, fast als rechtlos behandelten . . . . . Dessenungeachtet haben sich die Katholiken in keine Verschwörung gegen die Regierung eingelassen. Kein Bischof, kein Vertreter des Klerus hat sich bei dem Aufstand betheiligt, und der Papst hat dringend von jeder Theilnahme abgemahnt."

14. Art. Die Freiheit des Gottesdienstes und seine öffentliche Feier, sowie die Freiheit, seine Meinung über alle Materien mitzutheilen, ist gewährleistet, unbeschadet der gerichtlichen Verfolgung der bei der Ausübung dieser Freiheit begangenen Verbrechen.

15. Art. Niemand kann gezwungen werden, sich irgendwie bei den gottesdienstlichen Handlungen und Gebräuchen eines Cultus zu betheiligen oder dessen Ruhetage zu beobachten.

16. Art. Der Staat hat kein Recht, bei der Ernennung und Amtseinführung der Geistlichen einzuschreiten, oder den letztern den brieflichen Verkehr mit ihren Obern und die Publication ihrer Acte zu verbieten, im letztern Falle jedoch unbeschadet der ordentlichen Verantwortlichkeit in Preß- und Drucksachen. Die Civilehe muß jedesmal der kirchlichen Einsegnung vorausgehen, unbeschadel der etwa durch das Gesetz festzusetzenden Ausnahmen.

17. Art. Der Unterricht ist frei; jede Präventivmaßregel ist verboten. Die Bestrafung der Vergehen kann nur durch das Gesetz bestimmt werden.

18. Art. Die Presse ist frei; die Censur kann niemals eingeführt werden.

Zu der von beiden Parteien festgestellten Verfassung wurde nun ein König gesucht und mit Rücksicht auf die Andeutungen und Wünsche der Höfe in der Person des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg gefunden, der am 1. Juni 1831 zum König gewählt wurde. Es war ein Bürgerkönig von Volkes Gnaden, nach dem Muster des französischen Bürgerkönigs, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn es diesem in kurzer Zeit möglich und durch die französischen Zustände geboten war, die ganze Energie der Königsmacht, deren Idee im französischen Volke trotz seiner Revolution nie erloschen war, zu entfalten, der belgische Bürgerkönig stets dem Geiste der Verfassung getreu die zwei Parteien, die ihn auf den Thron gehoben hatten, möglichst frei gewähren ließ, nicht als ihr Herrscher, sondern als ihr Freund und Vermittler, in der That und Wahrheit der Präsident einer Republik.

Als nun das Staatsleben unter der Aegide der neuen Verfassung begann, wetteiferten beide Parteien durch möglichst reiche Entfaltung ihres inneren Lebens — die eine das ewige, die andere das zeitliche Wohl des jungen Staates zu pflegen. Das bedeutendste Blatt für jene wurde das Journal de Bruxellês, für diese die Indépendance. Die eine setzte daher eine Ehre darein, ihre Kraft nicht in der Staatsgewalt

und in Staatsmitteln, sondern in dem lebendigen Glauben und der Opferwilligkeit ihrer Glieder zu suchen und auch in überreichem Maße zu finden, die Geldkräfte des Staats beinahe ganz der andern Partei für Handel, Gewerbe, Fabrikwesen, Eisenbahnen u. dgl. überlassend. So mußte sich das Verhältniß zwischen Kirche und Staat in einer Weise gestalten, welche an die nordamerikanische Trennung dieser beiden Gewalten anstreift. Zwar erhält die Kirche jährliche Geldunterstützung vom Staate, allein in der Hauptsache ist die gesammte Pflege des religiösen und des höhern und niedern Unterrichts- und Erziehungswesens frei in die Hände des Klerus und der (bürgerlichen) Gemeinden gelegt.

35.

Louis Philipp der Bürgerkönig.

Die Julirevolution war nicht gegen die Monarchie, sondern nur gegen die absolute Monarchie gerichtet. Sie gab sich einen König nach ihrem Geschmack, nicht von Gottes, sondern des Volkes Gnaden. Der Charakter dieses neuen Königthums ist eins mit dem Charakter des Trägers desselben. Ihn muß man kennen lernen.

Ludwig Philipp war seit dem Ausbruch der Revolution nicht nur Zeuge der außerordentlichsten Ereignisse gewesen, sondern von ihnen unmittelbar berührt worden. Obgleich ein Nachkomme Ludwig des Heiligen und Heinrich IV., war er im Jacobinerclub erschienen, hatte eine Zeit lang der Republik gedient und die äußersten Gegensätze menschlicher Zustände kennen gelernt. In einer gewissen Epoche seines Lebens genöthigt, sich seinen Unterhalt durch seine Arbeit zu verdienen, war er später der Schwiegersohn eines Königs geworden. Er schien demnach jeder Lage, in welche ihn das Schicksal stellen wollte, gewachsen. Seine Erfahrungen hatten seinen natürlichen Scharfsinn zu einem seltenen Grade von Feinheit entwickelt. Seine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß machte ihn zur Behandlung der verschiedenartigsten Dinge geschickt. Obgleich persönlich unerschrocken, hatte ihn der oft erfahrene Wechsel der Dinge an Vorsicht und Behutsamkeit gewöhnt, und der ihm von seiner Zeit dargebotene Anblick unerhörten Steigens und Fallens in den menschlichen Verhältnissen, seinen Geist dem Zweifel und dem Mißtrauen in das Glück zugänglich gemacht. Eine skeptische Richtung herrschte in seiner Natur vor. Er scheint keine entschiedenen Ueberzeugungen irgend einer Art gehegt, sondern sich meist nach den Umständen gerichtet zu

haben. Nur in zwei Beziehungen hat sich sein Wesen nie verändert. Er ist immer ein erklärter Gegner jeder Unordnung und Gewaltsamkeit, und stets zu Milde und Menschlichkeit geneigt gewesen. Freisinnig, so weit es ein geborner Fürst irgend sein kann, liebte er gleichwohl die Macht, und hielt, da die Nation sich nie vollkommen an die ältere Linie seines Hauses hatte gewöhnen können, seine Familie zur Herrschaft über Frankreich bestimmt.

Ungeachtet der seltenen Erfahrungen und mannigfaltigen Kenntnisse, die Ludwig Philipp sich in seinem wechselvollen Leben erworben, war seine Natur nicht von dem Stempel von Größe und Kraft bezeichnet, welcher dem Gründer einer Dynastie in einem, von wiederholten Umwälzungen so tief erschütterten Lande, wie Frankreich, nöthig gewesen wäre. Obgleich durch seine Geburt zu der ältesten Regentenfamilie in Europa gehörend, galt er in den Augen des Volks für einen Emporkömmling, da er durch eine Revolution auf den Thron gelangt war, und entbehrte der Ehrfurcht, welche einem lange anerkannt gewesenen Recht selbst von dessen Gegnern gezollt wird. Ludwig Philipp besaß in seinem Wesen, in seiner Person, nichts von Dem, was die Massen, Soldaten oder Volk hätte fortreißen können. Es gebrach ihm, was besonders Franzosen gegenüber ein Mangel war, noch mehr an dem Scheine der Größe als vielleicht an dieser selbst. Tief angelegter Entwürfe fähig, fehlte es ihm in der Ausführung an Kühnheit, und er war geneigt, die List der Kraft vorzuziehen. Sein ganzes Wesen brach am deutlichsten in den ihm von der Sitte seines Landes und seiner Zeit häufig gebotenen öffentlichen Reden hervor. Was er sagte, war klug, berechnet, das Ergebniß des Nachdenkens und der Erfahrung, aber ohne eine Spur von Begeisterung, Glanz und Tiefe.

Das war der Mann, welcher, von der Revolution auf den Thron berufen, die Aufgabe hatte, eine zeitgemäße Ordnung der Dinge in Frankreich herzustellen. Sehen wir, wie er während einer achtzehnjährigen Regierung diese Aufgabe gelöst hat.

Durch die Julirevolution war der Kampf der Parteien keineswegs beendigt. Auf der einen Seite standen die Anhänger der älteren Bourbons (die sogenannten Legitimisten), auf der anderen die Republikaner und nicht minder die Anhänger Napoleon's dem Bürgerkönige feindlich gegenüber. Schon 1832 kam man in Paris einer legitimistischen Verschwörung auf die Spur, welche nichts Geringeres zum Zweck hatte, als die ganze königliche Familie gefangen zu nehmen und eine Regent-

schaft für den Sohn der Herzogin von Berri, Heinrich V., Herzog von Bordeaux, einzusetzen. Die Erscheinung der Herzogin von Berri rief einen förmlichen Aufstand in der Vendée hervor, der jedoch mit der Gefangennehmung der Herzogin endete. Die Republikaner stifteten in verschiedenen Gegenden des Landes, in Lyon, Marseille, Paris, blutigen Aufruhr, den die bewaffnete Macht nur mit Mühe unterdrückte. Zahlreiche Vereine und Zeitungen verbreiteten republikanische Lehren und Gesinnungen. Auch die Anhänger Napoleon's bereiteten dem Julithrone Gefahr. Der Prinz Ludwig Napoleon, ein Neffe des Kaisers und Sohn des Grafen St. Leu, des ehemaligen Königs von Holland, betrachtete sich nach dem 1832 erfolgten Tode des Herzogs von Reichstadt, als Erben der Ansprüche der Kaiserfamilie an Frankreich. Am 30. Okt. 1836 machte er in Straßburg den Versuch, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen; das Unternehmen mißlang jedoch völlig; er wurde mit seinem ganzen Anhange gefangen genommen und zuerst nach Paris, dann nach Nordamerika gebracht. Von dort kehrte er 1837 zu seiner kranken Mutter nach der Schweiz zurück, verließ sie jedoch wieder, als die französische Regierung seine Ausweisung verlangte und ging nach England. Auch hier ruhte er nicht. Mit wenigen Bewaffneten landete er am 6. August 1840 bei Boulogne und pflanzte das kaiserliche Banner auf; aber er wurde gefangen und zu lebenslänglicher Haft nach dem Schlosse Ham geführt, von wo es ihm erst im Mai 1846 gelang, nach London zu fliehen.

Auch an Angriffen auf das Leben des Königs fehlte es nicht. Bei der Heerschau am 28. Juli 1835 wollte ihn ein gewisser Fieschi mit einer Höllenmaschine tödten. Zwar wurde der König nicht getroffen, aber 21 Personen aus seiner Umgebung fanden den Tod. Der Urheber des Attentats wurde hingerichtet; gleichwohl versuchten am 25. Juni 1836 ein Kaufmannsdiener Namens Alibaud und am 27. December ein Arbeiter Namens Meunier den König in seinem Wagen zu erschießen. Auch später erfolgten wieder Attentate auf das Leben desselben.

Große Schwierigkeiten wurden endlich der Regierung durch die Verbreitung socialistischer und communistischer Ideen unter dem Volke bereitet. (S. die Skizze: Socialismus und Communismus.)

Die Stellung Ludwig Philipp's war unter solchen Umständen eine außerordentlich schwierige; aber mit großer Klugheit suchte er sich zu befestigen. Nachdem er die Zusicherung ertheilt hatte, er wolle den europäischen Frieden bewahren, erhielt er die Anerkennung der auswär-

tigen Mächte. Er hatte zwar seine Krone aus den Händen des Volkes empfangen, betrachtete sich jedoch nach dem Sturze der älteren Bourbons als den legitimen Besitzer derselben und suchte die Monarchie aus den Fesseln des Volkswillens zu befreien. Er schloß sich daher besonders der wohlhabenden Mittelklasse, dem Bürgerthum (der Bourgeoisie), an, der er vorzüglich seine Erhebung verdankte, und während er mit ihrer Hülfe die republikanische Partei bekämpfte, befolgte er, bald der Partei der Bewegung, bald der Partei des Stillstandes sich anschließend, in der inneren Politik den Grundsatz der „rechten Mitte" (Juste-milieu). Besonders war es Casimir Périer, welcher, 1831 an die Spitze des Ministeriums berufen, bis an seinen am 16. Mai 1832 an der Cholera erfolgten Tod, dieß Princip mit kräftiger Hand, obschon nicht ohne Gewaltthätigkeit, durchzuführen suchte. Freilich fehlte es nicht an Solchen, die damit nicht zufrieden gestellt, eine volksthümliche Monarchie auf demokratischer Grundlage, nach außen entschiedene großartige Politik forderten, welche eben so die Würde der französischen Nation wahre, als ihr die Liebe freier Völker zuwende. Gleichwohl wußte der König überall seine Bestrebungen durchzusetzten. Nach Ueberwindung des Republikanismus benutzte er die Verwandtschaft desselben mit dem Communismus, um der Bourgeoisie jede Bewegung des Volkes als Gefahr für das Eigenthum, und das Königthum als einzige Stütze des bestehenden Zustandes, also jeden Angriff auf dieses zugleich als Angriff auf die Sicherheit des Bürgerthums erscheinen zu lassen. So konnte die Regierung schon 1835 die sogenannten Septembergesetze durchsetzen, welche die periodische Presse durch hohe Cautionen beschränkten, so daß über hundert Zeitschriften zu erscheinen aufhören mußten, bei den Geschwornengerichten die geheime Abstimmung einführten und die Verurtheilung Abwesender (in contumaciam) erweiterten. Auch die Volksversammlungen wurden auf alle Weise beschränkt. — Der kriegerischen Eitelkeit der Nation schmeichelte indessen die glückliche Fortsetzung des Kampfes gegen Algier. In der Provinz Oran war 1832 der Emir Abd-el-Kader gegen die Franzosen aufgetreten, hatte Maskara erobert und war von mehreren Stämmen zum Anführer erwählt worden. Ungeachtet der Kühnheit seiner Angriffe wurde er jedoch fast stets zurückgeschlagen und 1833 erfochten die Franzosen auch über die Kabylen einen glänzenden Sieg und erstürmten ihren Hauptsitz Bugia. Auch später waren die Franzosen meistens glücklich. Unter Clauzel eroberten sie (6. Dec. 1835) Maskara und zerstörten die Stadt, und nachdem mit Abd-el-Kader Friede geschlossen

war, bemächtigten sie sich unter dem Herzog von Nemours, dem Sohne des Königs, (am 13. Oktober) der festen Stadt Constantine. Abd-el-Kader erneuerte indessen den Krieg; aber auch von französischer Seite wurde derselbe mit aller Kraft fortgesetzt, und 1843 sah sich der Emir genöthigt, auf dem Gebiete von Marokko Zuflucht zu suchen. Bald wurde jedoch der Kaiser von Marokko gezwungen, mit Frankreich Frieden zu schließen. Auch jetzt noch setzte Abd-el-Kader den Kampf fort; aber er wurde stets geschlagen und entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. Endlich, nachdem er vergebens versucht hatte, den Kaiser von Marokko zum Friedensbruch mit Frankreich zu bewegen, mußte er sich 1847 Ludwig Philipp's Sohne, dem zum Generalgouverneur von Algerien ernannten Herzog von Aumale, als Gefangenen überliefern. Er wurde mit seiner Mutter, seinen Weibern, Kindern und wenig Getreuen nach Frankreich gebracht. Kaiser Napoleon III. schenkte ihm 1853 die Freiheit, worauf er sich nach Brussa in Kleinasien begab. Während des Krieges in Algier waren auch die französischen Besitzungen im östlichen Oceanien erweitert worden, indem der Contreadmiral Dupetit-Thouars am 1. Mai 1842 die Marquesasinseln in Besitz nahm.

Den Erinnerungen an eine glorreiche Vergangenheit wurde dadurch geschmeichelt, daß mit Bewilligung Englands die Asche Napoleons von St. Helena geholt und am 15. Dezember 1840 mit großer Feierlichkeit im Dome der Invaliden zu Paris beigesetzt wurde. Mit den auswärtigen Mächten wußte der König beständig Frieden zu erhalten. Zwar schien derselbe 1840 ernstlich bedroht, als in dem Kampfe Mehemed Ali's gegen den Sultan die vier Großmächte ohne Zuziehung Frankreichs einen Vertrag schlossen. Der damalige französische Ministerpräsident Thiers ließ sofort zu Lande und zur See rüsten; das Heer wurde auf 639,000 Mann erhöht und in einem Ultimatum vom 18. Oktober drohte Thiers den verbundenen Mächten für den Fall der Absetzung des Vicekönigs mit Krieg, aber im entscheidenden Augenblicke weigerte sich der König von den Kammern Mittel zu ferneren Rüstungen zu fordern; Thiers mußte seine Entlassung nehmen, und Ludwig Philipp bildete ein neues Ministerium, dessen Seele der gelehrte Protestant Guizot als Minister des Auswärtigen war, und das die Aufrechthaltung des europäischen Friedens als das Ziel seines Strebens erkannte. Guizot war 1780 zu Nimes geboren, von wo seine Mutter nach der Hinrichtung des Vaters 1794 mit ihm nach Genf geflohen war. Nach der Restauration stieg er schnell im Staatsdienste empor und Ludwig XVIII., dem er bei

Napoleons Rückkehr nach Gent gefolgt war, ernannte ihn zum Staatsrath. Später entlassen, hielt er geschichtliche Vorträge, und als die Verletzungen der Charte sich mehrten, trat er in die Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera," deren Präsident er wurde. Im Jahre 1830 verfaßte er die Protestation gegen die Juliordonnanzen und trug viel zur Erhebung des Hauses Orleans bei. Ludwig Philipp berief ihn wiederholt ins Ministerium, und seit 1840 war er es, der im Einverständnisse mit dem Könige die Angelegenheiten des Landes leitete. Aber bei dem Volke war er durchaus nicht beliebt, theils wegen seiner Hinneigung zu einem Bündnisse mit England, theils wegen seiner Starrheit und Schroffheit. Wegen der entschieden reaktionären Richtung, welche die Politik unter seiner Leitung nahm, und wegen der Dauer, welche sein Ministerium zu gewinnen schien, vereinigten sich Alle, die den Fortschritt wünschten, zu seinem Sturze. Indessen mußte der alternde König den Schmerz erleben, daß sein ältester Sohn, der beim Volke allgemein beliebte Herzog von Orleans am 13. Juli 1842 durch einen Sturz aus dem Wagen seinen Tod fand. Viele hatten gewünscht, daß seine Wittwe, die mecklenburgische Prinzessin Helene für die Zeit der Minderjährigkeit des ältesten ihrer beiden Söhne, des Grafen von Paris, zur Regentin bestimmt würde; Ludwig setzte es jedoch durch, daß die Kammern seinen zweiten Sohn, den Herzog von Nemours, zum Regenten ernannten.

Man könnte übrigens durchaus nicht sagen, daß der König beim Volke beliebter gewesen wäre, als sein Minister. Die republikanische Partei haßte ihn und auch seine Bemühungen, die Legitimisten für sich zu gewinnen, blieben erfolglos. Selbst die Bourgeoisie wandte sich immer mehr von dem Julikönigthum ab. Sie erkannte, daß sie den Schutz, den sie von demselben zu erwarten habe, theuer bezahlen müsse. Das Budget war in schreckenerregender Weise gewachsen; 1830 betrug es 1095,142,115 Fr., 1847 dagegen 1664,372,390; ebenso hatte die Staatsschuld ungeheuer zugenommen, und noch dazu waren die Steuern schlecht vertheilt; die Aermeren mußten verhältnißmäßig mehr zahlen als die Reichen. Während die kleinern Eigenthümer immer mehr verarmten, ging das Kapital in die Hände einiger Weniger über; in Folge der freien Concurrenz wurden von Gesellschaften glänzende Handelshäuser und großartige Waarenmagazine eröffnet, welche die kleineren zu Grunde richteten. Getreidetheuerung, Handelsstockung u. dgl. mehrten die Noth und Unzufriedenheit. Auch warf man dem Könige ungemessenes Stre-

ben nach Vermehrung seines Privatreichthums vor. Dazu kam, daß eine Menge von Dingen bekannt wurde, welche den Beweis lieferten, daß selbst die höchsten Klassen der Gesellschaft von dem furchtbarsten Sittenverderben ergriffen waren. Ehemalige, wie noch im Amt befindliche Minister wurden der Bestechlichkeit, hochgestellte Beamte des Stellenverkaufes überwiesen; selbst Guizot wurde angeklagt, er habe die Pairswürde verkaufen wollen. Andere wurden der scheußlichsten Laster, ein Pair von Frankreich der Ermordung seiner Gemahlin, überführt. Mancher fand wenigstens Gelegenheit, sich der Schande oder gar dem Schaffot durch Selbstmord zu entziehen. Konnte man nun auch die Regierung dafür nicht verantwortlich machen, so warf man ihr doch nicht mit Unrecht vor, daß sie nichts thue, um dem allgemeinen Sittenverderben kräftig entgegenzuarbeiten, — ja man beschuldigte sie selbst der Corruption. Es wurde nachgewiesen, daß sich die Regierung der unwürdigsten Mittel bediene, — um sich die Majorität in den Kammern zu sichern. Die meisten Wähler gaben ihre Stimmen für Stellen und andere persönliche Vortheile, oder wenigstens für Versprechungen hin; die Deputirten waren Schmeichler der Regierung, die ihnen, wie ihren einflußreichen Wählern Vortheile und Gunstbezeugungen geben und nehmen konnte. Ueberdieß wurde die Deputirtenkammer nach und nach so zahlreich mit Beamten gefüllt, daß diese allein dem Ministerium in allen Dingen Majorität sicherten. So konnte denn die Regierung auf scheinbar verfassungsmäßigem Wege Alles durchsetzen, was sie zur Ueberwältigung einer etwaigen plötzlichen Bewegung für nothwendig hielt: die Entwaffnung der Nationalgarde in den Provinzialstädten, die Befestigung der Hauptstadt und der dortigen Kasernen. Auch konnte es der Bourgeoisie nicht verborgen bleiben, woran es lag, daß sie nicht die Mehrheit in der Kammer bildete. Gar zu wenig war es schon, daß eine Nation von 30 Millionen nur 220,000 Wähler hatte, und 92,000 von diesen hatten im Jahre 1845 allein 284 Deputirte zu wählen, die übrigen 128,000 nur 175, wobei die Bezirke, wo Reichthum und Bildung herrschte, am meisten zu kurz kamen. Die 3000 Wähler des zweiten Pariser Wahlbezirks ernannten z. B. ebenso nur einen einzigen Deputirten, wie die 130 Wähler von Embrunn. So bildete sich außer den Legitimisten und Republikanern, welche von Anfang allgemeines Stimmrecht forderten, selbst eine der Dynastie Orleans sonst ergebene Partei, die eine gemäßigte Parlaments- und Wahlreform verlangte. Von der Kammer ausgehend, war eine solche nicht zu erwarten, die Majorität

würde sich dadurch selbst vernichtet haben; eben so wenig von der Regierung, man wandte sich deßhalb nach außen. In den verschiedenen Theilen des Landes wurden Bankette veranstaltet; man rechnet, daß nach und nach 70 gehalten wurden, bei denen die bedeutendsten Mitglieder der parlamentarischen und republikanischen Opposition auftraten, in begeisterter Rede den in großer Zahl Versammelten die Nothwendigkeit der Reform nachwiesen und zu ruhigem Widerstande gegen das Corruptionssystem der Regierung aufforderten. Die Gährung wurde dadurch immer größer und als der König in der Thronrede bei Eröffnung der Kammern zu Anfang des Jahres 1848 die ganze Reformbewegung als eine von feindseligen oder blinden Leidenschaften angefachte bezeichnete, und das Ministerium erklärte, es würde sich den Reformbanketten widersetzen, so kam der Kampf zum Ausbruch.

37.

Der Sonderbundskrieg.

Kein anderes Ereigniß der neuesten Geschichte läßt einen tiefen Blick in die Unsittlichkeit des Radikalismus thun und offenbart so klar seine Mißachtung gegen Recht und Christenthum, als der Sonderbundskrieg. Seit dem Sturze der aristokratischen Regierungen in der Schweiz waren in die neuen demokratischen Räthe Elemente des wildesten Radikalismus eingedrungen, der namentlich auch eine Emancipation des Volkes von der Kirche forderte. Dazu waren die Schweizer, zumal durch Flüchtlinge von deutschen Universitäten, verführt worden, die von dort die antichristliche Lehre Hegel's mitbrachten. Die von der radikalen Züricher Regierung daselbst mit lobenswerther Freigebigkeit ausgestattete neue Universität betheiligte sich dabei und so kam es, daß 1839 ein Schüler Hegel's aus Würtemberg, David Strauß, der 1835 in der Schrift „das Leben Jesu" die Evangelien für Mythen ausgegeben und den geschichtlichen Grund und Boden des Christenthums weggelogen hatte, eben deßhalb zum Professor der christlichen Glaubenslehre an der Hochschule zu Zürich ernannt wurde. Bürgermeister Hirzel (wegen seiner Länge „der Freiheitsbaum" genannt) stand an der Spitze der exaltirten Regierungspartei, welche diese unglaubliche Berufung veranlaßt hatte; allein das Volk erhob sich in Masse, der große Rath mußte sich versammeln und die antichristliche Partei erlitt eine schimpfliche Niederlage. Strauß durfte nicht kommen, sondern erhielt und nahm eine

Pension. Die Christen, vereinigt in einem sogenannten Glaubenscomité unter Hürlimann, benahmen sich gemäßigt, obgleich an Zahl weit überlegen. Die radikale Regierung, beschämt und genirt, beging Mißgriffe über Mißgriffe, und drohte mit Waffengewalt. Da ließ der junge Pfarrer Hirzel zu Pfäffikon die Glocken läuten, und führte am 6. September 1839 seine Bauern in die Stadt Zürich. Andere Bauern unter dem Arzt Dr. Rahn, thaten das Gleiche. Die Regierungstruppen griffen das Volk an, und tödten neun Mann. Als der Zehnte fiel Staatsrath Hegetschwyler, ein ausgezeichneter Gelehrter und Arzt, der versöhnend dazwischen trat. Nun kehrte sich aber die Bürgermiliz gegen die Truppen und die letzteren flohen eilig davon, so wie die radikale Regierung und die ganze Straußische Partei. Große Volksmassen vom See rückten ein. Eine provisorische Regierung sicherte die Ruhe. Indeß konnte sie nicht hindern, daß nicht der antichristliche Radikalismus durch die freie Presse zu wirken fortfuhr, und nur ein paar der ärgsten in Zürich selbst gedruckten Bücher zweier Preußen (Bruno Bauer und Weitling) wurden unter dem Regierungspräsidenten Bluntschli unterdrückt. Der Schneidergeselle Weitling hatte die Ideen des französischen Communismus (Gemeinschaft der Güter und Weiber, allgemeine Gleichheit der Arbeit und des Genusses) nach der Schweiz gebracht und geheime Gesellschaften gegründet. Er wurde nach Preußen ausgeliefert, von dort aber nach England entlassen.

Die radikale Partei der Schweiz, unter dem Einfluß des Schultheißen Neuhaus von Bern, entschädigte sich für ihren Verlust in Zürich durch eine große Eroberung in Aargau; denn 1841 wurden daselbst die reichen Klöster Muri und Wettingen plötzlich mit Berner Hülfe überfallen und aufgehoben, wozu hauptsächlich der reformirte Seminardirektor Keller in Aargau gehetzt hatte. Zugleich bemächtigten sich die Radikalen der ersten Rolle bei dem alle zwei Jahr wiederholten eidgenössischen Freischießen und fanatisirten durch die verwegensten Reden die Volksmassen.

Ihre Wildheit, namentlich ihre antichristliche und kommunistische Richtung, rief Reaktionen hervor. Selbst reformirte Kantone, wie Stadt Basel, Neuenburg, Genf, Zürich, unterstützten auf der Tagsatzung die katholischen Reklamationen. In Wallis schlugen im blutigen Kampf die katholischen Oberwalliser die radikalen Unterwalliser zurück, als die letzteren von Waadtländern und heimlich auch von Neuhaus in Bern unterstützt einen Angriff machten (1843). In Luzern wurde die radikale

Regierung gestürzt und eine konservative trat an ihre Stelle, die sogleich erklärte, Jesuiten berufen zu wollen. Obgleich nun schon Jesuiten in Freiburg, Wallis und Schwyz saßen, ohne daß durch sie die radikale Bewegung der Schweiz gehemmt worden wäre, gab man vor, von Luzern aus könnten sie verderblich wirken, weil Luzern Vorort sei. Die Beraubung und Aufhebung katholischer Klöster durch Reformirte mitten im Frieden war etn Gewaltstreich, gegen den in der Eidgenossenschaft Rechtsschutz hätte zu finden sein sollen. Oesterreich hatte wegen der habsburgischen Gräber und Stiftungen in Muri einen Grund, sich in die Sache zu mischen, blieb aber unthätig. Neuhaus eröffnete die Tagsatzung von 1841 in französischer Sprache, um anzudeuten, Frankreich werde nicht dulden, daß Oesterreich das Schwert ziehe. Nichts hat Metternich's Politik so in Mißkredit gebracht, als seine Schwäche in der Aargauer Klosterfrage.

Luzern blieb dabei, den Jesuiten nicht zu entsagen, wenn nicht Aargau die Klöster wieder herausgebe. Da versuchte die radikale Partei daselbst (8. Dezember 1844) eine Revolution, wurde aber besiegt; ihr Haupt, der beliebte Arzt Dr. Steiger, mit vielen andern gefangen. Nun hatten sich die Leidenschaften schon also erhitzt, daß die Sieger alles Vermögen ihrer gefangenen oder geflüchteten Mitbürger konfiszirten.

Inzwischen hatten sich die Radikalen auf dem großen Freischießen von St. Jakob (1844), wo das 400jährige Jubelfest der großen Schweizerschlacht gefeiert wurde, in Reden sehr erhitzt, und die Walliser Fahnen daselbst durchschossen und zum Abzug genöthigt. Im Beginn des folgenden Jahres stürzte der radikale Advokat Druey die Regierung in Waadtland, und in Zürich fiel die Mehrheit der Wahlen radikal aus. Am Ende März aber sammelten sich 8000 Radikale als sogenannte Freischaaren, von dem Aarauer Rothpletz und dem Berner Ochsenbein geführt, mit einem Dutzend Kanonen und Haubitzen, die sie zum Theil aus Aarburg und Nidau mit Gewalt genommen hatten. Die Regierungen von Bern, Solothurn, Aargau, Basellаnd ließen es geschehen. Die Tagsatzung berief ein Truppenkorps zur Aufrechterhaltung der Ruhe erst ein, als es zu spät war. Die Freischaaren kamen in der Nacht auf den 1. April vor Luzern an, wo General Sonnenberg von den Urnern, Unterwaldnern, Schwyzern und Zugern unterstützt, ihnen am andern Morgen am Ufer der Emme eine schmähliche Niederlage beibrachte; über 100 fielen, 2000 wurden gefangen, die Kanonen fast alle auf der Flucht bei Nacht im Dorfe Malters von einem Luzer-

ner Hinterhalt erbeutet. Unter den Gefangenen befanden sich Rothpletz und Dr. Steiger, welcher Letztere, auf sein Ehrenwort in Luzern entlassen, das Wort gebrochen und sich an der Spitze der Luzerner Flüchtlinge dem Freischaarenzug angeschlossen hatte. Nach einigen Wochen entließ man alle Gefangene, die nicht Luzerner waren, gegen eine halbe Million Schweizerfranken. Eine große Menge Luzerner wurden zum Zuchthaus, Steiger zum Tode verurtheilt. Es gelang ihm aber mit drei Mann Wache zu entkommen (im Juni). Am 20. Juli wurde der kraftvolle Bauer Leu, die Seele der Luzerner Jesuitenpartei, schlafend in seinem Bette von einem gedungenen Meuchelmörder erschossen.

Die Radikalen faßten sich wieder. Schultheiß Neuhaus in Bern mußte abtreten, weil er die Freischaaren heimlich zugelassen, ohne sie offen und kräftig zu unterstützen, durch welche Halbheit er sich beide Parteien verfeindet hatte. Eine radikale Volksversammlung erzwang am 19. Oktober 1845 vom großen Rath eine Verfassungsrevision in ultrademokratischen Sinn. Auch in Zürich errangen die Radikalen wieder die Oberhand, und Bluntschli mußte zurücktreten. Am weitesten aber ging Druey im Waadtland, indem er den sämmtlichen Geistlichen befahl, die neue Verfassung öffentlich von der Kanzel herab zu preisen; 43 weigerten sich, er entsetzte sie. Da erklärten 185 Geistliche (November 1845) ihren freiwilligen Austritt. Sie hofften, die Kirche vom Staat zu trennen und ihre Gemeinden zu behalten, aber Druey besetzte die erledigten Pfarreien neu oder zog mehrere in eine zusammen und ließ die Oratoires, in denen die Geistlichen Privatgottesdienst hielten, vom radikalen Pöbel stürmen, wobei die Gläubigen arg mißhandelt wurden. Doch sah sich Druey (obgleich er selbst als sogenannter Leiterprediger von der Leiter herab dem Volke die unbedingteste Gleichheit gepredigt und z. B. zu St. Jakob erklärt hatte, so lange noch Einer reicher oder gebildeter sei, als der Andere, gebe es keine wahre Republik) aus Rücksichten auf das Ausland gezwungen, die Communistenvereine zu desavouiren, die sich im Waadtlande gebildet hatten, und deren Publicist Marr in seiner Zeitung als ersten Grundsatz aufgestellt: „der Atheismus ist der Anfang der Humanität.“ In dieser Fabrik wurde auch die gotteslästerlichste Schrift Feuerbach's: „Die Religion der Zukunft,“ in einer wohlfeilsten Ausgabe für das gemeine Volk nachgedruckt. — 1846 gelang es den Radikalen, von Fazy geleitet, auch die Genfer Regierung zu stürzen, wobei es zu einem heftigen Straßengefecht kam. Diese Erfolge machten die Radikalen in Bern so trotzig, daß sie den ge-

schlagenen Ochsenbein zu ihrem Schultheiß wählten, in welcher Stellung er 1847 auch Bundespräsident der Eidgenossenschaft wurde. Unter seiner Leitung entschied sich sofort die Tagsatzung mit der Mehrheit radikaler Stimmen gegen den sogenannten Sonderbund, den die katholischen Orte (die vier Waldstätte, Zug, Wallis und Freiburg) zu ihrer Vertheidigung geschlossen hatten, sperrte ihn ab, strich die Offiziere desselben aus der eidgenössischen Militärliste nnd rüstete sich nach der Ernte sechs Wochen lang unter Leitung des alten Genfer Generals Dufour, der unter Napoleon gedient hatte. Dieser talentvolle Staatsmann und Feldherr befolgte keinen andern Plan, als mit einer ungeheuren Uebermacht zu imponiren, und den weit schwächeren, aber anfangs muthigen Feind durch langes Zaudern zu ermüden.

Die Feindseligkeiten begannen im November 1847. Die Urner besetzten den St. Gotthard, wo aber ihre ersten, zu unvorsichtig in's Tessin hinabreitenden Offiziere aus dem Hinterhalte erschossen wurden, und fielen dann in's Tessin ein; die Luzerner in's Aargau; beide Unternehmungen stockten aber, als Freiburg der Uebermacht Dufour's erlag. Hier wütheten die Berner schonungslos, zertrümmerten alles in der Jesuitenanstalt, begingen viehische Rohheiten und ermordeten einen Priester. Alles das, ohne sich um Kapitulation und um Dufour's Befehl zu kümmern, und Dufour durfte nicht wagen, einen Einzigen aus den zügellosen Rotten zu bestrafen. Die Walliser waren zu schwach, um Freiburg vom Süden her zu Hülfe kommen zu können. Dufour zog daher seine ganze Macht zusammen gegen Luzern. Die katholischen Bauern waren zu verzweifeltem Kampf entschlossen, aber ihre Führer (mehr durch Dufour's Erfolge, als durch das Ausbleiben der erwarteten österreichischen Hülfe niedergeschlagen) hatten schon den Kopf verloren*). Nach einer unblutigeu Kanonade an der Brücke von Gislikon ließen sie sich von Rothenburg vertreiben und kapitulirten. Sigwart-Müller, damals Chef der Luzerner Regierung, entfloh mit den Häuptern der katholischen Partei nach Italien. Auch die Waldstätte und Wallis unterwarfen sich. Die Sieger forderten eine große Summe als Kriegsentschädigung, lösten den Sonderbund und alle bisherigen Regierungen desselben auf und ließen neue radikale Regierungen wählen. Neufchatel, welches den Krieg nicht hatte mitmachen wollen, wurde um 300,000 Franken bestraft.

---

*) Es war ohnehin ein Mißgriff des Sonderbundes, den General Salis-Soglio, einen Reformirten aus Graubündten, an die Spitze eines Glaubensheeres zu stellen.

38.

Die Februarrevolution.

Das Wählerkomité des zwölften Pariser Wahlkreises veranstaltete ein Bankett, zu welchem fast alle Mitglieder der Opposition die Einladung annahmen. Auch die Republikaner, sowohl die gemäßigten, welche in der Presse durch den National vertreten waren, als die socialistischen, die Reste der aufgelösten geheimen Gesellschaften, beschlossen, sich an der Bewegung zu betheiligen. Da in dem Festprogramme die Nationalgarde zur Aufrechthaltung der Ordnung beim Banket aufgefordert wurde, verbot die Polizei das ganze Banket, und Thiers bewog nun die meisten Mitglieder der Opposition, wegzubleiben; nur wenige, unter ihnen der Dichter Lamartine, erschienen am festgesetzten Tage, den 22. Febr. 1848. Da rückten die Truppen aus, jagten das zusammenströmende Volk da und dort auseinander, und zerstörten angefangene Barrikaden. Bedenklicher aber gestalteten sich die Dinge am folgenden Tage. Die Nationalgarde, mit Ausnahme der ersten Legion, schloß sich der Bewegung an: der Ruf: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!" ertönte aus ihren Reihen; sie sandte Deputationen an den König, und dieser entschloß sich endlich, Guizot zu entlassen und den Grafen Molé mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen. Reitende Adjutanten und Stabsoffiziere verbreiteten die Kunde von dem Ministerwechsel nach allen Theilen der Stadt, während Guizot selbst in der Kammer die Nachricht mittheilte. Da verbreitete sich Jubel durch ganz Paris. Aus den Fenstern wehten Tücher; das Schießen hörte auf, und die Menge wogte Arm in Arm mit der Nationalgarde durch die Straßen. Die Linientruppen riefen ihnen zu: „Jetzt ist Alles vorbei!" Der Ruf: „Nieder mit Guizot!" wechselte mit dem Rufe: „Es lebe die Reform! Es lebe die Nationalgarde! Es lebe die Linie!" Doch blieben die bedeutendsten Barrikaden, andere wurden noch mehr befestigt. Am Abend war die ganze Stadt, wie bei einem Volksfeste, illuminirt. Aber um zehn Uhr änderte sich die ganze Scene. Unter Trommelwirbel und dem Gesang der Marseillaise, mit wehenden Fahnen und Fackeln, erschien eine Schaar von 2000 Arbeitern aus den Vorstädten in guter Ordnung auf dem Boulevard des Italiens; eine kleinere Colonne, die Bande des Republikaners Lagrange aus Lyon, lauter Blousenmänner, schloß sich ihnen an, ein Mann mit einer rothen Fahne voraus. So zogen sie nach Guizot's

Wohnung. Dort sperrte ein im Carré aufgestelltes Bataillon des 14. Linienregiments den Weg. Die Vordersten derselben gingen auf dasselbe los, wurden aber, nachdem zuerst ein Schuß gefallen war, mit einer Gewehrsalve empfangen, und mehr als 50 stürzten todt oder verwundet nieder. Da erhob sich ein furchtbarer Lärm; die Lampen erloschen, die Sturmglocken ertönten, von allen Seiten strömten Bewaffnete herbei, das Pflaster wurde aufgerissen, und der Ruf: „man mordet das Volk, zu den Waffen Bürger! Rache! Rache!" erscholl überall. Am Morgen des 24. Februar war ganz Paris in Waffen, und mehr als tausend Barrikaden erhoben sich in den Straßen. Indessen hatt Molé dem Könige erklärt, er könne kein Ministerium bilden, uud dieser hatte daher um Mitternacht Thiers in die Tuilerien berufen. Thiers erklärte sich zur Bildung des Ministeriums bereit; nach einigem Zögern willigte der König ein, daß er sich Odilon-Barrot beigeselle, daß der Marschall Bugeaud, der Oberbefehlshaber der Truppen, zurückgerufen und den letzteren selbst Befehl ertheilt würde, sich in ihre Kasernen zurückzuziehen. Eine Proklamation, welche dem Volke den Ministerwechsel anzeigte, wurde an die Straßenecken angeschlagen; aber unter dem Rufe: „Es lebe die Nation! Nieder mit Louis Philipp!" riß die Menge sie wieder ab. Indessen hatte sich das Volk vollständiger bewaffnet, sich der Kanonen und Pulverwagen der abziehenden Truppen bemächtigt; das 45. Linienregiment hatte seine Waffen den Barrikadenkämpfern ausgeliefert, und während der Aufstand allgemeiner um sich griff, zogen die Soldaten, durch Befehle, Gegenbefehle und Proklamationen in Unsicherheit gebracht, in ihre Kasernen. Als Rémusat, einer der neuen Minister, dem Könige die Nachricht von dem Stande der Dinge nach den Tuilerien brachte, gab dieser, völlig bestürzt, Befehl zur Abreise; doch die Königin bewog ihn zu Pferde zu steigen, und mit seinen beiden Söhnen, den Herzogen von Nemours und Montpensier, über die auf dem Carouselplatz in Schlachtordnung aufgestellten Truppen Musterung zu halten. Er wurde mit dem Rufe: „Es lebe der König!" empfaugen; aber zwei Bataillone der Nationalgarde antworteten mit dem Rufe: „Es lebe die Reform!" Der König zog sich zurück; um ein Uhr brachte Girardin plötzlich die Nachricht, bewaffnete Schaaren, mit Studenten und Nationalgarden gemischt, zögen gegen die Tuilerien. Schon knallten die Flintenschüsse vom Palais-Royal herüber. Man drang in den König, durch Abdankung die Monarchie zu retten, selbst der Herzog von Montpensier redete ihm zu; nur die Königin widersprach. Nach schwerem inneren Kampfe

entschloß sich der greise König, die Urkunde niederzuschreiben, durch welche er zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, die Krone niederlegte, und der General Lamoricière eilte mit dem Papiere nach den Barrikaden. Der König konnte jetzt nur noch an die Abreise denken. Die Wagen sollten vorfahren; aber ein Kutscher und zwei Pferde wurden erschossen, und man ließ daher die Gespanne in den Stall zurückkehren. Im schwarzen Frack und runden Hut, ohne alle Zeichen der königlichen Würde, verließ der König zu Fuß, die Königin am Arm, von den Prinzessinnen und einigen Hofdamen begleitet, den Palast, und ging nach dem Concordienplatz. Dort fand man zwei kleine, für die Adjutanten bestimmte Wagen, in die man sich warf; der General Reynault und der Oberst des zweiten Kuirassierregiments begleiteten mit Kuirassieren die Davoneilenden nach St. Cloud. Lamoricière hatte indessen durch Verkündigung der Abdankungsurkunde nichts ausgerichtet. Das Volk erstürmte das Palais-Royal, und nachdem der Herzog von Nemours die Erfolglosigkeit weiteren Widerstandes erkennend, auch den in den Tuilerien befindlichen Truppen Befehl zum Rückzuge gegeben hatte, drängten sich die Massen auch in diesen Palast; die Krone wurde zerbrochen, der Thron auf dem Platze der Bastille verbrannt.

Die Herzogin von Orleans hatte sich inzwischen mit ihren beiden Kindern und dem Herzog von Nemours in die Deputirtenkammer begeben, und vor der Rednerbühne Platz genommen. Man ließ sie nicht zu Worte kommen. Bewaffnete Volkshaufen drängten sich in den Saal und forderten die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Der Abgeordnete Ledru-Rollin stimmte bei; auch Lamartine sprach in ähnlicher Weise. Währenddessen entspann sich ein Kampf in den Vorsälen; bewaffnete Blousenmänner füllten unter dem Geschrei: „Nieder mit den Kammern! Fort mit den Deputirten!" die Tribünen; Flinten richteten sich auf die Herzogin; Volksredner schwangen sich auf die mit dreifarbigen Fahnen geschmückte Rednerbühne. Da erklärte der Präsident die Sitzung für aufgehoben; die Deputirten des Centrums eilten hinaus, die Herzogin wurde mit ihren Kindern mit Mühe in den Hof gebracht, flüchtete von da in das Invalidenhotel, und ging einige Tage später nach Deutschland. Der Herzog von Nemours wurde vom Volke beschimpft. Man riß ihm seinen Hut und seine Epauletten ab, und er konnte sich nur in der Uniform eines gemeinen Nationalgardisten retten.

Nach Aufhebung der Sitzung waren im Saale der Deputirtenkammer viele Mitglieder der Linken, bewaffnetes Volk und Nationalgarden

zurückgeblieben. Durch Acclamation wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, bestehend aus Arago, Dupont de l'Eure, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie und Crémieux; auch die Namen von Odilon-Barrot und Thiers wurden vorgelesen, aber unter Hohngezisch verworfen. Darauf eilte man, von Lamartine geführt, nach dem Stadthause. Dort traf man mit noch drei anderen gleichzeitig gebildeten provisorischen Regierungen zusammen; alle vier vereinigten sich, indem zu den in der Kammer gewählten Mitgliedern noch die Zeitungsschreiber Marrast, Flocon, Louis Blanc und der Arbeiter Albert hinzutraten. Von der Menge aus einem Zimmer ins andere gedrängt, fand die Regierung endlich in einem engen Gemache des zweiten Stockwerkes Platz und Ruhe, um zwei Proklamationen abzufassen. Die erste verkündete die Republik, mit Vorbehalt der Genehmigung des Volkes und stellte den Grundsatz der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf. Die zweite machte die Namen der provisorischen Minister bekannt unter Dupont als Präsidenten der neuen Regierung. Jetzt war der Jubel in Paris allgemein, und am Abend war die ganze Stadt festlich erleuchtet. Das Königthum war gestürzt; mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von dem Geschehenen durch das ganze Land, und von allen Seiten liefen zustimmende Erklärungen an die Regierung ein.

Ludwig Philipp hielt sich indessen auch in St. Cloud nicht für sicher. Acht Tage lang irrte er von Ort zu Ort. Er war von Allem entblößt, so daß er sich in Versailles von einem General 1200 Fr. zur Fortsetzung seiner Reise borgen mußte. Unter dem Namen eines Herrn Smith, von der Königin als Madame Lebrun begleitet, kam er am 2. März bei Honfleur nach mancher Gefahr auf ein Schiff, das die englische Regierung zu seiner Verfügung gestellt hatte. Trotz des ungünstigen Wetters erreichten die Flüchtlinge am 3. März Newhawen, und am 4. kamen sie in Claremont, einem Schlosse des Königs der Belgier, einige Meilen von London an. Dort lebte der König im Kreise seiner Familie unter dem bescheidenen Namen eines Grafen von Neuilly. Mit ruhiger Würde ertrug der 75jährige Greis den furchtbaren Wechsel des Geschickes, von welchem er getroffen war, aber seine Kraft war gebrochen. Er erkrankte gefährlich. Mit Ruhe und christlicher Fassung ging er, gestärkt durch den Genuß des heiligen Abendmahls, dem Tode entgegen, welcher ihn am 26. August 1850 ohne sichtbare Leiden in der Mitte der Seinigen ereilte. Sein Tod erregte große Theilnahme. Der Graf von Chambord (Heinrich V.), der sich in Wiesbaden befand, ließ ihm

zu Ehren einen Trauergottesdienst halten. Auch die französischen und englischen Zeitungen bewiesen ungewöhnliche Theilnahme für ihn und seine Familie. Selbst solche, die ihn früher geschmäht hatten, kamen jetzt zu einem milderen Urtheile. Das tragische Schicksal, welches die durch häusliche Tugenden vielfach ausgezeichnete Familie getroffen, hatte Alle mit ihr versöhnt. Die Fehler und Schwächen des gestürzten Königs waren vergessen und noch in der Sterbstunde mochte in seiner Seele die Hoffnung auftauchen, daß seine Familie doch einmal auf den französischen Thron zurückgelangen könne.

39.

Aeusserer Ursprung und Verlauf des Irvingianismus.

Als Eduard Irving, ein geborner Schotte, im August 1822, dreißig Jahre alt, als Prediger an die schottische Nationalkirche in London kam, genoß er bereits eines bedeutenden Rufes als Kanzelredner. Ein Mann von majestätischer Gestalt, gewinnender Schönheit und imponirendem Organ, voll Feuereifer und stürmischer Energie, von tiefer Frömmigkeit und phantasiereichem Gemüthsleben, dabei von einer Herzenseinfalt und offenen Geradheit, die auch seine Gegner ihm nie abläugneten, von ausnehmender Gewandtheit in Bibelsprüchen, was dort zu Lande für Theologie gilt: so mußte Irvings Kanzel bald die gesuchteste sein. Die Rücksichtslosigkeit seiner strengen Sittenpredigt steigerte nur den Zulauf; die reichsten Equipagen rollten zugweise zu der Kirche des mächtigen Redners, die in der Regel wie belagert war. Machte er sich auch Feinde genug durch seine Sucht, immer die Wahrheit auf's Stärkste zu sagen, wenn er z. B. als Gastprediger der großen Missionsgesellschaft, statt wie üblich zu reicher Spendung des nervus rerum zu animiren, von kleinen Erfolgen und sündlichem Vertrauen auf den todten Mammon sprach: so mehrte sich doch in demselben Maße auch der Beifall.

Man hat wohl schon die nachfolgenden Dinge daraus erklärt, daß solche Adoration den Mann zu geistlichem Hochmuth verdreht. Allein lange vor der Erscheinung des Paraklet in Schottland hatte Irving sich in specifische Lehransichten vertieft, die gerade das Gegentheil von pietistischem Dünkel wirken müssen. Er war mit dem Specialglauben zerfallen, und unbewußt zur katholischen Anschauung übergegangen.

Muß es schon auffallen, daß er, ein Prediger der strengen Presbyterianer, frühzeitig anfing, „mit heiligem Eifer gegen die Vorurtheile seiner eigenen Kirche, gegen jene engherzige, lieblose, ausschließende Ansicht von der willkürlichen, auf nichts sich gründenden sogenannten Gnadenwahl zu kämpfen", so manifestirte sich Irving's symbolwidrige Richtung noch besonders eigenthümlich in seiner Lehre von der Person Christi. Jesus habe nämlich im menschlichen Leben auch die Erbsünde an sich gehabt, aber dieselbe durch eine vollkommene Heiligkeit überwunden, und letztere aufrecht erhalten durch die Kraft des heiligen Geistes.

Unverkennbar wäre bei dem innigen Zusammenhang der Lehre von der Rechtfertigung und der Lehre von der Kirche der gesunde pädagogische Begriff derselben als gottmenschlicher Anstalt sehr nahe gelegen. Irving dagegen trübte seine Anschauung durch die Consequenz seines Irrthums von der fakultativen Sündhaftigkeit Jesu, worin er bis zu dem Satze vorschritt: der Christ habe dem Erlöser in allen Stücken ohne Ausnahme, auch in den von Ihm auf Erden verrichteten Wundern und Zeichen nachzueifern und gleich zu werden. Offenbar schon ein Anklang der spätern Theorie vom Apostolat und Prophetenamt. Irving hielt auch bis zu Ende trotz aller Angriffe daran fest, zumal ihm zwei Prophetinen auf seine Anfrage antworteten: er habe recht und nur in einigen Ausdrücken geirrt. Die Sekte aber verwarf seine Christologie, ohne jedoch in Hinsicht der Rechtfertigungslehre Irving's dasselbe zu thun. Hier zeigte sich der Riß mit der orthodoxen Dogmatik unversöhnlich. Es ist dies unseres Erachtens ein bedeutendes Moment, das den Irvingianismus mit constituiren half, während sonst die Frommen ringsum in methodistischer Schwebelei und Selbstgenügsamkeit ihr Heil versuchten.

Gerade die katholisirende Anschauung in jener Fundamentallehre mochte es gewesen sein, was in den Augen Irving's und seiner Freunde das furchtbare Elend des kirchlichen Verfalls um sie her noch greller erscheinen ließ. Zudem hatten die revolutionären Eruptionen der zwanziger Jahre in England überhaupt die äußerste Spannung erzeugt; da sie meistens katholische Länder trafen, so predigte man fleißigst, wie namentlich auch Irving gethan, vom nahen Sturz des Papstthums; um so mehr trat natürlich die Offenbarung Johannis in den Vordergrund, und die Frommen erwarteten allgemein die außerordentlichsten Dinge: Wiederkunft des Herrn, oder gar das Weltende. Pastor Haldane

Stewart schrieb ein ganzes Buch, um Gebetsvereine „neue Ausgießung des heiligen Geistes" zu empfehlen, die sich auch wirklich bald über ganz Britannien organisirten. Hugh M'Neile's Kanzelreden wirkten in demselben Sinne. Viele anglikanischen und presbyterianischen Pfarrer beförderten die Gebetsvereine in ihren Gemeinden. Inzwischen hatte Herr Drummond, ein reicher Londoner Banquier, schon im Jahre 1827 auf seinem Landsitze Albery-Park, Grafschaft Serrey, Versammlungen der bekanntesten „Prophetenschüler" des Landes veranstaltet, die daselbst in tiefster Zurückgezogenheit je eine Woche der Bibel oblagen, um die noch unerfüllten Prophezeiungen derselben zu erforschen. Auch Irving gehörte zu diesem Kreise, aus dem zunächst die Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) des nach ihm genannten Systems hervorging. Anführer der Bibelforscher von Albury war aber nicht er, sondern genannter Herr Drummond selber, der auch die Resultate der Albury-Bibelconferenzen in einem eigenen Werke veröffentlichte. Herr Drummond, heute noch als ziemlich excentrisches Parlaments-Mitglied oft genannt, blieb durch seine großen Geldopfer auch eine der bedeutendsten Stützen der Sache, bis er in der jüngsten Zeit die Würde eines „Engels der Kirche" niederlegte und sogar von dieser selbst zurücktrat.

Als nun im Jahre 1830 unter die stillen Bibelleser von Albury-Park von verschiedenen „Gebetsvereinen" zumal, namentlich von schottischen und deren weiblichen Mitgliedern, plötzlich die Kunde kam: daß ihr glühendes Flehen erhört worden, und zwar zuerst zu Port-Glasgow, die Geistesfülle der Urkirche von Neuem ausgegossen, das apostolische Zungenreden und Weissagen in voller Wirksamkeit sei: da stürzten sich dieselben kopfüber auf die neuen Erscheinungen. „Gott habe seine betrübten Kinder heimgesucht," sagten sie. Als drei Jahre später das schottische Presbyterium über Irving zu Gericht saß, äußerte der Präsident von den neuen Pfingsten: „es ist uns gesagt worden, daß sie (seit fünf Jahren) mächtig zu Gott geschrien Tag und Nacht, und eigene Morgen- und Abendandachten zu dem Ende eingeführt hätten, damit das, was geschehen ist, geschehen möchte, und ich verwundere mich durchaus nicht darüber, daß am Ende solche Manifestationen stattgefunden, sondern vielmehr darüber, daß sie nicht eher erschienen sind.

Indeß hielt Irving selber das Zungenreden noch viele Wochen geheim in seinem Hause, unter drückendster Furcht, die erbetene Gnade öffentlich in der Kirche wirken zu lassen, wie die „Stimme des Geistes" endlich apodiktisch verlangte. Als am 16. October 1831 seine Predigt

zum erstenmale von einer zungenredenden Dame unterbrochen wurde, bewies er unter lauter Selbstanklage aus 1. Cor. 14 die Göttlichkeit des Mark und Bein durchschneidenden Gekreisches, das die zahlreich Versammelten in die größte Bestürzung versetzt hatte. Die wilden Scenen erneuerten sich, den Prediger immer wieder unterbrechend. Bald war die einst so dicht gedrängte Kirche ziemlich verlassen. Irving verfinsterte sich täglich mehr in Fanatismus. Er bestimmte endlich aus der Bibel eine eigene Pause im Predigtvortrag, während welcher der heilige Geist sich offenbaren möge. Als eine der begeisterten Personen selber abfiel und frei gestand, daß ihr Zungenreden eine unglückselige Täuschung gewesen sei, machte auch das ihn nicht irre; habe ja Jeremias Gott selbst vorgeworfen, daß er ihm betrüglich eine Lüge in den Mund gelegt. Als sein Presbyterium ihn zur Verantwortung zog, erklärte er: die protestantischen Kirchen seien so gewiß im Zustande Babels, als die römische Kirche, und ob man denn „die einzige Kirche verschließen wolle, in welcher die Stimme des heiligen Geistes gehört werde?" Im Mai 1832 ward Irving abgesetzt, am 13. März 1833 auch noch wegen seiner Lehre über die Person Christi von der zu Annan, seinem Geburtsorte, tagenden Generalsynode der schottischen Landeskirche excommunicirt. Irving predigte noch in Annan selbst gegen „jene gottlose Synode" und meldete die Sentenz in einem Sendschreiben „an die Kirche Christi unter meiner seelsorglichen Aufsicht und an die Heiligen in London."

Herr Drummond und andere seiner reichen Anhänger hatten nämlich in London gleich nach Irving's Absetzung ein eigenes Kirchlein beschafft, in welchem er ganz frei schalten konnte. Daß er nun namentlich im Cult, wo er zuvor der „abgesagte Feind alles Formel- und Buchstabenwesens" gewesen, soviel katholische Elemente aufnahm, ist um so auffallender, als er noch ein paar Jahre vorher bei Gelegenheit der Frage über die Emancipation der englischen Katholiken den ingrimmigsten Haß gegen Rom bethätigt hatte. Indeß starb Irving schon am 7. December 1834, mit Hinterlassung einer jungen Wittwe und dreier kleinen Kinder, an — gebrochenem Herzen. So versichern wenigstens die Nachrufe, welche die englischen Blätter ihm widmeten. Unter dem Einfluß des steten unmittelbaren Verkehrs mit dem heiligen Geiste in den Zungenredenden, war aus dem schönen freundlichen Manne im Lauf weniger Jahre eine bis zur Unkenntlichkeit verstaltete Ruine geworden. Anmaßende Bitterkeit und verwilderte Phantasie blitzten jetzt aus dem irren Feuer der einst so ruhigen Augen; der imposante Leib

völlig verfallen, das Antlitz abgemagert und welk, tiefes Seelenleiden in jedem Zuge ausgeprägt, die Haare weißgrau wie von hohem Alter, der Körper unablässig von tobendem Fieber geschüttelt — so schied Irving erst 42 Jahre alt aus der Atmosphäre, welche das neue Pfingstwunder ihm geschaffen.

Die vollständige Organisirung der neuen Kirche erlebte Irving nicht mehr. Wohl waren die Centraldogmen ihrer Eschatologie in Albury-Park entdeckt, die neuen Pfingsten von den Damen der Gebetsvereine errungen, der „Leib" von ihm selbst mit entsprechenden Funktionen des Cults ausgestattet; aber noch mangelte die Hauptsache: das Zwölf-Männer-Collegium und der Ausbau der wesentlichen Verfassung.

Die nächsten Folgen der irvingianischen Pfingsten scheinen an unordentlicher Wildheit jenen Scenen nicht viel nachgegeben zu haben, welche die parallele Ausgießung des Geistes bei den Mormonen begleiteten, nur daß eben hier die einsame Farmer-Gemeinde Kirtland, dort die Weltstadt London den Schauplatz abgab. Die prophetischen Stimmen griffen ansteckend um sich, auch bei „Mägden und Kindern"; junge Männer liefen mit dem Weheruf über Babel durch die Straßen; Krankenheilungen und Teufelsaustreibungen machten ungemeines Aufsehen; aber die Sekten-Berichte selbst klagen über mehr und mehr eingefallene Unordnungen und öffentliche Aergernisse. Sie erzählten von Anfechtungen des Teufels, von bösen Geistern, welche die Stimme des Trösters nachgeahmt, von Untreue und Mißbrauch mit den himmlischen Gaben getrieben. Der Ursprung der neuen Kirchenordnung ist hier in ihren Hauptzügen leicht ersichtlich. Wie der Mormonen-Prophet zu derselben Zeit gegen die inspirirte Zügellosigkeit sein theokratisches Monopol aufstellte, so fingen jetzt in London Einzelne, „deren prophetische Gabe entwickelter und größern Umfangs war", nach der Aufrichtung gewisser hohen und heiligen Aemter zu rufen an, und endlich „wurden durch die Propheten an gewisse Individuen (Anfangs zwei) Worte geredet, welche sie als Apostel beriefen." Sofort ward den freiwilligen Predigern bedeutet: Gott sei ein Gott der Ordnung und sie hätten einzuhalten mit ihrer Arbeit bis zur Ordination. Also ein Collegial-Monopol auf die neue Offenbarung. Die ersten Weihen erfolgten zu Weihnachten 1832; der Senior-Apostel ordinirte die von den Propheten Berufenen zu „Evangelisten" und „Engeln".

Faktisch blieb indeß immer noch Irving, obwohl der Ordination nach (vom 5. April 1833) bloß „Engel", an der Spitze der Kirche.

Nicht nur das ausstehende Kriterium der Wunderthaten, sondern auch die Person Irving's scheint den Geist gehindert zu haben, das Apostelcollegium vollzählig zu machen. Nachdem allmählig sechs Apostel berufen waren, „schwieg der Mund der Weissagung." Noch in seinen letzten Lebenstagen soll Irving an schwerer Gewissensangst gelitten haben, daß er der vollen Entfaltung des Apostolats im Wege gestanden. Erst auf dem Londoner Concil zu Weihnachten 1835 erscheint dasselbe völlig constituirt. Hier eröffnete es auch gleich seine Mission über die christliche Welt, zunächst von den geistlichen und weltlichen Häuptern der drei britischen Reiche „in Gottes Namen Gehorsam fordernd." Auf dem nächsten Londoner Concil im Juni 1836 ward beschlossen, sofort auch „die gesammte Kirche in Gottes Namen anzureden."

Der Paraklet erklärte zugleich durch den zweitberufenen Apostel, daß der Herr die Christenheit theilen wolle unter die Fürsten der Stämme Israels. Der europäische Continent ward demnach in zehn Theile zerlegt, und jedem Apostel ein Theil zugewiesen; Griechenland rhielt einen eigenen Apostel, ebenso Italien, Frankreich, Schweden, Rußland ꝛc.; Einer der zwei Senior-Apostel empfing die Schweiz für seinen Stamm, der andere blieb in England. Nachdem so die zwölf Stämme der Offenbarung, deren jeder die 12,000 Versiegelten liefern sollte, constituirt waren, gingen die Apostel auseinander, jeder mit einem geweihten Priester in sein Departement. Sie nahmen das große Manifest an alle geistlichen und weltlichen Herren „der Völker unter den Getauften" mit sich, zugleich als Regel und Richtschnur für ihr eigenes Verfahren. Dasselbe berichtet über das „wundersam schauerliche Werk, was Gott damals that, als er inmitten seines Volks wieder Seine Stimme erhob"; es versichert aber zugleich, daß dadurch nicht die geringste Aenderung in dem Verhältniß der bestehenden geistlichen Obrigkeiten veranlaßt werden solle; es gelte nur die Sammlung des pneumatischen Salzes der Christenheit, weil sonst die frommen Seelen aller Parteien in ihrer Vereinzelung nicht das Maß der Reinigung und Heiligung zu erreichen vermöchten, das Noth thue zur Wiederkunft des Herrn.

Zu Weihnachten 1838 versammelten sich die ausgegangenen Apostel wieder in London. Ihre Berichte lauteten nicht tröstlich. Seitdem scheint man vorsichtigste Bedächtigkeit statt des stürmischen Impetus der ersten Mission angenommen zu haben. Selbst die irvingianische Dogmatik bezeichnet die neue Kirche jetzt nur als „ein Werk der Vor-

bereitung, dem Amt und Dienst Johannes des Täufers entsprechend", beifügend, die ganze heilige Schrift schildere den Charakter der letzten Zeit der Art, daß „die große Masse sich zu des Herrn Werk stellen werde etwa wie die Menschen in den Tagen Noah's zum Bau der Arche."

Wie schon bemerkt, war der Organismus der neuen Kirche eigentlich nur in England vollständig ausgebildet. Man glaubt sogar, zur Qualifikation eines Apostels derselben gehöre nothwendig, daß er Unterthan Ihrer britischen Majestät sei. „Zu den niedern Stellen", sagt Herr Jakobi, „benutzt man außerhalb Britanniens allenfalls Eingeborne, sucht aber eine möglichst große Zahl von Engländern an einflußreiche Orte zu bringen." Bezüglich der Apostel aber erinnert die officielle „Erzählung von Thatsachen" ausdrücklich: „es mag gut sein, zu bemerken, daß ihre Zahl vollgemacht ist, und die dazu Berufenen alle aus den Eingebornen der britischen Inseln erwählt sind." Und nicht nur für die erste Constituirung, sondern überhaupt soll dieses Monopol sogar satzungsmäßig sein. „Nach irvingianischer Satzung darf der heilige Geist aus Engländern, Schotten und Irländern, aber nicht aus Deutschen, das höchste der geistlichen Aemter, das apostolische, besetzen."

Freilich brachte es auch die neue Kirche auswärts nie über die Erfolge einer höchst dünngesäeten Diaspora hinaus. In Großbritannien selbst zählte sie, nach den gewöhnlichen Angaben, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe nicht mehr als 4000 Gläubige in zerstreuten Gemeindlein. Um so erstaunlicher ist allerdings die rege und kostspielige Propaganda, welche sie seit mehr als 20 Jahren über alle Meere hin unterhielt. Die neueste amtliche Zählung in England ergab zwar noch etwa 5000 Irvingianer; aber lange schon verlautet von zunehmendem inneren Verfall, und der neuliche Austritt des reichen und überaus opferwilligen Drummond läßt allerdings das Schlimmste vermuthen.

In ihrer Propaganda nach Außen hat die Sekte überall verhältnißmäßig auffallende Unpopularität erfahren. In Amerika, dem gelobten Lande aller schwärmerischen Sekten, brachte sie es trotz des Feuereifers ihrer Verkünder nur zu ein paar unbedeutenden Gemeindlein, während der mormonische Doppelgänger die erstaunlichsten Fortschritte machte. Ebenso ging es in den scandinavischen Reichen. Während alle Welt erstaunte über die fast unglaubliche Anziehungskraft, welche die neuen Wunder vom fernen Salzsee in Dänemark, Schweden und Norwegen übten, blieben die neuen Wunder vom nahen England so viel wie unverlangt.

Hier zeigt sich aber auch der Grund ihrer Unpopularität. Durch den der Sekte eigenen sittlichen Ernst, dessen düstere Färbung die Predigt von der Herrlichkeit des geisterhaften Millenniums vergebens zu klären sucht, stößt sie die Gelüste des Fleisches eben so sehr ab, als der Mormonismus dem Fleische schmeichelt. In ihrer Moral ist keine Spur mehr von protestantischem Laxismus. Während am Salzsee die reformatorisch approbirte Lehre des Landgrafen Philipp von Hessen bis zur Vielweiberei gesteigert ward, verwerfen die Irvingianer das protestantische Eherecht ganz und gar. Unumwunden nennt ihre Moral die Ehe ein „Sakrament" und erklärt „das von den Reformatoren gemachte Zugeständniß der Ehescheidung und Wiederverheirathung als nicht gerechtfertigt aus den Worten Christi." „Nur der Tod soll mich und dich scheiden"! sagt Herr Thiersch.

Ferner: Sowohl der Mormonismus, als die Hoffmannianer und ähnliche Sekten verwerfen die Principien des bürgerlichen Rechts im romano-germanischen Staat und lehren, wenn auch nicht den eigentlichen Communismus, so doch eine Art christlichen Socialismus, bei dem jedem ihrer Gläubigen nach Gebühr materiell wohl sein müsse. Die Irvingianer dagegen verfolgen entweder gar keine Tendenz social-politischer Neuerung, oder doch eine sehr wenig zur Popularität dienende. Sie fordern nämlich einen Theil des persönlichen Eigenthums oder Erwerbs als ihrer Kirche nach göttlichem Recht gebührend ein. Schon Irving vertheidigte, bei Gelegenheit einer Parlaments-Debatte über das Zehentsystem, das göttliche Recht desselben, und die irvingianische Dogmatik hat diesen Lehrsatz recipirt.

Da die Irvingianer zumeist reiche Leute, selbst nach englischen Verhältnissen reich sind, so ist der von ihrer Kirche aus göttlichem Rechte angesprochene Zehent von aller Habe eine Quelle sehr bedeutender Geldmittel für ihre Propaganda, weil diese denn auch unter Umständen das Geld nicht spart. Andererseits aber ist es natürlich, daß Minderbemittelte sich jene Zehentpflicht, trotz aller Aussicht auf Ersatz in der Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches, nicht leicht gefallen lassen.

Sind so die Irvingianer-Gemeindlein überall wenig zahlreich und schwach besetzt, so sind dafür ihre Gläubigen in der Regel um so hartnäckiger und jeder vernünftigen Belehrung unzugänglich. Es ist dieß bei allen Schwärmereien der Fall und natürlich, weil sie ihre Ueberzeugung nicht aus einem Akt des Fürwahrhaltens schöpfen, sondern aus förmlicher Intuition; man sieht, hört und greift ja im Zungenreden den

heiligen Geist. Damit ist das Fundament des Fanatismus gelegt, und nach dem Grade des hinzukommenden geistlichen Hochmuths richtet sich das Maß des Aufbaues auf demselben.

Es kann keinen günstigern Boden für irvingianische Setzlinge geben als da, wo unklare pietistisch gefärbte Gläubigkeit neben landeskirchlicher Willkür herrscht. Aber auch da, wo die irvingianischen Gemeindlein am meisten frisch und rasch aufgeschossen, bewähren sie doch nicht die Bürgschaft der Dauer in sich. Sie erscheinen vielmehr als schnell verflackernde Strohfeuer. Diese Thatsache ist um so auffallender, je sorgfältiger die irvingianischen Sendboten von allen Mitteln einer oberflächlichen und eilfertigen Agitation sich ferngehalten, je behutsamer sie in Gründung ihrer Gemeindlein zu Werk gegangen waren, so daß „sie deren Bildung oft jahrelang mit großer Klugheit und Berechnung vorbereiteten." Die eschatologische Erwartung, der inspirirte Fanatismus, der geistliche Hochmuth wirken ihrer Natur nach nicht nur abstoßend nach Außen, sondern auch aufreibend nach Innen. Daher mag es kommen, daß man die Sekte in England schon vor einigen Jahren „als in sich so gut wie erloschen und abgethan" betrachtete. Ebenso in Preußen: „Wenn die Irvingianer auch anfänglich ihrer Lehre Eingang zu verschaffen wissen, so erweitert sich doch der von ihnen gebildete Kreis selten, während er in vielen Fällen zusammenschmilzt, und sogar sich ganz auflöst."

In Deutschland hätte die Sekte vielleicht gar nicht Eingang gefunden ohne die revolutionären Schrecken von 1848. Längst war dieses Missionsgebiet dem Apostel Carlyle zugetheilt, ohne daß man von irgend welchen Erfolgen vernahm. Erst als das tobsüchtige Jahr die eschatologischen Entdeckungen von Albury-Park zu erhärten schien, bewährte sie Zugkraft in Deutschland. Noch im Jahre 1849 erging die überraschende Kunde, daß Professor Thiersch, den man allgemein als die Zierde der theologischen Fakultät in Marburg betrachtet hatte, in die „apostolische Gemeinde" daselbst eingetreten, und vom Apostel Carlyle selber die Ordination empfangen habe. Thiersch war in seinen kirchenhistorischen Forschungen gerade so weit gekommen, daß er nicht wohl mehr Protestant glattweg bleiben konnte, als er Irvingianer wurde. Auch in Kassel selbst bemerkte man, daß „mehrere religiös-angeregten und von dem Zustande der evangelischen Kirche unbefriedigt gelassene Personen zu der Sekte stark hinneigten."

Auf Grund desselben, von Irving's Lehre über die Natur Christi hergenommenen, übrigens falschen, Vorwurfs hatten die Irvingianer

auch in Preußen zu fürchten, daß man sie als eine Sekte, die „den Boden des christlichen Offenbarungsglaubens gänzlich verlassen habe," nach der in Berlin adoptirten Aufstellung der Eisenacher Kirchenconferenz behandeln werde. Dagegen ging beständig das allgemeine Gerücht, daß der Irvingianismus in Preußen des vollsten Beifalls „gewisser höhern Regionen" versichert sei. Ja, der preußische Generalconsul in Dänemark erzählt selbst: in Kopenhagen hätten sich die irvingianischen Emissäre auf die besondere Begünstigung berufen dürfen, deren sich ihre Sache „von höchst hervorragenden Personen" im Berliner Kirchenregiment erfreue.

Dieß hinderte indeß jedenfalls die Polizei nicht, die strengste Ueberwachung der Sekte anzuordnen. Ihre Hauptherde waren die Provinzen Preußen, Schlesien, Pommern, vorzüglich Berlin selbst und Königsberg. In der Berliner Gemeinde zählte man viele Personen von höherer Stellung, namentlich pensionirte Offiziere; der Chef-Redakteur der Kreuzzeitung, Justizrath Wagener, stand ihr als „Engel" oder Bischof vor; Dr. Thiersch wirkte nach seiner Absetzung in Marburg als „Evangelist" zu Berlin bis zu seiner polizeilichen Ausweisung. Noch im September 1852 mehrte sich die Gemeinde so sehr, daß sie sich um einen größeren Betsaal umsehen mußte; man zählte über vierhundert Mitglieder. Am 1. Mai 1855 aber berichteten die Lokalblätter: die Gemeinde sei in voller Auflösung begriffen und die Zahl der Gemeindeglieder schon so gering, daß sie für die Aemter nicht mehr ausreichen solle.

Für Schlesien bestand eine Centrale zu Liegnitz, wenigstens anfangs mit ziemlichem Erfolg. Als „Engel" regierte der Schneidergeselle Hennig, ein Hutmacher war ihm als „Viceengel" oder Generalvicar zur Hand; als Herr Thiersch auf Inspektion kam (am 17. Sept. 1852), assistirten ein Stellmacher und ein Schuhmacher, beide in Berlin ordinirt, als Diakonen beim Hochamt. — In Görlitz vermehrte der „Engel" aus Frankfurt a. O., Oberstlieutenant von Brinkin, noch 1856 die Gemeinde. — Einer der eifrigsten und beredtesten „Evangelisten", Max von Pochhammer, wirkte seit 1853 auch in Posen, und hinterließ eine Gemeinde von etwa 40 Personen, welche der als Pastor der nassauischen Landeskirche 1851 übergetretene Becker von Stettin aus pastorirte. — Berliner „Evangelisten" organisirten auch in Memel eine Gemeinde; ein Schlosser war ihr Engel, Herr Thiersch hielt dort im Juni 1853 eine förmliche Mission als „Evangelist" oder „Hirt". Doch scheinen in Memel die Prediger der Baptisten an Zulauf vorangestanden zu sein. — In Königs-

berg wurden die ersten irvingianischen Sendboten im Jahre 1852 polizeilich ausgewiesen. Anfangs 1853 aber kam Herr von Pochhammer, wie man glaubte „mit höherer Genehmigung", und bildete, unter großem Zulauf, auch aus den höhern Ständen, predigend, eine Gemeinde von etwa 50 männlichen und 140 weiblichen Mitgliedern, meistens Beichtkinder der beiden 1842 in Folge eines Criminalprocesses und wegen theosophischer Grundsätze abgesetzten Prediger Ebel und Diestel. Engel der Gemeinde ist ein Tapezierer; unter ihm dienen ein Schuhmacher, ein Exschullehrer und ein Faktor als Priester und Diakonen. Der Apostel Carlyle und der „Prophet" Böhm weilten auch schon selbst auf Inspektion in Königsberg. — Die jüngsten Gemeinden erhielten Erfurt und Magdeburg durch denselben Pochhammer (1856), der an beiden Orten besonders von den strengen Lutheranern Zulauf bekommen zu haben scheint, zu Magdeburg in Concurrenz mit den gleichfalls neu eingebrochenen Baptisten.

Gibt Vorstehendes einige Andeutungen über die äußern Verhältnisse der Irvingianer-Gemeindlein im Norden: so wollen wir jetzt die Genesis dieser Verirrungen betrachten. Ihre tiefsten Ursachen datiren nicht von gestern, sondern aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, wo man es von Oben herab förmlich als Lebensaufgabe betrachtete, alles positiv-christliche Denken und Streben mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nun brachte man, wie unter solchen Verhältnissen aus orthodox-protestantischer Anschauung heraus die Schwärmerkirche ganz von selbst erwuchs, und zwar namentlich aus den *separirten Lutheranern*. Diese glaubten an eine absolute Unmittelbarkeit des Bandes zwischen Christo und hatten ihren Sitz in Pommern.

Unter ihnen machten die Baptisten von Hamburg aus auf den ersten Angriff bedeutende Eroberungen. Ihre Richtung errang daselbst, abgesehen von den berüchtigten Teufelsaustreibungen, bald auch innerlich die höchste Ausbildung, so daß die sichtbare „Heiligkeit" z. B. in Bublitz und in der Stadt Baldenburg sogar mit der Polizei in mißliche Verwicklungen gerieth. „Die hochmüthige Einbildung, als seien sie besonders in der Heiligung und Kreuzigung des Fleisches gefördert, brachte die Leute zu dem Wahne, als bedürften sie in ihrer Vollkommenheit keiner Bekleidung mehr, die ja nur mit der Sünde zusammenhänge, und nur da nöthig sei, wo sich noch Sünde fände; und eines Tags traten wirklich mehrere Männer ganz unbekleidet auf die Straße." Sie wollten sich auch von der Polizei solche Praxis durchaus nicht nehmen lassen,

und machten noch einen zweiten Versuch splitternackter Promenade durch die Stadt. Andererseits war in der Prätension „innerer unmittelbaren Berufung" von Gott natürlich auch schon ein fester Anknüpfungspunkt für die Irvingianer gegeben. So brachte Herr von Pochhammer eigentlich nicht einmal Neues, als er 1850 in Pommern erschien und predigend das Land durchzog. Darauf folgte der feurige Redner Charles Böhm, der „Prophet", und endlich trat auch Thiersch an mehreren Orten Pommerns auf. Von einem derselben wird erzählt, wie er, mit dem Zustande der Landeskirche schon seit längerer Zeit unzufrieden, in seiner Bekümmerniß über den Verfall des christlichen Glaubens und Lebens oft gebetet, daß der Herr das verfallene Zion wieder aufrichten möchte. Meilenweit lief er den Altlutheranern zu, um hier sein Ideal einer neubelebten Kirche zu finden; jedoch vergebens. Kaum aber erzählte ihm ein Bekannter von den Gottesdiensten der Irvingianer in Berlin, so „erkannte er bei der ersten Bekanntschaft mit denselben in ihrer Partei das Zion, nach welchem er so lange gesucht."

Man besitzt an diesen Vorgängen in Pommern gleichsam eine praktische Bestätigung des Satzes: wenn die Entwicklung der reformatorischen Principien einmal bis zu einer gewissen Consequenz gediehen ist, dann findet jede der neuesten Schwärmerkirchen hier leicht ihren Anhalt. Dieß beweist namentlich die Schweiz; Irvingianer, Baptisten und Mormonen raufen sich dort um die reife Frucht. Die englische Sekte nahm ihren Sitz natürlich in Basel, neben der großen, mit den reichsten Mitteln Englands unterhaltenen Niederkirchen-Mission daselbst; sie hat einen Bischof oder „Engel" an der Spitze, dessen Würde früher ein Patrizier der Stadt bekleidete; jetzt unterzeichnet ein gewisser Gehring, weiland Candidat der Theologie in Erlangen, die Hirtenbriefe mit dem bischöflichen Kreuz. Auch der zweite Senior-Apostel selbst predigte und ordinirte schon in Basel. Dennoch amtirte seine Kirche bis zum Jahre 1855 in einem Holzschupfen. Ueberhaupt steht dieselbe an Erfolg sowohl hinter den Baptisten, welche in Zürich, als hinter den Mormonen, welche in Genf ihren Hauptsitz haben, auffallend zurück.

Uebrigens reusirte der Irvingianismus auch unter den Lutheranern seiner nächsten Missionsgebiete von Basel aus nicht besonders. Zwar verlautete aus Baden seit dem Uebertritt eines bekannten Abgeordneten und reichen Fabrikbesitzers mitunter von namhafter Ausbreitung, namentlich im Oberlande; aber es ist nirgends auch nur zu Zerwürfnissen mit der Landeskirche gekommen. Noch weniger vermochte die Sekte in Wür-

temberg mit den Ausgeburten des einheimischen Pietismus zu concurriren; nur aus Leipheim vernahm man von Spaltungen in den Conventikeln der Pietisten und Wernerianer, seitdem der schottische Sendling Caird von Ulm aus arbeitete. Besser gelang es der aus Basel, Berlin, Frankfurt und Marburg zumal angestrengten Propaganda der Sekte in der Diöcese Augsburg.

Man hört nicht, daß sie sich sonst irgendwo an Katholiken gewagt hätte. Aus Frankreich z. B. kamen protestantische Klagen über die Minirkunst der Darbysten und über die „wenigen Irvingianer, die dort ihr Wesen treiben": an der schwierigen Arbeit der Evangelisirung der Katholiken vorübergehend, suchten diese Sekten hauptsächlich aus den Reihen der Protestanten sich Proselyten zu gewinnen, und trugen so Verwirrung und Unruhe in den Schooß mancher treuen und gläubigen Gemeinde. Im Bisthum Augsburg dagegen zählte man seit 1856 über 50 Excommunikationen, wegen irvingianischer Häresie gegen Laien und drei Priester verhängt.

Indessen bilden auch diese Fälle keine Ausnahme von der Regel, daß die Sekte der katholischen Kirche nichts anzuhaben vermöchte. Die Ausgeschlossenen gehören sämmtlich jenem Landstriche an, auf dem die unter dem Namen des „Aftermysticismus" bekannte Bewegung seit bald fünfzig Jahren notorisch ihr Wesen trieb, meistens gerade den Dörfern, welche die Heimathorte oder die Seelsorgsstationen ihrer frühesten Celebritäten waren. Schon im Jahre 1820 erfüllte diese Bewegung den Criminalisten Feuerbach, den vor ingrimmigen Katholikenhaß überschäumenden Verfasser des bayerischen Religionsedikts, mit freudiger Hoffnung allmäliger Protestantisirung des Landes; sie hat sich fortgesetzt, je nach den Zeitumständen mehr oder weniger offen, und ist letztlich, namentlich seit 1848, die gute Prise irvingianischer Sendboten geworden.

Allerdings wollten die Uebergetretenen dennoch durchaus nicht als unkatholisch gelten und aus der Kirche ausscheiden. Die Sekte selbst begünstigt ja solche Mentalreservationen zu Gunsten der Pneumatiker gegenüber den entgeistigten Psychikern der äußern Kirche; sie verbietet sogar, wenn nicht anders außerordentlich günstige Umstände die Separation empfehlen, ihren Anhängern den Austritt aus ihren Kirchen. Man kann guter Irvingianer sein und doch äußerlich z. B. zur preußisch-unirten Kirche zählen oder ebenso zur katholischen. In diesem entgegenkommenden Grundsatz hatten die schwäbischen Aftermystiker überhaupt ihre eigene Stellung zur Kirche begrüßt. Sich äußerlich zu einer Kirche bekennen,

die sie innerlich haßten, durch Unfrieden störten, durch Wühlerei zu untergraben trachteten: das vereinigte sich von jeher bestens mit ihrem „Christus in uns."

Der Rationalismus, der indifferente Handwerksgeist hatten auch im Schooße der katholischen Kirche arge Verheerungen angerichtet, namentlich unter den Priestern selber. Als frühzeitig die Reaktion eintrat, schlug auch bei den frömmsten und energischesten Männern Anfangs naturgemäß die subjektive Christlichkeit vor. Das war eben die Tropenluft, in der die Aftermystiker gediehen. In solcher Umgebung fanden sie, selbst außer den kleineren Kreisen schwäbischer Leute, viel mehr Anhang, als man heutzutage gemeinhin glaubt. Im Laufe der Entwicklung aber gelangten die bessern Elemente zur positiven Kirchlichkeit und zur ächten Katholizität. Auch die andern bildeten sich aus, aber nach der entgegengesetzten Seite. Ihre subjective Christlichkeit entwickelte bald rein protestantischen Inhalt, nur daß sie, gleich den alten und neuen Wiedertäufern, nicht etwa bei unangewendeten Prinzipien stehen blieben, sondern dieselben consequent ausbeuteten, und auf diesem Wege folgerichtig zur Schwärmerkirche gelangten. Von den stolzen Minarets ihrer Selbstkirche aus sahen sie mit nicht geringerer Verachtung — als auf die katholische Kirche — auch auf den Widerspruch äußerer Symbolisirung und auf die Täuschung der Erbkirche unter den Protestanten herab, obwohl sie mit den letztern den Haupt- und Grundartikel von der Rechtfertigung durch den Spezialglauben gemein hatten.

Was aber die Reformatoren nicht thaten, das thaten diese Aftermystiker; sie entwickelten die Consequenzen des Fiducialglaubens oder der reinpersönlichen Unmittelbarkeit des Bandes zu Christo nach allen Seiten des Kirchenbegriffs hin, Schritt für Schritt in unbewußter Parallele mit den alten Wiedertäufern. Sie vervollständigten die Lehre vom Fiducialglauben durch die Consequenz von der Unverlierbarkeit der Gnade und von der vollkommenen Heiligkeit der Wiedergeborenen; wenn nicht allgemein, so doch sehr häufig scheint unter ihnen die Lehre verbreitet zu sein: wenn man Christum einmal habe, könne man eine Sünde zum Tode nicht mehr begehen. Sie zogen aus solcher Unmittelbarkeit des Heils die fernere Consequenz von der Privatinspiration und dem „innern Lehramt", daß der Geist die Gläubigen unterweise durch allerlei Träume, Gesichte, Erscheinungen, Stimmen u. s. w.

Unter solchen Umständen fand natürlich die wirkliche Realisirung des allgemeinen Priesterthums keinen Anstand; jeder Erweckte war ein

„geistlicher Priester", und zwar ohne Unterschied der Geschlechter; auch Bauernmägde, die den Geist hatten, konnten Beicht hören und dem Pönitenten die durch den Glauben geschehene Sündenvergebung ankündigen. Am allerwenigsten konnte nach Allem dem der Begriff von der Kirche zweifelhaft sein. Er findet sich ursprünglich ganz nach den protestantischen Symbolen gefaßt: die äußere sichtbare Kirche ist nicht eigentlich die Kirche, die wahre Kirche ist unsichtbar. Aber je mehr Erweckungen des Geistes eintraten, desto mehr gelangte die wahre Kirche zur Sichtbarkeit. Alle äußern Kirchen, auch die des Lutherthums, obwohl sonst wegen des Fiducialglaubens der Kern des Christenthums, sind nur massa damnata, gottlose Welt. Aus ihnen wird sich erst das neue Kirchlein der Erweckten, der ächten Gläubigen, der Wiedergebornen herauswickeln, das wahre Reich Gottes auf Erden.

Kurz, der schwäbische Aftermysticismus vereinigte in den Dimensionen einer Nußschaale alle inneren Momente der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in sich, nur daß hier die Inconsequenz der Erbkirche und der äußern Symbolisirung, dort die Consequenz der schwärmerischen Unmittelbarkeit die Oberhand behielt. Daß letztere bei der ersten Begegnung mit der anstaltlichen Schwärmerkirche aus England die bloß persönliche Erweckung für das wiederholte Pfingstwunder der Irvingianer und seine Objektivität, den Fiducial- oder Specialglauben für den rechtfertigenden Glauben an die Entrückung durch die Luft, Antichrist, Wiederkunft und tausendjähriges Reich dahingab: das ist sehr erklärlich. Aber jede andere der neuesten protestantischen Sekten, namentlich die Neutäuferei, hätte ebenso viele Anziehungs- und Anknüpfungspunkte am schwäbischen Aftermysticismus gefunden.

Es ist schwärmerischen Sekten, zumal wenn sie auf einer willkürlichen Interpretation der Zeitumstände und auf ermüdender Erwartung der großen Endkatastrophe als ihrem Fundamente ruhen, ganz natürlich, daß sie Meteoren gleich ebenso rasch wieder spurlos verschwinden, als sie mit Geräusch aufgetaucht sind. Sollte der Irvingianismus in Deutschland bald diesem Schicksal unterliegen: so fragt es sich für Richtungen wie hier unter den schwäbischen Aftermystikern und dort unter den pommerischen Altlutheranern immer nur, wer und was der Art für sie nachkommen wird?

Anhang.

Citate und Bemerkungen.

Martin Luther. — Nach Döllinger's Skizze: „Luther," einer meisterhaften psychologischen Charakteristik, die zwar von protestantischen Theologen unlieb aufgenommen, aber nicht widerlegt worden ist. Wir gaben Döllinger's Darstellung trotz aller Verkürzung wortgetreu.

Der Bauernkrieg. — Nach Ritter, Lehrb. d. Kirchengesch. II.

Ulrich von Hutten. — Vorreiter: Luther's Ringen mit dem antichristlichen Princip der Revolution. — Diese Schrift beruht auf einer so klaren Einsicht, wie sie Protestanten selten vergönnt ist, und verdient daher, allen Freunden historischer Wahrheit dringend empfohlen zu werden.

Karl V. und Franz I. — Nach Ranke, Fürsten und Völker I. und Französ. Gesch. I.

Heinrich VIII. von England. — Nach Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution, mit einigen Aenderungen und Zusätzen.

John Fisher. — M. Kerker. „John Fisher, der Bischof von Rochester und Martyrer für den katholischen Glauben." Dieses Buch gehört zu den beßten Arbeiten, die von katholischer Seite über das Reformationszeitalter erschienen sind. Es ist nur aus primären Quellen geschöpft und die Darstellung vereinigt die Vorzüge der Zuverlässigkeit und Schönheit. Wir könnten es nur beklagen, wenn ihm von Seiten der Katholiken nicht das Maß von Anerkennung zu Theil würde, die es wohl verdient.

Streiflichter auf die Reformation in England. — William Cobbet, Geschichte der protestantischen Reform in England und Irland in einer Reihe von Briefen an alle verständigen und billigen Engländer. — Ein höchst interessantes und an heilsamer Belehrung überaus reiches Buch. — Vergleiche den Artikel: Katholikenemancipation in England.

Die Wiedertäufer von Münster. — Nach K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation I. (2. Aufl. 1854). Wir haben dem trefflichen Werke mehrere Schilderungen entnommen, da keine andere deutsche Geschichte dieser an gründlicher Forschung und musterhafter Darstellung gleichkommt.

Las Casas. — Nach Kälb, Länder- und Völkerkunde in Biogr. I. — Oskar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.

Karl's Zug nach Tunis. — Nach Ranke, deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. IV. (3. A.).

Karl V. und Moriz von Sachsen. — Nach Bensen's gründlichem Werke: das Verhängniß Magdeburgs, Schaffhausen 1858, das übrigens weit mehr enthält, als der Titel verspricht, nämlich eine gute Uebersicht deutscher Geschichte von Karl V. bis zum dreißigjährigen Kriege.

Anfänge des neuern Kriegswesens. — Nach Barthold.

Das Konzil von Trient. — Nach Feßler's Gesch. der Kirche Christi, einer zwar kürzeren, aber für Studirende und Laien empfehlenswerthen Darstellung der Kirchengeschichte. Leider ist die neuere Kirchengeschichte ganz unverhältnißmäßig zu kurz gekommen.

Johann Calvin. — Nach C. Höfler, Lehrb. d. allg. Gesch. III, 1, das wir schon im Vorwort zu Bd. II. rühmend erwähnt haben. — Gegen die lange Zeit hindurch herkömmliche, aber historisch unbegründete Darstellung der Reformation in Genf haben die Schriften von Galiffe, Vater und Sohn, welche auf authentischen Aktenstücken beruhen, neuerdings eine glückliche Opposition gemacht.

Ignatius von Loyala und die Gesellschaft Jesu. — Nach Buß, die Ges. Jesu, und Ritter's Kirchengesch. II. Protestantischerseits ist kein Kapitel neuerer Geschichte weniger sine ira et studio abgehandelt worden, als das vom Jesuitenorden. Denn solche Darstellungen, wie bei K. A. Menzel (Neuere Gesch. d. D. II, 285) sind Ausnahmen. Auch Ranke's bewunderte Schilderung (Fürsten und Völker II, 179) kann gebildeten Katholiken lange nicht so geistreich vorkommen, als den besonderen Freunden und Liebhabern des großen Geschichtschreibers.

Die ersten Jesuitenschulen in Deutschland. — Nach Ranke, Fürsten und Völker I. und Gfrörer.

Versuche zur Protestantisirung der griechischen Kirche. — Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte, Liturgik und Archäologie. Bd. I. Diese Sammlung von Aufsätzen eines der geistvollsten und fruchtbarsten Kirchengeschichtschreiber unserer Tage, bietet nach verschiedenen Seiten eine gründliche Belehrung und behauptet ebensowohl in der Wissenschaft eine ehrenvolle Stelle, als es sich zur nützlichen Lectüre für den weitern Kreis der Gebildeten eignet.

Karl's V. Ende. — Nach W. Prescott, Gesch. Philipp's II. und Ranke a. a. O. V.

Franz Xaver. — Nach der Biogr. von Schrödl im Freib. Kirchenlexikon.

Suleiman der Prächtige. — Nach Poujoulat, Gesch. des Osman. Reichs. Deutsch von Seybt.

Die Seeschlacht von Lepanto. — Nach Poujoulat.

Abfall der Niederlande. — Nach Conscience, Gesch. Belgiens. — Matthias Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. — Vorrede: „Kaum gibt es noch einen andern Theil der neueren Geschichte, bei welchem die Masse dessen, was durch schiefe Auffassung entstellt oder durch Parteimanöver gefälscht ist, so gehäuft als in demjenigen getroffen wird, dem diese Untersuchungen gewidmet sind. Absichtlich mit der möglichsten Rücksichtslosigkeit auf die Zeitverhältnisse und mit Uebertragung der Anschauungen des neunzehnten Jahrhunderts auf das sechzehnte behandelt, ist diese Geschichtspartie nebstdem noch zur Befriedigung des confessionellen Hasses und als Unterlage für die Geltendmachung moderner Ideen in der Politik benützt worden. In dieser zweifachen Richtung hat man alle Künste aufgeboten, um die Lüge in Wahrheit, das Recht in Unrecht zu verkehren. Was sich nicht verdrehen und nicht verdächtigen ließ, ward verschwiegen, was aber gesagt werden mußte, beschönigt und verkehrt gedeutet. Für handgreiflich schlechte Absichten ersann man die schlaueste und zusagendste Verkleidung, gute dagegen fanden nicht bloß keine Anerkennung, sondern erfuhren die boshafteste Auslegung ins Gegentheil. Leeren oder halberwiesenen Beschuldigungen gab man die Verleumdung und die Schmähsucht zur Stütze und obgleich die gangbare Darstellung durch die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete in einen förmlichen Auflösungsprozeß gerieth, so blieb man doch bei ihr stehen, um nicht die Resultate einzubüßen, welche man aus der Verwandlung einer gemeinen Adelsverschwörung in edle Freiheitsbestrebungen, und aus der von Rasereien des rohesten Sectenfanatismus in einen ruhmreichen Kampf für Duldung und Religionsfreiheit auf dem angedeuteten Wege gewonnen hatte.

Von einer Arbeit, welche gegen die allgemeine, tiefgewurzelte Anschauung und gegen gewisse Lieblingsideen der Zeit verstößt, ist vorauszusehen, daß sie keine dankbare sein werde, sicher aber ist sie keine nutzlose, und darauf kommt es allein an,

verschmähend die Buhlerei um den Beifall der herrschenden Parteien, denen dienstbar zu sein die Geschichte verdirbt, bewegen sich diese Untersuchungen in der vollkommensten Selbstständigkeit der Urtheilsfällung, und der Verfasser darf es wohl sagen, sie sind seine ehrliche Ueberzeugung, auf welche weder ein confessionelles, noch ein politisches Princip, noch irgend ein Vorgänger einen Einfluß ausübte. Die Stellung auf einem katholischen oder protestantischen Standpunkt ist ihm da völlig fremd, wo es sich um Wahrheit und nichts anderes handelt; auch wäre es wahrlich ein großer Irrthum, zu glauben, er mache eine Confession für die Ausschweifungen ihrer Angehörigen verantwortlich, weil er den Sectenfanatismus schonungslos aufdeckt und verdammt."

Wer sich über die letzten Gründe und den wahren Verlauf der niederländischen Revolution aufklären will, dem sei das Werk von Koch dringend empfohlen. Wer aber eines gesunden Mittels gegen die kranke Darstellung des Abfalls der Niederlande von Schiller bedürftig ist, der greife nach dem auf sicherer Forschung beruhenden und mit feinem historischen Takt ausgearbeiteten Schriftchen von Janssen: „Schiller als Historiker."

Das neueste über den Abfall der Niederlande erschienene Werk von Holzwarth behauptet den Boden der strengsten Objectivität und vereinigt die Vorzüge einer soliden Forschung und glänzenden Darstellung in sich.

Der Herzog von Alba. — Nach Conscience.

Die Bartholomäusnacht. — Nach Lingard, welcher versichert, alle auf den Gegenstand bezüglichen Dokumente fleißig durchlesen und verglichen zu haben. Selbst Ranke hat in seiner Französ. Gesch. (II, 290) weit mehr Unparteilichkeit bewiesen, als die große Schaar allgemeiner Geschichtschreiber. — Da nichts thörichter sein kann, als eine Religion für die Verbrechen verantwortlich zu machen, die sie verdammt, so erklärt sich die gegen die katholische Kirche so gehässige Darstellung der Bartholomäusnacht in vielen Geschichtsbüchern nur aus der confessionellen oder glaubenslosen Gereiztheit unserer Zeitgenossen. Das Gleiche gilt von der Pulververschwörung.

Die Armada. — Nach Lingard VIII.

Philipp II., König von Spanien. — Nach Ranke a. a. O. mit schärferer Charakterisirung seiner Politik als einer auf katholischer Ueberzeugung beruhenden.

Maria Stuart. — Nach Lingard u. Aschbach.

Shakespeare als Katholik. — A. F. Rio, Shakespeare. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Zell. Eine überaus anmuthige, geistreiche und durch würdevolle Ruhe überzeugende Schrift, welche als eine Perle in der Shakespearee Literatur glänzt und besonders allen Katholiken zur Lecture zu empfehlen ist.

Papst Sixtus V. — Nach Ranke, die Päpste I., mit nöthigen Ergänzungen nach Höfler (bei Wetzer-Welte).

Vincenz von Paula. — Nach Gr. Hahn-Hahn.

Meistersänger und Sprachgesellschaften. — Nach v. Eichendorff.

Union und Liga. — Nach von Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse I.

Schiller's dreißigjähriger Krieg. — Dr. Johannes Janssen, Schiller als Historiker. Dieses Schriftchen ist eine auf dem Boden tiefer Studien, unter der Sonne klarer Auffassung gereifte Frucht, die ihre Frische durch den Hauch einer wahrhaft nationalen Gesinnung und redlichen Freimuths bewahrt. Wer es nicht für möglich hält, daß gerade die merkwürdigsten und folgenreichsten Epochen der deutschen Geschichte noch in unsern Tagen durch die historische Darstellung bis zur Unkenntlichkeit carrikirt werden, der kann in dem genannten Werke die beßte Belehrung finden. Wir empfehlen dasselbe deßhalb vorzüglich solchen Gemüthern, die in dem süßen Wahn befangen lebten, daß die historischen Schriften unseres mit allem Recht so allverehrten Dichters Schiller, etwas Anderes als Dichtung seien. Da aber eingefleischte Irrthümer, wie z. B. die durch Schiller über die Thatsachen und Personen des dreißigjährigen Krieges verbreiteten, so überaus schwer zu vertilgen sind, weil sie bereits nach allen Seiten ihre Wurzeln geschlagen, so legen wir es vorzüglich den Erziehern der

Jugend ans Herz, derselben doch ja ein richtiges Bild von dem größten nationalen Unglück vorzuführen, von welchem unser Vaterland je heimgesucht ward und dessen Folgen noch heute drohend über demselben schweben. Wo es an der allerdings umfangreichen einschlägigen Literatur der neuesten Zeit fehlt, da wird unsere Schrift die besten Dienste leisten.

Der Aufstand in Böhmen. — Höfler's Lehrb. d. Gesch. III, 1.

Die Häupter im dreißigjährigen Krieg. — Nach Fr. Schlegel, Vorles. über neuere Geschichte. — Friedrich v. Hurter's Geschichte Kaiser Ferdinand II. (elf Bände. 1850—1864.) enthält das reichste, aus den Wiener Archivschätzen zum erstenmale ans Licht tretende Material für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und es tragen die Forschungen, welche in diesem umfassenden Werke niedergelegt sind, wesentlich zum richtigen Verständniß von Verhältnissen und zur gehörigen Würdigung von Personen bei.

Wallenstein. — Nach Gfrörer, Gustav Adolph (2. Ausg.). — Es ist hier am Ort, über die zwar hinlänglich aufgeklärte, aber in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern noch immer entstellte Frage nach Wallenstein's Schuld einen Fingerzeig zu geben. Nach den neuesten Forschungen steht so viel fest, daß Wallenstein nicht erst nach seiner Absetzung zum Abfall gedrängt worden ist, sondern schon seit dem Ende des Jahres 1633 in Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers als offenbarer Verräther desselben auftritt. Die urkundlichen Nachweise hat aus sächsischen Archiven Helbig (der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland, 1852), und aus schwedischen Quellen Dudik (Forschungen für Mährens Geschichte, 1852) beigebracht. Gegen Förster, den Herausgeber der Briefe Wallenstein's, welcher seinen Helden zu rechtfertigen suchte, hatten sich mehr oder weniger schon früher die namhaftesten Geschichtsforscher ausgesprochen, als K. A. Menzel, Mailath, Barthold, Aretin, Schlosser u. A. Nach gegenwärtigem Stande der Forschungsergebnisse dürfte demnach der Herzog, wie er in der *urkundlich* beglaubigten Geschichte, nicht auf dem Theater und in Schiller's Dichtung, erscheint, nur noch das Wohlwollen jener für sich haben, die sich einbilden, Wallenstein würde als siegreicher Rebell Habsburgs Macht gebrochen oder vernichtet, und die religiöse und politische Freiheit der Deutschen gesichert haben.

Wir bemerken dieß ausdrücklich deßhalb, weil trotz obiger Forschungen noch allerneueste Geschichtsbücher bei der falschen Darstellung beharren, namentlich den Kaiser mit den ungerechtesten Vorwürfen des Undanks, der Tücke und Falschheit überhäufen, und anstatt den Wallenstein, vielmehr jene Verräther schelten, welche ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kaiser, treu und gehorsam, sich der Person Wallenstein's bemächtigten. Bei solcher Begriffsverkehrung, allen historischen Thatsachen zum Trotz, ist der Hoffnung auf Versöhnung der Parteien mittelst der Wahrheit wenig Raum zu geben.

Gustav Adolph und der Protestantismus in Deutschland. — Klar und treffend faßt der geistreiche protestantische Verfasser der „Studien über Prot., Kathol. und Gewissensfreiheit, Schaffh. 1858," die Resultate zusammen: „Das Ziel Gustav Adolph's, sagt man, war die Gewissensfreiheit. Allein von einer Gewissensfreiheit im Sinne unserer Tage kann bei Gustav Adolph in Wahrheit nicht die Rede sein. Zunächst hätten wir dann diese bei ihm daheim, in seinem eigenen Lande zu suchen. Sie war dort nicht zu finden, Gustav Adolph stand in dieser Beziehung für sein Königreich Schweden auch nicht um ein Haar breit höher, als Ferdinand II. für seine Erblande. Wie Ferdinand nach dem Reichsgesetze, welches die protestantischen Fürsten 1555 diktirt hatten, seine protestantischen Unterthanen austrieb, wenn sie nicht katholisch werden wollten: so jagte Gustav Adolph aus Schweden die Katholiken fort, wenn sie nicht lutherisch werden wollten. Der Uebertritt zur katholischen Kirche ward, wie es noch heutigen Tages geschieht, mit dem Verluste der Rechte eines Schweden bestraft. Drei Schweden, welche heimlich katholisch geworden waren und einen Jesuiten nach Schweden gerufen hatten, ließ der König hinrichten. Wo bleibt da die schwedische Gewissensfreiheit?

Nicht doch, erwidert eine andere Partei, Gustav Adolph war ein Vorkämpfer des Protestantismus. Halten wir dagegen die Thatsachen. Zunächst kann von einer Gefahr des Protestantismus, wie man die Sache gemeiniglich auffaßt, gar nicht die Rede sein. Ferdinand II. forderte nicht, daß ein lutherisches Land katholisch würde: er verlangte, dem Buchstaben des Augsburger Religionsfriedens gemäß, die nach 1552 genommenen Kirchengüter zurück. Nicht der Protestantismus stand in Gefahr, sondern diejenigen Reichsfürsten, welche jene Güter genommen, standen in Gefahr, sie zurückgeben zu müssen.

Gustav Adolph unternahm den Krieg, den er für den Protestantismus geführt haben soll, im Solde des Cardinals Richelieu. In seinem Vertrage mit Frankreich versprach er ausdrücklich, die katholische Religion nicht zu kränken. In seinem Kriegsmanifeste an den Kaiser forderte er Wiedereinsetzung der deutschen Fürsten in den früheren Stand, Wegführung der kaiserlichen Truppen aus dem Reiche, Vernichtung aller Anstalten zu einer deutschen Kriegsflotte und dergleichen Dinge mehr. Sein Zweck war derselbe, welchen er lange Jahre vorher den Niederländern in vertrauter Rede aussprach: die Schwächung der Macht des Hauses Oesterreich oder positiv ausgesprochen: Vermehrung der Macht Schwedens auf Kosten Deutschlands.

Darum mögen immerhin die Schweden, die Franzosen, die Niederländer, die Engländer jenen König preisen, dessen Schwert sie errettete von der Gefahr, Deutschland einig und mächtig zu erblicken unter Einem Herrn; dem Deutschen will ein solcher Ruhm und Preis des fremden Königs nicht geziemen.

Tilly und Magdeburg. — Nach K. A. Menzel, a. a. O. IV. Gfrörer, Gesch. G. A. 2. Aufl. Hist.-polit. Bl. III, 50. XI, 514. XIV, 23. A. Heising, Magdeburg nicht von Tilly zerstört. 1852. Am vollständigsten und gründlichsten: H. W. Bensen, das Verhängniß Magdeburgs. Schaffh. 1858. — Villermont, Tilly oder der dreißigjährige Krieg von 1618–1632. Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege. Die beiden letzteren Werke bestätigen das auch schon von den beiden vorhergenannten auf Grund tiefer Forschung gewonnene Resultat, daß Tilly nicht nur frei von Schuld an dem Verderben Magdeburgs ist, sondern daß er dasselbe auch zu verhüten bestrebt war und es sehr beklagt hat. — Selbst die specifisch preußische, durch und durch protestantische Forschung bekennt sich nunmehr zu dem Resultat: „Man kann nicht sagen: von Tilly, von Falkenberg, von den Magdeburgern selbst ist die Stadt dem Feuer geopfert worden. Aber angesteckt ist sie auf Pappenheims Befehl", wie Dr. G. Droysen behauptet in den „Studien über die Belagerung und Zerstörung Magdeburgs. 1631." (Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. III. Heft 3.)

Gustav Adolph's Sieg und Tod bei Lützen. — Nach Gfrörer, Gustav Adolph (2. Aufl.).

Pappenheim. — Gfrörer a. a. O.

Richelieu. — Hauptsächlich nach Havemann, Handbuch der neuer. Gesch, und Gfrörer (Gesch. Gustav Adolph's), dessen Urtheil vom christlichen u. deutschen Standpunkt das allein berechtigte ist. Milder lauten freilich die Urtheile in Becker's Gesch. d. neuer. Zeit und besonders in Raumer's Gesch. Europa's IV. Wir anerkennen all' das Gute und Schöne, was Herr v. Raumer von Richelieu's Verdiensten um Frankreich beibringt; nur hat das keinen Bezug auf die Beurtheilung der hinterlistigen und verderblichen Politik, welche seitdem immer mehr bei den Diplomaten in Aufnahme gekommen. Uebrigens steht Gfrörer's Urtheil nicht vereinzelt da; insbesondere gibt Barthold in seiner Geschichte des großen deutschen Kriegs eine treffliche Darstellung der Richelieu'schen Politik.

Johann von Werth. — Nach Ennen, Frankreich und der Niederrhein I., und Barthold, Gesch. des großen deutschen Kriegs I. Das Leben des großen Helden ist in neuerer Zeit von Vielen erzählt worden, sowie auch sein großer Schüler und Kamerad Spork in unsern Tagen wieder verdiente Würdigung fand.

Der westphälische Friede. — Nach Kiesel's Weltgeschichte, über deren Trefflichkeit wir schon im Vorwort zu Bd. II. uns ausgesprochen haben.

Elend des dreißigjährigen Kriegs. — Nach Mailath, Gesch. des österr. Kaiserstaats III., Raumer, Gesch. Europa's III., Geijer, Gesch. Schwe-

dens III. u. A. — Es kam hier nur darauf an, etliche charakteristische Züge auszuwählen, da der Gegenstand in ganzen Büchern geschildert worden.

Die Hexenprozesse. — Nach Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte, und Andern.

Die englische Revolution. — Nach Macaulay's Gesch. Englands I., mit Benützung von Kiesel's Weltg. III.

Cromwell, der Protector. — Nach Dahlmann; die Charakteristik aus Lingard.

Ludwig XIV. — Nach Havemann in der Forts. von Straß, Schlosser und Fr. Schlegel, Vorles. über neuere Gesch.

Die Damen am Hofe Ludwig's XIV. — Nach Ranke, Französische Geschichte III.

Ludwig XIV. als Kirchendespot. — Nach Höfler, Genesis der Revolution.

Herrschaft französischer Sitten und Moden. — Nach Wernicke's Weltgesch., einem besonders durch Beachtung der Culturgeschichte verdienstlichen, auch durch gute Darstellung anziehenden Buche.

Das Reich unter Leopold. — K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen V. (2. Ausg.).

Leopold's Charakter. — Nach K. A. Menzel a. a. O.

Die Türken vor Wien. — K. A. Menzel a. a. O. IV., woselbst auch Leopold von wegen seines Benehmens gegen Sobiesky wenigstens entschuldigt wird.

Die Schlacht bei Höchstädt. — Nach Pfister, Gesch. d. Deutschen IV.

Peter der Große. — Höfler, Genesis der Revolution, S. 220 ff.

Die Regentschaft in Frankreich. — Nach Bonnechose, Gesch. Frankreichs. Leipzig, 1852.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. — Nach dem von Kriegk gegebenen Auszug von Schlosser's Gesch. des 18. Jahrhunderts.

Leibnitz. — Nur wenige seiner Schriften hat Leibnitz selbst herausgegeben; im vorigen Jahrhundert veröffentlichte einige derselben Feller, andere Raspe. Eine Gesammtausgabe besorgte 1768 der Genfer Dutens, doch ist dieselbe höchst mangelhaft und incorrect; die einzelnen Werke sind nicht einmal in der Sprache gegeben, in welcher sie geschrieben wurden, sondern die deutschen sind in's Französische oder Lateinische, und aus der einen dieser Sprachen wieder in die andere übersetzt. — In der neuesten Zeit hat der Franzose Faucher de Careil eine Ausgabe der Werke Leibnitzens veranstaltet, allein dieselbe muß in mehrfacher Beziehung als durchaus nicht befriedigend angesehen werden. Durch die Prachtausgabe von Onno Klopp (Leibniz' Werke gemäß seinem handschr. Nachl. i. d. k. Bibl. zu Hannover) nun wird endlich eine schwere Pflicht gegen das deutsche Vaterland wie gegen den Mann abgetragen, welchen es mit Stolz den seinigen nennen darf. — Seither pflegte man allgemein „Leibnitz" zu schreiben, während sich Klopp der Schreibweise „Leibniz" bedient.

Ueber das Verhältniß Leibnitzens zu dem Katholicismus und über seine Unionsbestrebungen hat neuerdings Ludwig Clarus in seinem „Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers." höchst geistvoll und anmuthig geschrieben. Ueberhaupt ist dieses Buch ein wahres Schatzkästlein des Interessanten aus allen christlichen Zeiten; es bietet in leichter und höchst gefälliger Form eine große Fülle des Erbauenden, Belehrenden und Unterhaltenden, so daß es ebensowohl auf das Herz wie auf den Verstand wohlthätigen Einfluß ausübt. Ein hübsches Essay über Leibnitz findet sich im „Katholik" (Jahrgang 1864) von Haffner, aus welchem unser Artikel vorzüglich entnommen ward.

Friedrich's des Großen Jugend. — Nach Reiche und Dohm.

Der Philosoph von Sanssouci. — Nach Kugler, Gesch. Friedrich's des Großen, mit Ergänzung nach Schlosser.

Ueber Friedich's II. religiöse und sittliche Principien. — Zwei der wichtigsten Factoren im Leben der menschlichen Gesellschaft, nämlich Religion und Politik, treten bei der Beurtheilung Friedrich's II. von Preußen als mächtige Potenzen

hervor und sind sogar im Stande gewesen, die Momente der Sittlichkeit aus der Reihe der Kriterien auszuscheiden, auf denen allein ein objektives historisches Urtheil beruhen kann. Daher denn die sich diametral gegenüberstehenden Beurtheilungen des persönlichen Werthes Friedrich's II., der als Incarnation des protestantischen Princips und als ländergieriger Eroberer so lange ein Gegenstand des Lobes und der Verehrung, des Tadels und der Anfeindung bleiben wird, bis sich die entgegenstehenden Parteien auf dem neutralen Boden der Sittlichkeit begegnen und von diesem aus ihre prüfenden Blicke den Werken, dem Schaffen und Denken des Mannes zuwenden, der Vieles gethan, der mächtig in die Schicksale seiner Zeit eingegriffen.

Neuerdings hat vorzüglich der große englische Geschichtschreiber Macaulay den glorificirenden Nimbus, von welchem der große Preußenkönig umgeben ist, durch eine lichtvolle objective Darstellung etwas niedergedrückt. — Onno Klopp hat in seinem Buche: „Der König Friedrich II. und die deutsche Nation," aus dem wir unsere Darstellung entnahmen, den König im Lichte seiner Zeit gezeichnet, sein Verhältniß zur deutschen Nation und zum deutschen Reiche dargethan und ausgeführt, wie die Deutschen von damals, und namentlich seine Unterthanen sein Walten und Thun ansahen. — Die günstigste Beurtheilung erfuhr Friedrich II. außer von den ergebensten Werkzeugen eines Großpreußenthums in Deutschland durch den Engländer Carlyle, doch wird sein Werk als oberflächlich und im Grunde unbedeutend wenig Anklang finden. — Das Verhältniß Friedrich's zu Polen hat Schmitt in seinem Buche: „Frédéric II., Catherine II. et le partage de la Pologne" ausgeführt und in demselben Anschauungen vertreten, die auch Waitz in der historischen Zeitschrift von Sybel ausgesprochen hat.

Maria Theresia. — Nach dem trefflichen Werke von Ad. Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia. 1855. — Maria Theresia. Eine sehr markige Darstellung des gewaltigen Talentes, der Herrschertugenden, des umfassenden Geistes und edlen Wesens der großen Kaiserin und trefflichen Frau findet sich in Gfrörer's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, welche als nachgelassenes Werk von J. B. Weiß herausgegeben ward. Das Buch zeichnet sich, wie alle Werke des berühmten Verfassers, durch Originalität der Auffassung und tiefes Eindringen in die geheimen Gänge der Ereignisse aus und vernichtet manche eingebürgerte Irrthümer und Lügen, welche hauptsächlich von politischen und confessionellen Feinden Oesterreichs gepflegt und verbreitet werden.

Der siebenjährige Krieg. — Nach Wernicke, Gesch. d. Welt. III. Abth. Neuere Zeit.

Reichskriegswesen im 18. Jahrhundert. — Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. I. Bd.

Folgen des siebenjährigen Kriegs. — Nach Höfler a. a. O.

Der Hof Ludwig's XV. — Nach Becker-Löbell, Weltgesch. XI.

Die erste Theilung Polens nach Janssen: Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Diese Schrift beruht vorzugsweise auf: Vetera Mon. Poloniae et Lithuaniae etc. ab A. Theiner. Tom IV. (Romae 1864), doch ist in ihr auch die sonstige neuere Literatur benutzt, so daß sie als das Ergebniß der Forschungen in den wichtigsten Archiven, die erst in der jüngsten Zeit zugänglich wurden, dasteht.

Gustav III. von Schweden. — Nach H. Leo, Handbuch der Universalgeschichte IV.

Aufhebung des Jesuitenordens. — Nach K. A. Menzel a. a. O. mit Ergänzung nach Alzog's Universalgesch. d. christl. Kirche.

Die Illuminaten. — K. A. Menzel a. a. O.

Die Philosophie in Deutschland. — Wolfg. Menzel, Gesch. der Deutschen. IV. (5. Aufl.).

Theater und Roman in Deutschland. — Wolfg. Menzel a. a. O.

Die Fürstin Gallitzin und ihr Kreis zu Münster. — Fr. Perthes Leben I, 87. Bekanntlich hat Katerkamp eine ausführliche Biographie gegeben. Ein schöner Art. von L. Schücking: „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde" steht im Rhein. Jahrb. 1840.

James Cook, der Entdecker. — Nach Becker-Löbell a. a. O.

Joseph II. Reformen. — Zu Grund liegt Kiesel's treffliche Darstellung, Weltgesch. III. Vgl. K. A. Menzel VI, 124. Höfler, Genesis (gleichfalls sehr gelungen), Wetzer-Welte Bd. V.

Ursprung der französischen Revolution. — Nach Ritter's Handbuch der Kirchengesch. II., woselbst mit Recht die moralischen Ursachen des Unglaubens und Sittenverderbens mehr als die materiellen betont werden. Jarcke (Verm. Schriften III. 44) verweist in diesem Sinne auf das gründliche, von den neueren Geschichtschreibern der Revolution vernachlässigte Werk: Neue Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 6 Bde. Leipzig 1827. (Anonym, von General v. Schütz).

Mirabeau und Sieyès. — E. Arnd, Gesch. der französ. Revolution I. Wenige Darstellungen der französ. Revolutionsgeschichte sind frei von der Tendenz, das Princip der Revolution zu beschönigen. Solche Bücher, wie von Mignet und Thiers, entsprechen freilich dem revolutionären Zug unserer Zeit, aber die Wahrheit ist nicht in ihnen. Unter den deutschen Darstellungen verdient diejenige von Arnd einem größeren Leserkreise mit Recht empfohlen zu werden.

Die Beschlüsse vom 4. August 1789. — Nach E. Arnd a. a. O.

Der Zug nach Versailles. — Nach Dahlmann, Gesch. der französischen Revolution. (3. A.).

Der Jacobinerclub. — E. Arnd a. a. O.

Königsmord an Ludwig XVI. — H. Leo, Lehrb. der Universalgesch. V.

Civilconstitution und Priestermord. — Nach E. Arnd a. a. O. II., Lamartine's Gesch. der Girondisten, Carron's Glaubensbekenner, bei Gams, Freib. Kirchenlex. IX.

Revolutionsscenen zu Lyon. — von Raumer, Geschichte Europa's, Bd. VIII.

Untergang der Gironde. — Arnd a. a. O.

Die Religion der Freiheit. — H. Leo a. a. O.

Die Schreckensregierung. — Nach K. A. Menzel, Gesch. der neueren Zeit I., hinsichtlich der Auffassung noch immer eine der besten Darstellungen des Revolutionszeitalters. Vgl. Raumer a. a. O. VIII.

Cultur der Revolution. — E. Arnd und F. v Raumer a. a. O.

Frankreich's Zustände nach der Revolution. — Nach A. Maza's Gesch. d. französ. Revolution. Deutsch von Scherer.

Kosciusko und Polens Untergang. — Nach Havemann, Handbuch der neueren Gesch. III., ein in der Regel gründliches, gut erzählendes Buch, das vor den meisten ähnlichen Geschichten der neuern Zeit den Vorzug verdient.

Napoleon Bonaparte. — Nach Böttiger, Weltgesch. in Biogr. VII., worin die Biographie Napoleon's eines der besten Kapitel ist.

Bonaparte's Zug nach Egypten. — Schlosser, Weltgesch. 18. Bd.

Der Papst und Napoleon. — Nach dem kirchenhistorischen Lehrb. von Alzog und Robitsch. — Wer über eine populäre Darstellung — wie sie für unsern Zweck nöthig war — hinaus sich belehren will, ist auf Scharpff, Vorles. über neuere Kirchengesch. I, 55, und auf die schöne Darstellung: Napoleon und Pius VII., in Ranke's histor. polit. Zeitschrift, I, 628 zu verweisen. (S. auch dess. die röm. Päpste III, 77 ff. 4. Aufl.). Hier wird von Napoleon's Religiosität folgendermaßen geurtheilt: „Gewiß, selten hat ein Fürst alle positive Religion mit einer so selbstbewußten Gleichgültigkeit, so entschieden als etwas ihm Aeußerliches, als Material und Hülfsmittel angesehen. Er erklärte sich für das Christenthum, nicht weil es von göttlichem Inhalt sei, sondern weil es diene, die Menschen im Zaum zu halten, sie gute Sitten lehre, und ihren Hang zum Wunderbaren befriedige. Er hätte sich für Confucius und Mahomed so gut erklärt, wie für Christus. In Egypten, sagte er, war ich ein Mahomedaner, in Frankreich bin ich ein Katholik. In dem

Moment, daß ihm die Zügel der Regierung zufielen, hätte er vielleicht eben so gut den Protestantismus ergreifen können. Er wählte den Katholizismus, nicht weil er ihm besser geschienen hätte, sondern weil die Mehrzahl der Franzosen diesem Bekenntniß entweder noch anhing, oder leicht wieder zu demselben zu bringen war; er that es auch noch aus einem anderen Grunde, weil der Katholizismus den Papst hatte. Und warum dieß? „Ich verzweifelte nicht," sagt er, „durch ein oder das andere Mittel die Leitung dieses Papstes an mich zu bringen, und alsdann welch' ein Einfluß!" — Der Papst und Napoleon. — Erweitert wurde dieser Artikel nach: Henke, Papst Pius VII., einem recht anmuthigen und streng objektiv gehaltenen Schriftchen.

Die Säkularisation in Deutschland. — Nach Ritter u. W. Menzel.
Ende des deutschen Reiches. — W. Menzel.

B. J. Römer-Büchner, die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser zu Frankfurt a. M. 1858. — Soeben erschien das Prachtwerk von Dr. F. Bock, die Kleinodien des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nebst den Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei und ihrer formverwandten Parallelen. Auf allerhöchsten Befehl gedruckt in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien 1864. Mit Recht kann man von dem Werke sagen: „Wie es die Kleinodien des deutschen Reiches zum Inhalt hat, so soll es selber ein Kleinod sein, ein Kleinod der graphischen Künste und der archäologischen Wissenschaft, auf daß es eine Ehre der Nation sei, deren alterthümliche Ehrendenkmale es vor Augen stellt.
Horatio Nelson. — Havemann.
Stein und Scharnhorst. — H. Leo.
Andreas Hofer. — Nach Wolfg. Menzel's Gesch. Europa's II.
Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. — Nach Böttiger a. a. O.
Charakterzüge Napoleon's. — Nach Droysen, Hazlitt u. A.
Willkürherrschaft Napoleon's. — Histor.-polit. Bl.

Der Feldzug nach Rußland 1812. — Nach J. H. Schnitzler, Gesch. des russ. Reichs. Leipzig 1855.
Deutschlands Befreiung. — K. A. Menzel, Gesch. d. neuern Zeit.
Der Congreß zu Wien. — Nach Varnhagen v. Ense.
Die Schlacht bei Waterloo. — Nach Kohlrausch.

Napoleon's Tod. — Nach Laurent's Gesch. Napoleon's, einer sonst übertrieben bonapartistischen Darstellung.

Der heilige Bund. — E. Arnd, Gesch. der letzten 40 Jahre. I.

Die Restauration in Frankreich. — Nach Bumüller, Gesch. der neuesten Zeit, und Kiesel, Weltgesch. III.
Dr. Theodor Menge, Graf Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. — Der Verfasser dieses sorgfältig gearbeiteten Lebensbildes gehörte in seiner Jugend noch in den Kreis der gräflichen Familie und konnte daher die Farben eigener Anschauung auftragen. Dazu hatte er das Glück, aus den hinterlassenen Papieren Kellermann's sowie mehreren in dessen Nachlaß befindlichen ungedruckten Briefen und Aufsätzen Stolbergs schöpfen zu können.

Die Katholikenemancipation in England. — Nach Scharpff, Vorles. über die neuere Kirchengesch. II., und Ritter's Handbuch II., worin dieses Kapitel besonders gediegen. Vgl. Schrödl: „O'Connell" im Freib. Kirchenl. VII. und E. Arnd Gesch. d. letzten 40 Jahre I, 373. II, 256. — Katholikenemancipation in England. — Siehe oben: Streiflichter auf die Reformation in England.
Die belgische Revolution. — Nach Scharpff a. a. O. Die Frage: „Welchen Antheil haben die Katholiken an dem Aufstande gegen Holland genommen?" ist gut beantwortet von E. Michelis im Freib. Kirchenl. XII. (Ergänzungsbd. Art. „Belgien.")

Louis Philipp, der Bürgerkönig. — Nach E. Arnd und Wernick a. a. O.

Der Sonderbundskrieg. — Nach W. Menzel, deutsche Geschichte V. Vgl. dessen Gesch. d. letzten 40 Jahre. II.

Die Februarrevolution. — Nach Wernicke a. a. O.

Aeußerer Ursprung und Verlauf des Irvingianismus. — Jörg, „Geschichte des Protestantismus in seiner neusten Entwicklung". Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Buch, welches bei seinem Hervortreten die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, mit den Jahren noch an Werth gewinnen wird, da es ein schätzenswerthes Quellenwerk für die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist. Sein Inhalt ist so mannigfach, wie die Zeitströmungen innerhalb der aus der Reformation unmittelbar hervorgegangenen Bekenntnisse, welche wie Schößlinge aus der von den Wellen hin und her getriebenen Wurzel einer Wasserpflanze entsprossen. Die Behandlung des Gegenstandes ist höchst geistvoll, ohne sich jedoch von den gegebenen Thatsachen zu entfernen. Wer das innerste Wesen des Protestantismus klar erkennen will, der findet in der Darstellung seiner neusten Entwickelung die besten Aufschlüsse.

Schöppner, Alexander,

Charakterbilder der allgemeinen Geschichte nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung alter und neuer Zeit ; den Studirenden höherer Lehranstalten, sowie den Gebildeten aller Stände gewidmet
Bd.: 3

Schaffhausen 1866